Digitized by Google

Digitized by Google

Die
Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

J. Kuranda.

Vierter Jahrgang.

I. Semester. I. Band.

Leipzig,
Friedr. Ludw. Herbig.
1845.

Digitized by Google

BIBLIOTHÈQUE
DE L'UNIVERSITÉ
DE GAND

Digitized by Google

Inhalt.

Erster Band.

Was hat Preußen von den nächsten Provinzial-Landtagen zu erwarten? Von B. S. G. Seite 1. — Belgien und die politischen Flüchtlinge. Von I. Kuranda. S. 8. — Skizzen aus der innern Verwaltung Oesterreichs. I. Die Zollfrage in Oesterreich. S. 17. — Karl Beck. Eine literarische Skizze von I. Kaufmann. S. 28. — Tagebuch: Gegen Lewald und seine Europa. S. 38. — Correspondenzen aus: Berlin, S. 43. — Wien, S. 45. — Paris, S. 49. — Notizen. S. 51. —

Die Lampe, ein uraltes Mährchen. Von M. H. von Gelbern. S. 53. Ein Zweckessen in Wien am 23. December 1844. S. 63. — Die deutsche Bühne. Ein trauriges Lustspiel. Von Eduard Boas. S. 71. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Berlin, 1 u. 2. S. 83. — Wien, S. 87. — Hamburg, S. 93. — Jena und Halle, S. 95. — Notizen. S. 96. —

Skizzen aus der innern Verwaltung Oesterreichs. II. Die technischen Centralbehörden in Wien. S. 101. — Das Duell auf den deutschen Universitäten. Von W. Friedensburg. S. 114. — Das Museum in Leipzig. S. 124. — Moritz Hartmann. (Kelch und Schwert.) Von I. Kaufmann. S. 128. — Tagebuch: Correspondenzen aus Frankfurt a. M., S. 133. — Wien, 1 u. 2. S. 137. — Berlin, S. 143. — Das Urbild des Tartüffe, von Gutzkow. S. 146. — Notizen. S. 147. —

Die preußischen Provinziallandtage. Von W. Lüders. S. 149. — Zwölf Tage im Gefängniß. Aus einem Privatschreiben Josef Rank's. S. 158. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Berlin, 1 u. 2. S. 182. — München, S. 189. — Notizen. S. 191. —

Münchner Skizzen. Von Hermann Marggraff. I. u. II. S. 197. — Großes Lever beim Satan. Von Baron Brambeus (O. I. Senkowski.) S. 215. — Tagebuch: Correspondenz aus Wien. S. 233. — Zur Sittengeschichte der neuesten Philosophie: Max Stirner, der Einzige und sein Eigenthum. S. 239. — Notizen. S. 242. —

Deutsche Scenen aus dem vorigen Jahrhundert. Nach italienischen Familienpapieren, von F. Gustav Kühne. I. u. II. S. 245. — Münchner Skizzen. Von Hermann Marggraff. III. S. 260. — Die Franzensveste bei Brixen. Aus dem Tagebuche eines reisenden Militairs. S. 271. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Wien, S. 275. — Berlin, S. 279. — Journalistik in München. S. 284. — Die Schattenseiten der Düsseldorfer Kunstwelt. S. 286. — Notizen. S. 288. —

Digitized by Google

Aristophanes und ein Wiener Localdichter. Von Ludw. Aug. Frankl und Ad. Schmidl. S. 293. — Deutsche Scenen aus dem vorigen Jahrhundert. Nach italienischen Familienpapieren, von F. Gustav Kühne. 3 und 4. S. 298. — Die Opposition und die öffentlichen Zustände in Würtemberg. S. 319. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Paris, S. 326. — Berlin, 1 und 2. S. 330. — Wien, S. 335. — München, S. 339. — Herr Lewald und seine Polemik. S. 341. —

Die Marquise von Billette. (Aus Dresden.) S. 349. — Deutsche Scenen aus dem vorigen Jahrhundert. Nach italienischen Familienpapieren, von F. Gustav Kühne. 5. S. 354. — Kurze Uebersicht der neuesten Erscheinungen der historischen Literatur. Von Dr. K. Haltaus. S. 376. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Paris, S. 383. — Wien, S. 388. — Dresden, S. 392. — Notizen. S. 394. —

Deutsche Scenen aus dem vorigen Jahrhundert. Von F. Gustav Kühne. 7. S. 397. — Hamburger Skizzen. I. S. 410. — Politische Gespräche in Wien. Von einem Preußen. S. 419. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Paris, S. 427. — Berlin, S. 430. — Wien, S. 433. — München, S. 438. — Schlesien, S. 441. — Notizen. S. 442. —

Die Landtagspropositionen und die öffentliche Meinung in Preußen. Von W. Lüders. S. 445. — Baltische Schildereien. Von Ao. Bs. I. Die Nordspitze Kurlands. S. 456. — Die magyarische Presse gegen die deutsche. Spätherbst 1844. S. 472. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Wien, S. 469. — Breslau, S. 477. — Notizen: S. 480. —

Johannes Rösing. Von W. Lüders. S. 483. — Baltische Schildereien. Von Ao. Bs. II. Schloß Dondangen. S. 496. — Münchner Skizzen. Von Hermann Marggraff. IV. S. 506. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Wien, S. 520. — Berlin, S. 523. — Hamburg, S. 527. — Notizen. S. 528. —

Der erkaufte Henker. Ein Lebensbild aus Amerika, von Fr. Gerstäcker. S. 531. — Die preußischen Provinzialstände und die Reichsstände. Von W. Lüders. S. 554. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Paris, S. 559. — Breslau, S. 562. — Berlin, S. 564. — Dresden, S. 569. — Notizen. S. 572. —

Rede an die Freimaurer von Ludwig Börne. S. 575. — Ungarische Skizzen. I. Von einem Deutschungar. S. 582. — Ueber die Lügen unserer Zeit. I. u. II. Von Dr. Gottfried Cohen. S. 587. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Kiel, S. 595. — Wien, 1. u. 2. S. 600. — München, S. 606. — Breslau, S. 609. — Das Bollwerk von Tyrol. Reiseerinnerung von Bernd von Guseck. S. 613. — Ein deutscher Krieger, von Bauernfeld, auf der Leipziger Bühne, S. 615. — Notizen. S. 618. —

Digitized by Google

Was hat Preußen von den nächsten Provinzial-Landtagen zu erwarten?

Mit dem neuen Jahre wird auch ein neues parlamentarisches Leben in Preußen beginnen. Davon ist die Regierung, davon ist die ganze Nation überzeugt. Um aber die modernen Verhältnisse und Zustände der preußischen Monarchie richtig beurtheilen zu können, muß man auf die früheren Regenerations-Gesetze, wodurch das Feudal-System in seinen Grundfesten erschüttert und vernichtet worden ist, zurückgehen. Durch die Gesetzgebung von **1807 bis 1814** hat der preußische Staat eine neue, eine veränderte sociale Basis erhalten. Das Grundeigenthum ist von seinen Fesseln befreit und dem freieren Verkehr übergeben worden; die Rittergüter sind dem Erwerbe eines jeden Staatsgenossen frei gestellt, die Besitzungen der Bauern freies Eigenthum geworden; beide können dem Bedürfnisse gemäß parcellirt, oder mehr arrondirt werden. Die Gewerbefreiheit ward jedem Einwohner des Staates zugesichert *). Die Autonomie der Städte ist innerhalb billiger Grenzen durch die alten und neuen Städte-Ordnungen im ganzen Königreiche anerkannt; und wenn auch die östlichen Provinzen noch immer auf die Ertheilung einer Communal-Ordnung für das platte Land harren, so haben die Bauergüter durch die eingeleiteten und zum größeren Theil vollzogenen Ablösungen sich der Selbständigkeit zu erfreuen. Dazu kommt die allgemeine Schul- und Wehrpflicht, wodurch alle Staatsgenossen geistig und körperlich ausgebildet werden. Die Patrimonialgerichtsbarkeit, der eximirte Gerichtsstand und mehrere andere Vorrechte sind jedoch noch nicht im ganzen Staate verschwunden; es ist, als sollten diese

*) Nur den Schriftstellern blieb sie durch ein anomales, von den Provinzialständen noch nicht begutachtetes Verfahren entzogen.

Ueberbleibsel des Mittelalters dazu dienen, um das Volk noch lebhafter an die früheren Fesseln zu erinnern. Und wahrlich, diesen Zweck erfüllen sie vollständig! —

Nach dem allgemeinen Frieden hat man die nationale Entwickelung, welche die nothwendige Folge der neuen Umänderungen ist und naturgemäß nicht eher ru en kann, bis sie den ganzen Kreislauf vollendet hat, dadurch aufzuhalten gesucht, daß man die Vertretung der Nation nur den Grundeigenthümern zugestanden und noch obendrein den Besitzern der Rittergüter ein großes Uebergewicht über den grundbesitzenden Bürger- und Bauernstand eingeräumt hat. Aber auch eine solche Repräsentation war dem damals allmächtigen Beamten-Stande zu lästig, und man beschloß, blos eine Vertretung nach Provinzen einzuführen. Dadurch hat man zwar auf zwanzig Jahre, und so lange Friedrich Wilhelm III. lebte, sich Ruhe verschafft, aber die Provinzen erstarkten sichtbar, und wie jede unwillkürlich zur Einheit strebt, so auch die provinziale Vertretung Preußens. Was Wilhelm von Humboldt schon bei Errichtung der Provinzial-Stände mit tiefem Kennerblick und wahrer prophetischer Gewißheit, aber fruchtlos und nur tauben Ohren predigend, vorhersagte, steht nun auf dem Punkt, sich zu verwirklichen. Das wie wissen wir allerdings nicht, aber daß eine ständische Einheit nicht mehr in Preußen zu umgehen ist, davon sind unsere meisten Staatsmänner jetzt wohl überzeugt. Und nicht blos die öffentliche Meinung, der innerste Wunsch der Nation, sondern auch positive Gesetze, welche man nicht länger mehr umgehen kann, machen jene neue Phase unserer Staatsentwickelung nothwendig. Wir wollen davon nur zwei hervorheben.

Nach dem Gesetz vom 17. Januar 1820 ist ein Normalbudget von 50,863,150 Thalern von dem verstorbenen König festgesetzt worden, das ohne Einwilligung der künftigen Reichsstände eben so wenig überschritten, als die abgeschlossene Nationalschuld vermehrt werden darf. Nach dem neuesten Haupt-Finanz-Etat werden aber provinziallandständlich von der Nation jährlich 57,677,194 Thaler, mithin 6,874,044 Thaler mehr erhoben. Und wenn man sich auch mit dem Vorgeben entschuldigen mag, daß die Bevölkerung des Staats in einem viel größeren Verhältnisse seit der Erlassung jenes Gesetzes sich vermehrt habe, und daß in constitutionellen Staaten die Lasten weit höher als in Preußen gestiegen seien, so bleibt immer eine formelle

Digitized by Google

Verletzung des Gesetzes übrig, die für die höheren Staatsbeamten um so bedenklicher ist, als noch keine Reichsstände vorhanden sind, um ihnen eine Indemnitäts-Bill zu votiren.

Das zweite wichtige Gesetz, welches das fernere Regime formell beinahe unmöglich macht, ist das vom 5. Juni 1823, nach welchem, so lange keine allgemeinen Stände eingeführt sind, alle allgemeinen Gesetze, welche Umänderungen in den Eigenthums- und Personenrechten, so wie in den Steuern bezwecken, der Begutachtung aller Provinzial-Stände vorgelegt werden müssen. Man denke sich also acht ständische Versammlungen, welche über dasselbe Gesetz ihre Denkschriften und Gutachten einsenden. Welcher unermeßliche Ocean von Bemerkungen und Wünschen, welcher bunte Conflict von Anträgen und Bitten! Wo wäre wohl der kühne Schiffer zu finden, der es verstände, ohne zu stranden, glücklich hindurch zu segeln? Größere Gesetze sind unter der strengen und gewissenhaften Beobachtung dieser formellen Garantien, wie die Erfahrung gezeigt hat, gar nicht, oder nur sehr schwer durchzuführen. Die allgemeine Gewerbe-Ordnung *) ist schon vor sieben Jahren von allen acht Provinzial-Landtagen gründlich und umfassend begutachtet, aber noch nicht veröffentlicht worden. Welche Kämpfe und Meinungsverschiedenheiten der Entwurf zum Strafrecht veranlaßt hat, ist uns Allen noch in frischem Andenken.

Zwar sollten die Central-Ausschüsse die Abweichungen unter den verschiedenen Provinzen ausgleichen und zur Einheit vermitteln, aber auch dieses Institut, das nicht eines Schattens von parlamentarischer Selbständigkeit sich zu erfreuen hatte, fand man zu lästig und versammelte dessen Mitglieder nicht wieder. Ueberhaupt schienen die Provinzial-Stände nicht eben geneigt zu sein, die ihnen gesetzlich zustehenden Vorrechte ihren Ausschüssen zu übertragen. Als die Regierung den Wunsch ausdrückte, die Ausschüsse möchten die in der bestimmten Frist nicht abgemachten Arbeiten beendigen, protestirten alle acht Provinzial-Landtage ohne Ausnahme dagegen, so daß die Regierung bei dieser Einstimmigkeit sich zu der Erklärung bewogen sah, daß durch diese neue Einrichtung die Schmälerung ihrer Rechte nicht gemeint sei.

*) Dieser Gesetzentwurf sollte schon deshalb von Neuem den Ständen vorgelegt werden, weil inzwischen ein Thronwechsel stattgefunden und sich die Verhältnisse der Industriellen seitdem wesentlich verändert haben.

Digitized by Google

So stehen nun die Sachen in Preußen: die Provinzial-Stände wollen von ihren Vorrechten nicht ablassen und die Regierung kann durch die Ausschüsse allein zur ständischen Einheit nicht gelangen.

Eine Vermittlung ist ohne eine tiefer gehende Verstimmung nur dadurch zu erzielen, daß man den Reichsständen außer den oben genannten, in dem Grundgesetz vom 5. Juni 1823 garantirten Befugnissen, noch größere Rechte, wie in anderen modernen Staaten bereits geschehen ist, einräumt und die acht Provinzial-Versammlungen für ihre Verluste etwa dadurch einigermaßen entschädigt, daß man ihnen nach altgermanischer Sitte die Präsentation der Candidaten zu den obersten Richterstellen einräumt. Dadurch würden bei dem obersten Gerichtshofe, wo das Recht im Wege des Erkennens seine Vollendung erhält, alle Provinzen gleichmäßig repräsentirt werden und das Volk zu seinen Entscheidungen größeres Zutrauen, als jetzt der Fall ist, fassen. Diese Einrichtung muß um so billiger und gerechter erscheinen, als zur Entscheidung in höchster Instanz, zumal wenn es sich um politische Streitigkeiten und fiskalische Processe handelt, es eben so viel auf Unabhängigkeit und Charakterfestigkeit, als auf Rechtskenntnisse ankommt.

Die Regierung soll, wie es allgemein heißt, um diese Vermittelung herbeizuführen, selbst die Initiative, was wir nur loben können, ergreifen wollen. Wir wünschen aber in ihrem wohlverstandenen Interesse, daß sie dem Bedürfnisse der Neuzeit freiwillig mit freigebiger Hand entgegenkomme und nicht den oft gescheiterten Versuch erneuern möge, mit furchtsamer Halbheit das Minimum der Zugeständnisse abzuzirkeln. Denn nur der ist wahrhaft stark und mächtig, welcher der Vernunft und den gerechtfertigten Wünschen der Gegenwart am nächsten steht. Man hat in neuester Zeit mit den Begriffen monarchischer und Volks-Souveränetät eine Art Schachspiel getrieben, welches, nach einem bekannten Wort, für ein Spiel zu ernsthaft und für Ernst zu spielerisch ist. Souvereäntät, wenn sie nicht ein leerer Schall sein soll, muß auf Macht sich stützen. Macht jedoch hängt von der richtigen Stellung ab, welche man in seiner Zeit zu nehmen versteht. Eine Regierung, welche die Zustände der Gegenwart nicht gründlich studirt hat und richtig auffaßt, wird immer ohnmächtig sein, wenn sie sich auch noch so viel Mühe gibt, ihre vermeintlichen Prärogative auf dem Papiere festzuhalten. Eben so würde ein Volk sicherlich in's

Digitized by Google

Verderben rennen, wenn es seine Stellung überschätzte. Letzteres ist jedoch in Deutschland nicht zu fürchten, wenn man die Dinge nicht auf die Spitze treibt. Ueberall in Deutschland wird die Nothwendigkeit der monarchischen Gewalt als Regierungs-Einheit anerkannt. Das Volk oder vielmehr die gebildeten Klassen, welche allein eines klaren Zweckes sich bewußt sind, fordern nur ihre Zuziehung bei der Abfassung der Gesetze, ein Recht, das die Stände schon vor Tausend Jahren unter Karl dem Großen in Deutschland besaßen, und eine kräftige Controle der Verwaltung, die am sichersten und billigsten nur durch ein öffentliches Staatsleben und eine geordnete Freiheit der Presse zu erreichen ist. Darüber sind unter den redlichen Staatsgenossen die Stimmen schon längst einig, und man schadet sich offenbar selbst, wenn man noch länger ansteht, diesen Wünschen zu genügen, und die Friedensjahre unbenutzt verstreichen läßt.

Die wechselseitigen Rechte der Regierung und des Volkes zu verbriefen, damit darüber kein Zweifel obwalte, ist eine alte germanische Sitte, und nur die Polizeigewalt, welche allein die klarsten Gesetze zu umgehen stets bemüht war, ist eine „welsche", deutscher Redlichkeit unwürdige Erfindung. Ein solcher Mißbrauch der Gewalt, der eine, schon tief gehende Verstimmung erzeugt hat, sollte vom deutschen Boden auf immer verschwinden, und dabei können nur beide Theile, der Thron und die Nation, gewinnen. Es ist bei aller Anstrengung schwer begreiflich, wie man eine solche Neigung des deutschen Volkes, seine Rechte klar und fest verbrieft zu sehen, bis jetzt so sehr verkennen konnte, da es doch von selbst einleuchtend ist, daß, wer seine eigenen Rechte festgestellt sehen will, stets von dem Wunsche beseelt wird, auch die Rechte Anderer zu achten.

Daß die preußische Regierung selbst auf den nächsten Landtagen Schritte thun wird, um eine ständische Einheit, die sie nicht mehr entbehren kann, herbeizuführen, kann als ausgemacht angesehen werden, und wir wünschen im Interesse der Regierung, wie gesagt, nur, daß es nicht ein transitorisches Flickwerk sein möge, welches die Nation mehr verstimmt als beruhigt. Da die bloße weitere Entwickelung der jetzt bestehenden Ausschüsse, wie die Königsberger Stände gebeten haben, nicht zum Ziele führen dürfte und der Regierung, so lange die Provinzial-Stände nicht ihre Vorrechte aufgeben, in legislatorischer und finanzieller Beziehung immer die Hände gebunden blei-

ben, so wird wohl, so sehr man sich auch dagegen sträuben möge, nichts Anderes übrig bleiben, als im gemeinschaftlichen Einverständniß ein klares und bündiges Grundgesetz abzufassen, wozu Deutschland nicht zu verachtende Muster bereits geliefert hat. Das Eine oder das Andere wird auf den nächsten Landtagen gewiß versucht werden; daß man diesmal schon zum Ziel gelangen wird, ist bei dem heftigen Widerstreben der Ansichten und dem bunten Kampf der Interessen kaum zu glauben. So viel kann nur mit höchster Wahrscheinlichkeit vorausgesagt werden, daß man durch die bevorstehenden parlamentarischen Verhandlungen diesem Ziele, wenn man es auch nicht vollständig erreicht, bedeutend näher rücken wird. Daß aber dasselbe in wenigen Jahren erreicht werden muß und wird, diesen Glauben halten wir fest. „Es führt kein anderer Weg nach Küßnach."

Eine andere, sehr bedenkliche Frage ist jedoch die: ob von den gegenwärtigen Ständen angenommen werden könne, daß sie von der Nation zur Abfassung eines Grundgesetzes hinreichend bevollmächtigt seien? Nach dem Gesetz vom 22. Mai 1815, das unmittelbar nach dem ersten Friedensschlusse erlassen wurde, zur Belohnung für die unerhörten Aufopferungen, welche das Volk in dem Befreiungskampfe der Dynastie gebracht hatte, sollte eine Vertretung des Volkes eingeführt werden. Statt dessen hat man aber eine bloße Vertretung des Grundeigenthums beliebt. Oder gibt es wohl Jemand, der behaupten wollte, die Grundeigenthümer allein repräsentiren das Volk? Die Grundeigenthümer, welche obendrein durchschnittlich hoch verschuldet sind, und denen mithin nur ein Theil ihrer Besitzungen als freies Eigenthum gehört. Die Vervollständigung des Wahlrechts muß der Abfassung des Grundgesetzes ohnstreitig vorangehen. Wenn die jetzigen Provinzial-Stände wirklich von dem Geiste der strengsten Gerechtigkeit gegen ihre Mitbürger beseelt sind und keine Sonderinteressen, die sich in unsern Zeiten doch nicht mehr aufrecht erhalten lassen, mit mehr Beharrlichkeit als Einsicht verfolgen; wenn sie ihren Kindern und Nachkommen einen gesetzlich geordneten und auf Vernunft basirten Rechtszustand hinterlassen wollen; wenn sie der jetzigen Verstimmung in ihrem und im Interesse der Krone auf immer ein Ende zu machen ernstlich beabsichtigen, so werden sie an ein so wichtiges Geschäft nicht eher gehen, bevor sie sich nicht aus der Gesammtnation ergänzt und verstärkt haben. Die letzten Landtags-Abschiede,

Digitized by Google

in welchen man ihre wichtigsten Anträge selbst ohne Angabe von Gründen zurückgewiesen hat, werden ihnen hinreichend gezeigt haben, mit welcher Beharrlichkeit der preußische Beamten-Stand seine herrschende Stellung zu vertheidigen entschlossen ist. Nur die Vertreter der ganzen Nation, nicht aber blos die des Grundeigenthumes, vermögen einem so intelligenten und erfahrnen Beamten-Stand, wie der preußische unstreitig ist, das Gleichgewicht zu halten. Erfolgt eine Erweiterung des ständischen Elements nicht, so werden die Staatsbeamten, denen die Ausführung der Gesetze einmal übertragen werden muß, sich immer im Besitz einer factisch überwiegenden Macht befinden. Die preußischen Provinzial-Stände haben doch trübe Erfahrungen genug gemacht, um endlich hierin zur Klarheit und Evidenz gelangt zu sein. Das Schicksal ihrer ständischen Vorfahren, welche von der Büreaukratie besonders deshalb niedergekämpft wurden, weil sie blos einseitige Interessen verfolgten und, statt das Volk zu erheben, es durch die Leibeigenschaft niederdrückten, sollte ihnen stets lebhaft vor Augen schweben. B. S. G.

Belgien und die politischen Flüchtlinge.

Freiligrath und Heinzen. — Waaren und Personen. — Abbate Gioberti und die italienische Priesterschaft. — Das doppelte Rom. — Die französischen Flüchtlinge. — Fransquillons. — Die Deutschen. — Dr. Breyer und die preußische Amnestie. — Professor Ahrens und Hannover. — Was die deutschen Regierungen nicht erspähen. — Die Polen. — Lelewel und Skrzynecki. — Rußland und Oesterreich. — Moskowitische Legitimität. — Die russische Rache und Belgien.

Wir haben Alle geglaubt, die Zeit der politischen Flüchtlinge sei in Deutschland vorüber, da heißt es plötzlich: Freiligrath ist nach Belgien, Karl Heinzen ist nach Belgien!

Ob man Freiligrath wirklich an den Leib gegangen wäre? Gewiß hätte ein männlicher Humor darin gelegen, dies abzuwarten. Allein Freiligrath ist Westphale, Kassel ist so nahe! Er dachte an das Schicksal eines politischen Gefangenen in Deutschland — und reiste lieber schnell über die Grenze. Diese Abreise ist ein stilles „Glaubensbekenntniß", welches Berlin ein schlimmeres Kompliment macht, als das öffentliche, gedruckte. Es ist ein Glück, daß die beiden erwähnten Schriftsteller nach dem Abschluß des Vertrages zwischen Belgien und dem Zollverein sich nach Brüssel gewendet haben. Wäre es früher geschehen, so hätte vielleicht irgend ein betriebsamer Diplomat dadurch Veranlassung genommen, die Zollverhandlungen mit Belgien auf das politische Gebiet hinüberzuziehen, und einzuführende Waaren und auszuliefernde Personen würden vielleicht in Verbindung gebracht worden sein und die Verhandlungen hätten eine lange Verzögerung, wenn nicht vollständigen Schiffbruch erlitten.

Denn zu den vielen anerkennungswerthen Eigenschaften, welche Belgien seit 1830 an den Tag gelegt hat, ist auch die Ausübung der Gastfreundschaft zu zählen, welche es gegen die unglücklichen politischen Flüchtlinge übte, die in der ersten Hälfte des vorigen Decen-

Digitized by Google

niums aus Deutschland, Italien, Polen und Frankreich, heimathlos durch die Welt irrten. Ein kleiner Staat, kaum noch seiner eigenen Existenz sicher, kaum in Ordnung mit seinem eigenen Haushalte, hat sich an die Seite der beiden größten und reichsten Mächte Europas gestellt, und gleich England und Frankreich hat er gesagt: Kommt herbei, ihr armen Opfer eurer Ueberzeugungen; ob ihr geirrt, ob nicht, wir fragen nicht, in unserm Lande seid ihr sicher, an unserm Tische sollt ihr Brod finden; hier, nehmt von unserm Ueberflusse und genießet der Ruhe und der Freiheit unserer Gesetze. Mit kaum achtzig Millionen Franken jährlicher Staatseinkünfte hat Belgien, gleich England und Frankreich, jenen Flüchtigen, die seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen herbeiströmten, als seine Kostgänger betrachtet und ihnen tägliche Subsidien gezahlt. Weder Furcht vor einem mächtigen Nachbar, noch Mißtrauen gegen die von fremden Hitzköpfen in Belgien selbst möglichen Anzettelungen zum Aufruhr, hat es abgeschreckt, seine Freistätte zu öffnen, während doch weit mächtigere und selbständigere Staaten ihr Herz egoistisch zusammenschnürten und ihre Pforten mitleidslos verschlossen, oder höchstens einen raschen Durchzug — welche Großmuth! — den Unglücklichen gestatteten. Noch bis auf diesen Augenblick hat Belgien mit keinem seiner Nachbarn ein Cartel selbst gegen Militärflüchtlinge geschlossen.

„Gott lohn's! Gott gebe Euch tausendmal so viel!" — sagt der Arme, dem man ein Almosen reicht. Und wahrlich, Gott hat es Belgien gelohnt; in würdigem Selbstbewußtsein kann es zu gewissen Nachbarn sagen: Seht, ich gab ihnen Heimath, Schutz und Brod — und doch gedeihe ich, und mein Frieden, meine Ruhe blieben ungestört.

Die Zahl der in Belgien lebenden Flüchtlinge hat in den letzten Jahren sehr abgenommen. Die zahlreichen Italiener sind nach der Amnestie, welche Oesterreich nach der Kaiser-Krönung in Mailand erlassen hat, wieder an ihren heimathlichen Herd zurückgekehrt. Nur einige Gelehrte haben aus freier Wahl es vorgezogen, in Belgien zu bleiben, so die beiden Statistiker: Graf Arivabene und Signor Chitti, und der in letzterer Zeit so wichtig gewordene Abbate Gioberti, Verfasser des religiös-politischen Werkes del primato morale e civile degli Italiani (Bruxelles Meline 1843, 2 Bände). Der Abbate Gioberti ist der Lamennais Italiens; seine Schriften sind in Italien

verdammt, und er muß seine feuersprühenden politischen Predigten auf fremdem Boden niederschreiben. Aber daheim in seinem Vaterlande gibt es tausend geschäftige Hände, die sie um so geschickter und sicherer zu verbreiten wissen, als dies unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses, unter dem Schutzmantel der Kirche geschieht, weil es die Priesterschaft selber ist, welche die Gioberti'schen Ideen ins Volk zu bringen sucht. Der Abbate Gioberti will nämlich die Revolution Italiens, um eine große und mächtige Einheit desselben unter der Herrschaft Roms und des päpstlichen Stuhles herzustellen! Rom, der Schutzgenosse Oesterreichs, der Bundesgenosse der übrigen italienischen Herrscher, muß diese Doctrine officiell verdammen; aber Rom, der einstige Sitz des ehrgeizigen Gregor VII., und bis zu dieser Stunde der Mittelpunkt der emsigsten und ausgebreitetsten Propaganda, ist dieser Doctrine heimlich gar wohl gewogen, und im Innern des Herzens gibt es ihr den Segen aller Heiligen. Man muß den Abbate Gioberti nicht etwa in die Reihe solcher Männer, wie der Bischof Arnoldi und Seinesgleichen stellen, es ist ein Mann von Kopf und wirklicher Begeisterung; in ihm ist die Exaltation, die politisch-religiöse Schwärmerei Wahrheit, wie barock auch die Mischung seiner Ideen ist, die auf der einen Seite die entfesselte Demokratie und auf der andern die mächtigste Hierarchie verlangt.

Die größte Zahl der politischen Flüchtlinge, die seit dem Jahr 1830 nach Belgien sich wandten, waren Franzosen, die kleinste waren die Deutschen. Unter den französischen Refugiés waren Viele, die in ganz andern Dingen compromittirt waren, als in politischen; was in Frankreich an Projectenmachern, Bankrottirern und ähnlichen Individuen nicht mehr Platz hatte, stürzte sich nach dem jungen Belgien, „um ihm seine Freiheit arrangiren zu helfen." Der gutmüthige, leichtgläubige Süd-Niederländer ist leicht zu täuschen, er öffnete den schlauen, glatten Fremden sein Herz, sein Haus, und was bei ihm mehr als dieses ist — seinen Credit. Aber bald brach jene Zeit herein, wo man fast jeden Tag — namentlich in Brüssel — von einem neuen Bankerott, von einer entführten Frau, von einem durchgegangenen Kassirer, von einer geprellten Actiengesellschaft hörte. Jetzt trat die Reaction ein, ein witziges Journal brachte den Spitznamen „Fransquillons" auf, und das Volk bemächtigte sich desselben

Digitized by Google

mit einer Schnelligkeit, die leicht beweis't, wie verhaßt sich die Fremden gemacht haben. Dieser Spitzname macht bis auf heute vielen Franzosen den Aufenthalt in Belgien unangenehm; denn er verfolgt den Ehrenmann, wie den Unehrenhaften; er ist ein Fluch für sie geworden, wie das „Hep" für die deutschen Juden.

Das kleine unglückliche Häuflein Deutsche, welche die Stürme der ersten dreißiger Jahre aus ihrem Vaterlande entwurzelten und in die Fremde trieben, suchte meist in Frankreich und England eine Zufluchtsstätte. Denn die meisten unter ihnen gehörten dem Gelehrtenstande an, und so bot ihnen Paris und London einen größern und möglichern Wirkungskreis, als die kleinern belgischen Städte mit ihrer vorwiegenden industriellen Richtung.

Wenn man Freiligrath und Heinzen, die hoffentlich nicht lange zum Exil gezwungen sein werden, ausnimmt, so weiß ich in Belgien blos zwei Deutsche, denen politische Ursachen die Rückkehr absperren. Der eine ist ein Doctor der Medizin, Herr Breyer, ein Preuße, der eigentlich selbst an keinem politischen Attentate Theil genommen hat, sondern nur einem Freunde, der in einem solchen compromittirt war, zur Flucht aus dem Gefängnisse behilflich war und dadurch nothwendiger Weise mit flüchten mußte; diese Freundesthat kostete dem jungen Candidaten der Medizin, der am Vorabende seiner praktischen Carriere stand, seine ganze Zukunft in der Heimath. Die Amnestie, welche Friedrich Wilhelm IV. erließ, schloß ihn aus, obschon sein Vergehen gewiß ein sehr menschliches und, vom Standpunkt des Herzens betrachtet, sogar ein edles war.

Ein zweiter und wichtigerer Exilirter ist der Professor der Philosophie und des Naturrechts an der Brüsseler Universität, Herr Dr. Ahrens. Ahrens, Sohn einer achtbaren Familie im Hannöverschen, war im Jahre 1831 als ein junger Mann von kaum 21 Jahren Privatdocent in Göttingen. Die bekannten Unruhen hatten ihn mit fortgerissen und als einer der eifrigsten und beliebtesten jungen Männer war er zum Mitglied des aus Bürgern und Studenten zusammengesetzten Gemeinderaths gewählt worden. Nach der Occupation Göttingens von den hannöverschen Truppen mußte er flüchten. Er ging über Belgien nach Frankreich, wo er die Aufmerksamkeit des damaligen Ministers Cousin auf seine rechtsphilosophischen Arbeiten zu ziehen wußte. Ein eifriger Anhänger der Straußischen Philosophie, schloß er

Digitized by Google

sich in dem weiten Paris von der Gesellschaft ab, um sich in Studien zu vergraben und die Publication seines cours du droit naturel, eines Buches, welches auch in Deutschland Aufmerksamkeit und Achtung sich erwarb, vorzubereiten. Als die Universität von Brüssel im Jahre 1839 begründet wurde, berief man Ahrens, um als Professor des Naturrechts und der Philosophie eine der ersten Stellen an der Universität einzunehmen. Die Brüsseler Universität, das Palladium der liberalen Partei, wurde oft auf das Leidenschaftlichste von ihren katholischen Gegnern angegriffen, namentlich in den Doctrinen ihrer beiden Professoren Ahrens und Altmeier, (letzterer ist Professor der Geschichte, ein Belgier aus dem deutschsprechenden Gebiete Luxemburgs). Man griff in der Person des Erstern die ganze Richtung deutscher Philosophie an, als der Ketzerei, der Irreligiosität Vorschub leistend; indessen trug diese Polemik nur dazu bei, Ahrens seinen Schülern und Anhängern, so wie überhaupt allen Freunden der freien Wissenschaft um so werther zu machen. In letzterer Zeit erhielt Ahrens einen sehr glänzenden Ruf an die Universität von Utrecht, welchen er jedoch aus Anhänglichkeit für die Brüsseler Hochschule ablehnte. Wenn man den stillen Charakter, das zurückgezogene Leben, die moralische Persönlichkeit und den bedeutenden wissenschaftlichen Ruf dieses Gelehrten in Erwägung zieht, so kann man sich eines Gefühls von Bitterkeit nicht erwehren, wenn man bedenkt, daß ein so würdiger Repräsentant deutscher Wissenschaft den Boden seines Vaterlandes nicht betreten darf und als Verbannter, fern von Familie und Heimath, im Exil leben muß, weil er vor dreizehn Jahren als einundzwanzigjähriger Jüngling an einer unblutigen, unbedeutenden localpolitischen Manifestation Theil genommen. Die deutschen Regierungen, die doch bis tief in die Schweiz hinein ihre Späher haben und lange Listen von deutschen communistischen Handwerkern und großmäuligen Handlungsdienern anfertigen lassen, die sollten doch auch von Dem wissen, wozu es keiner Späher bedarf; von friedlichen, ehrenhaften Männern, deren Name von aller Welt mit Achtung genannt wird und deren jugendliche Irrthümer — wenn es solche waren — die Rinde der Zeit überwachsen hat.

Ich habe noch der flüchtigen Polen zu erwähnen, von denen Belgien noch gegen Hundert und darunter mehrere berühmte Namen zählt. Ein Theil von ihnen hat Dienste in der Armee genommen,

Digitized by

ein anderer hat sich zu Handwerkern, Buchdruckern, Sprachmeistern gemacht, die übrigen erhalten vom Staate eine monatliche Unterstützung von fünfundvierzig Franken. Früher war die Zahl dieser Unterstützten drei Mal so groß.

Unter den polnischen Celebritäten, welche in Brüssel leben, ist vor Allem Herr Lelewel zu nennen, der ehemalige Minister des Unterrichts bei der provisorischen Regierung in Warschau im Jahre 1830. Lelewel vereinigt eine dreifache Celebrität: als Lehrer, als Geschichtsschreiber und als Politiker. Man hat Herrn Lelewel den Vorwurf gemacht, seine Politik sei eine Politik der Negation, er zerstöre, ohne aufbaun zu können. Ein solches Urtheil ist leicht zu fällen gegen Jemand, den das Schicksal ereilte, bevor er seine Prinzipien in praktischer Ausführung bewähren konnte. Das große Muster der Griechen und Römer, mit deren Studium Lelewel den größten Theil seines Lebens sich beschäftigt, hat seinem Charakter jene stählerne Selbständigkeit gegeben, welche keine äußerliche Widerwärtigkeit zu brechen im Stande ist. In der ganzen polnischen Emigration ist kein Name populärer, als der seinige. Seit zehn Jahren lebt er in Brüssel, in der größten Arbeit, Entbehrung und Armuth. Er erhielt mehrere Male die dringendsten Anträge von der Brüsseler Universität, er hat sie abgelehnt. Er hat die Unterstützung, welche die Regierung den polnischen Flüchtlingen bewilligt, stolz zurückgewiesen. Lelewel ist jetzt zwischen funfzig und sechszig Jahr; er hat nicht sehr gealtert; sein Gesicht ist blaß, aber belebt; zwei glänzend blaue Augen geben ihm einen fast jugendlichen Ausdruck, aber sein Körper ist gebeugt, kränklich und durch lange Entbehrungen geschwächt. Man sieht Herrn Lelewel in den Straßen von Brüssel stets in einer armseligen blauen Blouse, mit einer alten abgetragenen Mütze auf dem Kopfe. Letztere ist nicht weniger als vierzehn Jahre alt, denn es ist dieselbe, die er noch in Warschau während der Unglückstage trug.

Eine zweite Celebrität aus der polnischen Revolutionsgeschichte ist der in Brüssel lebende General Skrzynecki, seit 1838 Generallieutenant in der belgischen Armee. Skrzynecki ist in vielen Dingen der vollständigste Gegensatz zu Lelewel, er ist durchaus nicht populär bei seinen Landsleuten, die ihn seiner aristokratischen Tendenzen und Vorliebe für den Adel wegen verurtheilen; er und Lelewel weichen einander aus, auch nimmt er keinen Theil an dem öffentlichen Er-

Digitized by Google

innerungsfeste, welches seine exilirten Landsleute zum Andenken an die ersten Tage ihrer Revolution alljährlich im November feiern. *)

Man behauptet, der Aufenthalt des General Skrzynecki in Belgien sei die Ursache, daß Rußland, obgleich es jährlich für dreißig Millionen Franken Waaren nach Belgien absetzt, doch keinen Geschäftsträger nach Brüssel geschickt hat; der wahre Grund jedoch ist, weil der russische Hof die Revolutionen und die aus ihnen hervorgegangenen Regierungen verabscheut. Eigentlich könnte man fragen, warum sich Rußland zu einem so eifrigen Paladin der Legitimität aufwirft. Wenn Oesterreich ein Verfechter des legitimen Prinzips ist, so finden wir dies natürlich: in dem Familienkreise der Habsburger hat nie ein blutiger Streich den Familienfaden durchschnitten: nie hat eine Frau ihren Gatten ermordet; nie hat ein Vater den Sohn, nie ein Bruder den andern gewaltsam verdrängt: dort, wo das patriarchalische Recht der Familie seine heiligen Gesetze von Enkel auf Urenkel vererbt, dort finden wir die Idee der Legitimität im Einklang mit der Geschichte. Aber in Rußland? Wenn dessen Geschichtsschreiber nicht an Gedächtnißschwäche leiden, müssen sie wohl an gewisse Data denken, als da sind, **1762** (**30.** Juli), **1764** (**15.** Juli), oder **1801** (**12.** März). Wenn auch diese Jahreszahlen vielleicht nicht Jedermann erinnerlich sind, so werden sicherlich doch folgende Namen nicht vergessen sein: Peter **III.**, Iwan **VI.**, Paul **I.** Die Ehrfurcht vor der Legitimität ist also in Rußland nicht immer die strengste gewesen. Höchst wahrscheinlich aber geht man in Rußland von der Ansicht aus, daß die blutigen Umwälzungen von **1762**, **1764** und **1801** Niemanden etwas angehen: man hält das für kleine innere Streitigkeiten, für Familien-Angelegenheiten. Man läßt seinen Gemahl, seinen Sohn, seinen Vater umbringen; was liegt daran? Was hat sich das Volk um diese Einzelheiten zu kümmern? Anstatt eines Kaisers gibt man ihm eine Kaiserin oder einen andern Kaiser; was will es machen?... Die Revolutionen, gegen die der russische Kaiser so viel stolze Verachtung zeigt, das sind die Revolutionen, mit denen das Volk etwas zu thun hat. Zu den aus solchen Umwälzungen hervorgegangenen Regierungen sagt Rußland nicht etwa: „Krieg bis zur Vernichtung,“ son-

*) Weiteres über Lelewel und Skrzynecki siehe in dem Artikel: „Die polnische Emigration“, Grenzboten 1843, zweites Semester.

dern es nimmt zu kleinen Mitteln seine Zuflucht, es sagt: Chicane bis zum Ekel!

Der Kaiser Alexander, einer der Hauptheilnehmer der Pariser Verträge vom 30. Mai 1814 und 20. November 1815, so wie auch des Wiener Congresses, hat zu Schöpfung eines Königreichs der vereinigten Niederlande entschieden beigetragen. An die Fortdauer dieses Staates glaubte er so fest, daß er dem damals muthmaßlichen Erben der neuen Krone, dem jetzigen König (von Holland) Wilhelm dem Zweiten, eine seiner Schwestern zur Gemahlin gab. Im Jahre 1830 zerbrach Belgien die vom Wiener Congreß so peinlich ausgearbeitete Combination; was wird nun Rußlands Herrscher thun? fragte man sich. Mehr als irgend einer der andern Monarchen ist er bei der Frage interessirt; außer dem politischen Gedanken des Wiener Congresses hat er auch noch das seiner Schwester bald anheimfallende Erbtheil zu vertheidigen. Rußland, sagte man, hat so viel Soldaten, daß es nicht weiß, was es damit machen soll; ein Schritt seinerseits, eine Offenbarung seines Willens würde Preußen und Oesterreich vielleicht mit fortgerissen haben. Aber nein, Rußland rührt sich nicht; für den ärgsten Fall ist es ja seines äußersten Mittels noch sicher: es schickt keinen Geschäftsträger nach Brüssel!! Es ist wahr, die polnische Revolution, die den 29. November 1830 ausbrach, d. h. drei Monate nach dem ersten Akte der belgischen, mußte die guten Absichten des Kaisers Nikolaus lähmen, vorausgesetzt natürlich, daß er überhaupt Absichten hatte. Aber in Polen war ja mit der Einnahme von Warschau Alles im December 1831 beendigt; und in Belgien war noch Nichts abgeschlossen. Der Kaiser, der nun freier Herr seiner Bewegungen geworden, wird er nicht jetzt endlich der Entwickelung der Folgen der belgischen Revolution sein gebietendes Machtwort als hemmende Schranke entgegenstellen? Nein! — So wird er sich wenigstens von der Sache ganz fern halten? Nein. Der russische Kaiser, der die belgische Revolution verabscheut, erstens als Revolution und dann auch, weil sie ein Mitglied seiner Familie betrifft, nimmt an allen Unterhandlungen Theil; er nimmt die Unabhängigkeitserklärung vom 20 December 1830 an; sein Gesandter in London willigt in seinem Namen in Alles, und als später die belgische Nation einen König wählt, hat der Kaiser von Rußland, der Schwager des muthmaßlichen Thronerben des alten Königs der Niederlande

auch nicht ein Wörtchen einzuwenden. Die belgische Revolution endigt zuletzt. Rußland erkennt seine Unabhängigkeit, erkennt seinen König an, es sanctionirt das Werk der Revolution; aber das ist auch das non plus ultra seiner Concessionen; weiter wird der Kaiser nie gehen: Belgien wird nie einen russischen Gesandten sehen! Armes Belgien! wie grausam bist du bestraft! Und doch scheint es seit vierzehn Jahren nicht im Entferntesten daran zu denken, wie viel Schmerzliches, wie viel Demüthigendes für dasselbe darin liegt, und die kleine Nation von vier Millionen Seelen vergilt dem Beherrscher von mehr als funfzig Millionen Unterthanen Gleiches mit Gleichem; Rußland existirt für sie nur in der Geographie, den Kaiser Nikolaus kennt sie zwar dem Namen nach, aber sie begrüßt ihn nicht. Der Kaiser sucht seine Proscribirten in allen Königreichen, aber an der belgischen Grenze stehen seine Boten still; da haben sie Nichts zu fordern, Nichts zu hoffen, da kennt man ihren Herrn nicht. Der Kaiser Nikolaus will nicht, daß Belgier nach Rußland kommen; seine Agenten haben Befehl, Jedermann, der auch nur verdächtig ist, ein Belgier zu sein, die Pässe zu versagen; aber Belgien öffnet seine Grenzpforten weit allen Unterthanen des Kaisers von Rußland; den russischen Ingenieuren zeigt es seine Eisenbahnen, seine Maschinen, seine Hüttenwerke, seine Ateliers, und der russische Kaiser, der keine Belgier bei sich wollte, fand sich am Ende sehr glücklich, Belgien Arbeiter entlehnen zu können, damit sie seine Russen arbeiten lehren.

Wer hat bei dieser Angelegenheit das bessere Theil ergriffen? Gewiß nicht der russische Hof; denn all sein Schmollen läuft auf Nichts hinaus, und er muß nur zusehen, wie der Hauch seines Zornes kein vernichtender Sturm ist und wie das kleine Königreich von vier Millionen Einwohnern trotz dieses Zornes im besten Gedeihen ist.

Sollte Deutschland hiervon Nichts zu lernen haben?

J. Kuranda.

Digitized by Google

Skizzen aus der innern Verwaltung Oesterreichs.

I.
Die Zollfrage in Oesterreich. *)

Es gab in Oesterreich eine Zeit, und sie ist noch nicht gar so lange vorüber, als man jenem gedankenlosen Patriotismus huldigte, der das Schlechte schützt, blos weil es einheimisch ist, und das Gute haßt, blos weil es fremd ist; das war die Zeit kindlicher Zuversicht, die von Oben begünstigt wurde und von welcher Manche bedauern, daß sie bereits verschwunden. Mit der materiellen Behäbigkeit hat auch dieses patriotische Gottvertrauen bedeutend abgenommen, und wir sind dermalen in eine Entwicklungsphase getreten, die der des aufstrebenden Jünglings gleicht, welcher nur allzuhäufig in den entgegengesetzten Fehler fällt und das Gute und Schöne in der Ferne sucht, indeß sich das hilfsbedürftige Kind am Besten im engen Vaterhause befindet. In der That, der Oesterreicher, der vormals sich so viel auf alles Vaterländische zu Gute that und namentlich das fleißigere deutsche Ausland, aus dem ihm zahlreiche Einwanderer zuströmten, mit spottendem Mitleiden Hungerhöhlen nannte, ist jetzt etwas kleinlaut und nacheiferno geworden und horcht sehr gern auf die Erzählung des Fremden, der die Einrichtungen und Zustände seiner eigenen Heimath schildert, ja häufig kommt er dem Ausländer gleich mit dem Geständnisse entgegen: Ich weiß wohl, daß wir noch weit zurück sind!

Diese sehr beachtenswerthe Bescheidenheit läßt sich am leichtesten in den Volkstheatern bemerken, wo ehedem das plumpste Selbstlob und die lächerlichste Selbstvergötterung den rauschenden Beifall der Menge erntete, während jetzt derlei Stellen prunkender Selbstschmeichelei sich nur höchst selten zeigen und da, wo sie zum Vorschein kommen, entweder stillschweigend oder mit Zeichen des Mißfallens hingenommen werden. Eine solche Verwandlung der Volksstimmung mußte noth-

*) Von einem österreichischen Staatsbeamten. Die Red.

Digitized by Google

wendig in den höhern Regionen einen Nachhall finden, und es ist vielleicht mehr der Berücksichtigung dieser Stimmung, als dem guten Willen und dem glücklichen Ungefähr zuzuschreiben, wenn gerade um diese Zeit ein Staatsmann angestellt wurde, von dessen Popularität und Energie die öffentliche Meinung so Vielfaches erwartete. Es kann Niemand befremden, wenn die Bewegung der Reform gleich anfangs die Richtung nach dem Materiellen des Staatslebens nahm und früher Handel und Industrie, Geldwesen und Besteuerung ins Auge faßte, als die höheren Interessen der Wissenschaft und des Geistes überhaupt, da solches im Charakter des letzten Decenniums liegt und alle Regierungen zumal jede Aufregung durch Prinzipfragen niederzuhalten suchen.

Die Entstehung der österreichischen Industrie datirt eigentlich erst von der Regierung des unvergeßlichen Kaisers Joseph II., der ausländische Fabrikherren ins Land rief, besonders vom Rhein und den Niederlanden, und ihnen gleichsam als Privilegium das Prohibitivsystem einführte. Einzelne frühere künstliche Anfänge des österreichischen Gewerbsfleißes, welche zum Theil vom Staate selbst ausgingen, reichen bis in die Regierungsperiode Leopold I. hinauf, der die noch jetzt bestehende Teppichfabrik zu Linz gründete; doch galten diese blos als Versuche und wurzelten keineswegs im eigentlichen Volke, das erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch fremde Einwanderer zur industriellen Thätigkeit erwachte. Das Prohibitivsystem war dem Stande der Wissenschaft und den allgemeinen industriellen Zuständen damals vollkommen entsprechend, denn es regte sich gerade das nationale Bestreben, die eigenen Bedürfnisse selbst zu erzeugen, und die höchste Finanzweisheit bestand darin, so wenig Geld als möglich außer Land gehen zu lassen. War dieses Zollsystem schon für ein im Kunstfleiß so weit fortgeschrittenes Land angemessen, wie Frankreich, mit desto besserem Recht mochte es auf Oesterreich passen das eben erst anfangen sollte, und dem auswärtige Talente und Capitalien nur dann zufließen konnten, sobald die fremde Concurrenz abgehalten wurde und ihnen die Monarchie als Markt gesichert blieb. Es war dies ein ähnliches Verhältniß, wie heutzutage den Eisenbahngesellschaften zur Aufmunterung Zinsengarantien bewilligt werden.

Doch das in dem Prohibitivsystem enthaltene Privilegium für die Fabrikherren mußte nothwendig ein zeitliches Ende haben, wie

Digitized by

jedes andere, vom Staate verliehene Privilegium, damit nicht der Fall eintrete, daß Millionen von Consumenten zum Vortheil einiger tausend Fabrikanten besteuert werden. Das Prohibitivsyste m wa demnach blos eine Schutzfrist und keine Verpflichtung zum Servitut, wie es wohl manche Industrielle ansehen möchten, die auf dem Lotterbett der Unthätigkeit steinreich zu werden wünschen. Es kommt Alles darauf an, die durch das Prohibitivsystem gewährte Frist von Seite der Fabrikanten redlich zu benützen, um die ausländische Industrie baldigst einzuholen; und wo dies in einzelnen Zweigen der Fabrikation aus localen Ursachen nicht möglich ist, da muß der Ausfall durch einen Vorsprung in andern durch die Landeseigenthümlichkeit begünstigten Gewerbsfächern wieder ausgeglichen werden. Nur in dem einzigen Falle, wo die Regierung selbst auf dem Gebiet der Gesetzgebung, der Justiz oder Besteuerung hemmend in die industrielle Entwicklung eingriffe, durch Vernachlässigung des öffentlichen Unterrichts und Beschränkung der Intelligenz die Entfaltung der aufstrebenden Künste unmöglich machte, nur in diesem einzigen Falle dürfte ein Widerstreben der Industriemänner bei Aufhebung hoher Schutzzölle gerechtfertigt erscheinen. Wir werden in der Folge sehen, in wiefern dies in Oesterreich Anwendung findet. Die aufblühende Größe des von Preußen angeregten deutschen Zollvereins war der erste Anstoß für die österreichischen Staatsmänner, die Güte des herrschenden Zollsystems zu prüfen; mit Neid sah man von Jahr zu Jahr die Zolleinkünfte des Vereins anwachsen, indeß das Zollerträgniß Oesterreichs in gar keinem Verhältniß zu der Ausdehnung der einheimischen Industrie stand und der Schmuggel die Staatskassen bestahl. Es entging dem scharfen Auge der Finanzleute keineswegs, wie die Reaction in Deutschland zum Theil nur durch die vollen Zollkassen im Vereinsgebiete möglich wurde, die die Regierungen in ihren finanziellen Bedürfnissen immer mehr unabhängig machten von den steuerbewilligenden Landständen, die dadurch nicht wenig von ihrer Wichtigkeit einbüßten. Dieses leuchtende Beispiel lockte Oesterreich zuerst auf die Reformbahn, und wenn es sich auch nicht, wie anfangs projectirt, in aller Eile dem goldhältigen Handelsbunde anschloß, so entstand wenigstens die sehr erklärliche Lust zur Nacheiferung.

Dazu trug nun freilich die genauere Kenntniß des im großartigsten Styl betriebenen Schmuggels wesentlich bei. Man hat im

Auslande wohl kaum eine volle Ahnung von dem Umfang des Schmuggelhandels, wie er bis in die letzte Zeit im Grenzgebiete des Kaiserstaates stattfand. Zu Prag, Wien, Triest und Mailand bestanden förmliche Niederlagen geschmuggelter Waaren, an welche man sich blos mit schriftlich ertheilten Anweisungen zu wenden hatte, um sofort das Begehrte und Bezahlte pünktlich zu erhalten; jeder Reisende war im weitern oder engern Sinn ein Schwärzer, und vorzüglich ward der Schleichhandel mit leicht zu bergenden Gegenständen, namentlich Uhren, ein erträglicher Erwerbszweig für die Conducteure der nach Baiern, Sachsen, Preußen und Triest fahrenden Eilwagen, so daß gegenwärtig bei der Einfahrt dieser Wagen in Wien jedesmal ein Finanzwächter mit aufsitzt und den Conducteur bis in den Posthof begleitet, wo sich derselbe bis aufs Hemde untersuchen lassen muß, sobald es verlangt wird. Die Stollengänge der böhmischen Bergwerke im Erzgebirge wurden sehr lange Zeit hindurch als Schleichwege für die Contrebandiers benützt und mochten auf diese Weise oft ergiebiger sein, als sie es durch ihren Erzreichthum sind. Die lombardischen Provinzen zumal genossen, Dank dem thätig betriebenen Schmugglerwesen, eine ordentliche Unabhängigkeit von der österreichischen Industrie und standen in dieser Beziehung Lyon und Manchester weit näher, als Wien und Böhmen. Assecuranzgesellschaften sicherten gegen Geldstrafen der Zollbehörde, und die Consumenten mußten in den meisten Fällen die Unvorsichtigkeit der Schleichhändler bezahlen. Noch jetzt herrscht ein sehr lebhafter Schleichverkehr an der ungarisch-deutschen Grenze, durch deren Anwohner, namentlich in Ungarn, wo die Wohlhabenheit weit geringer ist; dabei sind die armen Teufel, welche ihre Haut zu Markte tragen, am meisten zu bedauern, denn sie treiben ihr unehrliches Handwerk nicht einmal auf eigene Rechnung, sondern gegen einen bestimmten Taglohn. Wer sich diesem lichtscheuen Gewerbe widmet, erhält von den Agenten unbekannter Unternehmer eine gewisse Last Tabak und die Weisung an einen gewissen Kaufmann oder sonstigen Hehler jenseits der Grenze, nebst ein Paar Zwanziger, die er theils im Voraus, theils bei der Ablieferung jenes Gutes bekommt. Damit begibt er sich auf den Weg und sucht vorzugsweise die nasse Grenze, oder schluchtenreiche Landschaft auf, wo die Zollbewachung spärlicher ist, oder schwieriger. Beim Heranbruch der strengen Jahreszeit, oder wenn sonst in Folge ungünstiger Conjuncturen der Erwerb

plötzlich abnimmt und nur die Altgedienten und Verwegensten im Solde bleiben, kaufen sich die brodlos gewordenen Parteigänger des Grenzgebietes fünf oder sechs Pfund Tabak, begeben sich damit an die Grenzlinie und wissen es so dumm anzustellen, daß sie nothwendig gefangen werden müssen. Da nun nach den österreichischen Gesetzen für Gefällsübertretungen auf jedes Pfund geschwärzten Tabaks ein Monat Zuchthaus bemessen ist, so reicht die über den Erwischten verhängte Strafe gerade hin, um ihn den Winter hindurch der Sorge der Selbsterhaltung zu überheben und diese dem Vaterherzen der strafenden Staatsgewalt zuzuwälzen. Wie sehr ein solches Treiben die Entsittlichung der Massen befördern müsse, leuchtet Jedermann ein, allein es frägt sich blos, wie diesem Uebel abzuhelfen sei, ohne ein drakonisches Gesetzbuch zu schreiben und die laufenden Ausgaben der Staatsverwaltung zu decken?

Das System der Handelsfreiheit, zu welchem sich mit einigen Modificationen noch immer der deutsche Zollverein bekennt, bildet den strengen Gegensatz zu dem eisernen Prohibitivsystem, das man in Oesterreich adoptirt, und es lag daher ganz nahe, daß man die Mittelstraße einzuschlagen sucht und die Schutzzölle zu Ehren bringen will, die selbst von den industriellsten Staaten des Welttheils auch als nützlich erkannt werden, wie das Beispiel Englands, Frankreichs und Belgiens beweist. Außer Oesterreich ist Rußland das einzige europäische Land, in welchem das Prohibitivsystem noch in Ansehen steht; und wenn das letztere sich bei demselben nicht schlecht befindet, so darf man nicht vergessen, daß Oesterreich und Rußland wenig Aehnlichkeit haben und Rußland große Landstriche besitzt, welche wenig Industrieerzeugnisse bedürfen, und daß es sich stark auf Asien stützt. Dabei kommt diesem Staate auch der niedrige Grad persönlicher Freiheit zu Statten, der es erlaubt, das auf ein Minimum politischer Rechte basirte Prohibitivsystem in seiner ganzen herben Strenge durchzuführen.

Das Resultat dieser Bedenken, oder vielmehr die Vorrede der österreichischen Zollreform kommt uns in der am 1. Juli 1844 in Wirksamkeit getretenen Zollherabsetzung für wahre Industrie- und Colonialwaaren entgegen, denn nur wenn man diese Veröffentlichung als eine Einleitung zu weiteren Maßregeln und systematischer Verwandlung des Tarifs betrachtet, kann derselben eine höhere politische und kommerzielle Wichtigkeit beigelegt werden. Als Ganzes wäre

eine solche Reform höchst mangelhaft und müßte den entschiedensten Tadel herausfordern, da sie allzusehr das Gepräge des Zufalls und der Willkür an sich trüge, um derlei Anfeindungen nach allen Seiten hin gewappnet begegnen zu können, indem nicht einmal die sämmtlichen Colonialproducte vorerst mit einbegriffen sind, sondern versuchsweise blos jene, von welchen man eine bedeutende Steigerung des Verbrauchs hoffen zu dürfen glaubt.

Die mittelst der genannten Hofkammerverordnung im Zoll ermäßigten Gegenstände sind: Baumwollengarn, Baumwollenzwirn und selbst Baumwollenwaaren, Kaffee und dessen Surrogate, Kupferzündhütchen, Ammoniak und Salmiak, Natron und Salpeter, alle Salze und Säuren, dann Uhren aller Art mit Ausnahme der Holzuhren, welche einen Nahrungszweig armer Gebirgsbewohner bilden und darum ausgeschlossen bleiben mußten, und endlich auch Uhrenbestandtheile.

Was nun die Baumwolle betrifft, die gegenwärtig der wichtigste Industrieartikel ist und allein in Oesterreich über siebzigtausend Spindeln beschäftigt, so muß es Jedermann auffallen, daß der Rohstoff belastet bleibt, während die stufenweisen Producte befreit werden. Zwar hat die Regierung das Versprechen hinzugefügt, daß in Hinsicht der rohen Baumwolle im Nächsten das Erforderliche verfügt werden solle, allein für jetzt ist in der Sache Nichts geschehen, und man scheint den plötzlichen Ausfall in den Zolleinkünften zu scheuen. Wie dem auch sei, man wird sich trotzdem zu dieser, von der Vernunft gebotenen Maßregel bequemen müssen, und je länger man damit zaudert, desto mehr wüthet man nur im eigenen Fleisch. Die blutige Lehre, welche die Arbeiteremeuten in Böhmen enthalten, wird sicherlich nicht verloren gehen und der Fabrikherr in den Stand gesetzt werden, durch den Bezug wohlfeileren Materials viele Menschen beschäftigen und ihnen einen ausreichenden Taglohn zahlen zu können. Man sucht die Ursache solcher bedauerlicher Vorfälle nur zu gern in den Individuen, gegen die sich die blinde Wuth der urtheilslosen Menge unmittelbar richtet, und scheint nicht bemerken zu wollen, wie der eigentliche Grund des Uebels häufig in der Art der Besteuerung und in den Zollsätzen zu finden ist. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß nur die gänzlich zollfreie Einfuhr der rohen Baumwolle das Endziel aller probeweisen Zollerleichterungen sein kann und nur sie

die gedrückte Lage dieses Industriezweiges, bei welcher Niemand mehr leidet, als die arbeitende Klasse, dauerhaft beseitigen wird.

Der Zoll vom Kaffee ist von einundzwanzig Gulden per Centner auf zwölf und einen halben Gulden ermäßigt worden, wodurch eine bedeutende Annäherung an den Tarif des Zollvereins Statt gefunden, welcher insofern der Zollkasse zu Statten kommen mag, da fernerhin keine so bedeutende Einschleppungen aus dem Vereinsgebiete möglich sind und der volle Ertrag in die Revenüen des Staates fließt. Kleine Partien dieses Artikels, die in den Taschen befördert werden können, sind freilich auch bei dieser Ziffer noch dem Schmuggel unterworfen und er würde blos dadurch mit der Wurzel ausgerottet, sobald der Eingangszoll dem des Vereinstarifes gleichgesetzt worden wäre. Diese Art der Einschleppung beschränkt sich aber auf einen so schmalen Landstrich längst der Grenze, daß vor der Hand davon kaum die Rede sein kann; wichtiger indeß dürfte nach wie vor der Schmuggel von der Seeküste bleiben, der vielleicht noch lange Zeit den größeren Theil Ungarns versorgen wird. Die bisherige Verzollung war auf einen Luxusgegenstand berechnet, allein der Kaffee ist seit einigen Jahrzehnden aus einem Luxusgegenstande ein Nahrungsmittel geworden, das den Mittelklassen unentbehrlich ist und in manchen Gegenden sogar unter dem Landvolke einheimisch wird, wie dies schon geraumere Zeit in Norddeutschland der Fall. Ein Nahrungsmittel steigt im Verbrauche, je weniger es kostet, und darum hat die Regierung blos einer Eingebung der Klugheit gefolgt, als sie die Eingangsgebühren auf den Kaffee beinahe auf die Hälfte herabsetzte. Sie wird nicht minder billig handeln, wenn sie diesen Zoll in der Folge abermals ermäßigt; jedoch dazu muß sie natürlich das Ergebniß der ersten Zollherabsetzung abwarten, da die Interessen des Schatzes niemals aus dem Auge gelassen werden dürfen, sollen selbst die weisesten Reformen nicht von dem Vorwurf der Unzeitigkeit getroffen werden.

Hier müssen wir einen seltsamen Irrthum des sonst so gut bewanderten „Journal des österreichischen Lloyd" enthüllen, welcher darin besteht, daß bei Erwähnung der vermehrten Einfuhr in den Zollegstätten in Reichenberg der Zucker neben dem Kaffee angeführt wird, da doch unsers Wissens in Bezug auf den erstern keine Zollveränderung stattgefunden hat und mithin da ein Schluß gezogen

wird, wo die Prämissen fehlen. Denn darf man auch annehmen, die Zuckereinfuhr werde auch ohne specielle Zollermäßigung blos durch die erleichterte Einfuhr des Kaffees wachsen, so kann doch diese wachsende Zuckereinfuhr unmöglich so schnell sein und dergestalt in's Gewicht fallen, als unser Lloydjournal angibt, dem es unter gewissen Umständen wohl manchmal geschieht, den Himmel voll Geigen zu sehen, indeß später der Katzenjammer eintritt. Auch mit Biedermann's deutscher Monatsschrift haben wir zu rechten, die nicht selten sehr gelungene Aufsätze über Oesterreich bringt, doch diesmal bei Besprechung der Zollreform sich offenbar zu einem ungerechten Vorwurf gegen die Finanzverwaltung hinreißen ließ.

Es wäre übrigens zu wünschen gewesen, sagt der Verfasser des Artikels, die Regierung hätte auch beim Kaffee einen Termin bis zur Einführung des neuen Zollsatzes, wie bei den übrigen Artikeln, bestimmt. Viele Kaufleute, die von dieser Veränderung nicht das Geringste wußten, da dieselbe bis zum letzten Augenblicke als strenges Dienstgeheimniß betrachtet wurde, kamen dadurch in erheblichen Schaden, und der kleine Gewinn, welchen das Aerar bei dieser Gelegenheit machte, ist eher zu beklagen, als geeignet, die Maßregel der Regierung zu entschuldigen. Der Staat soll auf das Sorgfältigste darüber wachen, daß Niemandem von seiner Seite ungesetzlicher Nachtheil zugefügt werde; unersetzlich muß man aber einen Verlust nennen, der in einer unerläßlichen Preisherabsetzung besteht, die wegen der Concurrenz nicht einen Tag verschoben werden konnte, während der Kaufmann, ununterrichtet von der bevorstehenden Maßregel, noch die Waare fast um das Doppelte des reducirten Zolles bezogen hatte. Wir vermögen auch bei dem besten Willen keinen stichhaltigen politischen Grund zu entwerfen, weshalb nicht bei sämmtlichen Artikeln, welchen eine Zollerleichterung zu Theil wird, ein Termin, von welchem angefangen der neue Satz zu gelten habe, eingeführt werden sollte; und wir hoffen, es werde dieser wohlmeinende Wink bei den später in's Werk zu setzenden Reductionen nicht unbeachtet bleiben.

Während der Verfasser diese Anklage schrieb, scheint es ihm völlig entgangen zu sein, daß allerdings ganz triftige Gründe die Staatsverwaltung bewogen, in Betreff des Kaffees eine Ausnahme zu machen und die Giltigkeit der für diesen Artikel bestimmten Zoll-

ermäßigung vom Tage der Publication (1. Juli 1844) festzusetzen, indeß für die übrigen Gegenstände erst am 1. September das Beschlossene und Bekanntgemachte in Wirksamkeit trat. Wir haben aber bereits bemerkt, wie der Kaffee im Laufe der letzten Jahrzehende allgemach aus der Kategorie der Luxusartikel in jene der Nahrungsartikel übergegangen sei; nun aber verlangt ein Nahrungsmittel offenbar eine andere finanzpolitische Behandlung, denn Luxusgegenstände, und es ist der Staatsverwaltung ohne Zweifel unbenommen, bei solchen Gelegenheiten, wo die Gegenstände der Nothdurft in's Spiel gerathen, andere Vorkehrungen zu treffen, welche, um das Allgemeine vor dem Uebel der Stockung zu bewahren, den Einzelnen vielleicht einigen Schaden verursachen mögen. Eine Stockung des Verkehrs wäre aber gewiß eingetreten, hätte die Bekanntmachung vom 1. Juli auch in Bezug auf Kaffee erst am 1. September bindende Kraft erhalten, indem die Zusendungen aus Triest und Hamburg eingestellt und der weitere Bezug dieses Artikels in die Zeit nach dem 1. September hinausgeschoben worden wäre, was dem Begehr dieses Artikels unmöglich entsprochen, dem Publicum einen Zwang auferlegt und der Zollkasse geschadet hätte. Dies im Falle, wenn das Publicum und nicht blos die Kaufleute in's Vertrauen gezogen worden; im letzteren Falle, den allerdings die kaufmännische Welt sehr gern gehabt, würde es anders, aber nicht besser gegangen sein, indem die Krämer ihre Vorräthe gegen eine kleine Preisermäßigung rasch in's Publicum geschleudert hätten, das in dem Glauben, wohlfeil zu kaufen, schnell zugegriffen und sich mit diesem Artikel auf längere Zeit versehen haben würde. Dadurch wäre aber nur der Vorrath der Kaufleute der Vorrath der Consumenten geworden, und die im erstern Falle vor der Zollherabsetzung eingetretene Stockung des Absatzes wäre im zweiten Falle nach der Tarifveränderung fühlbar geworden. Daß dabei Publicum und Zollkasse in gleichem Maße verloren und nur die Kaufleute gewonnen haben würden, liegt auf der Hand und wäre eben so unsinnig als ungerecht gewesen. Die Staatsverwaltung hat den Kaufleuten ohnedem durch die erwähnte Zollherabsetzung und den in sichere Aussicht gestellten größern Absatz für die Zukunft die schönste Gelegenheit zu glänzenden Geschäften geboten, und der kleine, oft imaginäre Schaden, der ihnen aus der Plötzlichkeit dieser so heilsamen

Maßregel erwachsen sein mag, sollte von ihrer Seite lediglich als eine im Interesse des Allgemeinen bezahlte Steuer, als ein Ausfall betrachtet werden, der mit den für die ganze Zukunft erlangten Vortheilen in gar keinem Verhältnisse steht. Ueberdies kann der Schaden nicht bedeutend gewesen sein, weil der Kaffee nur in geringen Partien aus den Seehäfen bezogen wird und der dort liegende Vorrath noch unverzollt bleibt.

Noch müssen wir des Uhrenhandels erwähnen, der in einem bedeutenden Umfange betrieben wird und besonders durch den modificirten Tarif einen neuen Aufschwung erhalten dürfte. Vorher war die Einfuhr von Uhren gänzlich untersagt, was indeß auf die Erzeugung derselben nur sehr geringen Einfluß hatte und die Nachfrage hauptsächlich durch den Schmuggel befriedigt werden mußte. Da die Regierung die Erfolglosigkeit ihres Schutzsystems in diesem Punkte sah, entzog sie ihm dasselbe und gab die Einfuhr der Uhren gegen einen Zoll von einem Gulden per Stück gänzlich frei, wodurch sie den früher in die Taschen der Pascher geflossenen Gewinn in die Staatskasse leitete, indem jetzt schwerlich die Gefahr des Schleichhandels sich belohnen würde. Doch genießen noch die Bestandtheile der Uhren die gleiche Begünstigung, damit es in der Macht der österreichischen Uhrmacher stehe, mit der Zeit mit den auswärtigen zu concurriren. Um jedoch dieses zu können, müßten Schweizer Uhrenfabrikanten mit ihren Arbeitern, die bekanntlich große Ortschaften bewohnen und sehr wohlhabend sind, in's Land gezogen werden, da die Uhrenerzeugung blos im Wege der Fabrikation im Großen die gewünschten Preise stellen kann.

Zum Schlusse müssen wir den Wunsch aussprechen, es möge der Regierung gefallen, das von ihr begonnene Werk der Tarifreform bald und energisch zu vollenden und namentlich denjenigen Theil zu vervollständigen, der die Colonialwaaren umfaßt. Wahrscheinlich glaubt die Staatsverwaltung, die Consumtion anderer Colonialproducte, welche weniger als der Kaffee mit dem täglichen Verbrauch verwachsen sind, würde nicht in dem Grade zunehmen, als der Zoll herabgeht, doch könnte auch hierin der Zollvereinstarif ihr Lehrer sein; indem auf Gewürze oft kaum der funfzehnte Theil des österreichischen Zolles lastet und während z. B. im Zollverein für die Einfuhr des Centners Vanille blos neun Gulden achtundzwanzig Kreuzer bezahlt

wird, zahlt der Centner in Oesterreich zweihundert Gulden. — Möchte sich mit dem guten Willen auch die erforderliche Energie paaren, damit die Verhältnisse wenigstens bestens geordnet werden, die unmittelbar in's unterste Volksleben und in die empfindlichsten Seiten greifen; möchte man selbst den Zucker mehr und mehr als Colonialproduct betrachten, trotz der inländischen Arbeit des Raffinements, damit nicht die Wohlfeilheit des Kaffees durch das vermehrte Bedürfniß des theuer gebliebenen Zuckers dem Publicum wieder verloren gehe und die populäre Maßregel keinen auffallend fiskalischen Charakter erhalte.

Allein mehr noch als Alles dies wünschen wir, ja hoffen wir, daß die hohe Staatsverwaltung erkennen werde, wie ein einseitiger, industrieller Fortschritt in das Reich der Unmöglichkeiten gehört und der Aufschwung immer nur ein ungetheilter, ein ganzer und umfassender sein kann. Das Thier kann in speciellen Künsten abgerichtet und verwendet werden, der Mensch und zumal die menschliche Staatsgesellschaft sträubt sich gegen jede hündische Dressur; nur unter der Fahne politischer Freiheit, nur im Sonnenlichte eines stolzen und bewegten Volkslebens gedeiht die goldene Saat des Fleißes, der reiche Segen der Industrie; wollt Ihr dieses Gold, diesen Segen, so streut den Samen der Freiheit, die fruchtbaren Keime politischer Berechtigungen in das Herz der Nation. Sklaven mögen die Felder und Plantagen bestellen, aber in der Halle der Industrie spielen sie eine erbärmliche Rolle, nur freie Männer können Theil nehmen an dem großen Bau der modernen Zeit, die auf die Arbeit freier Kräfte gegründet ist. Spart Eure Medaillen, Kreuze und Thaler, damit lockt Ihr keinen Hund aus dem Ofen, thut lieber gar Nichts für die Männer der Gewerke, aber auch gar Nichts, das sie stören und hindern könnte; die Aufrechthaltung der Ordnung sei Eure ganze Sorge und alles Uebrige überlaßt dem lieben Gott und dem fleißigen Volke! Ich kenne einen Finanzplan, der alle Mißgriffe der Vergangenheit paralysiren und die gähnenden Kassen des Staats füllen würde, nicht mit eitlem Papier oder Schuldverschreibungen, nein, mit glitzerndem Gold, mit dem echten Product Golkondas, aber Ihr müßt nur einen Wechsel ausstellen auf Sicht, den die Bank acceptiren und auszahlen muß und auf dem geschrieben steht: Freiheit!

Digitized by Google

Karl Beck.

Eine literarische Skizze.

Das hat gewiß Jeder empfunden, welches Zauberleben in einem wahrhaft schönen Buch ist. Selbst der Leser aus Pflicht und Beruf, der, die Feder hinterm Ohr, die weiten Felder der Literatur durchstreift, wird manchmal diese Macht fühlen. Da vergißt er die blasse Reflexion, denkt nicht mehr an Tendenz oder Kunst, sondern genießt wieder einmal mit vollen Zügen, statt vorsichtig zu kosten und zu prüfen, wie es dem Publicum munden müsse. Er glaubt sich zurückversetzt in die glückliche Jugendzeit, wo er noch in Unschuld lesen konnte; wo seine Seele, beim Aufschlagen eines neuen Buches, wie ein schämiges Mädchen war, wenn es die Gitterthür eines fremden, geheimnißreichen Gartens öffnet, oder wie ein feuriger Knabe, wenn er vor dem rauschenden Walde steht, von dem er so viel gehört und geträumt hat. — Solche Gewalt hat jedes bedeutende Dichterbuch. Es verjüngt wie ein schönes Erlebniß und fesselt wie ein wirkliches Wesen, das Einem theuer geworden; selbst die Schwächen und Schatten darin kommen Einem nothwendig vor und haben eigenen Reiz; man möchte sie kaum wegwünschen, denn sie bürgen für die Wahrheit und Individualität des Ganzen. Und dann, siehst Du, es ist ja aus reiner Sympathie und nur für Dich entstanden, der Du gerade Leser bist. Wenn es ein Roman ist, so erkennst Du in der geschilderten Landschaft Deine Heimath wieder, die Figuren haben die auffallendste Aehnlichkeit mit Deinen Freunden, auch Deine Todten und Verlorenen stehen wieder auf. Ist es Lyrik, so blaut Dich aus jeder Zeile das Auge des Dichters an, aus dem Rhythmus glaubst Du den Klang seiner Stimme zu hören; ehe Du's denkst, hast Du ein bestimmtes Bild von seiner äußeren Erscheinung.

Wie aber, wenn es das Buch eines Freundes ist? Wohl gar

eines Jugendfreundes? Es sieht Dich an wie ein Brief aus alten Zeiten. Das sind keine todten Lettern, es sind lebendige Lippen, die von freud- und leidvollen Tagen murmeln; denn Du weißt, wie in der einsamen Stille die Wehmuth lächelt und wie die Begeisterung blickt, die vor aller Welt hier in Reim und Vers gebracht sind. Du kennst das Leben, aus dem diese Lieder gewachsen sind. Wirst Du darüber — eine Kritik schreiben? — Nein, antwortet mir der erfahrene Leser; aber Beiträge zu einer Kritik. Wir würden menschlicher und gerechter über die Werke der meisten Lebenden urtheilen, wenn wir sie in vertrauter Nähe gesehen hätten. Das ist nicht überall möglich; aber da, wo es möglich ist, sollte man sich des Urtheils nicht enthalten. Die Freundschaft macht nicht blind wie die Liebe; oft vielmehr macht sie sehend für die wichtigsten Punkte in der Natur eines Dichters, die kein Scharfsinn des Kritikers ergründen würde. Wenn man so gern über todte Dichter die Stimme ihrer Freunde hört, warum nicht über lebende?

Und so geht es dem Schreiber dieser Zeilen mit den Gedichten Karl Beck's. Glücklicherweise ist er gar nicht in dem Fall, erst ein Urtheil über Beck's Talent fällen zu müssen; ein Talent, dessen ganze Bedeutung längst von viel gewichtigeren Stimmen gewürdigt und gefeiert wurde. Nur einige Bemerkungen über den Gesammteindruck dieser Poesien will er aufzeichnen; vielleicht, daß der Leser daraus manche Eigenthümlichkeit des Dichters sich leichter erklären kann. — Die vielbesprochene neue Ausgabe *) gibt uns die Früchte eines reichbewegten jugendlichen Dichterlebens, in eine schöne, mit frischen Blumen geschmückte Garbe gebunden. „Saul und Janko" fehlen hier nur aus äußeren, nicht aus literarischen Gründen, während der Dichter unter seinen übrigen Geisteskindern außerordentlich strenge Musterung gehalten hat. Der Kreis dieser Sammlung beginnt mit den „Nächten" und schließt mit der „Auferstehung", in der wir wieder den Anfang einer neuen hoffnungsvollen Dichterlaufbahn erkennen. So sehr diese beiden Gedichte weit auseinander zu gehen scheinen, so stehen sie doch im nothwendigsten Rapport. Durch die „Nächte" geht das kosmopolitische Wetterleuchten des vorigen Jahrzehends, in der

*) Gedichte von Karl Beck. Der neuen, durchaus umgearbeiteten und vermehrten Ausgabe zweite unveränderte Auflage. Berlin, 1848. Verlag der Vossischen Buchhandlung.

„Auferstehung" begrüßt uns etwas vom „Hoffnungsmorgenroth", welches vielen gläubigen Herzen dieser Zeit aufgegangen ist. In den „Nächten" der trunkene Weltschmerz, der, selbstgefällig im eigenen Blute schwelgend, keinen Trost und keine Hoffnung mag; in der „Auferstehung" hat sich aus der wilden Gährung des Zweifels, der stürmischen Zerstörungslust und des träumerisch dunklen Dranges nach einer unnennbaren Zukunft, endlich eine reine Ueberzeugung erhoben und der feste Glaube an eine große Bestimmung der Menschheit; ein Glaube, den Viele gedankenlos nachbeten: aber dem Dichter und Denker, der um ihn gerungen hat, ist er eine Wahrheit; eine Bestimmung, die jeder Menschheitgläubige sich abstract denkt und mit großer Ruhe in die weiteste Ferne verlegt: der Dichter aber rückt sie in zeitliche Nähe und deutet wenigstens die Umrisse ihrer idealen Schönheit an. In den „Nächten" wie in der „Auferstehung" hat — im Gegensatz zu den gewöhnlichen Zeitpoeten — die Individualität des Dichters von den Tendenzen der Periode sich nicht unterjochen lassen, sie hat vielmehr sich ihrer bemächtigt und ihnen eigenthümliches Gepräge und individuelle Färbung gegeben; die Nächte bleiben darum stets eine Erscheinung, die aus der Sündfluth politischer Poesie des vorigen Jahrzehends hoch hervorragt und keiner Gattung unterzuordnen ist, und eben so wird man die „Auferstehung" mit keinem Erzeugniß der literarisch-socialistischen oder politischen Richtungen dieser Tage vergleichen können; gemeinsam aber ist beiden die „orientalische Bilderpracht"; ein Wort, das früher bei den Kritikern Beck's stereotyp geworden war. Deutlicher ausgedrückt ist es ein unwillkürlicher Anklang an Ton und Ausdrucksweise der Propheten. In den „Nächten" war Börne das Instrument, um die modernen Ideen mit altprophetischer Anschauung zu vermitteln; in der „Auferstehung" ist es ein Engel. Man muß gestehen, daß den Idealen der civilisirten Welt die Sprache des Jesaias Nichts von ihrer Erhabenheit nimmt; eher gewinnen sie an poetischer Sinnlichkeit und Energie. Die strenge Gluth des antiken Spiritualismus, mit der Schwärmerei des modernen Gemüths vereinigt, hat eine Romantik erzeugt, die bis jetzt Beck eigenthümlich geblieben ist; denn der evangelische Socialismus des edlen Sallet ist viel zu dialektisch-didaktisch gepanzert, um viel Fleisch und Blut zu haben.

Im Ganzen wird man finden, daß der Dichter nach manchen Abschweifungen und Umwegen in der Auferstehung wieder einmal

Digitized by Google

die Bahn betreten hat, auf die ihn anfangs die innere Stimme gerufen, nur that er es diesmal mit geläuterter Kraft und hellerem Bewußtsein.

Man fragt vielleicht, warum ich so großes Gewicht grade auf die „Nächte" lege, dieses erste unreife Product des Jünglings, dieses wüste Buch voll scharfsinniger Leidenschaft und unsinniger Logik, phantastischer Dunkelheit und blendender Geistesblitze, heroischer Wendungen und kindischer Einfälle, voll prunkender Bilder und stolzer Gedanken, die mit einander im Streit zu liegen und selten an ihrem Platze scheinen, endlich voll greller Zerrissenheit in einem harmonischen Guß weich austönender Verse; diese Lieder, von denen ihrer Zeit die Journalistik so berauscht war, daß sie den Dichter in seiner eigenen Sprachweise beurtheilte, und die noch später von Vielen mit einer Hand unwillkürlich nachgeahmt und mit der andern kritisch gegeißelt wurden! Es mußte doch etwas darin sein, was nicht gemacht war, wie die nationalen Zeloten zischelten, die jede, ihnen schwer begreifliche Erscheinung gern auf undeutsch gleißenden Schimmer, auf hohlen Lug und Trug zurückführen. Die Jugend pflegt, in Sachen des Gemüths, einen richtigen Instinct zu haben, und die Jugend hat für Karl Beck und seine Nächte geschwärmt! — Indem ich die neue Ausgabe durchblättere, sprechen mich einzelne kleine Lieder mit einer Mahnung an alte schöne Zeiten an; sie sind in Wien geschrieben, in den ersten dreißiger Jahren, ehe Beck noch das deutsche Ausland gesehen hatte. Er war damals kaum über die Knabenjahre; aber die Reife des Herzens leuchtete mit stiller Gluth aus den noch harmlos blühenden Zügen. Seine Erscheinung war auf den ersten Blick anziehend; der Passionszug um den Mund und das schwärmerische Auge drängte Jeden zu der Frage: Woher diese schmerzensselige Melancholie bei so blühender Jugend? Hast Du so lebhafte Ahnung einer bangen Zukunft? Ist Dir ein seltenes Schicksal auf die Stirne geschrieben? Auch das unkundigste Auge erkannte übrigens etwas Fremdartiges an dem jungen Menschen; mit der wachen Kühnheit des Geistes vereinigte er etwas von der naturwüchsigen Naivetät und der heißen, schwerhaltigen Leidenschaft des Ungarn; diese Natur ging weit über den gewöhnlichen Wiener Horizont hinaus. Die Paar Freunde, denen er sich ganz eröffnete, vertheidigten mit Zuversicht seinen poetischen Beruf gegen die Bedenklichkeiten oder den Spott nüchterner Um-

Digitized by Google

gebung. Seine ersten Versuche hatten Schwung, verriethen aber mehr frischen Sinn für die Darstellung rein menschlicher Empfindung, mehr Kindlichkeit und Objectivetät, als man nach dem spätern revolutionären Ausbruch hätte denken sollen. Die politische Schwärmerei führte zu dieser Krisis. — In die Länder der tiefsten Heimlichkeit müßt Ihr gehen, um an die poetische Wahrheit der politischen Poesie zu glauben. Nicht die publicistischen Talente, nicht die praktischen Politiker müßt Ihr dort suchen, aber die flammendsten und ursprünglichsten Sänger der Freiheit kommen von dort. Je geringer die Intelligenz, je allgemeiner die Unerfahrenheit in öffentlichen Dingen, desto heftiger entbrennen Gemüth und Phantasie in der Theilnahme daran. Der Blick des politischen Laien mißt die Geschichte der Gegenwart nur von der großen, rein menschlichen Seite, und das Herz entscheidet rücksichtslos, wo anderwärts die kühlere Sachkenntniß hin und her wägt. Dort gibt es nur gleichgiltige oder revolutionäre Jugend. Freilich ist dieser Radicalismus ziemlich unschuldig und mehr poetisch, als gefährlich; man hat keinen Begriff von den sanguinischen Träumen und den zauberhaften Vorstellungen, die sich damals beim jungen Oesterreich an den Namen Deutschland knüpften. O es ist ein schönes Jugendleben im Lande der südwarmen vollen Nacht; schöner, als in den Ländern des matten Zwielichts, der fröstelnden Ohnmacht und Halbheit bei allgemeiner Erkenntniß. Zwei, drei gleichgesinnte junge Herzen, wie eng und heimlich halten sie dort zusammen! Das Gefühl des Drucks gibt ein erhebendes Bewußtsein, wenn man ihn der äußern, riesenhaften Macht schuldgeben kann. Wer die Menschheit noch in Tyrannen und Sklaven theilt, hat noch keine Hoffnung aufgegeben; selbst die Aussicht auf verzweifelte Kämpfe hat ihren Trost, denn es werden Kämpfe auf Tod und Leben sein, auch die Niederlage wird ihre Größe haben und dem Herzen bleibt sein Genüge; es behält doch das Recht, entschieden zu hassen und zu lieben. Da draußen, denkt man, knirschen die jungen Völker in den Zügel der Thatkraft; da draußen stemmt sich eine Nation gegen die Kerkermauer; was eilst Du nicht hinaus, um zu helfen? Du glaubst noch an die Allmacht des Wortes; nur daß das rechte, das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, trägt die Schuld am erbärmlichen Weltlauf; wer weiß, ob es nicht Dir beschieden ist, das Schiboleth zu rufen, von dem die Lawinen stürzen. Also hinaus mit geschwun-

Digitiz

genem Heldenschwert! Aber gib Acht, daß Deine Hiebe nicht in's Blaue fallen. Die Du für Sklaven hieltst, sind behagliche Philister, die Dich auslachen und in ihrer ganz unpoetischen Misere recht warm sitzen; die Du für Tyrannen ansahst, sind ängstlich pedantische Hausväter, die man nicht einmal hassen kann; Dein Heldenschwert wird zum Knabenstöckchen, zum stumpfen Rappier, höchstens zur Zeitungsfeder. Dein österreichischer Schmerz breitet sich zum allgemein deutschen aus, und dieser wird allmälig zum kosmopolitischen. Neue Täuschungen lösen Deinen großen acuten Zorn in kleinlich chronischen Aerger auf. Umsonst sträubst Du Dich gegen die niederschlagenden Pulver, die das Leben Dir mit Gewalt eingibt. Die Altklugheit rieselt Dir wie Herbstregen in die Seele; ja, Du wirst klüger und einsichtsvoller, die Welt lobt Dich darum, und Du hast keine Freude daran. Bittere Verachtung und schneidende Säure sind der Bodensatz Deines schäumenden Jugendbechers. Und doch mußt Du's hinunterschlucken und das Unrecht, das Du der Welt gethan, gegen Dich selber kehren.

Ich kann nicht behaupten, daß es grade Karl Beck so erging, aber eine ähnliche Umwandlung hatte ihn betroffen. Wie trat der Verfasser der Nächte 1838 dem alten Freunde in Deutschland entgegen! In studentischer Maske, hochroth vom Widerschein des jungen Ruhms, der ihn nicht beruhigte, dem er nicht traute; triumphirend und doch bangend, wie ein Sieger nach verzweifelter Schlacht; terroristisch in Lust und in Leid, in Rath und in That; das Göthe'sche „zum Himmel aufjauchzend, zum Tode betrübt" paßte vollkommen auf ihn und wechselte wie Sturmgewölk in seiner Seele; der trotzige junge Bart verdeckte zwar den Passionszug um die Lippen, aber das Auge verrieth, daß all der Saus und Braus tief aus einem gequälten weichen Herzen kam. Auch irren Diejenigen, die da glauben, der junge Dichter habe sich durch die begeisterte Aufnahme, die sein erstes Buch gefunden, über seine Aufgabe täuschen und „verderben" lassen. Er hatte die „Nächte" etwas bombastisch auch „gepanzerte Lieder" genannt, aber völlig ungepanzerten Geistes, ohne tieferes Studium der Zeit und des Volkes, blindlings und nackt, hatte er sich in die Wirbel der Zeitideen gestürzt, und die angeborne Kraft hielt ihn sicher über der Oberfläche, daß er nicht unterging in der äußerlich politischen Singfluth und daß seine Stimme nicht verschallen konnte,

wie viel andere Stimmen. Er hatte, auf sympathetische Weise, den Herzschlag der Zeit errathen und den Punkt getroffen, wo sein subjectiver Sturm und Drang mit dem allgemeinen zusammenklingen mußte. Nationaldeutsches oder Volksthümliches hatten diese Klänge allerdings nicht, aber der hinreißende Ton innerer Wahrheit darin erschloß ihnen jedes Ohr in jenen kosmopolitisch theilnehmenden Tagen.

Kurz vorher war Börne gestorben, und mit dem Verstummen dieses gewaltigen Rufers in der Wüste begannen auch die revolutionären Fantasien, — denn mehr war es nicht, — in Deutschland zu erlöschen. Ihr letztes Auflodern, zum Theil durch ihn hervorgerufen, fiel mit dem Enthusiasmus der Jugend für Beck's Nächte zusammen. Im Schatten Börne's hatte der Dichter den Träger und den Herold seiner eigenen Stimmung gefunden; in ihm sah er sein Gefühl der Heimathlosigkeit, der politischen Enttäuschung und des Grolls über die Prosa der philiströsen Gegenwart in höchster Potenz ausgesprochen; und die Monologe, die er dem Todten von Père la Chaise in den Mund gelegt, sind jedenfalls von tieferer Bedeutung, als manche andere seiner studentisch-renommistischen Töne. Beck's Börne sieht man es freilich nicht an, daß er einst Cameralistik studirt, daß er den Stoßdegen des Witzes führte und alle seine Pappenheimer in- und auswendig kannte. Auch hat der wirkliche Börne niemals mit Gott gegrollt, wie er es bei Beck nicht etwa blos von sich rühmt, sondern wirklich thut; denn jeder zur lebendigen That gerüstete Mann fühlt das Bedürfniß, im Sturm gegen die ganze Welt wenigstens *einen* Halt und in den innersten Gemächern seines Herzens sichern Frieden zu haben; entweder er ist kalt und eisern genug, um gar nicht an den Himmel zu denken, oder er glaubt, wie Börne, an den Gott seiner Kindheit als seinen einzigen Freund auf Erden. Aber stellt man sich den Pariser Eremiten als jungen Mann mit etwas mehr Phantasie und weniger Scharfsinn vor, so konnte er sein Leid nicht mächtiger wiedergeben, als es Beck in seinem Namen that. Die Nächte haben dadurch, daß sie den revolutionären Börne im Wappen führen, auch einen poetischen Vorzug. Politische Poesie, wenn sie überhaupt Poesie sein soll, muß entweder streng conservativ oder grundrevolutionär sein. Den besonnenen Fortschritt können nur geharnischte Magister besingen. Poetisch ist die Ehrfurcht vor dem Traditionellen, poetisch ist auch die Zerstörungslust und die leiden-

schaftliche Hingebung an eine ungewisse Zukunft; da erscheint die Sache der Menschheit rein von ihrer großen Seite, nicht mit den kleinlichen Tagesfäden und dem ganzen staubigen Geschäftsräderwerk. Wenn ein Haus fertig ist und der Kranz aufgesetzt wird, oder wenn ein fluchbeladenes Gebäude vom Engel der Rache zerstört wird, mag man einen frommen Spruch sprechen oder ein wildes Lied singen; aber wenn der Bau eines Hauses berathen wird, schweigt die Begeisterung; auch die sehr besonnenen Maurergesellen kann man höchstens mit satyrischen Stachelreden spornen. Und die Entwickelung einer Verfassung oder die Berathung eines Strafgesetzentwurfs ist eine sehr lobenswerthe, brave und rühmliche, trotzdem aber stockprosaische Arbeit, zu der mehr Fleiß und Klugheit, als Lyrik und Enthusiasmus gehören.

Leider habe ich durch unnöthige Breite schon zu viel Raum verschwendet und muß nun rascher über die andern Productionen Karl Beck's hinwegeilen. Auf die Nächte folgte eine sehr natürliche und heilsame Reaction, die von Manchen irriger Weise als Zeichen sinkender Kraft angesehen wurde. Seine jugendlichen Verehrer waren theils untröstlich, theils unwillig darüber, daß ihr Poet nicht immerfort lauter Nächte machen und nicht immer noch gepanzerter werden wollte; seine älteren Krittler sagten: nun wird man sehen, wie eigentlich gar Nichts hinter diesem vielgepriesenen Talent ist; er hat sich ausgeschrieben. Indeß suchten die andern Keime einer ursprünglich vielseitigern Begabung, die durch den ersten leidenschaftlichen Ausbruch zurückgedrängt und wie verschüttet waren, langsam aufzugehen und noch langsamer zu reifen. Es kam dann und wann wieder ein Anflug jener heitern, selbstvergessenden Anschauung über ihn, die er in der Zeit der ersten Verse gehabt hatte; ein reger Sinn für das Naive, eine Lust am Ausspinnen und Ausmalen harmloser Lebensscenen, die freilich das noch nicht schaffen konnte, was man, auf die Nächte pochend, von ihm forderte. Literarische und andere Erlebnisse trugen dazu bei, den Dichter aus seinem engen, selbstgezogenen Kreise zu ziehen und das schlummernde Interesse für hundert andere Elemente des modernen Lebens zu wecken. Sehr wohlthätig wirkte in dieser Beziehung die sorgsam anregende Theilnahme seines Freundes Kühne. Manche bunte Illusion wich dem ernsteren Streben und der unablässigen Arbeit. Es kam die Zeit, da ein Rückblick auf die Heimath ihm wohler

that, als das herausfordernde Hinstarren in die leere Zukunft. Damals begann er den „fahrenden Poeten", und der erste Gesang: „Ungarn", in dem ein byron'scher Hauch der Originalität wenig Eintrag thut, bewies gleich ein glänzendes Beschreibungstalent; auch die andern Gesänge: Wien, Weimar und die Wartburg, die noch als Studien anzusehen sind, enthalten mehr treffende Gedanken und scharfe charakterisirende Blicke, als man dem hochfliegenden Träumer zugetraut hätte. Noch üppiger und origineller entfaltete sich der Glanz seiner Phantasie und die Kraft des lyrischen Vortrags im „Janko", worin man wahre Prachtstücke ungarischer Natur gemalt findet; dagegen scheint die Anlage der Erzählung wie ein dürftiger Rahmen zurückzutreten und die Erfindung selbst leidet noch an großer Schwäche der Motivirung. An den „Janko" schließen sich die „ungrischen Melodien an, in denen, neben der meisterhaften Malerei, ein glücklicher Balladenton angenehm überrascht. Auch dem dramatischen Hang der Zeit huldigte Beck in seinem „Saul", an den er viel schöne Lyrik verschwendet hat. Gewiß wurde der dramatische Anfänger zu subjectiv und ließ sich zu sehr vom rauschenden Strom seiner Sprache hinreißen, um Bau, Zweck und Mittel des Dramas zu bedenken. Aber ein Moment, welches freilich durch das ganze Gedicht geht und seinen wesentlichen Werth und Inhalt bildet, ist unvergleichlich gegeben: Saul's böse Stunde. Die „stillen Lieder", die anfangs wie Symptome eines kränkelnden Zustandes aussahen, bezeichnen jene eigentliche und gründliche Umkehr zu den ersten Elementen seiner Poesie, die unerläßlich war, um einen neuen sichern Anlauf zu nehmen; es waren zuerst nur leichte, anmuthige Formen, die einen vollern Gehalt bekamen, als der Dichter durch die Berührung mit der heimathlichen Erde und die Entfernung aus dem unmittelbar literarischen Leben von vielfachen Erschütterungen genas. Die letzteren dieser Lieder, z. B. „Knecht und Magd", „Frühling" u. a. m. haben ganz jenen warmen, tiefen Ton der Darstellung, jene Kraft der Auffassung, jene edle Einfachheit, überhaupt jene Reife, die dem Dichter von jedem Kundigen im Beginn seiner Laufbahn vorausgesagt und als Ziel vorgehalten wurde. Der Styl von Beck's Lyrik ist schwer zu bezeichnen; seine Sprache hat bald dramatische Lebendigkeit, bald epische Malerei, meist aber lyrische Bewegung und musikalischen Klang; eben darum eignet sie sich vielleicht so wenig für die Musik-

begleitung. Ob man aus dieser Eigenthümlichkeit auch auf ein rein dramatisches oder episches Talent schließen darf, wird hoffentlich die nächste Zukunft lehren.

Ein schönes Wiedersehen bereitete Karl Beck seinen Freunden, als er, die Auferstehung auf dem Papier und im Herzen, ein Mann und Dichter geworden, der die Muse wie eine angetraute geliebte Frau mit freier Anmuth zu führen weiß, in den deutschen Norden zurückkehrte. Die „Auferstehung" ist die Krone der neuen Gedichtsammlung. Nicht der hohe Schwung der Gedanken, nicht der treffende, oft shakspeare'sche Bildertiefsinn allein ist es, was für eine wirkliche Auferstehung des Dichters spricht; denn ähnliche Blüthen trieb sein Geist wohl auch früher, wenn schon nicht in diesem Maße. Aber wohlthuend ist die glückliche Einheit, die reine, durchsichtig klare Form der Composition im Ganzen. Ich möchte das Gedicht, wenn Vergleiche der Art statthaft wären, mit einer Beethoven'schen Symphonie vergleichen. Offener und rührender, als der Dichter selbst in der Einleitung auf wenigen Seiten thut, wird selten Jemand seine Beichte schreiben. Wir folgen ihm auf der einsamen Lenzwanderung in das waldige Gebirge, da tritt der Engel der Auferstehung zu ihm und mahnt ihn mit wahrhaft engelhafter Innigkeit, sein persönliches Leid zu vergessen und nur dem großen Ganzen, dem Wohl der Menschheit, zu leben. Er kündet ihm, wie er zu Fürsten, Vasallen und Priestern sprechen werde; und indem er gleichsam nur gute Vorsätze faßt, führt er sie zugleich aus. Und als der Engel schwindet, fühlt man mit dem Dichter die erquickende Erhebung, die im Bewußtsein liegt, den Ruf des Schicksals verstanden zu haben; und in der Kraft, von den Schlacken irdischer Leiden und Wirren sich in den Flammen der Freiheit, der Liebe zur Menschheit, zu reinigen.

J. Kaufmann.

Tagebuch.

I.

Gegen Lewald und seine Europa.

So sehen wir uns leider doch zu jener Sorte von Polemik genöthigt, die wir unserem Blatte so gern erspart hätten. Seit dem Bestehen der Grenzboten haben wir es — wo es nicht eine Prinzipienfrage galt — vermieden, gegen andere Zeitschriften den mindesten Tadel auszusprechen. Es wirft ein zweideutiges Licht auf ein junges Blatt, wenn es damit beginnt, die älteren herabzuwürdigen; es hat immer den Anschein, als ob es die anderen nur aus dem Grunde bekriege, um selbst an ihre Stelle zu treten. Wir haben uns nicht gescheut, gegen weitverbreitete politische Zeitungen mit aller Schärfe und Bitterkeit zu Felde zu ziehen, welche der Augenblick und die Sache erheischten, obschon sie an Macht uns weit überlegen sind und uns hundertfach mehr schaden können; aber Zeitschriften und Blätter, die mit uns in einer Reihe stehen, ließen wir unangefochten ihren Weg gehen.

Wenn wir heute von diesem Prinzip eine Ausnahme machen, so geschieht es gezwungen und aus Nothwehr.

Seit dem Entstehen der Grenzboten, oder richtiger gesagt, seit ihrem Emporkommen, hat Lewald's „Europa" nicht unterlassen, sie mit allerlei boshaften Stichen und hämischen Ausfällen zu verfolgen. So lange diese scheelen Seitenblicke auf ein Paar Zeilen sich beschränkten, ließen wir sie unbeantwortet. Aber statt an der Mäßigung des jüngeren Blattes sich ein Beispiel zu nehmen, hört die alte, sonst so zahnlose und feige „Europa" nicht auf, zu keifen und sich roth zu ärgern. Der letzte Schmähartikel, den die „Europa" in der Form einer Correspondenz gegen die „Grenzboten" brachte, und worin wir durch fünf Spalten mit „Schlangengift", „literarische Proletarier" u. s. w. bedient werden*), zwingt uns, endlich uns mit Herrn Lewald zu verständigen. —

*) Veranlassung zu dieser Polemik gab eine kleine Bemerkung in den Grenzboten. Als Josef Rank in preßpolizeiliche Untersuchung kam, sagte ein

Im Grunde begreifen wir den Aerger nicht, der Herrn Lewald gegen uns beseelt. Die Grenzboten haben nie den Ehrgeiz gehabt, der „Europa" die Concurrenz zu machen; dafür möge uns der Himmel bewahren! Mit Ausnahme des gleichen Formats, müssen wir gegen die Ehre einer Parallele zwischen beiden Blättern entschieden protestiren. Wir, die armen, „liberalen Proletarier", gehen unparfümirt durch diese gemeine Welt, kein Modeschneider, kein Haarkräusler legt die Hand an uns. Schon die zierlichen Bilder, welche die „Europa" aus dem „Follet", aus dem „Charivari" und dem „Artiste" nachdruckt, sind mehr werth, als alles Material über deutsche Zustände, das die „Grenzboten" bringen; jedes elegante Ladenmädchen, jeder geschmackvolle Handlungsdiener wird dieses einsehen. Und unser „Schlangengift", unsere polizeiwidrigen Meinungsäußerungen, müssen sie uns nicht von selbst den Weg verschließen aus allen den aristokratischen Salons, in welchen die ungiftige, pomadereiche, polizeigeregelte „Europa" durch eine geraume Zeit ein heimischer Gast gewesen? Und wie langweilig sind wir! Nicht einmal alte Anekdoten, nicht einmal französische Calembourgs, nicht einmal culinarische Zustände, nicht einmal Ordensverleihungen und Nekrologe bringen wir, obschon wir letztere aus der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" von vierzehn Tage früher abschreiben könnten.

Ueberhaupt wie wenig verstehen die Grenzboten von dem, was eine *gescheidte* Redaction zu thun hat. Wie klug weiß die Europa unter den Tischen der französischen Journale zu kauern und den herabfallenden Knochen in ein feines Ragout zu übersetzen. Das ist so wohlfeil und schmeckt so gut! Und die Auswahl ist so groß! Diese Grenzboten, die ihre Ehre in Originalbeiträgen, ihren Beruf in der Discussion deutscher Angelegenheiten suchen, wie unpraktisch sind sie. Deutsche Schriftsteller haben in der Regel die widerwärtige Prätension, eine entschiedene Meinung aussprechen zu wollen; damit stößt ein Blatt bald dort, bald hier an, und mißfällt vor Allem den Reichen, der Aristokratie, die das meiste Geld zum Abonniren hat! — Und für

---

Wiener Correspondent in der Europa, Rank habe sich beim Verhör sehr schlecht benommen. Wir fragten: ob jener Correspondent mit der Polizei so „vertraut" sei, um das zu wissen? und versicherten von Rank's Benehmen das Gegentheil. Der Wiener ist nun so albern, durch eine Retourkutsche zu fragen, ob *wir* denn mit der Polizei in Verbindung stünden, um dies Gegentheil zu wissen? Der Mann hat keine Ahnung, welch ein ehrenhaftes testimonium paupertatis er sich selbst mit dieser Frage ausstellt. Daß ein junger Dichter von dem reinen, edlen Charakter Rank's sich nicht charakterlos benommen, ist die moralische Ueberzeugung jedes Ehrenmannes; um das zu wissen, braucht man die Polizei nicht. Wer *davon* aber laut das Gegentheil behaupten will, hat es entweder blos aus *seiner* moralischen Ueberzeugung geschöpft — dann ist er ein Verleumder — oder er hat es auf polizeilichen Wegen erfahren, — dann *ist* und *bleibt* es „Vertrauten"-Gewäsch.

solchen schlimmen Dienst soll man solche Originalbeiträge noch bezahlen! Und dann, wie klein ist die Zahl Derjenigen, die für deutsche Zustände wirklichen Sinn haben. Die Weiber vor Allem! Wie viel größer ist die Zahl derjenigen, die sich für die Rachel und Cerito interessiren, als für Jordan und — Ronge. Deswegen müssen solche anstößige Namen so wenig und jene anziehenden so oft als möglich genannt werden!

Die Grenzboten und die Europa gehen also ganz verschiedene Wege und haben jedes ein ganz anderes Publicum vor Augen, und in der That wüßten wir nicht, was Herrn Lewald so grimmig macht, wenn nicht die kritische Lage, in welche sein altersschwaches Blatt gerathen ist, und der Umstand, daß er es im Preise herabsetzen muß, seinen Unmuth über die nachwachsende Journalistik überhaupt motiviren möchte. Herr Lewald sieht seine Europa verdrängt aus den Boudoirs, wie aus den öffentlichen Localen durch die Illustrirte Zeitung, die hundertfach mehr, Besseres und Zeitgemäßeres auch für dasjenige Publicum bringt, das er für seine Domäne hielt. Die Leipziger Modezeitung, die Hamburger Jahreszeiten überflügeln ihn im Gebiete der Modekupfer und Novellen. Die literarische Bedeutung der „Europa" ist längst unter Null gesunken. Das gealterte Blatt fühlt, wie eine runzlige Coquette, daß ihm die Schminke von der Wange fällt, und keift daher gegen die Jugend ganz nach der Sitte eines alten Weibes. Hätte die Europa das gehabt, was jedes ehrenhafte Blatt haben muß: Charakter und Consequenz, wäre nicht das Geldmachen ihr erstes und letztes Ziel gewesen, so wäre sie nicht heute in der Lage, dem Publicum sagen zu müssen, sie fühle, sie sei jetzt nur die Hälfte werth und ihre Liebesgaben werden von nun an um den halben Preis ausgeboten. Wir haben die „neue umgestaltete Europa" noch nicht zu Gesicht bekommen, aber wir kennen den marktschreierischen Geist der alten. Nie hat ein Blatt in Deutschland unter günstigeren Auspicien seine Laufbahn begonnen, als die „Europa" im Jahre 1834, zu einer Zeit, wo Alles in größter politischer und literarischer Aufregung war, wo die französische Journalistik und das junge Deutschland Alles bewegte und beschäftigte. Man las mit Begierde die kritischen und politischen Uebersichten Gutzkow's und Mebold's; alle Welt strömte, angezogen von diesen Namen, dem neuen Blatte zu. Aber kaum sah die Europa, daß diese Angel ihre Dienste gethan, und die Abnehmer herbeigelockt hatte, so verschwanden allmälig die kostspieligen Mitarbeiter, und die Originalbeiträge traten immer mehr und mehr in den Hintergrund. Wo sind alle die schönen Namen geblieben, welche die Europa in ihren ersten Jahren schmückten? Warum steht Herr Lewald in der Oede seines Blattes jetzt so einsam da? Wir wollen ihm dies erklären: weil er es nie ehrlich weder mit dem Einen, noch mit dem Andern meinte, weil der Ertrag des Blattes

Digitized by Google

sein einziger Gott war, weil ihm die moralische Bedeutung Nichts galt, sobald die pecuniäre dadurch beeinträchtigt wurde. Die Europa war seit ihrem Entstehen immer nur eine Maitresse, die nur so lange zu einem Schriftsteller hielt, als er im Glücke war, — sobald er dieses verlor, ließ sie ihn rasch im Stiche. Wie Leporello den Don Juan begleitete Herr Lewald seinen zeitweiligen Herrn und Meister immer dahin, wo es Freude und Lustbarkeiten gab, aber wenn es zum Gefechte kam, da versteckte Herr Lewald husch — husch sich in's Gebüsch. Wie hat die Europa Heine die Schleppe nachgetragen, so lange er als unbestrittener Triumphator daherging. Aber als plötzlich die Polemik gegen sein Buch über Börne losbrach und der Kampf einiger ehrenwerthen Gegner die Steinwürfe eines ganzen Trosses von Hohlköpfen Schadenfrohen und Scheinheiligen nach sich zog, da verkroch sich die' Europa; auch nicht ein Wort hatte sie für den zum Uebermaße verunglimpften Dichter. Erst in diesem Augenblicke, nachdem die Straße ganz sicher geworden, nachdem fast alle Journale sich bereits zu Gunsten der neuen Gedichte ausgesprochen haben, wagt sich auch die Europa hervor. Als Herwegh im Triumphe nach Berlin zog, als alle Zeitungen ihn priesen und auf den Händen trugen, da erschien die Europa mit einem Triumphgeschrei und rief: Bei mir hat er zuerst gedient, an meinen Brüsten ist er zuerst gelegen, ich habe ihn erzogen! (Lewald und Herwegh!!) Aber als die Sonne sich wendete, als auf den „Lebendigen" gefahndet wurde — husch steckte Leporello im Busche; Herwegh blieb der Europa forthin ein Unbekannter, den sie nie gesehen. Als Giehne und Andrée die Oberdeutsche Zeitung redigirten und mit nationaler Leidenschaft gegen Frankreich donnerten, ließ die Europa, die mittlerweile nach Carlsruhe übergesiedelt war, sich plötzlich einen langen Bart wachsen, zog einen altdeutschen Schnürrock mit einem schwarzrothgoldenen Bande an und schrie aus allen Registern der dünnen Stimme: Nationalität! Einheit! Deutschland! Lauft über die Franzosen! Vater Arndt heraus! — Diese urplötzliche germanische Begeisterung, die Herr Lewald auf den ersten Seiten seines „Feuilletons" trieb, hinderte ihn nicht im Mindesten, vorn! die allerwälschesten Novellen von dem „Franzos" Alexander Dumas zu übersetzen und hinten die schlechtesten französischen Calembourgs in der Ursprache der „Landesfeinde" mitzutheilen — wahrscheinlich um alle Sympathien für Frankreich durch so schlechte Witze zu untergraben. Als aber die Oberdeutsche aufhörte, ließ sich Herr Lewald ganz stille den Bart abnehmen und hing den ihm so unbequemen deutschen Rock sachte in den Kleiderkasten zu der andern Leporellogarderobe. Er bildete sich ein, es bemerke es Niemand — aber wir sahen es Alle und lachten! Sollen wir noch mehr Beispiele erzählen? Von Seidelmann, von — doch nein, dem Schriftsteller Lewald wollen wir seine Rechnung zu einer andern Zeit machen, sobald er sie verlangen

Digitized by Google

wird; hier haben wir es blos mit dem Redacteur und seinem Blatte zu thun, ihm wollten wir blos erklären, weshalb er kein Recht hat zu grollen, wenn ihn sein Publicum verläßt; er, der immer nur seine Sache und nicht die allgemeine Sache gepflegt hat. Deutschland machte in den letzten Jahren wenigstens den Fortschritt, daß es von der einheimischen Presse verlangt, sie solle sich mit seinen Angelegenheiten und nicht mit anderen beschäftigen. Das Interesse des deutschen Volkes concentrirt sich nicht mehr in Frankreich wie zur Zeit, wo Lewald in Europa auftauchte; es will seine innersten Freuden und Leiden besprochen sehen, seine Schmerzen und seine Hoffnungen, lauter Dinge, um die Herr Lewald sich wenig kümmert. Die Europa hat die Wendung der neuen Zeit nicht begriffen, und diese hat sie daher im Stiche gelassen. Ueberdieß sind die industriellen Kunststückchen dieses Blattes zu regelmäßig wiedergekehrt und haben sich abgenützt. Das Publicum weiß, daß die Europa alle Jahre meldet, diesmal werde sie sicher den Messias gebären und alle zwölf Apostel haben sich ihr als Mitarbeiter angeschlossen; es ist schon daran gewöhnt, daß Herr Lewald zu jedem Neujahr ankündigen läßt: diesmal sei die Europa mit großen Dingen schwanger und es werden Wunder geschehen; man weiß, daß das Neujahr es blos auf die heiligen drei Könige absieht, damit diese herbeiströmen und ihre reichen Abonnementsgaben dem wunderthätigen Lewaldskindlein zu Füßen legen. Aber die drei Könige haben schon durch mehrere Jahre, wenn sie herbei kamen, die Krippe leer gefunden; nur

„Das Oechselein brüllte, das Eselein schrie.“

Die heiligen drei Könige wollten nicht immer die Gefoppten sein, nicht einmal die Dombausteine, die Herr Lewald nach Köln sandte, rührten sie. Zuerst blieb der Kaspar aus und dann der Melchior, und damit nicht zuletzt auch der Balthasar ausbleibe, sieht Herr Lewald sich genöthigt, sein Krippenspiel neu decoriren zu lassen und es im herabgesetzten Preise zu zeigen. *)

*) Von den allerliebsten Kunststückchen, mit denen Herr Lewald à la Döbler und Bosco das Publicum zu foppen weiß, wollen wir blos eines hier anführen. Vor etwa zwei, drei Jahren, als die Europa bereits fühlte, daß man ihren Versprechungen nicht mehr traue, kündigte sie zu Neujahr an, daß fortan auf dem Umschlage immer die Manuscripte angezeigt werden sollten, welche für die Zeitschrift einliefen. Wirklich wurden in den darauf folgenden Wochen einige, wenn auch spärliche Einsendungen von namhaften Schriftstellern auf dem Umschlage telegraphirt. Das Publicum, wie die Einsender, erwarteten nun von Tag zu Tag, daß die Manuscripte abgedruckt erschienen — aber Döbler hob lächelnd den Hut auf, kein Sträußchen, kein Manuscript zu sehen — Alles verschwunden. Die Europa hatte es wie jener reisende Athlet gemacht, der an den Straßenecken ankündigte, wer ihn besiege, dem werden tausend Ducaten versprochen. Aber wie entschuldigt sich die Europa jenen Einsendern gegenüber? Hier als Beispiel ein Brief, den Herr Lewald dem geistvollen Schriftsteller Willkomm, einem durch jene Täuschung Entrüsteten, zusandte:

Herr Lewald hat bisher durch diplomatisches Betragen es verstanden, eine strenge Kritik über sich fern zu halten, und es wird ihm sehr unbequem sein, hier ein Urtheil ausgesprochen zu sehen, das im Grunde Jeder im Stillen längst ausgesprochen hatte. Er wird schreien und lamentiren, in jeder Zeile uns eines Verraths beschuldigen. Aber er wird vergebens in unserem Aufsatze nach den Worten „Gezücht" — „Schlangen" u. s. w. suchen. Auch haben wir die prahlerische Ueberschrift „Abfertigung" nicht gebraucht, erstens weil ein Schriftsteller den anderen wohl befehden, aber keineswegs abfertigen kann, und zweitens weil wir mit Herrn Lewald gar noch nicht fertig sind. —

Leipzig, im December. J. Kuranda.

II.

Aus Berlin.

Tscheck's Hinrichtung. — Der Localverein und die Vossische Zeitung. — Tieck und Rellstab. — Meyerbeer's Oper. — Der König und die Theater-Censur. — Ronge.

Tschech, von dem bereits seit zwei Monaten nicht mehr gesprochen worden war, ist mit einem Male wieder der Gegenstand aller Gespräche geworden, so daß alles Andere dadurch in den Hintergrund gedrängt wird. Das Beamtengeheimniß — sonst ein secreto à voces — ist dies Mal so streng beobachtet worden, daß ganz Berlin von der Hinrichtung erst etwas erfuhr, als diese bereits stattgefunden hatte. Nur einige Hundert Einwohner Spandaus sind dabei gewesen, und von diesen erfährt man, daß Tschech sich bis zum letzten Augenblicke ruhig und fest gezeigt, sich von Niemand habe berühren lassen, sondern sich selbst in Alles so gefügt habe, daß die Hinrichtung in wenigen Minuten vorüber war. Einer Veröffentlichung der Thatsachen, die etwa durch seinen Proceß noch constatirt worden, darf man wohl nun entgegensehen. *)

Verehrter Herr!

„Ein Mißverständniß macht Sie ungerecht gegen mich. Die unter den Einläufen angezeigten Manuscripte sind nicht angenommen, sondern die Herren Einsender werden auf diese Weise nur schneller benachrichtigt, daß die Redaction dieselben empfangen hat (Bravo!). Nur solches, was sogleich als unbrauchbar erscheint, wird auf der Stelle vernichtet (!!) und nicht angezeigt. — Ihr sehr interessantes Bruchstück konnte deshalb keine Aufnahme finden, weil wir in Oesterreich über tausend Abonnenten haben. Eine respectable Zahl, für die man etwas thun muß, um sie sich zu erhalten (!!!). —

Das erwähnte Bruchstück erschien bald darauf in der Zeitung für die elegante Welt. Herr Willkomm autorisirt uns zur Mittheilung dieses Briefes, da er keine Privatangelegenheit enthält.

*) Wir hören, daß mehrere Journale gewarnt worden sind, über Tschech sich sehr vorsichtig auszudrücken oder lieber ganz zu schweigen. Noch nachdrücklichere Vermahnungen sollen in Berlin selbst ergangen und die Hinrich-

Digitized by Google

Der „Localverein zum Wohle der arbeitenden Classen" sollte am vorigen Freitag wieder eine öffentliche Versammlung haben, um das Statut zu berathen, mit dessen Entwerfung ein provisorisches Comité beauftragt worden. Dasselbe hat jedoch in den Zeitungen bekannt gemacht, daß es mit seiner Arbeit noch nicht zu Stande gekommen und diese vor der nächsten anzuberaumenden Versammlung den Mitgliedern gedruckt in's Haus senden werde. Wie wir vernehmen, hat sich im Schooße des Comités ein Zwiespalt darüber erhoben, ob dem Vorstande des neuen Vereines absolute Gewalt beizulegen sei oder ob er in Bezug auf alle Gegenstände, über welche der ihm zur Seite stehende Ausschuß verschiedener Meinung mit ihm ist, mit diesem zusammentrete und gemeinschaftlich mit ihm durch einfache Stimmenmehrheit den Ausschlag geben lasse. Es scheint die Besorgniß vorzuherrschen, daß durch den letztgedachten Modus ein zu demokratisches Element in die Verwaltung des Localvereins komme, der überdies seine Comitien in den verschiedenen Distrikten der Stadt besitzen soll, welche ebenfalls Beschlüsse zu fassen und diese dem Central-Ausschuß und Vorstand vorzulegen haben. Deshalb suchen auch die bei dem provisorischen Comité befindlichen Bürger, die das Terrain genauer als die anderen zu kennen glauben, in den Entwurf so viele Bestimmungen als möglich zu bringen, um die Einheit der Verwaltung in dem Vorstande des Localvereins zu centralisiren. Auch wird versichert, daß schon dasjenige, was in der hiesigen Vossischen Zeitung auf nicht sehr geschickte Weise von einem Mitgliede des provisorischen Comités über die erste Versammlung des Localvereins veröffentlicht wurde, Bemerkungen veranlaßt habe, die von auswärtigen Regierungen, namentlich aus dem südöstlichen Deutschland, über die mögliche Tendenz des Localvereins hier eingegangen sein sollen.

Je öfter nun die neue Oper: Ein Feldlager in Schlesien, gegeben worden, um so schlagender ist die undramatische Behandlung des Textes hervorgetreten, wie denn auch bereits ganz bedeutende Kürzungen desselben vorgenommen worden, ohne daß die Länge und Breite der nur durch die Musik erträglich gemachten Handlung vermindert erscheint. Wir vernehmen übrigens, daß Ludwig Tieck dagegen protestirt, irgend einen Antheil an dem ausgeführten Texte zu haben. Nur im Allgemeinen hatte er sich über die von dem Dichter desselben zu befolgenden Ideen mit Herrn Rellstab besprochen, der seinerseits auf diese allgemeinen Ansichten zwar vollkommen eingegangen, aber es nicht für

---

tung des Hochverräthers merkwürdig geheimnißvoll veranstaltet worden sein. Wir können den Grund davon nicht einsehen. Als ob die preußische Regierung etwas zu fürchten, oder irgend eine Rücksicht zu nehmen hätte! Wer bestreitet ihr oder dem König das Recht, ein gesetzlich gefälltes Urtheil vollstrecken, oder nach dem Beispiele von Frankreich, England, Oesterreich, Würtemberg 2c. Gnade für Recht ergehen zu lassen? Und warum soll man nicht davon sprechen?

Digitized by Google

nöthig gehalten hat, seinem ältern Collegen irgend etwas über die Ausführung mitzutheilen, so daß diese, obwohl Herr Rellstab erklärte, er sei nur Redacteur des Stoffes, einzig und allein als sein Werk zu betrachten, wiewohl er allerdings durch die Aufgabe, ein Friedrichs-Drama zu schreiben, ohne Friedrich selbst auf die Bühne zu bringen, gewaltig genirt worden ist. Für andere Theater werden sich vielleicht effectvolle Veränderungen des Textes machen lassen, denn es wäre in der That schade, wenn diese an musikalischen Schönheiten reiche Oper ein bloßes Gelegenheitsstück und auf die hiesige Aufführung beschränkt bliebe. Aus Paris war übrigens mit dem dortigen Musikhändler Schlesinger ein bekannter französischer Musikkenner, der Organist Herr d'Anjou, hier, um das neue Meyerbeer'sche Werk auf irgend eine Weise auch für Frankreich zu gewinnen.

Das nach dem Französischen von W. Friedrich (Riese) sehr geschickt bearbeitete Lustspiel: „Er muß auf's Land" füllt noch immer das Haus, nachdem es bereits eine ganze Reihe von Vorstellungen erlebt. Bisher war die Scene desselben immer nach einer süddeutschen Residenz verlegt gewesen; gegenwärtig steht jedoch auf dem Theaterzettel: „Ort der Handlung Berlin", wie denn auch die in dem Stücke vorkommenden Localitäten, Titulaturen und Geldbenennungen (Gulden und Kreuzer statt Thaler und Groschen) aus dem südlichen Deutschland nach unserer Hauptstadt — wo Herr Friedrich das Stück ursprünglich spielen ließ — wieder verlegt worden. Unsere Theatercensur hat, wie man vernimmt, diesen kühnen Schritt gewagt, nachdem der König das Stück in Potsdam gesehen und lachend erklärt hatte, es sei dasselbe mit seiner Verspottung des Pietistenthums augenscheinlich für Berlin geschrieben, und durch Verlegung des Ortes nach dem südlichen Deutschland werde eine Unwahrheit begangen, die man nothwendig wieder gut machen müsse.

Es heißt allgemein, daß Johannes Ronge von Breslau hierher kommen und hier Behufs wissenschaftlicher Arbeiten seinen einstweiligen Wohnsitz nehmen werde. Justus.

III.

Aus Wien.

Gewerbeausstellung auch in Wien. — Industriehalle. — Ennemoser, Hormayr und Jordan. — Baron Fenneberg. — Theaterfragen. — Die italienische Oper. — Friedrich List. — O. L. B. Wolff. — Bauernfeld's „Ein deutscher Krieger".

Die Gewerbeausstellung in Berlin hat hier einen mächtigen Nachhall gefunden und man wird Alles aufbieten, um bei der im künftigen Frühjahre zu veranstaltenden österreichischen Industrieschau ein würdiges Seitenstück zu liefern; die fremden Berichterstatter, an denen es sicher nicht fehlen wird, zumal die preußischen werden in die Lobposaune miteinstimmen, weil die hohe Stufe des österreichischen Gewerb-

fleißes ihnen als scheinbares Argument für die Gefahrlosigkeit eines Zollanschlusses der Monarchie an den großen Mauthverband Deutschlands dienen dürfte. Die Regierung hat die Grundsätze veröffentlicht, nach welchen sie bei der angekündigten Exposition des einheimischen Kunstfleißes zu verfahren gedenkt, und da muß man denn allerdings bekennen, daß sich dieselbe die preußischen Erfahrungen redlich zu Herzen genommen und manchen Mißgriff vermieden hat, der in Berlin aus Unkenntniß der Dinge begangen und erst nachträglich verbessert wurde. Die Portofreiheit aller Einsendungen ist gleich von vornherein zugestanden, und der Staat übernimmt vom Augenblicke der Uebergabe auch die Haftung für das ihm anvertraute Gut, was nicht mehr als billig scheint. Die Anmeldungsfrist erstreckt sich vom 1. März bis 30. April, und die Zeit der Ausstellung beginnt mit dem 15. Mai und schließt mit dem 15. Juli 1845. Als Preise sollen Medaillen von Gold, Silber und Bronze vertheilt werden, das projectirte silberne Ehrenkreuz, welches für bürgerliches Verdienst bestimmt war und auch Schriftstellern u. s. w. verliehen werden sollte, scheint also nicht zu Stande gekommen zu sein.

In Betreff der Verpflichtung, die Zahl der beschäftigten Arbeiter, den Bezug der Rohstoffe, die Ziffer des Absatzes, mit einem Worte, den Umfang des Geschäftsbetriebes anzugeben, scheint man es hier eben nicht strenge nehmen zu wollen, doch würde man es ohne Zweifel sehr gerne sehen, wenn nicht hinter dem Berge gehalten wird; allein in dieser Sache wird die patriotische Prunksucht und die Lockstimme der persönlichen Eitelkeit gar sehr im Zaume gehalten von der nicht unbegründeten Besorgniß, diese freundschaftlichen Offenbarungen dürften von Seite der Steuerbehörde zu ihren Zwecken benutzt werden, was denn auch schon mehrere Male vorgekommen ist und die Harmlosigkeit der Industriellen sehr herabgestimmt hat.

Der vom Hofbaurath Sprenger entworfene Plan zu einer Industriehalle ist bereits genehmigt worden, weil die eigentlich zu diesem Zwecke hergestellten Säle, etwelche dreißig an der Zahl im Gebäude des polytechnischen Instituts, kaum ausreichen dürften und die Beleuchtung so spärlich ausgefallen ist, daß eine genaue Besichtigung, besonders der minutiösen Gegenstände bei Regenhimmel zumal ganz unmöglich und somit die Absicht der Exposition nur höchst unvollkommen erreicht wäre. Die Industriehalle kommt nun auf den Rasenplatz vor dem polytechnischen Institut zu stehen und wird mittelst Galerien mit den zu gleichem Zwecke verwendeten Sälen des erwähnten Gebäudes in Verbindung gesetzt werden; das Licht fällt von oben herein und an Eleganz wird Nichts gespart werden, um die Halle, deren Kosten auf fünfundfünfzigtausend Gulden angeschlagen sind, als eine würdige Behausung Merkurs erscheinen zu lassen. Man hofft auf einen solchen Andrang von Einsendungen, daß schon die Rede davo

Digitized by Google

ist, einige Stockwerke der Nachbarhäuser im Nothfalle für die Zeit der Ausstellung zu miethen.

Unter den interessanten Fremden, die in den letzten Tagen hier einsprachen, befindet sich auch Dr. Ennemoser aus München, eine merkwürdige Erscheinung in jeder Beziehung. Als Sohn eines Bauern in Tyrol machte er dieselben Kämpfe der Armuth durch, welche so viele seiner Landsleute bestehen müssen, die sich den Wissenschaften widmen. Allein nicht blos mit den geistigen Kämpfen wurde er bekannt, auch jene blutigen, die mit den Waffen ausgefochten wurden, blieben ihm nicht fremd. Kaum erscholl der Kriegsruf durch die Thäler seiner Heimath, so ergriff auch ihn die Gewalt des Augenblicks, und er folgte der Fahne der Empörung gegen die französische Zwingherrschaft. Ennemoser ward Hofer's Geheimschreiber und harrte standhaft aus bei der verlorenen Sache. Später, zur Zeit des Befreiungskrieges sammelte der ungebeugte Held eine tapfere Schaar von Bergsöhnen und schloß sich dem Lützow'schen Freicorps an, in welchem Körner diente, den Ennemoser persönlich kannte und schätzte. Man kennt den traurigen Schluß der stolzen Epopöe, auch Ennemoser hat unter dem Gewicht des Mißtrauens gelitten, das die Kämpfer der Freiheit in den Tagen des errungenen Friedens verfolgte. Ennemoser's Forschungen an der Nachtseite der Natur erregten das Mißvergnügen der Frommen und es blieb dem Vielgeprüften nichts Anderes übrig, als seinem undankbaren Vaterlande den Rücken zu kehren und sich nach Baiern zu wenden, wo trotz der katholischen Reaction noch Raum für wissenschaftliche Fragen ist. Seltsam oder nicht seltsam, von den drei berühmtesten Tyrolern unserer Zeit verweilt Keiner in der Heimath. Jordan ist in Kassel, freilich im Kerker, Hormayr und Ennemoser leben in Baiern, das lange Zeit der Feind war, gegen welchen sie die Waffen trugen. Wenn in solchen Beispielen keine Moral liegt, so gibt es gar keine.

Diese Blätter brachten unlängst die Kunde von der Ausweisung des Baron Fenneberg aus den österreichischen Staaten Es ist Ihnen vielleicht nicht ohne Interesse, etwas Näheres über die Verhältnisse dieses jungen Mannes zu erfahren, der zwar kein berühmter Tyroler, aber durch sein Schicksal ein Gegenstand der Journalistik geworden ist. Baron Fenneberg, welcher jetzt als Sprachlehrer und Literat in Stuttgart lebt, ist der Sohn eines äußerst tapferen Offiziers, der in den Zeiten des Kampfes eine Freiwilligenschaar aus Tyroler Schützen gebildet hatte und später zum Oberst dieses als Tyroler Jägerregiment formirten Freicorps befördert wurde. Fenneberg erhielt den Theresienorden und den Freiherrntitel und starb als Feldmarschalllieutenant und Landstand in Polen. Sein Sohn trat 1838 als Offizier aus der Militärakademie in das erwähnte Jägerregiment, mußte indeß in Mailand wegen Ungehorsam den Dienst verlassen und lebte bis

Digitized by Google

zu seiner Ausweisung in Innsbruck bei seiner Mutter, einer geborenen Gräfin Wolkenstein. Bei Jenni in Bern sollen jetzt Zeitgedichte von ihm erscheinen, die Herwegh dedicirt sind, auch liegen: Memoiren eines österreichischen Offiziers zur Herausgabe bereit, welche ein pikantes Seitenstück zu den in den Grenzboten enthaltenen Mittheilungen eines österreichischen Militärs bilden dürften.

Die seit längerer Zeit schwebende Theaterfrage in Betreff des Directionswechsels am kaiserlich königlichen Hofoperntheater ist nunmehr definitiv erledigt. Der in vielen Beziehungen wohlverdiente Director der Josephstädter Bühne, welcher selbst die gründlichsten musikalischen Kenntnisse besitzt und als Kapellmeister bei verschiedenen Bühnen fungirte, hat nun, nachdem er die Zusage der meisten Glieder des kaiserlichen Hofs erhalten und bereits den Revers unterzeichnet hatte, im Falle der Verleihung sein Vorstadttheater in Pacht zu geben, einen abschlägigen Bescheid erhalten und der welsche Schneidermeister Ballochini nebst Consorten verbleibt abermals auf zwei Jahre im Besitze dieses für die deutschen Kunstzustände hochwichtigen Instituts, um es nach wie vor der deutschen Tonmuse beharrlich zu verschließen und mit Donizettischem Firlefanz anzupfropfen. Die nationale Vorliebe einer Dame des höchsten Ranges hat alle Anstrengungen der deutschen Kunstfreunde, worunter namentlich die erlauchte Schwester des Königs von Baiern glänzt, zunichte gemacht und es läßt sich vermuthen, daß bei diesem Vorgange auch politische Gründe mitgespielt haben. Unsere Künstler in allen Fächern empfinden nur zu sehr die vom ästhetischen Standpunkt oft unbillige Bevorzugung der italienischen Nation, welcher man in ihren Kunstcelebritäten zu schmeicheln sucht, um sie für ihre politische Abhängigkeit zu entschädigen.

So lange das ganze Jahr hindurch ohne Unterbrechung die deutsche Oper im Gange war, mochte es nicht anders als billig sein, wenn häufige Vorführungen italienischer Opernwerke stattfanden, damit der Geschmack des Publicums sich nicht einseitig verhärte und den vielen hier lebenden Italienern eine ganz gut motivirte Aufmerksamkeit geschenkt werde. Seitdem aber drei Monate lang italienische Sänger diesen deutschen Kunsttempel inne haben und wieder drei Monate hindurch französische Vaudevilles auf denselben Brettern mittelmäßig abgespielt werden, seitdem ist es nur eine Forderung der strengsten Gerechtigkeit, wenn man wünscht, die übrigen sechs Monde möchten nicht ausschließlich, nein blos vorzugsweise den deutschen Tonwerken gewidmet werden, so aber vergehen Wochen oder Monate, ohne daß eine Hervorbringung des deutschen Genius durch diese Hallen zieht. Dieselben Machwerke, welche während der italienischen Saison durch den Zauber südlicher Kehlen oft kaum genießbar werden, müssen auch die Abonnenten der deutschen Saison verdauen und die lautesten Wünsche des Publicums bleiben unberücksichtigt. Dieser welsche Schneider

Digitized by Google

übt eine Tyrannei hier aus, gegen welche die weiland eines Spontini in Berlin noch eine Republik zu nennen; er besitzt eine classische Unwissenheit in Dingen deutscher Musik und verachtet außer Mozart und Beethoven alle deutschen Componisten. Hoven und Netzer bedurften der Gönnerschaft des Staatskanzlers, um ihre Opern zur Aufführung zu bringen, von auswärtigen Compositeurs gelangt nun vollends gar Nichts zur Darstellung und dies geschieht im Herzen Deutschlands, am uralten Kaisersitz, der in dem Burgtheater eine Musteranstalt für das Schauspiel besitzt, so zu sagen mit Genehmigung des Staates, der dieses ekelhafte Treiben schweigend duldet. Hoffentlich wird die abermalige Fristverlängerung an Bedingungen geknüpft worden sein, welche den Anforderungen deutscher Kunst angemessen sind und ohne welche bei der weltbekannten Ignoranz und dem eingefleischten Deutschenhaß des Directors nur früher die herrlichen Künste des Instituts nutzlos vergeudet und Wien in den Augen der Welt mit dem Stempel der Lächerlichkeit gebrandmarkt bliebe.

Dr. Friedrich List, ist von Ungarn, zurückkommend wieder hier angelangt. Er ist für einen und denselben Mittag beim Fürsten Metternich, beim Grafen Kolowrat und beim Baron Kübeck zu Tische geladen gewesen. Dies ist selbst für einen Zollvereinsmagen zu stark; so viel Einfuhr auf ein Mal ist gegen alle Staats- und Gesundheitsökonomie. Der juridisch-politische Verein hat beschlossen, Dr. Lißt ein Festessen von 400 Gedecken zu geben. In Ermanglung eines passenden großen Locals hat man es einstweilen auf 150 Gedecke reducirt. Was an Bildung und echtem Patriotismus in Wien ist, brennt von dem Wunsche einer Vereinigung mit dem theuren, großen deutschen Vaterlande.

O. L. B. Wolff hat im Burgtheater als Improvisator viel Glück gemacht. Mehr im heitern Genre, als im ernsten, wo seine Art des Vortrags ihm einigen Eintrag thut. Eins der witzigsten Themata, das ihm vom Parterre aufgegeben wurde, hieß: Morgengedanken beim Erwachen des Holofernes, als er keinen Kopf mehr hatte. —

Im Laufe dieser Woche kommt Bauernfeld's Drama: „Ein deutscher Krieger" zur Aufführung.

— Von der Freiung.

IV.

Aus Paris.

Deutsche und französische Sittlichkeit. — Der Cultusminister und die öffentliche Gerichtsbarkeit. — Revue de Paris. — Heine. — Schlesinger. — Montholon und Napoleon. — Rothschild. — A. Weill.

Die heutige Nummer der Kölnischen Zeitung meldet aus München in einer und derselben Correspondenz gegen ein halbes Dutzend

von Mordthaten; wie würde ein deutsches Blatt eine solche Nachricht einleiten, wenn sie aus Paris käme? — Was würde da über die Sittenlosigkeit und Verderbtheit der Franzosen gepredigt werden, und doch ist Paris um einige Häuser größer als die biergesegnete gottselige Residenz Görres's. Glauben die Deutschen, daß sie wirklich tugendhafter sind als die Franzosen, weil ihre Sünden in heimlichen Verhören gebeichtet werden, weil sie den Muth, eine öffentliche Verhandlung zu erobern, nicht besitzen; wissen die deutschen Zeitungsschreiber nicht, daß jeder dieser obligaten Bannstrahlen gegen Paris und Frankreich, mit welchem gewöhnlich die leckere Kost einer Pariser Gerichtsverhandlung eingeleitet wird, nur ein Mittel mehr ist, die Machthaber in der Verweigerung der öffentlichen Gerichtsbarkeit zu bestärken? — Im Ministerrath gewisser deutscher Staaten bestürmte der Cultus-Minister seine Collegen von der Justiz, die Gerichtsbarkeit ja nicht öffentlich werden zu lassen, damit die Mängel der Volkserziehung nicht allzu handgreiflich, damit das Uebergewicht der Priesterschaft nicht gar so unmotivirt sich herausstelle.

Die Revue de Paris, die bekanntlich seit einem halben Jahre ihre Gestalt verändert hat, ist wegen der Perfidie, mit der sie die bedeutendsten Schriftsteller behandelte, von diesen in die Acht erklärt worden und Alexander Dumas namentlich macht ihr einen Krieg auf Leben und Tod. Sie wird fortan meist Uebersetzungen deutscher und englischer Romane bringen. Heine's Märchen ist von ihr freilich verstümmelt übersetzt worden und zwar mit Einwilligung des Dichters.

Der Musikalienhändler Schlesinger ist mit seinem Compagnon nach Berlin abgereist, um die neue Oper Meyerbeer's für die französischen Bühnen zu acquiriren. — Von den Memoiren des General Montholon, die nächstens erscheinen sollen, wird viel gesprochen. Es heißt, daß außerordentliche Aufschlüsse darin enthalten sein sollen. — Statt Gefangener auf St. Helena zu sein, habe Napoleon Spione in ganz Europa gehabt, habe er mit dem Kaiser Alexander von Rußland beständig correspondirt, Hudson Lowe sei sein wahrer Sklave gewesen, über den er sich oft lustig gemacht, keiner seiner Generale, außer Montholon, wußte darum und gerade, als er todtkrank ward, war er bereit, zum dritten Male den Scepter zu ergreifen. — Das Alles klingt wie eine Fabel, aber es scheint doch, als sei etwas Wahres daran. — Montholon soll Beweise liefern. —

Das arrogante Wort Rothschild's: „Es ist Zeit, Frankreich zu dem Credit zu erheben. den andere Staaten genießen", hat seine vollständige Richtigkeit. Aber der Staat ist mit dem neuen Anlehen gut gefahren; Rothschild gab das höchste Gebot und um die kleine Prahlerei kümmerte man sich nicht. Rothschild ist übrigens jetzt nicht nur einer der größten Gläubiger Frankreichs, sondern er wird auch bald einer seiner größten Grundbesitzer sein. Er arrondirt seine großen Be-

sitzungen und kauft immer neue Güter an. — Der Schriftsteller A. Weill, der bekanntlich eine Broschüre gegen Rothschild geschrieben hat, publicirte vor Kurzem in der Revue independante eine glänzend geschriebene Abhandlung: les juifs en Europe, die viel Aufsehen erregt. Er stellt darin die deutschen Juden viel höher als die französischen, die zwar einige brillante politische Persönlichkeiten aufzuweisen haben, aber in Masse an den Bewegungen der Ideen bei weitem nicht den Antheil nehmen, wie ihre Confessionsgenossen jenseits des Rheins, welche der Druck und die Leiden spornen. Weill hat sich übrigens von der deutschen Presse ganz abgewendet und ist ein thätiger Mitarbeiter fast aller hiesigen Oppositionsblätter geworden. X.

V.

Notizen.

Winterpelze. — Reventlow verboten. — Eine Wette. — Polen auf dem Kaukasus.

— Wie viel glücklicher sind doch die Vögel als die Menschen. Die Schwalben ziehen von Deutschland fort, sobald es ihnen zu kalt wird; wir müssen bleiben und wäre die Luft sibirisch angehaucht. Ein so strenger Winter ist seit Jahren nicht gewesen. In Italien sogar erinnert man sich einer so nordischen Kälte seit einem Jahrhundert nicht, und in Florenz sind — wie Reisende melden — mehrere alte Leute der Kälte erlegen, die dort unerhörter Weise vierzehn Grade erreicht hat. Diese Harmonie des Klimas wird vielleicht St. Peters Stuhl und St. Petersburg am Ende doch vereinigen; oder ist Polen noch nicht eingefroren und sprossen Blüthen dort unter der Schneedecke, welche die römische und die russische Kirche noch des Kampfes werth halten? — — Was nun den deutschen Winter betrifft, so haben die Forstverständigen ihn schon im Sommer prophezeiht, weil das Wild mit stärkerem Pelz als gewöhnlich sich zeigte. Also auch das Thier ist besser daran, als der Mensch, den die Natur mit keiner Wildschur und keinem Bournuß ausgestattet. Die armen Weber in Schlesien, was müssen sie diesen Winter leiden! Sie haben alle zusammen nur Einen Pelz und auch diesen hat man ihnen eine Zeitlang eingesperrt.

— Reventlow, der Mnemotechniker, ist jetzt Held des Tages in Leipzig. Er gibt nicht nur öffentliche Vorstellungen, worin er die wunderbarsten Proben von seiner riesenhaften Gedächtnißkraft ablegt, er lehrt auch in zwölf Stunden Jedermann die Kunst, Nichts zu vergessen, jede beliebige Masse von Zahlen, Namen, Worten, Daten, u. s. w. sich mit Leichtigkeit ins Gedächtniß, wie in eherne Tafeln für ewige Zeiten zu graben. Uns kommt die Kunst unheimlich vor und wir sehen von ihrer Verbreitung die schrecklichsten Folgen voraus,

wenn sie nicht vom Bundestag strengstens verboten wird. Die Amnestie, welche das deutsche Volk so bereitwillig und täglich für tausend Dummheiten und Sünden erläßt, soll also unmöglich werden? Was wäre bis jetzt aus der Ruhe und dem Seelenfrieden der guten deutschen Nation geworden, wenn sie der Himmel früher zu Reventlow in die Schule geschickt hätte! Wie viel Zahlen, Namen, Worte, Daten u. s. w. haben wir seit Anno 1800 Gottlob vergessen! Würden sie uns nicht wie Dornen im Fleische sitzen, wenn wir Reventlow's Gedächtniß hätten! Nein, wir hoffen, die deutschen Regierungen werden so väterlich sein und uns diese gefährliche Waffe aus der Hand nehmen. Denn eben fällt uns ein, daß man mit Reventlow sogar die Preßgesetze umgehen und alle Bücherconfiscationen noch nutzloser machen könnte, als sie schon sind. Der Verfasser einer solchen Schrift brauchte sie nur einmal vor einem Publicum von mnemotechnischen Schülern vorzulesen! Und Cotta, — daß es gerade dem passiren mußte! — hat dieser bedenklichen Kunst sogar Vorschub geleistet, indem er nicht nur Reventlow's Gedächtnißdictionnäre druckte, sondern obendrein mit sechs Louisdors per Bogen bezahlte.

— Zwei bekannte Publicisten, der eine im landständischen Nord-, der andere im constitutionellen Süddeutschland, stritten über die respectiven Vorzüge ihrer Verfassungen. Jeder nahm für sein Prinzip die größere Ehre in Anspruch; der Constitutionelle behauptete, daß sein Landtag im nächsten Jahr am meisten *nicht ausrichten werde*, während der Provinziallandtägliche demonstrirte, daß seine Leute noch mehr *nicht durchsetzen werden*. Ein Oesterreicher, der dazwischen trat, sagte: Wenn nur Jemand mit mir wetten wollte, wie würde *ich* ihn erst ausstechen!

— Ganze Schwärme polnischer Flüchtlinge aus Frankreich und England pilgern über Livorno und Smyrna nach dem Kaukasus, um, mit den Tscherkessen verbündet, den Krieg gegen Rußland zu erneuen. Ein Polen, das dort erstünde, dem wäre wohl! Es hätte keine christlichen Nachbarn zu Hausfreunden, aber auch nicht zu parteiischen Secundanten im ungleichen Zweikampfe. Und der Kaukasus ist eine felsige Nuß, man kann sich viel Zähne ausknacken, ehe man sie theilt.

Druckfehler. Seite 11 dieses Heftes muß es heißen: *Krausesche* Philosophie statt Straußische.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von *Friedrich Andrä.*

Digitized by Google

Die Lampe,

ein uraltes Märchen.

Von

M. H. Geldern.

Amadeus, der Gutwillige, war König eines der vielen versunkenen, überschwemmten, verschollenen Reiche, deren Geschichte das Märchen ist. Er schloß, wie uralte Papiere besagen, mit dem fabelhaften Gorm, dem Alten, und dem rothnasigen Zecherkönig von Thule eine heilige und ewige Allianz, gründete eine Colonie auf Atlantis und erbaute die Städte Vineta und Julin. — Den Beinamen des Gutwilligen gaben ihm die Geschichtschreiber auf allerhöchsten Befehl seines Nachfolgers; denn dieser und die Leute vom Hofe wußten wohl, daß er den allerbesten Willen hatte und gönnten ihm gerne den unschuldigen Titel. — Amadeus war ein mächtiger König: die Finanzen seines Landes waren in Ordnung, die Bergwerke waren ergiebig, ein großes Heer stand immer schlagfertig und seine Flotte kam nach und nach in alle Meere und wurde überall als höchst merkwürdige Seltenheit bewundert und begrüßt. — Aber ein Kleinod besaß König Amadeus, um das ihn vor Allem die Könige aller Länder hätten beneiden sollen, wie schlicht und unscheinbar auch dieses Kleinod sich auf den ersten Anblick ausnahm. — Es war dies eine kleine Lampe von wunderbarer Eigenschaft, die er einst von der Königin von Saba, als er sie besuchte, als Gastgeschenk erhielt und die nun in seinem Arbeitszimmer, gerade über seinem Schreibpulte, ihm zu Häupten aufgehängt war. — Die Königin von Saba, wie männiglich bekannt, eine kluge Frau, gab Jedem, was ihm Noth that. — Sie hatte bald eingesehen, daß König Amadeus zwar den

besten Willen habe, aber daß es ihm, gelinde gesagt, an einer scharfen Dialektik fehle und daß seine Minister mit ihm machen konnten, was sie wollten. — Die Königin von Saba, die schon seit Salomonis Zeiten regiert, kennt die Minister und die Könige und weiß, daß sich beide in allen Zeiten gleich bleiben. — Sie gab ihm also die Lampe und vertraute ihm den wunderbaren Zauber, den er benutzen sollte. — Die Lampe nämlich leuchtete zu jeder That, die das Volk beglückt, hell wie die Sonne und je besser und an guten Folgen reicher die That war, desto heller leuchtete sie; sie verfinsterte sich aber, sobald ein böser, dem Volksheile schädlicher Beschluß ausgeführt werden sollte, und je schlimmer dieser Beschluß war, desto finsterer brannte sie.

Nun war König Amadeus glücklich. — Den Vormittag verschlief er, den Nachmittag brachte er bei Tische zu und machte köstliche Witze, welche die eigens dazu bestellten zwölf Höflinge belachen mußten, und so kam er erst spät am Abend zur Arbeit, wo ihm die wundersame Lampe als treue Rathgeberin dienen konnte. — Arbeit aber heißt bei einem König: zehn oder zwanzig vorgelegte Decrete zu unterschreiben oder nicht zu unterschreiben. — Da gab er wohl Acht und unterschrieb frisch, fromm, fröhlich und frei so lange fort, als die Lampe leuchtete; sobald sie aber nur ein wenig sich zu verdunkeln begann, warf er muthig die Feder hin und alle Beredsamkeit seines Ministers, des Herrn von Heimlicher, vermochte ihn nicht, sie wieder zu ergreifen. — Herr von Heimlicher war in großer Bestürzung. Sonst brachte er den König zu Allem, was er nur wollte. Kam auch manchmal etwas vor, was dem geraden, guten Sinn des Königs krumm erschien, wußte er durch seine glänzende Beredsamkeit ihn so lange in die Enge zu treiben und ihm die großartigen Folgen mit so blendenden Farben auszumalen, bis der gute König sich am Volksheile zu versündigen glaubte, wenn er sich nicht fügte. — Jetzt war das Alles ganz anders geworden; der König trat selbständig auf; unterschrieb oder unterließ es nach Gutdünken und alle Beredsamkeit des Herrn von Heimlicher war vergebens. Ja, der König gefiel sich manchmal, wenn er mit seiner Lampe allein war, darin, daß er sich hinsetzte und manches Gesetz selbst nach eigenem Gutdünken concipirte, und wenn die Lampe hell dabei leuchtete, schickte er es wohlgemuth in alle Welt.

Digitized by Google

Ein goldenes Zeitalter war über das Reich gekommen. Das Volk jauchzte, die Stirnen entfurchten, die Geister entfalteten sich und alle Herzen waren glücklich und priesen den König. — Dem Herrn von Heimlicher wurde bange und übel zu Muthe. Umsonst waren die Vorwürfe seiner Collegen in den benachbarten Ländern; er konnte sich nicht helfen und mußte die Schmach, ein liberaler Minister zu sein, auf sich sitzen lassen. Wie ein Gespenst schlich er umher und forschte der Quelle des Uebels nach und fand sie nicht. Er kannte ja den König und die Leute, mit denen er ihn selbst umgeben hatte; woher kam ihm diese Einsicht? — O trauervolle Frage, auf die er nicht die Antwort fand.

Aber was entgeht für die Länge einem geübten Ministerauge? Er fand die Antwort. — Er war ja immer bei den Unterschriften zugegen und mußte endlich die Zauberkraft der Lampe bemerken. — Nun war er gerettet. Die Minister sind in den Zimmern und Vorzimmern des Königs immer mächtiger und heimischer als dieser selbst. Herr von Heimlicher ließ also einen elektrischen Apparat anlegen, der ihm Licht verschaffte, so oft er wollte. Er wußte immer sehr gut, wann er es brauchen würde. Da stellte er sich hinter den Stuhl des Königs, gab ein Zeichen und im Moment brannte eine gute Wachskerze in seiner Hand, die er über dem Haupte des Königs hoch emporhielt, daß er das Erlöschen der Lampe nicht bemerkte und muthig, im Bewußtsein einer guten That, unterschrieb. — So wurde der arme König im wahrsten Sinne des Wortes hinter's Licht geführt. — Denn war die That geschehen, leuchtete die Lampe wieder mit ihrem gewöhnlichen Lichte, auch wußte der Minister seine Kerze auf eine geschickte Weise zu beseitigen und zu verstecken.

Nun ging Alles wieder gut. — Das goldene Zeitalter verschwand; das Volk seufzte, die Stirnen furchten sich, die Geister krochen wie in Nußschalen in ihren Gehirnen zusammen, die Herzen waren betrübt und wunderten sich über ihren guten König. Dem Herrn von Heimlicher wurde wohl zu Muthe; er bekam Belobungsschreiben von seinen nachbarlichen Collegen, oft begleitet von Orden, Brillantringen, und die Schmach, ein liberaler Minister zu sein, war von seinem Haupte genommen. —

Aber die Laufbahn des Diplomaten ist eine dornenvolle. Oft bringt ihn die Fliege auf der Nase seines Königs an den Rand

Digitized by Google

des fürchterlichsten Abgrundes, wenn er sich nicht durch einen kühnen, gewandten Sprung aus der Gefahr zu retten versteht. So ging es auch dem Herrn von Heimlicher, Minister Sr. Majestät des Königs Amadeus, den die Geschichte den Gutwilligen nennt.

Wieder saß König Amadeus und unterschrieb Decret auf Decret, wieder stand sein Minister hinter ihm und hielt die brennende Kerze hoch über des Königs Haupt. — Aber da, — o Unglück! — lös'te sich ein glühender Wachstropfen von der Kerze und fiel — und fiel brennend auf des Königs Nase.

Erschrocken sieht sich der König um — erstarrt zu einer Bildsäule steht der Minister da und hält, noch keiner Bewegung mächtig, den steifen Arm mit der brennenden Kerze empor. —

— Betrüger! ruft der König, Verräther!

Diese zürnenden Worte wecken den Minister aus seiner Erstarrung, er wirft sich vor dem König hin, er umklammert seine Kniee und ruft mit gerührter Stimme: Hier lege ich mein Haupt zu Deinen Füßen, thue damit, was Dir gefällt; aber nenne mich nicht Betrüger, heiße mich nicht Verräther. — Bin ich darum ein Betrüger, darum ein Verräther, weil ich Dich aus den Fesseln des Aberglaubens befreien, weil ich Deinen großen Namen vor Schmach retten will? O diese höllische Lampe, wie verdunkelt sie Deinen hell strahlenden Geist, welche Schande bringt sie über Dein glorreiches Haus. — Hast Du ihre Inschrift gelesen? Sie lautet:

Wer selbst nicht ist ein großes Licht,
Der sehe,
Daß es in seiner Nähe
An rechten Lichtern nie gebricht.

„Wer selbst nicht ist ein großes Licht!" — O mein König, erröthend sage ich es, aber ich sage es, denn wir sind allein und unbelauscht; geht dieser Vers nicht offenbar auf Dich, da die verruchte Königin von Saba gerade Dir diese Lampe schenkte? — O, den Krieg würde ich der hämischen Königin für diese Sottise erklären, oder wenigstens, da sie zu mächtig ist, einige Noten wechseln und in unserem Lande einige Militärmärsche machen lassen. Deuten die anderen Verse nicht offenbar darauf hin, daß sich mein König mit guten weisen Rathgebern umgeben? Darf ich sie nicht auf mich deuten? Hast Du jemals, o weiser König, etwas auf meine Vor-

Digitized by Google

stellungen eingewendet? Nein, Du hast nie etwas eingewendet, weiser König! Ist das nicht Beweis genug, daß ich gemeint bin? — Hat mich Dir des hochseligen Königs, Deines Vaters, Majestät nicht auf ihrem Todtenbette empfohlen? — Kannst Du die Märchen glauben, die man Dir von Fortunati Glücksäcklein, von der Wünschelruthe und Tarnkappe, von den Siebenmeilenstiefeln erzählt? Glaubst Du selbst an Aladin's Wunderlampe? Und Du selbst, o König, hast eine solche Lampe in Deiner Stube! — Was wird die Nachwelt sagen, o König, wird sie Dir nicht den schrecklichen Namen des Abergläubischen beilegen? — Weil sich die Lampe zu Zeiten verfinstert, zu Zeiten heller leuchtet, hältst Du sie für eine Zauberlampe? Hat man nicht Jahrhunderte lang die Sonnenfinsternisse für ein Wunder, für ein Zeichen voller Vorbedeutungen gehalten, bis es sich aufklärte, daß Alles auf natürlichem Wege zugehe. Gewiß verhält es sich mit solchen Lampen, wie mit der Sonne; denn was im Großen vorgeht, wiederholt sich nur im Kleinen. Gewiß werden kommende Geschlechter auch das Geheimniß solcher Lampen aufhellen, und o König, man wird Deiner spotten. — Wird nicht der fünfte Karl verlacht, weil er sich zum Weltuntergange vorbereitete? — Ist nicht der grundgelehrte Fürst Picus von Mirandola zum Gespötte geworden, weil er den Stein der Weisen suchte; ist Rudolph der Zweite nicht seiner astrologischen Studien wegen verhöhnt worden? — O geistreichster König der intelligentesten Nation, doppelt groß wird Deine Schmach sein, da Du in Zeiten der Bildung und der allgemeinen Aufklärung lebst. — Wehe mir, was wird die Geschichte sagen! wie bangt mir um Deinen großen Namen!

Die Worte „Geschichte", „großer Name" übten von jeher eine erschütternde Kraft auf den König. — Er war beschämt und schwieg lange; endlich winkte er dem Minister aufzustehen und sagte: Du hast mich durch Deine Rede nicht überzeugt, aber Du hast Recht. — Die Lampe soll nicht wieder angezündet werden.

Der Minister unterdrückte die jubelnde Freude über seinen Kabinetssieg, sprang vom Boden auf und verbeugte sich tief, indem er pathetisch ausrief: Lange lebe der König! Stets findet sein leuchtender Geist den rechten Weg zum Wohle seiner Völker.

Der König machte eine Handbewegung und der Minister ging. Heimlicher, rief ihm noch der König nach, die Geschichte mit der

Lampe und dem Wachstropfen bleibt Staatsgeheimniß und darf höchstens in die Hausannalen zu Nutz und Frommen meiner Nachfolger aufgezeichnet werden. — Die Conception besorgt mein Hof-Philosoph. —

Von diesem Abende an brannten zwei solide Wachskerzen auf dem Schreibpulte des Königs, und er unterzeichnete ganz nach eigener Einsicht. — Die Lampe hing bestaubt, ungebraucht am Plafond, doch ließ man sie da, aus Rücksicht für die mächtige Königin von Saba.

So ging es Jahre lang fort und man kann sich leicht denken, welcher Art nun Regiment und Gesetzgebung waren, wenn man aus dem Früheren König Amadeus und seinen Minister genugsam erkannte. Um aber beide zu charakterisiren, sei hier doch Eines wegen seiner Folgen in jenem Lande wichtigsten Gesetzes, das nun gegeben ward, Erwähnung gethan, nämlich des Traumgesetzes. — Herr von Heimlicher kannte sein Volk, es war ein Volk von Träumern. Seine Träume waren ihm lieber als Reichthum und Kriegsruhm. Herr von Heimlicher fürchtete mit Recht, das Volk könne sich einmal in seinen Träumen zu sehr berauschen und in diesem Rausche gesetzwidrige Thaten verüben, die der hohen Regierung unangenehm wären. — Er gab also das Traumgesetz, nach welchem nur gewisse Dinge zu träumen erlaubt war und fügte diesem Gesetze noch das Trauminspectionsdecret bei, nach welchem die Träume bewacht und untersucht und nach ihrem Inhalte bestraft oder belohnt werden sollten.

Nun aber weiß man aus Erfahrung, und schon die alten Philosophen und Sibyllen erkannten es, daß gewisse Dinge, die im Traume vorkommen, in der Wirklichkeit gerade das Gegentheil bedeuten, so z. B. bedeutet eine Feuersbrunst großes Glück, ein Hase einen Soldaten oder gar einen General, Hochzeit bedeutet Begräbniß 2c.; man führte also auf allen Universitäten des Landes die Traumbüchel ein, und neben dem römischen Rechte und den Pandekten, dem justinianischen Gesetzbuche und dem Code Napoleon wurde auch das Traumbüchel vorgetragen, nach welchem in Traumangelegenheiten verfahren wurde. Nur an die im Traume klar und deutlich ausgesprochenen Worte hielt man sich strict und ihr Inhalt wurde wörtlich genommen. — Träume, die über drei Stunden währten, waren frei, aber der Träumer konnte eingesperrt werden. Da-

durch hatte Herr von Heimlicher seine liberale Gesinnung genugsam bewiesen. — Auch im Mittagsschläfchen geträumte Träume waren frei; den Traum bei vollem Magen hielt man nicht für gefährlich.

Es begann nun ein sehr reges Verwaltungsleben im ganzen Staate. — Sobald Einer einschlief, stand ein Wort-Inspector an seinem Bette und zeichnete jedes Wort, das er im Traume sprach, gewissenhaft auf eine schwarze Tafel auf. Des Morgens gingen die Trauminspectoren von Haus zu Haus und nahmen die Träume der erwachten Schläfer auf und schrieben sie in ein großes schwarzes Buch. — Auch darin kannte Herr v. Heimlicher das Volk so gut, daß er wußte, es erzähle in seiner Ehrlichkeit ganz genau jeden Umstand seiner Träume, und daß kein Jota verloren gehe. — Nach den Tafeln der Wortinspectoren und nach den Büchern der Trauminspectoren wurden nun Processe eingeleitet, wurde untersucht und gestraft und belohnt.

Da kamen nun freilich oft sehr sonderbare und verwickelte Processe vor. — So z. B. murmelte einmal ein Träumer das Wörtchen „Regen" vor sich hin. — Der Wortinspector in seinem Amtseifer und seiner Gründlichkeit, stieß den Schläfer unsanft aus dem Schlafe und fragte hastig: Hauptwort oder Zeitwort? — Der Arme, der so unsanft geweckt wurde, hatte in seinem Schrecken den ganzen Traum vergessen und konnte keine Auskunft geben, ob er Regen als Hauptwort oder als Zeitwort gebraucht hatte. Das war Verstocktheit! — Es wurde sofort eine Untersuchung eingeleitet, der Träumer wurde gefänglich eingezogen und es erhob sich im Staatsrathe eine heftige Debatte, ob „Regen" als Hauptwort oder als Zeitwort gebraucht wurde. — War es das Zeitwort? — wie leicht konnte man da an „regen", „erregen", „aufregen" denken und der Träumer war ein gefährlicher Mensch. — War es der Regen, der vom Himmel fällt, das bedeutet friedliches Glück, und der Träumer wäre zu befördern. — Auf jeden Fall dauerte die Untersuchung drei Jahre, und der Verdächtige wurde ab instantia freigesprochen.

Ein anderer Träumer lächelte einmal im Schlaf und sprach: Bewegung! — Bewegung? böswilliges Wort; er wurde untersucht. — Umsonst versicherte er, er habe von der komischen Bewegung seiner Großmutter geträumt, die sie beim Tabackschnupfen mache. — Großmutter? — kann ein so satyrischer Kopf damit nicht das

gemeinsame Vaterland gemeint haben? — Die Großmutter wurde auch untersucht, und ihre Dose auch. — Nach längerer Haft wurde der Inculpat gegen Caution freigelassen. Indessen war die Großmutter gestorben.

Aber es kamen auch erfreulichere Fälle vor. Einmal legte sich ein Unterthan aus dem Volke der Träumer hin, schloß die Augen und rief: Landesvater, — Vaterland — Heil — Liebe — hoch! Am andern Morgen bekam er ein eigenhändiges Schreiben vom Herrn von Heimlicher, der ihm seinen gnädigen Beifall zu erkennen gab. — Er war im Traume offenbar bei einem loyalen Zweckessen gewesen und hatte einen patriotischen Toast ausgebracht.

So vergingen viele, viele Lebensjahre. Das Leben der Unterthanen des Königs Amadeus des Gutwilligen theilte sich auf eine schöne Weise in Träume und in Untersuchtwerden. Es ist eine alte Erfahrung und ganz natürlich, daß, wenn man einmal zu träumen angefangen und seine Träume zu viel bespricht, man immer tiefer und tiefer in's Träumen hineingeräth. So war es auch hier. Die ewigen Untersuchungen, die Traumgesetze, das beständige Besprechen der Träume in Zeitungen und Brochüren hatte die natürliche Folge, daß das ganze Volk nichts Anderes that als träumen. Aber die Träume wurden ängstlicher; Untersuchung folgte auf Untersuchung; es wurde verurtheilt, es wurden Aufenthaltskarten entzogen. Umsonst ermahnten die Väter ihre Kinder; man träumte. Man fürchtete endlich den Schlaf, man gewöhnte sich ihn gänzlich ab; aber das Träumen konnte man nicht lassen; man träumte wachend. In den Gassen sah man Schwärme von Träumern herumtaumeln, und jedem Einzelnen folgte ein Trauminspector auf dem Fuße und verzeichnete. Es war nicht länger auszuhalten. Die Menschen wurden blaß und mager, der Somnambulismus nahm überhand und Clairvoyante und Propheten traten auf.

Indessen war König Amadeus der Gutwillige alt und schwach geworden. Er saß an einem schönen Sommerabende in seinem Fauteuil und sah lächelnd vor sich hin. Er fühlte zwar, daß er bald den Weg alles Fleisches wandeln müsse, aber er war doch innerlich heiter und glücklich. Denn sein gutes Gewissen sagte ihm ja, er habe Alles gethan, was Völker beglücken könne; man habe ihn zu nichts Bösem bereden können, und er sei stets seiner eigenen, wohlmei-

nenden Einsicht gefolgt. — Schon sah er im Geiste voraus, wie ihn die Geschichte den größten Herrschern anreihen und wie sein großer Name glänzen werde in aller Zukunft! Großer Name, Geschichte! — er vertiefte sich in die große Bedeutung dieser Worte und lächelte.

Da stürzte eine Schaar von Höflingen unangemeldet in's Zimmer. Rebellion, Rebellion! riefen sie entsetzt, die Träumer rebelliren. König Amadeus, tritt unter sie und beschwichtige sie durch den Anblick Deiner Majestät.

— Rebellen? fragte König Amadeus ganz verwundert; die Undankbaren! Sogleich raffte er sich zusammen, nahm Krone und Szepter und begab sich ohne alle Suite auf den Revolutionsplatz. Da standen die halbwachen Rebellen in dichten Schaaren und riefen, als sie durch die halbgeöffneten Augen den König erblickten, wie mit Einer Stimme: Unsern Schlaf — gib uns wieder, König Ama — deus! Traum — frei — heit, gib Traum — frei — heit!! —

Wie erschrack König Amadeus, als er sein Volk so herumtaumelnd, so blaß und mager aussehend fand. Doch faßte er sich und hielt eine vortreffliche Rede. Aber er täuschte sich. Kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, als die Rebellen unbeirrt und consequent von Neuem riefen: Gib Traum — frei — heit, Kön — ig Ama — deus, gib Traum — frei — heit.

Bestürzt und im Innersten über das Glück seines Volkes enttäuscht, eilte er in seine Hofburg zurück. Aber auch da erwartete ihn ein neuer Schreck. Die Somnambulen hielten die Wände seines Palastes besetzt, rückten und riefen durch alle Fenster in die Zimmer: Gib Traum — frei — heit, König Ama — deus, Traum — frei — heit — Traum — frei — heit — Traum — frei — heit — Traum — frei — heit.

Halbtodt kam er auf sein Zimmer, warf sich in einen Lehnstuhl und verhüllte sein Gesicht. Zitternd stand Herr v. Heimlicher neben ihm. Da scholl es draußen wieder: Gib Traumfreiheit, König Amadeus, gib Traumfreiheit, und die Somnambulen steckten ihre blassen Gesichter zum Fenster herein. Schnell entschlossen griff König Amadeus nach Feder und Papier und schrieb: In meinem Lande herrscht allgemeine Traumfreiheit! Da wurde es Tageshelle im Zimmer. — Man hatte nämlich in der Verwirrung den Befehl des Ministers vergessen und die Lampe angezündet, die ihre Wunderkraft übte. —

Der König bemerkte es. O hätte ich stets deinen treuen Rathschlägen gehorcht, du wunderbare Lampe, rief er und schrieb weiter:

Mein Minister, der Herr v. Heimlicher, ist in Gnaden entlassen.

gez. Amadeus.

Ein lauter Jubel begrüßte die Worte des Königs, als sie dem Volke vorgelesen wurden, die Somnambulen, die erwachten, krochen bestürzt, doch behutsam von den Wänden, die Träumer eilten fröhlich nach Hause und in's Bett, und überall pries man die Weisheit und Gerechtigkeit des Königs!

Es war ein schöner Frühlingsmorgen, der auf diese stürmische Nacht folgte. — Die Schwalben waren eben zurückgekehrt und zwitscherten fröhlich vor den Fenstern der Träumer, die Lerchen verirrten sich in die Stadt und jubelten über den Dächern. Die Sonne stieg auf und es schien den Träumern, daß sie seit Jahren nicht so hell und majestätisch geleuchtet; überall blickten frische, ausgeschlafene Gesichter aus den Fenstern, man grüßte sich über die Straßen, man erzählte sich laut seine Träume und scherzte und lachte darüber. Ueberall war Freude und Jubel und man beschloß, den Tag jährlich als ein Fest der Traumfreiheit zu feiern.

Durch das Stadtthor aber schlich sich ein trauriger Wanderer, dessen Paß bis zur Grenze visirt und der noch unschlüssig war, ob er nach Belgien oder nach Nord-Amerika sich flüchten sollte.

Ein Zweckessen in Wien

(am 23. December 1844.)

Ein Zweckessen in Wien! Ich spreche da „ein großes Wort gelassen aus." Wissen Sie denn, was das bedeuten will? Nicht mehr und nicht weniger als eine Bresche in die chinesische Mauer, die uns bisher vom einigen Deutschland getrennt hat; den Todesstoß für ein tief eingewurzeltes Vorurtheil der Norddeutschen gegen uns Wiener. Es ist keine Kleinigkeit, daß die „Backhähndel" wieder zu Ehren kommen und daß die „Krapfen", die „Strudel", die „Auflaufe" anfangen sollen, — politisch zu werden! Ist das Zweckessen wirklich — wie man selbst in dem magern Sachsen und Preußen zu glauben scheint — ein Symptom des erwachenden politischen Appetits und der Verdauungskraft für öffentliche Angelegenheiten, so wird man die nationalen Vorkämpfer mit Messer und Gabel künftig in Wien suchen müssen. Denn wo könnte man gründlicher, fleißiger, glorreicher zweckessen als bei uns! Doch ich sehe schon, bei dieser Wendung der Dinge wird die sophistische Dialektik von der Spree und Pleiße plötzlich das Blatt umdrehen; uneingedenk aller frühern Tiraden über unsere eßkünstlerische Ausbildung, wird man ein Lorbeerblatt nach dem andern von unseren Rinderbraten ziehen; man wird plötzlich finden, daß wir schlecht essen, daß wir wahre Hungerleider sind. — „Das Wiener Backhähndel", schreibt vielleicht ein neuhegelscher Publicist, „entbehrt jeder realen Existenz; die Unmündigkeit des österreichischen Geistes hat in der Wiener Kost ihren absoluten Ausdruck gefunden. Von dem gesinnungslosen Kinderbrei der Mehlspeisen bis zu dem concreten Germanenthum in der kernigen Unmittelbarkeit des westphälischen Schinkens und der pommerschen Gänsebrust sind noch unabsehbare

Entwicklungsstufen. Ein Zweckessen aber, welches die kritiklose Gemüthlichkeit der Carbonaden zum Prinzip erhebt, muß an und für sich ein zweckloses Essen sein."

Laßt euch dadurch nicht irre machen, meine lieben Landsleute; esset gemüthlich und kritiklos, nur redet dabei ein vernünftiges Wort. Die billige Mehrzahl wird euch im Stillen Abbitte thun und wer an eurer Tafel zu Gaste sitzt, wird euch weder für Börne'sche Eßkünstler, noch für kindische Leckermäuler halten. Man glaubt nicht, welche Würze, welche Weihe und welchen Adel dem Essen ein politisches Tischgespräch gibt. Warum hat man von jeher uns arme Wiener mit den Backhähndeln aufgezogen? Warum ist es Niemand noch eingefallen, die Engländer wegen der colossalen Portionen, die sie in sich aufnehmen, zu verunglimpfen? Ein Backhähndel ist doch wahrlich eine ideale Speise, eine platonische Liebe gegen das blutige Beefsteak des Briten. Und der Engländer denkt nicht blos bei Tische an die Leidenschaft seines Magens, nein er redet laut und preisend sowohl beim Meeting, wie im Parlament mit wässerndem Munde von seinem plum-pudding und dem gigantischen roast-beef of Old England; selbst englische Dichter haben den nationalen leg of mutton verherrlicht, und deshalb hat sie doch Niemand Phäaken und gedankenlose Gourmands genannt.

Das am 23. December zu Ehren des Nationalökonomen Dr. List veranstaltete Zweckessen im Casino stand einem englischen Meeting in äußerer Form wenig nach; und wenn auch die dabei gehaltenen Speeches mehr backhähnerische Zartheit, als frisches Blut und rohes, derbes Fleisch boten, so ist doch das Ereigniß, daß in Wien einem Privatmanne eine politische Manifestation öffentlich und unter Theilnahme der verschiedenartigsten Stände gegeben wurde, eine Erscheinung von nicht zu übersehender Wichtigkeit. Es waren ungefähr 150 Personen zugegen, (die Zahl wäre dreimal so groß gewesen, hätte es nicht an einem passenden Local gefehlt), Beamte, Kaufleute, Schriftsteller und Gelehrte, bunt durcheinandergemischt. Der Gast saß in der Mitte, zur Rechten dem Grafen Colloredo, Vorsteher unseres Gewerbevereins, und zur Linken Baron Sina d. J. Obgleich die meisten der Anwesenden einander kannten, so herrschte doch Anfangs die steifste Schüchternheit. Wir sind derlei Dinge noch nicht gewohnt und in der Mitte von hundert Bekannten fühlte Jeder sich

wie Hans in der Fremde. Erst wenn die Stöpsel fliegen, kommt der Geist über die Deutschen; dies war auch hier der Fall. Die beiden ersten Toaste waren vorher bestimmt und auf circulirendem Wege den Anwesenden schriftlich mitgetheilt worden. Dem zu Folge erhob sich Graf Colloredo und brachte den Toast auf den Monarchen und das Kaiserhaus aus. In seiner Rede fiel es allgemein auf, daß der Redner mit Maria Theresia begann und die Anhänglichkeit der Oesterreicher zur Herrscherfamilie von ihr und ihrem Andenken herleitete. Das Andenken Joseph's II. ist mit dem seiner Mutter so nahe verknüpft, daß man oft nur den Namen der Letztern auszusprechen braucht, um an jenen zu denken.

Hierauf nahm der Regierungsrath Kuttler — Professor der Staatswirthschaft an der Wiener Universität — das Wort, um ein Lebehoch dem Gaste zu bringen. List's Verdienste erhielten eine warme Schilderung und mit echt österreichischer Bescheidenheit dankte ihm der Redner unumwunden für Dasjenige, was er aus seinen Werken zu eigener Belehrung geschöpft habe; besonders aber verweilte er bei dem Umstande, daß List die so wichtige deutsche Auswanderung nach näheren und lohnenderen Gegenden zu leiten suche. Nun erhob sich Dr. List, um zu antworten. Man war auf diese Antwort doppelt gespannt, sowohl aus Interesse an der Persönlichkeit des berühmten Mannes, als auch des Umstandes wegen, daß er während der letzten Tage wiederholte Unterredungen mit den höchsten Staatspersonen gehabt hatte, und das Resultat derselben hoffte man aus seiner Rede durchschimmern zu sehen; allein sei es, daß gerade dieser Umstand dem Redner Zwang anlegte, sei es, daß List überhaupt die Rednergabe nicht besitzt — was bei dem bewegten, öffentlichen Leben dieses Mannes kaum anzunehmen ist, — genug, er stockte zu wiederholten Malen und der Fluß seiner Worte schien öfters versiegen zu wollen; nicht ohne Mühe gelang es den Zuhörern, ihm zu folgen. Der Inhalt seiner Rede war ungefähr der: daß gegenwärtig zwei große Handelskörper allein in Deutschland aufzufassen wären: Oesterreich und der Zollverein; daß aber für eine geraume Zeit vorerst nur gegenseitige Erleichterung und Annäherung, aber keine Vereinigung stattfinden könne. List brachte hierauf seinen Toast auf die österreichische Staatsverwaltung, nament-

lich auf die Energie derselben in Anlegung der Eisenbahnen hinweisend.

Die Rede List's hatte sowohl wegen des peinlichen Vortrags, als auch wegen des herabstimmenden Inhalts eine nicht ganz angenehme Sensation gemacht. Man hatte mehr von der Beredsamkeit dieser Celebrität erwartet, nicht etwa blos in Mitte eines Auditoriums, sondern vielmehr gegenüber unsern Staatsmännern, von denen man wußte, daß sie auf List's Ansichten großes Gewicht legen. Man muß den Zweck dieses in seiner Art hier noch nicht dagewesenen Public Dinner gehörig würdigen. Nie ist seit vielen Jahren eine so entschiedene Manifestation von den Oesterreichern gegeben worden, daß sie trotz aller Spaltungen der Geschichte und der Schlagbäume keinen heißern politischen Wunsch haben, als mit der großen deutschen Familie so innig als möglich verbunden zu sein. Daß große und mächtige Hindernisse eine rasche Vereinigung kaum möglich machen, wußte Jedermann, und doch berührte es uns Alle peinlich, als wir es in diesem Augenblicke halb officiell aus dem Munde des Gastes erfuhren, von dessen Genie und überlegenen Kenntnissen wir eine schnellere Vermittlung, eine Beschleunigung unsrer Wünsche gehofft hatten. Nachdem man sich von langem Zuhören durch Speise und Trank wieder gestärkt hatte, nahm Bauernfeld, der bekannte dramatische Dichter, das Wort. In seiner etwas barschen Weise (die leider von dem Gaste mißdeutet und später mit einiger Empfindlichkeit beantwortet wurde,) erklärte Bauernfeld, daß er sich gewissermaßen im Gegensatze zum Dr. List befände und einem Gedichte, welches er der Gesellschaft zur Feier dieses Abends vorzulesen wünsche, habe er die Ueberschrift „Der Zollverein" gegeben. Hierauf las Bauernfeld folgendes Gedicht vor:

Der Zoll=Verein.

Verein — ein schönes, trautes Wort,
Erschließt Euch herrliche Weiten,
Und geht's auch Zoll für Zoll nur fort,
Es wird sich weiter verbreiten.

„Ein jeder Zoll ein König" — sprach
Der Alte; Ihr guten Leute,
Sprecht „Jeder Zoll ein Volk!" ihm nach
Damit es was bedeute.

Digitized by Google

„Ein jeder Zoll ein Volk“ — so spricht
Der Engelländer, der Franke;
Wir lispeln's nur, wir rufen's nicht,
Noch ist's ein schöner Gedanke.

Wo liegt das deutsche Vaterland?
Es liegt in vielen Ländern,
Trotz Kölner Dom und Zoll=Verband,
Das läßt sich nicht verändern.

Denn Sachsen gibt's, und Preußen auch,
Und Baiern wieder und Schwaben,
Hat jedes seinen eig'nen Brauch,
Will keinen andern haben.

Doch jener häßliche, alte Brauch:
Sich in den Haaren zu liegen,
Der mußte wohl bei der Neuzeit Hauch
Wie Spreu vor dem Winde verfliegen.

Wo ist des Deutschen Vaterland? —
Es liegt in weiter Ferne;
Reicht Euch, Ihr Brüder, erst die Hand,
Dann blickt nach jenem Sterne.

Am Nordpol schimmert er allein,
Feldherr vom Sternenheere,
Er leuchtet mit seinem Licht so rein
Dem Schiffer über die Meere.

Der Schiffer ist's, der Handelsmann,
Der die Theile der Erde verbindet,
Und sich in seiner Heimath dann
Ein mächtig Vaterland gründet.

Welthandel heißt das Wort allein,
Das Macht verleiht und Größe;
Ein Volk ohne Handel ist arm und klein,
Ist ein Volk in seiner Blöße.

Welthandel heißt der Wundermann,
Nicht Runkelrübenzucker;
Wer nicht das Meer beherrschen kann,
Der bleibt ein armer Schlucker.

Kein Diplomat, kein Söldnerheer
Wird Euch die Größe erringen;
Die eig'ne Flagge, das freie Meer —
Das ist's, worauf wir bringen.

Der Brite, der Franke, der Russe sogar,
Sie haben sich's errungen;
Der Deutsche nur wartet von Jahr zu Jahr,
Von seinem Werth durchdrungen.

Des Deutschen Werth bleibt immer zurück,
Er ruht in seinem Busen;
Er heißt: das stille Familienglück
Und die süße Gunst der Musen.

Doch wär' es Zeit, und wär' mein Rath,
Damit nicht länger zu prahlen,
Und endlich mit eigner deutscher That
Die fremden Thaten zu zahlen.

D'rum Zoll-Verein, dich preis' ich hoch,
Du bist doch ein Beginnen,
Und wer den Einsatz leistet, kann doch
Einmal den Trumpf gewinnen.

D'rum Zollverein, du knospend Kind,
Magst bald zur Blum' aufbrechen,
Und wann die Gedanken erst zollfrei sind,
Dann wollen wir weiter sprechen.

Der stürmische Beifall, der diesem Gedichte folgte und kein Ende nehmen zu wollen schien, zeigte die eigentliche Gesinnung der ganzen Versammlung. Die Verse sind kein Meisterstück, aber der Inhalt spricht so ziemlich die innersten Gedanken aus, den alle Klassen der österreichischen Bevölkerung theilen, die unter den **150** Gästen ihre Repräsentanten hatte. Die darauf folgenden Toaste auf ein einiges Deutschland 2c. wurden mit Begeisterung aufgenommen. Der amerikanische Consul Schwarz brachte, mit Anspielung auf List's frühere Wirksamkeit, einen dahinzielenden Toast; das freie Nordamerika bei einem österreichischen Meeting, zu Ehren eines ehemals politischen Verbannten!

Ein komisch rührender Toast war der des ungarischen Hofagenten Kieß, der mit dem seinen Landsleuten eigenthümlichen ungarisch-

deutschen Dialekt auf die Vereinigung Ungarns mit Deutschland eine schlecht gesprochene, aber heiß bewegte Rede hielt. Sehr passend und echt humoristisch war ein von Castelli vorgetragenes Gedicht in niederösterreichischer Mundart, das den Titel führte: „Der Bauer, der sich beklagt, daß er nicht eingeladen sei"; in seiner bekannten Manier stellte sich Castelli als einen Repräsentanten des Bauernstandes vor, (er ist in der That der Sohn eines Bauern,) und schilderte jovial, aber treffend die Verdienste, die List durch seine Wirthschaftslehre um das Volk sich erworben hat. Auch an Galanterie fehlte es nicht; der Postrath Löwenthal las ein Gedicht zur Verherrlichung der schönen Tochter List's; ein artiges Gedicht, ist das nicht echt wienerisch?

Was nun die Persönlichkeit des Dr. List betrifft, so hat sie allenthalben den freundlichsten Eindruck hervorgebracht. Die rasche Lebendigkeit und der echt süddeutsche Humor des fast sechzigjährigen Mannes übt eine unwiderstehliche Gewalt. Aus dem breiten, mit weißem Haar umgebenen Kopfe schauen ein Paar lustige, kluge, amerikanisch kluge Augen. Wenn List in Eifer kommt, und er geräth oft in Eifer, spricht er schwäbischen Dialekt. Dabei schlägt er von Zeit zu Zeit ein schallendes Gelächter auf, wie die sorgenlosesten homerischen Götter, die nicht den leisesten Begriff von Zollverhandlungen haben, obschon sie ein Pferd mit Contrebande nach Troja schmuggelten. — Die Ungarn schwärmen für List, der, wie ich höre, den Winter über theils hier, theils in Pesth zubringen will. Von dem Projecte eines in ungarischer und deutscher Sprache zugleich herauszugebenden Journals wird List bei näherer Kenntniß des Terrains bald abstehen.

Anmerkung der Redaction. Der wackere Bauernfeld, einer der unabhängigsten und freisinnigsten Charaktere der Wiener Literatur, ist in diesem Augenblicke der Held des Tages in Wien. Ueber sein vor wenigen Tagen zur Aufführung gekommenes neues Drama spricht sich ein uns so eben aus Wien zukommendes Privatschreiben folgendergestalt aus: Gestern war ein merkwürdiges Burgtheater: das Stück von Bauernfeld, das ich Dir längst ankündigte und das die Gegensätze von deutsch und französisch, oder Feder und Schwert hervorheben will, neuerdings aber den weniger bezeichnenden Titel; „Ein deutscher Krieger" bekam, wurde gegeben, und da es Bauernfeld gelungen war, zeitgemäße und liberale Stellen einzuflechten und durch die Censur zu bringen, erhielt das Stück eine Aufnahme, die der unbeschreiblichste Jubel war. Die Volksstimme ist um so bedeutungsreicher, als das Stück keiner der anderen Arbeiten Bauernfeld's gleichkommt und weder humoristische Scenen, noch großes dramatisches Leben hat: es dient blos als Unterlage einer Gesinnungs-

Um nun aber als ein honetter Wiener diesen Bericht zu schließen, muß ich wie am Eingange so am Ausgange auf das Essen zurückkommen. Für 6 fl. (4 Thaler) das Couvert waren Wein und Speisen so herzlich schlecht, daß es der abstracteste Hegelianer nicht schlechter hätte wünschen können. Wien steht am Vorabende einer großen Krisis — der Magen wird enger, das Herz und die Gedanken erweitern sich. —

äußerung, die man bisher niemals auf einer österreichischen Bühne zu hören bekam. So wären denn auch für Oesterreich die Zeiten vorüber, in denen es Leuten wie Prechtler, Weidmann ꝛc. gelungen war, durch loyale Tiraden offiziellen Beifall zu gewinnen; auch das im thierischen Leben versumpfteste deutsche Volk fängt an persönlich zu werden und der gestern über alle Grenzen hervorbrechende Beifall erschien den Aufmerksamen als — kein Beifall, d. h. nach anderen Seiten hin, die Machthaber werden ihn nicht für sich deuten. Zwei Regisseure mußten durch Dankesversicherungen im Namen des Verfassers den nicht enden wollenden Sturm wiederholt beschwichtigen. Aus den Logen erscholl es natürlich nicht so laut. Als Einer im Stücke sagte: „Es muß doch ein eigenes Gefühl sein, so einen Fürsten zu sehen, einen geborenen", worauf ihm der Andere erwiedert: „Nun, geboren sind wir Alle", erscholl ein ungeheueres Gelächter. Der Hof war übrigens nicht zugegen — wohl nur zufällig —. Bauernfeld sagte * * *: Wenn die Censur, mißgestimmt durch den Beifall, bei den folgenden Aufführungen das Geringste streichen sollte, so verzichte er auf die Tantieme und nehme das Stück zurück.

Noch ein anderer Brief sagt: „Bauernfeld's deutscher Krieger wird sich sicher halten, weniger weil das Stück ein gut gemachtes ist, als weil Charakterzeichnung und besonders mannhafter Freimuth und echt deutsche Gesinnung es vor allen bisherigen Leistungen Bauernfeld's auszeichnen."

Die deutsche Bühne.

Ein trauriges Lustspiel.

Von

Eduard Boas.

Schauspieldirector. Vor allen Dingen muß ich Ihnen Rechenschaft geben, meine Hochverehrten, weshalb ich es wagte, Sie hierher zu laden. Die zürnende Hand des Musengottes liegt schwer auf der deutschen Bühne, die Bühne liegt auf mir, und solchem Drucke wäre selbst der alte Atlas nicht gewachsen. Da entschloß ich mich, diesen Kreis der Tiefeingeweihten, der Urtheilsbefähigten zu versammeln, und ich bitte Sie inständig: rathen Sie mir, was ich thun, wodurch ich mir helfen soll!

Professor. Freilich, freilich! Unsere Theater sind jetzt grau und naßkalt, wie ein nebliger Herbstmorgen. Man weiß nicht recht zu sagen, was eigentlich für Wetter ist, aber sehr schlechtes ist in jedem Fall. Die Zeit griechischer Kunstblüthe, welche sie einst erreicht hatten, liegt weit, weit hinter ihnen.

Hofschauspielerin. Die neueren Stücke können kein Glück machen, denn es sind zu wenig brillante Abgänge darin.

Fräulein. Ich glaube, es fehlt ihnen an Romantik.

Legationsattaché. Und an pikanter Erfindung, an eleganter Conversation.

Professor. Sie entbehren der classischen Tiefe.

Redacteur. Sie haben keinen Humor und entweder gar keine Tendenz, oder zu handgreifliche Tendenzphrasen.

Schauspieldirector. Ach, und sie bringen nur leere Kassen! — Die Diagnose unserer vielfachen Leiden wäre also mit mög-

lichster Vollständigkeit gestellt, drum wollen wir nun gemeinsam eine Heilmethode ersinnen. Hier, Herr Genialio, ein junger Dichter, ist bereit, die Pläne auszuführen, welche Sie angeben werden.

Fräulein. Ach, Sie sind Bühnendichter? Das ist charmant! Ich gratulire Ihnen dazu!

Dichter. Weshalb, mein Fräulein? Kann ich etwas Anderes erwarten, als traurige, dornige Pfade? Das Publicum goutirt nur Romane und französische obendrein; man findet es bequemer, sich alle Gestalten von außen hinein, als von innen heraus vormalen zu lassen. Die Hoffnung, daß meinen Stücken einmal das Licht der Theaterlampen strahlen könnte, hege ich kaum . . . .

Redacteur. So gehören auch Sie zu jenen Vorurtheilsvollen, welche die Bühne für ein großes Findelhaus halten und zu stolz sind, ihre dramatischen Kindlein in den Korb zu legen und dabei von Beengung der genialischen Kraft, vom Coulissenzwang und dergleichen Dingen sprechen.

Professor. Mir aus der Seele gesprochen, Verehrter! Viele jener Herren wollen die Auswüchse ihrer Erzeugnisse durch eine gewisse Schrankenlosigkeit legitimirt sehen. Schrankenlosigkeit ist aber immer Uncultur, in der Poesie, wie im Leben. Bildung und Kunst verlangen Gesetze und streben stets darnach, sich deren Forderungen geistig nahe zu rücken. Freilich gibt es auch poetische Giganten, unbezwingliche Sturmnaturen; aber wie selten sind diese. Auch muß man von der Bühne nicht zu viel verlangen. Auf dem Rheinfall können keine Schiffe fahren.

Dichter. Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich Ihre geistreichen Perorationen unterbreche, denn sie passen nicht auf mich. Ich rechne die Darstellbarkeit zu des Dramas wesentlichsten Eigenschaften und habe sie mir, bei meinen derartigen Schöpfungen, als feste Regel aufgestellt. Obgleich ich überzeugt bin, daß mir die Hallen der Bühne verschlossen bleiben, werde ich doch dem rein theatralischen Interesse jedes mögliche Opfer bringen, denn lieber will ich die Kränkung ertragen, daß die Bühne mich verschmäht, als den Vorwurf, ich hätte sie verachtet.

Redacteur (für sich). Kriecher!

Fräulein. Wenn Sie nun aber im Voraus wissen, die Lese-

Digitized by Google

welt wird ihre Stücke wenig, das Theater wird sie gar nicht berücksichtigen, warum verweilen Sie nicht in den ewig milden Fluren der Lyrik und Romantik? Warum wollen Sie sich in die kalte Sphäre des Dramas hinauswagen? Sie bleiben dann ja doch nur ein Fremdling darin!

Dichter. Mag ich dort ein Fremdling bleiben; auch der, den eine mächtige, feurige Sehnsucht zu den zauberschönen Urwaldungen Amerikas hintreibt, auch er weiß es, daß er dort unstät umherwandeln muß, daß sich kein wirthliches Dach über ihn wölbt, und doch läßt ihn der innere Drang nicht rasten, bis er sie erreicht hat. Mich zieht eine unaussprechliche Liebe zum Drama, ich folge ihr und sage mit freudigem Muthe: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen!"

Director. Das ist lobenswerth, sehr lobenswerth!

Alle, (außer dem Publicum und dem Redacteur.) Ja wohl! ja wohl!

Das Publicum (ist während der Gespräche, von tiefer Schlaflust ergriffen, nach und nach eingenickt, wird aber von dem lauten Ruf emporgeschreckt und sagt schläfrig: „Ja wohl!" Dann fallen ihm die Augen wieder zu.)

Legationsattaché. Ein solcher Eifer verdient Ermunterung und Förderung in unserer kühlen Zeit. Ich will bei Hofe ein Wörtchen davon fallen lassen. Wir wollen dem Dichter rathend zur Seite stehen, auf daß er das Rechte finden möge. Fräulein von Blüthenhauch, haben Sie die Güte, zuerst Ihre Meinung auszusprechen.

Fräulein. Ich stimme stets für Romantik!

Professor. Um's Himmels willen nicht! Nur Classicität . . reine Classicität!

Director. Das sind schon zwei ganz entgegengesetzte Ansichten.

Redacteur. Die sich indeß wohl vereinigen lassen, denn unser complicirtes Jahrhundert hat classische Romantiker und romantische Classiker erzeugt. — Herr Attaché, dürfen wir Sie fortzufahren bitten!

Attaché. Nur etwas Niegeahntes, durchaus Unempfundenes, Pyramidalisch-Großartiges und Galvanoplastisch-Neues kann einigen Eindruck erworbringen; aber in den Schranken des Anstands. Man muß, so zu sagen, mit Keulen drein schlagen, aber loyal. Das Zeit-

Digitized by Google

alter hat sich den Magen verdorben und schmeckt das Pikante des Caviars nur noch heraus, wenn man ihm denselben pfundweise zu essen gibt.

Dichter. Nun, machen Sie einen Vorschlag!

Attaché. Wie wäre es mit Thieren? . . .

Director. Das ist Nichts, gar Nichts! Die Pferde ziehen nicht und sogar die Löwen wollen nicht mehr packen. Als der Hund auf's Theater und, wie man sagte, das Theater auf den Hund kam, gab es doch noch volle Kassen. Aber jetzt!? Seit die Vereine gegen Thierquälerei entstanden sind, darf man ja kaum einen Esel prügeln lassen, während doch der Zweck des Lustspiels darin besteht, daß die Esel geprügelt werden sollen. Neulich machte mir sogar solch ein zartfühlender Verein die Mittheilung, es wäre offenbare Thierquälerei, wenn in der „Genoveva" die Hirschkuh das Kind säuge, und man müsse fortan das Hirschkalb durch Genoveva säugen lassen.

Redacteur. Der Herr Director wird satyrisch und schweift vom Thema ab.

Hofschauspielerin. Ich wüßte wohl ein Mittel, das großen Erfolg verspricht. Was wollen die Dichter durch ihre Stücke erzielen? . . . Den Beifall des Publicums. An welchen Stellen wird nun dieser Beifall am lautesten gezollt? . . Doch wohl beim Abgang der handelnden Personen. Ich schlage deshalb vor, ein Stück zu schreiben, das nur aus Abgängen besteht.

Redacteur. Ich begreife nicht, da wir hier einmal in Gegenwart des Publicums zu ermitteln suchen, was unserer Bühne eigentlich Noth thut, warum befragen wir es nicht selbst? (Er stößt das Publicum an, daß es erwacht.) Wollen Sie nicht auch Ihre eigene Ansicht laut werden lassen?

Publicum (sich die Augen reibend.) Wovon war denn eigentlich die Rede?

Director. Von dem innern Wesen des modernen Schauspiels.

Publicum (gähnend.) Ach, das ist mir ganz gleich! Wenn Regenwetter eintritt und ich am Abend nichts Besseres anzufangen weiß, dann bezahle ich mein Entree und gehe in's Theater. Ich finde dort kein Vergnügen, mache auch keine Ansprüche darauf, und das Einzige, was ich fordere, ist, daß man mich mit allem Grübeln verschonen soll (schläft wieder ein.)

Attaché (zum Redacteur.) Da haben Sie Ihr sogenanntes Volk, von dem Ihr Publicisten immer so viel sprecht; Dummheit und Indifferentismus sind seine Haupteigenschaften.

Dichter. Ja, wer aber hat das Publicum so herabgestimmt, als unsere Bühnendirectionen selbst. Seit Jahren schon haust ein Lindwurm in ihren Höhlen, das schrecklichste Ungethüm, von welchem Kunst und Poesie bedroht werden können. Sein Blick erschlafft, sein Hauch vergiftet . . . es heißt - die Mittelmäßigkeit.

Redacteur. Wohl gesprochen, junger Mann! Keine Kunst hat das wirklich Schlechte, das positiv Unsinnige zu fürchten. Die deutschen Ritterstücke gingen sporenklirrend, die französischen Melodramen zähneklappernd vorüber, doch sie verschwanden bald, ohne eine Spur zurückzulassen. Aber die bleiche, farblose Mittelmäßigkeit, sie ist die Pest, die allen frischen Muth erschlafft, sie ist die Blausäure, die alle geistige Regsamkeit abstumpft. (Auf das schlafende Publicum zeigend): Hier sind die Früchte dieser Aussaat!

Director. Lassen Sie uns wieder zu unseren Berathungen kommen, meine Herrschaften, und wenn es Ihnen recht ist, zuerst das Trauerspiel besprechen.

Dichter. Welche Form würden Sie mir empfehlen; die Prosa oder den Vers?

Professor. Unbedingt den Vers! Er ist geheiligt durch das Beispiel antiker und moderner Dichterheroen, und gewiß verleiht er jedem tragischen Gebild eine classische Glätte, eine wohlthuende Harmonie.

Redacteur. Ich halt' es mit der Prosa, mit dieser verständigen, flinken und prätentionslosen Hausfrau, die ihre Empfindungen gerade so heraussagt, während der Vers, einer listigen Coquette gleich, jede Silbe hundertmal vor dem Spiegel umdreht, ob sie ihr so besser stehe, oder so. Die Prosa schallt kräftiger, lebenswahrer von der Bühne herab; sie läßt das Publicum Coulissen und Soffiten viel eher vergessen, der Schauspieler bedarf auch nicht so sehr des nachhelfenden Souffleurs; auch gibt es viele Talente, die gute Stücke schreiben würden, wenn nicht die phrasenhaften Verse sie immer so weit von der Hauptsache abführen möchten.

Attaché. Jedenfalls kann der Deutsche leichter ein Stück in Versen, als in Prosa schreiben, denn unsere Prosa wird nur zu gern

Digitized by Google

unzart; elle sent l'antichambre. Auf der rhythmischen Woge des Jambus dagegen umschifft sich leicht die Klippe einer lächerlichen Trivialität, und ihre Musik läßt selten Plumpheit und Anstandslosigkeit durchdringen. Stände unsere Sprache auf dem Gipfel der Ausbildung, wie die französische, dann müßte man unbedingt jede Tragödie in Prosa dichten. Aber noch leistet sie Widerstand, noch hat sie zu wenig rein deutsche Eleganz, als daß man in ungebundener Rede fremde Wörter völlig vermeiden könnte, und diese werden in leidenschaftlichen Scenen stets unangenehm empfunden.

Dichter. Sie haben Recht! Was Sie eben sagten, empfand ich deutlich, als ich versuchte, den König und die Königin eines Trauerspiels in Prosa sprechen zu lassen. Und wie sollte mir das auch wohl gelungen sein, da doch die Fürsten Deutschlands selbst ihre Muttersprache verschmähen, da man noch an den meisten Höfen fremde Laute zum Ausdruck der Gedanken wählt.

Attaché (beißt sich in die Lippe.)

Redacteur (für sich.) Das hat er gut gemacht.

Director. Die Meinungen sind getheilt! Glücklicherweise lehren uns altenglische Dramatiker, die Prosa mit dem Verse zu vereinen. — Aber die Stoffe! Welche möchten wohl die dankbarsten sein?

Attaché. Nur die allermodernsten!

Professor. Im Gegentheil! Nur die antiken.

Fräulein. Wie wär' es, wenn Sie einmal den Somnambulismus, das Mittelreich und die Geister, in all ihrem träumerischen Reiz, auf das Theater brächten?

Redacteur. Gespenster machen noch keine Geister, werthes Fräulein; mit Träumen ist uns nicht gedient, wir brauchen Blut, Leben, Geschichte, das ewige, großartige Abbild der Völkerentwickelung.

Dichter. Ich habe einen trefflichen Stoff aus der römischen Geschichte . . .

Hofschauspielerin. Hilfe! Rettung! Herr Genialio will uns mit einer Tragödie beschenken, in der wir Tricots, Sandalen und römische Schleier tragen sollen. Sie sind ja mit den scenischen Verhältnissen so unbekannt, wie ein Waldmensch. Wer wird Ihnen wohl in solchem Vogelscheuchencostüm spielen? Das Stück bringen Sie nimmermehr zur Aufführung, denn die erste Heldin bekommt re-

Digitized by

gelmäßig den Schnupfen. Lassen Sie, wenn Ihnen die gute Laune der Schauspieler und der Beifall des Publicums lieb ist, meinetwegen Botokuden, Kamtschadalen oder Irokesen auftreten, aber nur keine Griechen und Römer.

Professor. Warum denn nicht? Gibt es irgendwo eine edlere Tracht, als die einfache, plastisch schöne Toga, den wallenden Frauenschleier und den blitzenden Helm?

Hofschauspielerin. Aber der Schnupfen, der Schnupfen, wollen Sie, daß ich nach jeder Vorstellung vierzehn Tage krank sein soll?

Director und Dichter (zugleich). Um Gotteswillen nur das nicht!

Director. Nein, Herr Professor! Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, und das griechische Kostüm streift unserm Publicum an's Lächerliche. Göthe's Iphigenia würde viel mehr Häuser machen, wenn wir sie in altdeutscher oder in spanischer Tracht spielen dürften.

Professor (schmerzlich.) Oh! oh!

Fräulein. Also zu einem andern Stoff, mit der Historie ist es ohnehin Nichts! Wie viel freier schwingt sich die entfesselte Phantasie empor, wenn keine trockengeschichtlichen Bande sie einpressen, wenn sie alle Höhen und Tiefen der Romantik erklimmt und Wunderbilder sammelt.

Professor. Die Historie in ihrer ursprünglichen Breite paßt allerdings besser für das Schulbuch, als für's Trauerspiel. Wo sich gewaltige Charaktere mit welterschütternden Ereignissen zu einem Ganzen verbinden, da herrscht fast immer eine Ueberfülle von Personen und Begebenheiten, deshalb muß erst durch Zusammenschmelzung sich der grandiose Stoff zum künstlerischen Drama gestalten. Dies hat auch Aristoteles gebilligt, indem er sagte: „der dramatische Dichter benutzt einen historischen Stoff nicht etwa, weil er historisch ist, sondern weil er ihn zu seinem vorliegenden Zwecke schwerlich besser erdichten könnte."

Hofschauspielerin. Das ist sehr verständig gesprochen! War Herr Aristoteles selbst ausübender Künstler?

Professor. Nein, Madame! Er schuf in Griechenland das Gesetzbuch der Tragödie, und es ist so weise, als hätte es Solon,

so unantastbar strenge, als hätte es Lykurg geschrieben. Jedenfalls paßt es noch mehr für unsere Zeit, als das römische Recht, und es ist der Aesthetik zuträglicher, denn jenes der Justiz.

Attaché. Nun, mit dem ernsten, finstern Aristoteles sind wir heutzutage auch abgefunden!

Professor (erzürnt). Wie meinen Sie das, Herr?

Attaché. Herr Professor! Jede vorübergegangne Zeit ist ein König Lear; man verhöhnt ihr Ansehn, spottet ihrer Weisheit. Die Bildung ist unterdeß fortgeschritten, macht andre Forderungen und gebietet andere Formen. Aristoteles hatte sich seine Würde zwei Jahrhtausende lang bewahrt, doch endlich mußte auch ihm das Stündlein schlagen. Die Einheiten der Tragödie, die er lehrte, wurden durch unsre Industrie überflügelt und vernichtet. Jetzt sind die Klüfte von Zeit und Ort ausgefüllt, jetzt ist Victor Hugo so classisch, wie der alte Aeschylos.

Fräulein. Und welche Zauberin bewirkte solches Wunder?

Attaché. Sie können dieselbe mit eignen Augen sehn, wenn es Ihnen beliebt, einen Spaziergang zum Thor hinaus zu machen; es ist nämlich — die Eisenbahn. Ließ man vormals den Helden und dessen Geliebte in zwei verschiedenen Staaten Deutschlands auftreten, und ließ beide, etliche Scenen später, zusammentreffen, dann war das eine Unmöglichkeit, und also eine arge Versündigung gegen Aristoteles. Heut aber würde es ganz natürlich zugehn, und das Publicum würde denken: Aha! die Liebenden sind einander auf der Eisenbahn entgegengereist!

Director. Wahrlich, meine Verehrten! Sie sprechen wunderhübsche Dinge aus, und ich möchte Ihnen tagelang zuhören, wenn ich nicht so tief in Sorgen steckte. Aber Sie rücken dabei immer mehr vom Ziele ab und gelangen zu keinem gemeinsamen Beschluß.

Commerzienrath (tritt herein.) Guten Abend, guten Abend, Herr Director! — Fräulein von Blüthenhauch, wie geht's mit Ihren Nerven? Das freut mich herzlich! — Ach sieh da, unsere gefeierte Künstlerin... ich bringe Ihnen meine Huldigung! — Guten Abend, Herr Legationsattaché! — Guten Abend, meine Herren!

Hofschauspielerin. Sie haben lange auf sich warten lassen, Sie böser Mann!

Commerzienrath. Man wird wirklich zu sehr in Anspruch

Digitized by Google

genommen. Erst mußte ich in die Blumenausstellung, um nachzusehn, ob dort alles gehörig arrangirt sei, denn ich bin beim Comité. Hierauf hatte ich eine geheime Conferenz mit dem Minister der Finanzen; dann fuhr ich in's Concert zu der großen Schillbock-Petrinski… Gott, wie sang sie wieder! Hinreißend! Ich bin wahrhaftig noch ganz aufgelöst!… dann sollte ich durchaus mein Urtheil über zwei neue Bilder eines jungen Malers abgeben — Genrebilder! recht mein Fach! — und nun bin ich endlich hier.

Director. Es ist mir sehr lieb, daß Sie gekommen sind, denn die offen ausgesprochene Meinung eines so anerkannten Kunstkenners, wie Sie, Herr Commerzienrath, hat einen großen Werth für uns.

Commerzienrath. Um was handelt es sich denn?

Director. Um die Interessen der deutschen Bühne, welche gegenwärtig wohl nicht besonders in der Blüthe steht.

Commerzienrath. Wie heißt, nicht in der Blüthe? Ich versichere Sie, daß sie sehr in der Blüthe steht. Gott, welchen Genuß hatte ich neulich in Berlin! Was hab' ich in einer einzigen Woche Alles gesehen! Antigone und zwei Genrebilder, den Sommernachtstraum und Sampiero, Medea und ein Ballet, Thomas Thyrnau und den gestiefelten Kater. Ich kann Sie versichern, daß unsere Bühne auf dem höchsten Gipfel der Blüthe steht.

Director. Ist das Publicum auch dieser Meinung?

Attaché. Nein! das Publicum schläft!

Redacteur (stößt das Publicum unsanft an). Wachen Sie auf!

Publicum (erschreckt.) Was ist denn los? Was gibt es? Kommt ein Ballet vor?

Redacteur. Sie sollen die Güte haben, gerad heraus zu erklären, welche Dramen Sie am liebsten sehn, ob bürgerliche, historische, romantische, classische — —?

Publicum (schläfrig). Mir ist Alles egal!

Redacteur. Schrecklich ist diese Theilnahmlosigkeit, aber sie ist sehr natürlich bei den Gaben, die dem Publicum geboten werden. Unsre Bühnen führen ja einen zweiten englisch-chinesischen Opiumkrieg wider das Volk. Man will nicht, daß es auf den Brettern sein Spiegelbild erblicke, man will nicht, daß es stolz werde im An-

schaun seiner Größe, oder beschämt, wo ihm seine Schwäche entgegentritt.

Director. Aber Herr Redacteur — —!

Redacteur. Unterbrechen Sie mich nicht! Herr Director! Das ist mein Fach! — Das deutsche Volk ist reif für eine reife Bühne, und jenen Indifferentismus, mit dem es die prunkende Armuth antiker und moderner Flitter anstarrt, ehre ich, anstatt ihn zu tadeln. Der Dichter, welcher den Funken der Begeisterung in die ruhende Pulvertonne werfen will, er greife nur in's Leben hinaus, in das Herz des Volkes, in sein eigenes Herz. Dort findet er Trauerspiele genug, rührende, gewaltige Trauerspiele; er schreibe sie getreulich nieder, und ein blühender Lorbeer entgeht ihm nicht.

Attaché. Sehr brav, sehr gut! Auch ich liebe die freie Meinung, wenn nur in den Dramen Nichts gegen die Regierungen vorkommt.

Redacteur. Herr Attaché! Man schreibt niemals gegen die Regierungen, wenn man für's Volk schreibt. Vom Wohl des Volkes hängt das Wohl der Regierung ab.

Fräulein. Verzeihen Sie, Herr Redacteur! Bei den Stücken, welche Sie fordern, ist wohl alle Romantik dahin?

Redacteur. Bewahre, gnädiges Fräulein! Sie werden Romantik genug bringen! Romantik in Lumpen und in Gold!

Professor. Ach, ich hatte so schöne Träume vom Wiedererwachen reiner Classicität! hoffte ich doch sogar, den Chor hervorgerufen zu sehn; nun ist es aus.

Redacteur. Und warum denn? Der Chor hat bisher in Deutschland freilich keine Wurzeln schlagen können. Dieses bedeutende Zusammenwirken der Menge, diese Wichtigkeit jedes Einzelnen, als Glied des Ganzen, blieb uns leider fremd. Wir verstanden nur bestimmt isolirte Erscheinungen und den Haufen stummer, theilnahmloser Statisten. Die Griechen lebten im jugendfrischen Weltalter des Gemeinsinns, wir im entnervten Jahrhundert des Egoismus. Zwar sind manche künstlerische Versuche gemacht worden, den Chor bei uns herzustellen, aber sie mußten mißglücken, denn allein auf moralischem Wege kann errungen werden, was auf moralischem Wege verloren ging.

Commerzienrath. Einen Rath will ich Ihnen geben, Herr

Digitized by Google

Redacteur! Lassen Sie die Chöre nur ja componiren. Es geht doch Nichts über das musikalische Drama! Gott, ich bin ganz verliebt in Mendelssohn's Antigone!

Dichter. Gewiß wäre es schön, wenn wir aus dem trüben Lampendunst unserer Theateratmosphäre plötzlich in freie Luft hinaustreten könnten. Aber scheint es denn möglich? Wohl haben in neuester Zeit deutsche Dichter versucht, tüchtige Stücke zu schreiben, und die Censur sogar fand Nichts dagegen zu erinnern, und doch gab es Mittel, ihnen die Bühnen zu verschließen! *)

Attaché (erzürnt.) Mein Herr!

Director (beschwichtigend.) Ich bitte — —

Redacteur. Des Dichters Klagen haben gerechten Grund, indeß es gibt Hilfe dagegen. Soll eine deutsche Nationalbühne ihre Kraft entfalten, dann muß sie aller engherzigen Einflüsse enthoben und nur vom Gesetz überwacht sein. Ein solches Theater kann die Nation sich gründen, wenn sie die Summe aufbringt, die seine Errichtung kosten wird, und wenn sie zu dessen Leitung einen Kreis von Männern wählt, welche sich durch ehrenwerthen Charakter, durch strenge Unparteilichkeit Vertrauen gewonnen haben.

Publicum (das an der ganzen Unterredung lebhaft Theil nahm.) Das ist endlich einmal ein gescheidtes Wort! Zum Teufel mit dem Geschwätz. Was kümmert mich Euere Professorenweisheit, Euere hysterischen Nerven, Euere Komödiantentricots, Euere Höflingszartheit. Ich bin Publicum, ich bin Herr und Meister! Ich habe Geschmack, ich habe ein Herz, und Geld habe ich auch. Wollt Ihr was Rechtes schreiben, wollt Ihr was Rechtes aufführen — hier ist mein Beutel. Wollt Ihr einen Verein stiften — hier ist meine Brieftasche, ich unterzeichne. Holla! zahle ich Jahr aus Jahr ein so manchen unnützen Thaler für Missions- und andere Vereine, und ich soll nicht zahlen, wenn ich Abends, statt zu gähnen, mich ergötzen kann. He, Ihr meint, weil ich Euerer jetzigen Wirthschaft den Rücken kehre?

---

*) Die Hoftheater, welche die Prätension haben, die Bühne zu fördern, sind Leichenhäuser für sie geworden. Ein jedes dieser Hofthore hat tausend Riegel, die dem Dichter vor der Nase zugeschoben werden, sobald er der Urgroßmutter irgend eines Stiefvetters eine unangenehme Wahrheit nachsagt. Auch an protestantischen Höfen gibt es einen heiligen Kalender mit unantastbaren Röcken und unfehlbaren Reliquien! Heilige, denen keine Menschlichkeit nachgewiesen werden darf — weil sie allzu oft unmenschlich waren. —

Digitized by Google

Versucht es einmal anders! Amüsirt mich, rührt mich besser, ach, erhebt mich, zermalmt mich — aber thut etwas, was mich aufrüttelt, dann zählt auf mich, denn ich bin das Publicum, ich habe Geschmack, ich habe ein Herz, und Geld habe ich auch! Wollt Ihr den langweiligen Hoftheatern die Scheiben einschlagen, ich bin dabei. Ich will ein Nationaltheater! (Der Attaché entfernt sich eilig. Der Commerzienrath läuft ihm nach.) Wollt Ihr den abgeschmackten Schulmeistern ein Charivari bringen, ich bin dabei; ich will Volkspoesie! — (Der Professor eilt fort, das Fräulein sieht sich ängstlich um und folgt schnell nach.) Ich sage Euch, Ihr sollt noch ganz andere Dinge von mir hören, denn ich bin das Publicum und für mich seid Ihr Alle da — und ich habe

Dichter (einfallend.) Geschmack.

Publicum. Richtig! Und ich habe

Redacteur (einfallend.) Ein Herz.

Publicum. Richtig! Und ich habe

Director (einfallend.) — Geld!!!

Publicum. Richtig!

Die Schauspielerin (wirft Kränze in's Parterre.) Vivat das Publicum! Publicum heraus! Bravo!

Publicum verbeugt sich. Der Vorhang fällt.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Berlin.

1.

Fräulein Lind als Norma. — Gräfin Rossi. — Die Kaiserin Maria Theresia auf der Bühne. — Thomas Thyrnau von Madame Birch-Pfeiffer und andere Weihnachtsbescherungen.

Das Weihnachtsfest mit seinen Kinderfreuden hat in den letzten Tagen auch die großen Kinder so sehr beschäftigt, daß kaum ein anderer Gegenstand der Unterhaltung wie der Thätigkeit Platz zu greifen Raum fand. Die Hinrichtung Tscheck's war wie ein Donnerschlag in den heiteren Himmel der Weihnachtspoesie hineingefahren, doch Kinder vergessen leicht, was gestern vorgefallen, wie es ihnen auch keine Sorge macht, was etwa morgen bevorsteht, und so blieb Weihnacht im Vordergrund mit seiner fröhlichen Staffage, wenn auch dahinter einige ernste Leute sich zeigten, die Allerlei vom öffentlichen Gerichtsverfahren, von den moralischen Vorzügen und persönlichen Gewährleistungen desselben, von Provinziallandtagen und von politischen und religiösen Wirren zu sprechen schienen. Ja, der Hintergrund ist Nichts weniger als heiter, doch — auch wir wollen es so machen, wie die Weihnachtskinder und uns für jetzt nur an das halten, was uns der Himmel an Freuden beschert hat.

Also lassen Sie mich vor allen Dingen von den Genüssen erzählen, die eine skandinavische Bulbul, eine wahre Degeborg mit goldenen Locken und der Bardenleier in den lilienweißen Armen, den Dilettanti unserer großen Oper verschafft. Sie errathen, daß ich von Fräulein Jenny Lind, der sangreichsten Unterthanin Sr. Majestät des Königs Oskar und der ersten Schwedin sprechen will, die wieder seit der Zeit der Königin Christine einen Thron, auf dem sie zu Hause allein herrschte, verließ, um die Herzen des übrigen Europa zu erobern. In der vorigen Woche betrat sie zum ersten Male als Norma die hiesige Bühne. Ja, das war die rechte norma cantandi, wie

sie unseren Sängerinnen in neuester Zeit ganz fremd geworden zu sein scheint. Gewiß sind in Deutschland seit zehn oder zwanzig Jahren die guten Stimmen nicht ausgerottet, gewiß würde sich auch heute noch eine Kehle wie die der Milder, der Schechner, der Sontag finden lassen, wenn nur auch die Schule sich finden ließe, die diese Sängerinnen gebildet hat. Ja, eine Schule, eine Schule! Unsere italienische Oper und unsere Singakademie dazu könnten wir für eine gute Schule hingeben, und ich glaube, wir würden immer noch einen guten Tausch machen. Die Frau Gräfin von Rossi, Gemahlin des königlich sardinischen Gesandten am hiesigen Hofe, auch jetzt noch eine schöne Frau und nach dem Urtheil derer, die Gelegenheit haben, sie in ihren Zirkeln zu hören, eine ausgezeichnete Sängerin, saß in der Loge des diplomatischen Corps und erfreute sich an der neuen Norma, welche sie augenscheinlich als ihre legitime Ebenbürtige und Nachfolgerin anerkannte. Doch wollen wir dieser keinen Grafen wünschen, damit sie nicht auch der Bühne vorzeitig entführt werde.

Die zweite Weihnachtsbescherung, mit welcher wir zwar nicht gerade überrascht worden, die wir jedoch jedenfalls als ein Geschenk aus schönen Händen betrachten dürfen, ist der dramatisirte Thomas Thyrnau von Madame Birch=Pfeiffer, der, trotzdem daß beide Verfasserinnen, des Romans wie des Dramas, in Berlin leben, hier später als auf mehreren anderen Bühnen zur Darstellung gekommen.

Herr von Küstner hatte die Aufmerksamkeit gehabt, Madame Paalzow und deren Bruder, den Geschichtsmaler Professor Wach, zu dieser Aufführung besonders einzuladen, und Erstere hatte also die Genugthuung — oder vielleicht auch das schmerzliche Gefühl — die Gestalten ihres Romans in dramatischer Verkörperung vor sich zu sehen. Die Besetzung war die beste, die unsere Bühne zu liefern vermag, und diese hat sich jetzt allerdings durch das Engagement der Herren Hendrichs und Hoppé etwas regenerirt. Madame Crelinger gab die Maria Theresia; — denken Sie sich, man wagt es hier, die Urgroßmutter des regierenden Kaisers auf die Bühne zu bringen, und — was vielleicht noch mehr zu verwundern — bis jetzt ist noch nicht bekannt, daß der kaiserlich österreichische Gesandte dagegen reclamirt habe. Denn es sind ja die verschiedenen deutschen Gesandten bei den verschiedenen deutschen Höfen beglaubigt, um darüber zu wachen, daß an den verschiedenen deutschen Höfen die Rücksichten alle beobachtet werden, die die verschiedenen deutschen Höfe gegen einander zu nehmen haben. Allerdings gehört dazu vornehmlich und hauptsächlich, daß in den Blättern der verschiedenen deutschen Länder Nichts gedruckt werde, was irgend einem deutschen Hofe unangenehm sein könne, weshalb auch das Zeitungslesen zu den wichtigsten Functionen der verschiedenen deutschen Gesandtschaften an den verschiedenen deutschen Höfen gezählt wird, aber auch der Theaterbesuch ist den Ersteren wegen der möglichen

Digitized by Google

Verletzung irgend einer Rücksicht auf die historischen Erinnerungen der deutschen Höfe zur Pflicht gemacht, und so können wir es immer als Concession betrachten, wenn etwa auf einem sächsischen Hoftheater Friedrich Wilhelm I. in Gutzkow's „Zopf und Schwert", oder wenn auf dem Berliner Hoftheater Maria Theresia in „Thomas Thyrnau" über die Bühne schreitet.

Eine dritte und die eigentlichste Weihnachtsbescherung bilden endlich die akademischen Weihnachtsausstellungen, die wir in diesem Jahre zum erstenmal hier sehen, oder die vielmehr zu den frommen Mysterien zu rechnen sind, die unsere Vorfahren vor 400 Jahren um diese und die Osterzeit aufzuführen pflegten. Allabendlich wird zweimal im größern Saale der Akademie der Künste eine Reihefolge transparenter Gemälde gezeigt, welche die Empfängniß Mariä, die Geburt des Heilands, die Anbetung der heiligen drei Könige u. s. w. darstellen und wozu die Sänger der Domkirche passende Gesänge und Choräle vortragen. Für die Schüler und namentlich die Schülerinnen Hengstenberg's, Goßner's, v. Gerlach's rc., die niemals Theater oder Koncerte zu besuchen pflegen, ist dies natürlich ein ungemein anziehendes Schauspiel und da die Einnahmen zur Unterstützung bedürftiger Maler bestimmt sind, so können wir uns nur darüber freuen, wenn solche fromme Gemüther sich den Genuß mehr als einmal zu verschaffen suchen. Die Weltlicheren freilich gehen lieber zu Gropius, oder zu Fuchs, oder in Kroll's und Faust's Wintergärten, wo überall der Weihnachten in einem heiteren Gewande auftritt und in der That ein eigenthümliches Berliner Leben um diese Jahreszeit sich zeigt. Auch einen Karneval, und zwar einen echten Narrenkarneval, hat uns Kroll für den nächsten Monat in Aussicht gestellt — wenn nämlich die Magdeburger Zeitung Nichts dagegen hat, die schon gegen die bloße Ankündigung einen fulminanten Artikel erließ, indem sie in einem Kölnischen Karneval in Berlin nichts Geringeres, als eine Gefährdung des deutschen Protestantismus erblickt. Nun sage man noch, daß es unter unsern Zeitungsschreibern keine scharfsinnigen Politiker gebe! Diese Leute werden uns gewiß auch am besten sagen können, was es eigentlich mit dem Fastnachts-Ochsen, der dem Karneval bekanntlich immer ein Ende macht, für eine Bewandtniß habe.

Justus.

2.

Französische Fabeln von einer preußischen Constitution. — Ein Inserat für Karl X. in der Vossischen Zeitung. — Jesuiten und Jesuitenriecherei. — Die Stadtverordneten für gewisse öffentliche Häuser. — Böckh und Eichhorn.

Wir sind zwar schon gewöhnt, in französischen und englischen Blättern, wenn sie sich einmal mit Deutschland beschäftigen, die allerfabelhaftesten Dinge über uns zu finden, aber in der Regel lassen sich

dieselben doch auf irgend eine Spur von wirklichen Ereignissen oder von umlaufenden Gerüchten zurückführen; dagegen ist es durchaus unerklärlich, wie die Pariser Zeitungen, und zwar vom größten bis zum kleinsten Format, kürzlich auf die einmüthige Nachricht kommen konnten, der König von Preußen sei im Begriff, seinen Völkern eine Verfassung zu geben. Die Nachricht wurde mit solcher Sicherheit mitgetheilt, daß man an anderen Orten, wo man nicht, wie hier, vom Gegentheil überzeugt war, schon anfing, Betrachtungen über die Folgen anzustellen, die dieses wichtige Ereigniß für das gesammte Deutschland haben werde; und doch ist auch nicht das allerentfernteste Moment zu entdecken, das zu jenem Gerücht die Veranlassung gegeben haben kann. Offenbar hat hierbei eine Mystification stattgefunden, die sogar dahin fortgesetzt wurde, daß man, nachdem eine Woche lang die Sache in allen Pariser Blättern besprochen worden war, einen Grund auffand, weshalb die preußische Verfassung einstweilen nicht publicirt werde: der Fürst Metternich sollte nämlich sehr dringende Bedenken dagegen erhoben und den König von Preußen bewogen haben, die Sache einstweilen, aber nur für jetzt, zu reponiren!

Seltsam traf es sich, daß, während die Pariser Zeitungen so fabelhafte Combinationen aus Berlin sich melden ließen, Berliner Blätter sich mit eben so fabelhaften Dingen über Frankreich unterhielten. Es leben jetzt hier nämlich einige französische Legitimisten, unter denen sich auch ein ehemaliger Vorleser Karl's X. befindet, der diesem Könige selbst sehr ähnlich sehen soll. Von diesen Männern ließ nun vor einigen Tagen ein Oberstlieutenant, Chevalier de la Rancherie, in die Vossische Zeitung einen in französischer Sprache abgefaßten Artikel einrücken, in welchem er nach einigen erwiedernden Worten auf eine Bemerkung über den Herzog von Bordeaux, die in der Zeitung für die elegante Welt gestanden, das Lob des jungen Heinrich verkündigte, der unschuldigerweise aus seinem Vaterlande verbannt worden und der die edelsten Absichten habe sowohl in Bezug auf Frankreich, als auf das Ausland. Der Artikel war wie vom Himmel heruntergeschneit und erregte auch in der That eine eben so kalte Ueberraschung, wie ein Schneefall im Monat Mai. Es war eine kleine Weihnachtsfreude, die sich französische Legitimisten in Berlin bereiteten, aber eine andere französische Feder, und zwar die eines Soldaten der alten Garde, hat dem karlistischen Oberstlieutenant die Freude gestört, indem als Antwort auf seinen Artikel eine Epistel in französischen Alexandrinern erschien, worin kurz und bündig erklärt wurde, daß es mit der Herrschaft der älteren Bourbonen in Frankreich für immer vorbei sei. Und da dies der Censor in Berlin hat passiren lassen, so muß es wohl wahr sein!

Wie behauptet wird, sollen übrigens jene Legitimisten nicht blos Legitimisten, sondern auch Jesuiten sein, die sich hier unter allerlei

Vorwänden niederlassen und angenehm machen wollen; für Jesuiten, nämlich für die alten, echten römischen, ist jedoch — wie schon Rahel bemerkt hat — in Berlin kein guter Boden; kommen doch selbst ihre nachgemachten protestantischen Brüder, die mit der Loyalität die Maske der Loyalität zu verbinden pflegen, hier nur sehr schlecht fort, wie z. B. der in ähnlicher Weise fast unerhörte Beifall zeigt, den das Lustspiel: „Er muß auf's Land" fortwährend hier findet; um wie viel weniger ist also von einer etwaigen Abzweigung des Stammes von Freiburg und Luzern hier zu fürchten. Die Jesuitenriecherei ist übrigens in den Augen wahrhaft liberal gesinnter Männer ein eben so lächerliches Ding, wie die ehemalige Demagogenriecherei, deshalb glauben wir auch, daß man die ungefährlichen alten Leute, die man jetzt für Jesuiten hält oder angibt, völlig unbehelligt lassen soll.

Unseren Stadtverordneten ist kürzlich nachgesagt worden, sie hätten sich an den König mit der Bitte gewandt, derselbe möge den kürzlich gefaßten Beschluß der Aufhebung gewisser öffentlicher Häuser wieder zurücknehmen. Die ehrwürdigen Väter wollen es sich jedoch — wahrscheinlich um ihrer einflußreicheren Hälften halber — nicht nachsagen lassen, daß sie ein besonderes Interesse für jene Häuser zeigen, und geschähe es auch nur, um dadurch größeren Uebelständen vorzubeugen. Sie lassen daher auch in öffentlichen Blättern ihre besagte Theilnahme desavouiren.

Ueber Böckh's Differenzen mit dem Minister Eichhorn habe ich Sie bis jetzt nicht unterhalten, weil etwas Sicheres darüber nicht bekannt geworden und Alles am Ende auf unbestimmte Gerüchte hinauslief, die sich an einen Artikel der „Literarischen Zeitung" über Böckh's, auch von mir früher erwähnte akademische Rede über den Einfluß der Wissenschaft auf das Leben knüpften. Als gänzlich ungegründet darf man es aber bezeichnen, wenn diese Gerüchte so weit gehen, Böckh's Abgang von der Universität zu verkünden. Böckh wird eben so wenig von seinem berühmten Lehrstuhl, als Eichhorn für jetzt von seinem Portefeuille scheiden.

Justus.

II.

Aus Wien.

Ein Wiener Russe. — Kampf um das Glacis. — Große Neubauten. — Die Rinderpest und die Metzger. — Moritz von Sachsen. — Die vier Haimonskinder. — Niederlage des Virtuosenthums.

Ein verkappter Russe in der Augsburger allgemeinen Zeitung sucht bei Gelegenheit einer Ehrenrettung des k. russischen Staatsrathes Tengoborski auch den Grenzboten einen Hieb zu versetzen. Das ist nun freilich sehr leicht zu erklären, denn dieses Journal verfolgt die russische

Google

Politik auf allen Wegen mit großer Rücksichtslosigkeit und in allen Verkleidungen; weil indeß der Wiener Russe es für gut findet, auch eine Stelle aus meinem Correspondenzberichte in das Geflecht seiner Logik zu verweben, so sehe ich es als meine Pflicht an, dem feinen Diplomaten zu antworten. Die Russenstimme aus Wien will in demselben gelesen haben, daß die Russen den Communismus erfunden und findet diese Behauptung eben so absonderlich, als die Parallele zwischen Tengoborski's Buch über Oesterreich und Katakazi's Rolle in Griechenland. Abgesehen davon, daß in Wiesner's Streiflichtern das System diplomatischer Einmischung von Seite Rußlands in die inneren Angelegenheiten benachbarter Staaten aus Gründen äußerer Politik gemeint ist, wovon die deutschen Staatsmänner bei einiger Offenherzigkeit genug zu erzählen wissen, findet der russische Berichtiger in den Grenzboten durchaus etwas Anderes, als wirklich darin steht. Nicht erfunden haben die russischen Diplomaten, wie es dort heißt, den Communismus, aber er wird von ihnen mit soviel Glück ausgebeutet und muß ihnen dazu dienen, die deutschen Großmächte in ängstlicher Unthätigkeit auf dem Felde des politischen Fortschritts zu erhalten, daß man allerdings versucht sein kann auszurufen: Hätte Babeuf es nicht gethan, so wäre es die Aufgabe des Dr. Goldmann geworden. — Dies dem Russen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, der in der deutschen Sprache nicht sehr fest zu sein scheint und dem also ein kleiner Irrthum leicht zu verzeihen ist. Wenn er fleißig ist, so kann er es noch dahin bringen, wie Andere seiner Landsleute, die recht geläufig deutsche Bücher, z. B. Springer's Statistik von Oesterreich u. dgl. abzuschreiben wissen.

Wiens äußere Physiognomie geht einer gar wichtigen Verwandlung entgegen, sobald das von einer Architektengesellschaft entworfene Project zur Erweiterung der inneren Stadt die Allerhöchste Genehmigung erhält, woran, wie man hört, kaum mehr zu zweifeln sein dürfte. Aus dem täglich fühlbarer hervortretenden Raummangel zu öffentlichen Gebäuden, deren Bestimmung es nicht erlaubt, sie an die äußersten Enden der Vorstädte zu verlegen, hat sich allmälig das Bedürfniß entwickelt, den Umfang der inneren Stadt, die jetzt 60,000 Einwohner hat und bereits mit Menschen überfüllt ist, ansehnlich zu erweitern. Wie bekannt, wird die innere Stadt, die noch immer mit einem als Spaziergang dienender Wallgürtel umringt ist, durch ein sechzig Klafter breites Glacis von den 34 Vorstädten geschieden, und dieser Raum, welcher zum Theil mit Alleen bepflanzt, zum Theil Exerzierplatz und Holzstätte ist, gehört zu den Eigenthümlichkeiten und besonderen Annehmlichkeiten Wiens, um welche sie jeder Fremde beneiden kann und welcher man sie um keinen Preis berauben sollte. Sogar die Sanitätsbehörde nimmt sich des Glacis an und hat gewiß nicht Unrecht, wenn sie in dem grünen, mit duftenden Rosmarin und Akazienbäu-

Digitized by

men verzierten Rasengürtel im Häusermeere einen nützlichen Ableiter schädlicher Miasmen erblickt und denselben als einen Factor in der Mortalitätsberechnung anerkannt wissen will. Darum konnte ein früheres Project, das diesen für Jung und Alt so theuren Raum, die halbe Stadt herum, bedeutend schmälern wollte, sich keiner praktischen Anerkennung erfreuen und die Sache blieb liegen. Die erwähnte Architektengesellschaft hat endlich die Sache von der praktischen Seite angefaßt und der von ihr entworfene Plan nimmt blos die kleine Strecke zwischen den beiden Kärnthnerthoren und der in die Vorstadt Wieden führenden Wienbrücke in Anspruch, wornach noch immer ein bedeutender Raum übrig bleibt, um die Stadtthore auf dieser Seite von den ersten Häusern des vorstädtischen Rayons entfernt zu halten.

Ein ernstes Hinderniß, welches dem ganzen Entwurfe anfangs drohte, ist durch die anerkennungswerthe Bereitwilligkeit S. k. k. Hoheit des Erzherzogs Karl sofort beseitigt worden, indem er erklärte, er wolle der Ablösung der unmittelbar am Stadtwalle befindlichen Nebengebäude seines Palastes in keiner Weise entgegenwirken, da das Bedürfniß zu laut spreche, um nicht den persönlichen Vortheil zu überwiegen. Die Bausumme ist in dem der Baubehörde vorgelegten Entwurfe auf zwanzig Millionen Gulden veranschlagt, doch dürfte dieselbe in Betracht der zahlreichen Ablösungen wohl überschritten werden, zumal der Bauverein die Verpflichtung übernimmt, den Wall auf eigene Kosten zu demoliren und in der nöthigen Entfernung wieder aufzuführen. Der durch die projectirte Hinausrückung der Stadtmauer gewonnene Platz soll nach der beigeschlossenen Zeichnung für folgende Bauten benutzt werden. Zuerst beabsichtigt man ein neues Opernhaus, da das gegenwärtige selbst den bescheidensten Anforderungen nicht genügt und eine wahre partie honteuse der Residenz bildet; mit dem Opernhause steht ein Ball- und Concertsaal in Verbindung, denn auch hierin fehlt es noch immer in dem musikreichen und tanzfrohen Wien. Bis jetzt wurde der kaiserliche Redoutensaal in der Hofburg für die Maskenbälle benützt und die Concerte bald ebenfalls in diesem, bald in Theatern oder dem schlecht gebauten und sehr kleinen Tonsaal des Conservatoriums abgehalten. Das auf solche Art entstandene Opernhaus sammt Concert- und Ballsaal würde nach Verlauf von funfzig Jahren ohne Entschädigung an den Staat fallen, wie eine Eisenbahn. Dann käme auch endlich eine Börsenhalle zu Stande, wie sie weit kleinere Städte in Deutschland schon lange besitzen, indeß bei uns das Stockwerk eines Hauses gemiethet wird, und in den engen Localitäten ein heilloses Gedränge herrscht, welches jeden achtbaren Geschäftsmann hindert, persönlich auf der Börse zu erscheinen. Ein Bazar mit fünfhundert Kaufläden wäre gleichfalls keine geringe Verschönerung und namentlich dürften die unglaublich hohen Miethpreise der Buden in der innern Stadt dadurch auf eine für die

Digitized by Google

Consumenten höchst ersprießliche Weise herabgedrückt werden. So bezahlt z. B. eine Buchhandlung am Graben im Sparkassengebäude jährlich viertausend fl. C. M., ohne die Niederlagslocalität zu rechnen, die sie wegen Raummangel in einer entfernten Vorstadt besonders in Miethe nehmen muß. Zugleich wünscht man einen großartig eingerichteten Gasthof, wie er der Kaiserstadt noch immer fehlt und wie ihn die meisten Städte in Deutschland und der Schweiz besitzen. Zwei geräumige Marktplätze böten dann noch eine würdige Stätte zur Aufrichtung eherner Standbilder, wozu man die in der vaterländischen Geschichte ruhmvoll prangende Kaiserin Maria Theresia ausersehen hat. Zuletzt würde sich wohl noch eine Stelle finden für ein Posthaus, das Wien zur Stunde weit nöthiger wäre, als etwa eine neue Kirche, denn das gegenwärtige ist blos ein Poststall.

Die in einigen Provinzen ausgebrochene Rinderpest hat hier anfänglich die Besorgniß rege gemacht, es werde ein Viehmangel und in Folge davon eine Fleischtheuerung eintreten. Die Metzger, die bei dem System der Taxirung alle sehr reich sind, arbeiteten auch gewaltig an dem guten Werke und verschmähten deshalb nicht, die grauenvollsten Berichte von den unerhörten Verwüstungen auszustreuen, die die Seuche unter den Heerden angerichtet haben sollte. Die Regierung hat darum den Director der hiesigen Thierarzneischule, Dr. Eckl, nach Böhmen gesandt, um an Ort und Stelle die Wirkungen der Krankheit zu beobachten. Die von ihm sowohl, als den Kreisämtern in Oesterreich und Mähren eingeschickten Berichte widerlegen vollkommen jene übertriebenen Angaben, und besonders fängt die Seuche, welche nach den ärztlichen Disectionen eine auffallende Aehnlichkeit mit dem unter der menschlichen Bevölkerung wüthenden Typhus hat, in den Umgebungen Wiens sehr milde auf, wo wohl einzelne Viehpächter in Schaden kamen, aber das vorbereitete Aufschlagen der Fleischpreise keineswegs gerechtfertigt erscheint. Im Monat November sind im gesammten Königreich Böhmen in siebenundsiebzig Ortschaften funfzehnhundert Stück Vieh erkrankt und davon eintausend vierhundert achtzig Stück entweder gefallen oder geschlagen worden, woraus hervorgeht, daß das Viehsterben bei Weitem nicht jene Ausdehnung genommen hat, als es in den blutigen Visionen der Metzger bereits besaß. Die Regierung befolgt gegen den schmutzigen Zunftgeist dieser Unersättlichen ein weises System, das bald zum Ziele führen muß, indem es die Zunft selber zur Bitte um Aufhebung der Fleischtaxe zwingen wird. Sie ist nämlich fest entschlossen, dem eigennützigen Begehren der Metzger zu steuern und die Taxe ohne außerordentliche Veranlassung über neun Kreuzer für das Pfund zu erhöhen; zumal ertheilt sie fortwährend Gewerbebefugnisse an Neuangesessene und vermehrt dadurch die Anzahl der Fleischer in dem Maße, daß dieselben

Digitized by Google

bald bei der fixen Taxe den gehofften Gewinn nicht finden und darum selbst um Aufhebung der Taxe anhalten werden.

Im Hofburgtheater hat eine witzige Bluette, von Castelli einem Scribe'schen Vaudeville nachgebildet, angesprochen. Als ein erfreuliches Ereigniß kann man die Freisinnigkeit unserer Bühnencensur begrüßen, welche den Moriz von Sachsen von Prutz „mit unversengten Flügeln" aus dem Probefeuer flattern ließ; nur eine einzige Ader ward ihm ausgeschnitten und dafür eine andere eingeflochten. Der Schmalkaldische Bund, der bekanntlich zur Wahrung der Rechte des Protestantismus gegenüber den Verfolgungen des unduldsamen Katholicismus geschlossen wurde, erscheint in der von der Censur beliebten Umgestaltung als ein Bündniß des germanischen Patriotismus gegen die Eindringlinge der spanischen Staatskunst. Diese Vertauschung des religiösen Prinzips mit einem nationalen, welche den Kundigen nicht einmal betrügt, und den dramatischen Effect in keiner Weise beeinträchtigt, mag in unserer Zeit confessioneller Zwietracht und in dem Brennpunkt des deutschen Katholicismus allerdings zu entschuldigen sein.

Eine englische Oper von dem Irländer Balfe: „Die vier Haimonskinder", gefiel in dem Theater in der Josephstadt ganz außerordentlich und Eingeweihte wollen behaupten, wäre dieses Werk vor ein Paar Monaten statt Sechter's jämmerlicher Operette: „Ali Hitsch-Hatsch" in die Scene gegangen, die Freunde des Directors Pokorny würden ihm ohne Zweifel die Leitung des Hofoperntheaters errungen haben. Nun bleibt sie wieder auf zwei Jahre in den Händen von Leuten, wovon Einer nicht einmal lesen und schreiben kann.

Die musikalische Saison hat begonnen und die leichten Truppen des zahllosen Virtuosenheeres liefern bereits ihre Treffen, wobei sie jedoch immer den Kürzern ziehn. Man lobt sie, man bewundert sie, aber geht nicht in's Koncert. Die Umstände haben sich durchweg geändert, das Publicum ist kalt und unempfindlich geworden wie Stahl, all die noch vor einigen Jahren theuer bezahlten Hexenkünste des Virtuosenthums locken kaum ein Häuflein geduldiger Freibilletsbesitzer in den gähnenden Saal, der sich mit Applaus füllt, aber mit keinem zahlenden Publicum. Allein es ist dies nur ein ganz natürlicher Rückschlag in der organischen Fortentwicklung der Kunstzustände; das Virtuosenthum konnte einen Augenblick die überwuchernde Richtung bezeichnen, welche die ausübende Kraft, die Perfection des Werkzeugs über Alles hielt und die horchende Welt konnte einen Moment hindurch, von der Neuheit des Schauspiels hingerissen, die höhere Aufgabe aus den Augen verlieren und dem Tonkünstler zujubeln, wie man dem Bühnenkünstler zujubelt, statt dem Dichter; allein die Besonnenheit mußte endlich zurückkehren, und man muß die Wahrheit

Digitized by Google

bekennen, daß das Instrument, das Materielle den Beweger, das geistige Element nicht beherrschen dürfe. Das Virtuosenthum ist nur der Abglanz der industriellen Sonne im Kunstspiegel des Jahrhunderts und es gereicht der Tonwelt zur Ehre, früher jene nothwendige Umkehr zum Geiste, zur inneren Schöpfung erzeugt zu haben in ihrem Schooße, als diese im allgemeinen Leben der Zeit zur Erscheinung gelangte. Der Violinist Prume aus Belgien besitzt Eigenschaften, welche ihm vor zehn Jahren einen Himmel voll Enthusiasmus verschafft haben würden, indeß sie jetzt in Summa seinen nur zur Hälfte gefüllten Concertsaal zu bewerkstelligen vermögen. Prume ist jung, von dem interessantesten Aeußern, ist vollendeter Geiger, hat ein Ordensband im Knopfloch und — was das Wichtigste — war selbst einmal im Irrenhause und dennoch — in der That, unsere Zeit geht einer großen Umwälzung entgegen; zu welchen Mitteln soll heutzutage noch ein Virtuose greifen, wenn Ordensband und Narrenhaus nicht mehr imponiren wollen? Auch Moscheles war hier, um die bittere Erfahrung zu machen, daß die schönen Tage von Aranjuez vorüber sind! Zum Mindesten fand er den Trost, daß die Kälte des Publicums allgemein trifft und seine kühle Aufnahme keine persönliche Bedeutung hatte. Moscheles, ein Prager von Geburt, war im Jahre 1825 zum letzten Male hier und nahm damals die lauteste Begeisterung mit fort, allein seither hat Wien die ganze Pianistenschule in seinen Mauern gehabt, als deren Stifter Moscheles zu betrachten; Liszt, Thalberg und Döhler, das Triumvirat des Pianoforte, schütteten die Schätze ihrer Kunst vor den Staunenden aus und nun kommt der erste Anreger nach Verlauf von zwanzig Jahren abermals und bietet sein Schmuckkästchen. Da man aber während der Zwischenzeit eine reiche Schatzkammer, das grüne Gewölbe der Musik kennen gelernt, so konnte das einfache Kästlein nicht mehr ansprechen, und das schöne, gemäßigte Spiel des Herrn Moscheles kam mir jetzt vor wie die wiederholte Lectüre der Vorrede eines Buches, nachdem man dasselbe bereits durchgelesen; vordem mochte manche leise Andeutung, mancher helle Wink ungemein wirksam sein, jetzt aber, wo man den Inhalt des Liedes bereits kennt, jetzt lassen die Versprechungen kalt, und es tritt jene Gleichgiltigkeit ein, die sich an ein Ding knüpft, das keine Perspective mehr hat. Moscheles ist in London, wo er blos Lectionen zu einer Guinee für die Stunde gegeben, reich geworden und will sich jetzt in seiner Vaterstadt niederlassen. Seine Compositionen werden ihn lange überleben.

— Von der Freiung. —

Digitized by Google

III.

Aus Hamburg.

Kritik, Literatur und Theater. — Die neuen Dramen; Gutzkow's Pugatscheff und Laube's Monaldeschi. — Die modernen Schauspieler. — Baison, Grunert u. A.

Wie sehr wir die pragmatische Behandlung der Literaturgeschichte von Gervinus respectiren, so müssen wir ihm doch darin direct widersprechen, daß er die Leistungen der neuesten Literatur zu gering anschlägt. Das ist uns auf's Neue klar geworden, seit wir eine intimere Bekanntschaft mit der neuesten dramatischen Literatur gemacht haben. Diese Erscheinungen sind freilich von verschiedenem Werth; aber sie sind sämmtlich aus der Bewegung der Gegenwart hervorgegangen, wenn gleich nicht alle moderne Stoffe zum Vorwurf haben; die Ideen, die Tendenzen, die darin verfolgt werden, gehören dem modernen Leben an. Prutz verfährt in dieser Rücksicht mit offenbarer Absichtlichkeit; das Einschwärzen von Anspielungen auf politische Momente der Gegenwart kann die Kritik, weil dergleichen willkürliche Einschiebsel sind, nicht gut heißen. Auf einer viel höheren Stufe steht Gutzkow's Pugatscheff. Der Verfasser hat dramatische Routine. Obwohl der Gegenstand ein poetischer ist, liegt doch über dem Ganzen nicht ein poetischer Duft; man sieht, daß der Dichter mit Fleiß allerlei Maschinerien in Bewegung setzt, um den Zuschauer zu gewinnen; aber gerade dadurch gewinnt er ihn nicht; es ist doch nur die poetisch verklärte Natur, welche auf die gesunde Natur zu wirken vermag.

Laube's Monaldeschi haben wir nun auch gesehen. Wir halten dieses Gedicht unbedingt für das beste von den erwähnten Piecen. Gleich die Einleitung ist so interessant, spannend, wie wir das in allen Dramen Laube's finden; der Dialog ist gedankenreich und doch leicht; die Charaktere scharf gezeichnet, die Verwandlung glücklich angelegt und durchgeführt. Dabei ist Monaldeschi von poetischem Schwung; die seelischen Beziehungen der Christine sind ganz meisterhaft gesponnen; der reiche Kreis, der sich um sie gruppirt, hat durch die Bestimmtheit der einzelnen Figuren, wie durch das Ineinandergreifen der einzelnen Partien einen symphonischen Charakter. Diese Dichtung ist eine werthvolle Erwerbung für unsere dramatische Literatur. Die Darstellung dieser neuen Dramen aber ist den derzeitigen dramatischen Künstlern eine ungewöhnliche Aufgabe; es fehlen die Vorbilder, es fehlt die Tradition, wie von diesem oder jenem Künstler die Rolle gut durchgeführt, oder vergriffen wurde; Jeder ist nur auf sich angewiesen, auf sein eigenes Productivvermögen. Da liegt's auf der Hand, daß Mancherlei verfehlt wird. Aber wenn die dramatischen Künstler eine Ehre darin finden, sich auf die Höhe der Zeit emporzuschwingen

und darauf zu halten, daß die dramatischen Dichter ihre Kräfte anhaltend dem Theater zuwenden, so wird dieses sich auch zu einer höheren Bedeutung in unserem modernen Leben emporschwingen können. Die Mitglieder des Stadttheaters verdienen alles Lob für ihren Fleiß. Herr Baison, der provisorisch die Stelle von Herrn Hendrichs übernommen hat, ist ein routinirter Schauspieler; gegen seinen Monaldeschi hätten wir freilich Mancherlei zu erinnern; wir wünschten mehr chevalereskes Wesen, mehr Noblesse: der Dichter hat es so schön gemacht, daß Monaldeschi zum Schluß die Königin nicht um Verzeihung und Gnade bittet, sondern daß er ihr Vorwürfe macht, von ihr Rechenschaft fordert über ihr Benehmen gegen ihn; dieser Moment wurde vom Darsteller nicht ganz befriedigend ausgedrückt; besser als Monaldeschi gelang ihm der Pugatscheff. Herr Gerstel spielte den Narren im Moritz von Sachsen sehr gut; Madame Lenz hatte auf die Sophie im Pugatscheff und auf die Christine viel Sorgfalt verwendet; Fräulein Lehne gab die Gemahlin des Moritz von Sachsen zum zweiten Male sehr gut. Herr Brüning spielte die charmante Partie des von Schurre im Monaldeschi vortrefflich. Der Santinelli im Monaldeschi, Grunert gab ihn, ist in seiner geheimnißvollen, der Königin durch seine Treue Grauen erregenden Weise höchst glücklich angelegt; er ist wie der Schatten des Glücks, plötzlich und immer wieder herantretend wie das Unglück Alle Momente dieser Rolle, für den Künstler gewiß eine höchst schwierige Aufgabe, markirte Grunert mit glücklichem Wahrheitsgefühl; er zeigte den Santinelli in seiner ganzen hohen Bedeutung für das Stück. Grunert weiß immer ganz, was er will; wir haben nie bemerkt, daß er sich an Vorbilder anschließt; er würde lieber fehlen wollen, denn daß er nachahmte oder copirte; er ist in seinen Darstellungen immer eins mit dem Dichter: er ist es mit sich selbst. Wir finden die Rollen, die wir von ihm sahen, entweder neu und eigenthümlich geschaffen, oder neue Beziehungen derselben herausgestellt; es ist nicht blos Maske, was er gibt, sondern seine Maske ist allemal Verkörperung des Bewußtseins; weil sein Feuer nicht Echauffement ist, zündet es. Künstler, wie Grunert, sind für die Kunstwerke der neuesten dramatischen Schule von unbedingtem Werth und kräftige Stützen derselben. Eine höchst interessante Darstellung war sein Alba im Egmont, so ganz und gar verschieden von der herkömmlichen Weise, so streng geschlossen, so sehr nutu oculorum et superciliis omnia movens, daß der Eindruck nicht blos frappirt, sondern bleibt.

Digitized by Google

IV.

Aus Jena und Halle.*)

1.

Aufklärung.

Pfui, so unter freiem Himmel mit der Pfeife da zu sitzen
Vor der Tass' im langen Kragen, — und nun gar mit rothen Mützen! --
Von dem Baume der Erkenntniß haben wir gekostet fein:
Weg die alten deutschen Röcke! Laßt uns „Schürzen! Schürzen!" schrei'n!

2.

Der Halle'sche Bursch und das Loch in der Mütze.

Wir als Philosophen huld'gen der Romantik nur verstohlen;
Reisen mit der Post nach Jena, Landesvater uns zu holen.

3.

Index scholarum.

Theurer Stammbaum alles Wissens! Wie verheißest Du, mein Bester,
Schöne ordnungsvolle Tage und ein ruhiges Semester!
Alles sollen wir erfahren, selbst von Engeln und von Teufeln,
Zwischen Zwein und zwischen Dreien wird man täglich Gott bezweifeln.
Alles hat hier seine Stunde, selber Glaube, Liebe, Hoffen,
Endlich steht um acht bei Tholuck noch zum Thee der Himmel offen.

4.

Hinrichs.

Die Censur ist für den Fortschritt! Seht, sie produciret schon
Aus dem liberalen Vater den conservativen Sohn.

5.

Schreier's Affentheater.

Thaten thun sie, diese Affen, die von Menschen wohl geschehen,
Doch von unvernünft'gen Thieren noch kein Sterblicher gesehen.
Also kündet euch der Zettel. Wahrlich, ernsthaft ist die Zeit.
Glauben sie an Gott, die Guten? Oder an Unsterblichkeit?
O noch mehr; gescheitelt tragen sie die frommen blonden Haare,
Alte Nonnen können keuscher nicht verbringen ihre Jahre.

---

*) Verspätet. Die Red.

Seinen Schutzpatron im Himmel hat der bairische Philister,
Doch der ihre wohnt viel näher, und ist wenigstens Minister.

6.

Volksblatt für Stadt und Land. *)

Ach, die alten Demagogen büßen ihre Jugendsünden!
Giebichstein! auf diesen Felsen wollen sie die Kirche gründen.
Wo sie an der Saale Strand einst mit der Freiheit, ihrem Liebchen,
Wandelten in Mondscheinnächten, — siehst du dort des Pfarrers Stübchen?
Maßmann betet in Sonnetten; aus der neuen Weltgeschichte
Macht der Leu, verdrießlich brüllend, für das Pfarrarchiv Berichte.
Und der Geist, der ruhelose, der einst schuf die Wartburgträume,
Schlägt an Reck und Barrn begeistert jetzt loyale Purzelbäume.

7.

Ronge.

Glücklich hatten wir den alten Luther schon petrificiret,
Seht, da kommt ein neues kleines Lutherchen herfür spazieret;
Waren auf dem Weg nach Rom schon, ahnten schon des Vaters Segen,
Stellt sich da, nach Haus uns weisend, Romas eigner Sohn entgegen.
Ja, nun sind wir gut lutherisch, hassen recht die Kirche Mutter,
Denn aus ihr nur kommt der Ronge, und aus ihr nur kam der Luther.
Zahm und folgsam, friedlich waren stets ja unsre Herrn Pastoren,
Aber Mönche waren stets die lärmendsten Reformatoren.

V.

Notizen.

Tristan und Isolde. — Geschichte der Reisen und Marco Polo von August Bürck. — Fürst Koslowski und Custine. — Folgen der Redefreiheit. — Ein bairischer Fortschritt. — Arnold Ruge und Ferdinand Freiligrath. — Große Verlegenheit. — Weibische Remze. — Gutzkow's Urbild des „Tartüfe."

— Hermann Kurtz, der Dichter des trefflichen Romans: Schillers Jugendjahre, hat es unternommen, Tristan und Isolde, die lieblichste Zauberblume aus dem Garten mittelhochdeutscher Poesie, in's Neuhochdeutsche zu übertragen. Die Sage von Tristan und Isolde, welche das unerschöpfliche Thema von Liebe und Leid zur Grundlage hat, ist ihrem Ursprung nach zwar keine deutsche, ist jedoch bei keinem

*) Herausgegeben vom Pastor von Tippelskirch zu Giebichenstein. Mit Beiträgen von Maßmann, Leo u. a. m.

Digitized by Google

andern Volke, wo sie heimisch geworden, so tief allegorisch aufgefaßt und so hochpoetisch durchgeführt worden, als bei dem deutschen. Gottfried von Strasburg, der Sänger derselben, ist einer der tiefsten und gebildetsten Dichter des Mittelalters. Sein Gedicht ist für alle Dichter eine unerschöpfliche Fundgrube der Poesie. Leider hinderte der Tod dessen Vollendung. Die Fortsetzungen von Heinrich von Friberg und Ulrich von Türheim sind schwache Nachklänge. Gottfried bezeichnet im Anfange seines Heldenliedes Mann und Weib, Tristan und Isolde, als die großen Gegensätze dieser Sage, sie sind der ewige Wechsel zwischen Liebe und Leid; aber das Beständige und Unerschütterliche ist die Treue, von ihr kommen alle Tugenden des Menschen. — Das deutsche Volk hat leider noch geringe Kenntniß von der Schönheit von Gottfried's Dichtung, weil die altdeutsche Sprache der Menge unverständlich ist. Immermann ergriff den herrlichen Stoff zu seiner Vorlage; leider blieb auch seine zarte Dichtung ein Bruchstück. Die Ausgaben von Groote, van der Hagen und Maßmann enthalten nur den Urtext. Das große Publicum muß es demnach Herrn Kurtz zu Dank anrechnen, daß er an eine Uebertragung des Urtextes in's Neuhochdeutsche gegangen ist, die, so viel sich auch wegen Einzelnheiten, besonders wegen Ausdrücke und Wendungen, die dem Original nicht entsprechend sind, aussetzen läßt, im Ganzen doch von tiefem Verständniß, redlichem Fleiß und großer Sorgfalt Zeugniß ablegt. Da Kurtz's Uebertragung für das Volk berechnet ist, so wäre es im Interesse desselben gewesen, daß der Verfasser in einem Vorworte nicht eine andeutende Expectoration, sondern eine kurze Geschichte der Sage und die nöthigsten Erklärungen über die tiefe Bedeutung dieser allegorischen Dichtung Gottfried's gegeben hätte, da dem Volke die Untersuchungen von Groote, Mone, Hagen, Maßmann und Michel nicht zugänglich sind und das, was Gervinus darüber gibt, wohl geistreich, aber nicht populär geschrieben ist. Was die freie (von den Fortsetzungen Heinrich's von Friberg und Ulrich's von Türheim unabhängige) Fortsetzung der Sage von Seiten des Verfassers betrifft, die er als einen Abschluß der Immermannschen Dichtung bezeichnet, wird an geeigneterem Orte eine ausführliche Würdigung finden.

Dr. K. H.

— August Bürck, der vor Jahren zuerst mit romantisirenden Novellen aufgetreten war, hat sich völlig dem historisch-geographischen Fach gewidmet. Ueberhaupt ist es als ein Zeichen der Zeit zu bemerken, daß immer mehr erzählende Talente sich vom Gebiet der Dichtung auf das der Wirklichkeit flüchten und, statt Novellen und Romane, Welt- und Specialgeschichten, statt der Reisebilder, Reisebeschreibungen 2c. produciren. Allerdings geschieht dies oft mehr aus äußerem als innerem Drang; jedenfalls aber hat der Instinct der Zeit, die

immer mehr auf Realität dringt, seinen Antheil an diesen Metamorphosen. Bürck's „Allgemeine Geschichte der Reisen und Entdeckungen," deren erster Band, „die alte Welt" umfassend, vor Kurzem erschienen, ist ein sehr achtungswerther Versuch, eine erschöpfende und wissenschaftlich entwickelte Geschichte der wichtigsten Reisen zu schreiben. Auf die Lage, den Seehandel, die überseeischen Beziehungen und Bedürfnisse Deutschlands ist dabei mehr Rücksicht genommen, als in einem solchen Werke vor zehn oder funfzehn Jahren geschehen wäre. Von demselben Verfasser erscheinen binnen Kurzem (bei Teubner in Leipzig) auch „die Reisen Marco Polo's", zum ersten Mal vollständig nach den besten Ausgaben verdeutscht, mit ausführlichen Commentaren und einem Nachtrag von dem berühmten Professor Neumann in München, unserer ersten Autorität über orientalische Sprachen und Geschichten, namentlich über China. —

— Im neuesten Buche Dorow's: „Krieg, Literatur, Theater", (bei Reclam jun. in Leipzig) begegnen wir einem geheimnißvollen alten Bekannten. Es werden da Bruchstücke aus ungedruckten, in französischer Sprache abgefaßten Memoiren mitgetheilt, die, besonders durch höchst interessante Urtheile über Kaiser Nikolaus, an den prince K. in dem vielbeschrieenen Buche des Marquis de Custine erinnern. Dieser K. ist der jüngst verstorbene russische Fürst Koslowski, bekannt als ein geistreicher Beobachter und gefürchtet wegen seiner kühnen Zunge. So viel scheint gewiß, daß der prince K., welcher dem Marquis auf dem Dampfboot während der Fahrt nach St. Petersburg so merkwürdige Eröffnungen über Rußland macht, keine Fiction war, wie manche Gegner Custine's glaubten. Auch ist die Offenheit dieser Mittheilung weder unwahrscheinlich, noch überraschend, wenn man den originellen Charakter des Fürsten Koslowski bedenkt.

— In Baiern ist ein Bürger wegen eines trivialen Bonmots, welches eine Beleidigung des Königs enthielt, zu vier Jahren Festungsstrafe verurtheilt worden. Ein ähnlicher Fall begab sich voriges Jahr in Holland, wo Jemand öffentlich gefragt hatte: Was ist der Unterschied zwischen der Regierung und einem Schneider? — Dieser zieht uns an, jene zieht uns aus. — Bekanntlich wurde in Holland, wo die Regierung ein ziemlich gutes Gewissen hat, der Proceß niedergeschlagen und der Angeklagte in Freiheit gesetzt. In Baiern scheint keine Lust vorhanden, diese im Grunde wohlfeile Großmuth nachzuahmen; denn Nichts läßt weniger auf eine ernstliche Gesinnung schließen, als ein Bonmot, das meist nur um seiner selbst willen gemacht oder nachgesprochen wird. Das aber sind die Folgen der natürlichen Redefreiheit. Gäbe es eine Censur, gäbe es Präventivmaßregeln für

die Zunge, wie für den Preßbengel, so wären dergleichen traurige Fälle nicht möglich, — und dahin muß noch gewirkt werden. —

— Auch das ist allerliebst. Der Landrath von Niederbaiern — so entdeckt die Deutsche Allgemeine — geht die Regierung um ein Gesetz an, daß die Polizei keinem Inquisiten die Person zu nennen brauche, auf deren Anzeige die Untersuchung gegen denselben eingeleitet worden; daß also dem Angeklagten sein Ankläger verheimlicht werde. Die Regierung soll bereit sein, diesen wohlmeinenden Vorschlag in Erwägung zu ziehen. Es hat wahrscheinlich bisher an Angebern gefehlt in Niederbaiern; jetzt wird diesem Mangel wohl abgeholfen sein. Eine andere Frage wäre, ob es ein rein deutsches Wort gibt, um diese neue Einrichtung zu taufen.

— Arnold Ruge macht wieder sein Dresdener Bürgerrecht geltend und will nächstes Frühjahr aus der Weltstadt nach dem gemüthlich kühlen Elbflorenz zurückkehren. Unsere theoretischen Oppositionshelden sind wie der Kranke, der sich von einem Bett in's andere schaffen läßt und sich dadurch zu helfen meint. Leider sind die Doctoren selber voll Unruh und machen's nicht besser. Ein anderer Patient, Ferdinand Freiligrath, will aus Belgien, wohin er sich geflüchtet, nach Amerika auswandern. Also war „der ausgewanderte Dichter" ein prophetisches Gedicht, das sich jetzt erfüllen soll. Wir glauben, Freiligrath denkt an die Heimkehr, sollte es wenigstens; er macht blos einen kleinen Umweg über Nordamerika.

— Das unglückliche Duell in Königsberg, worin ein Offizier einen Referendar erschoß, der sich mißliebige Aeußerungen über eine hohe Person erlaubt hatte, führte bekanntlich zu einer Debatte, wie sie nur in Preußen möglich ist, wo alle Stände royalistischer sind, als der König. Es handelt sich nämlich darum, ob die preußischen Offiziere moralisch verpflichtet sind, Jeden, der „raisonnirt", sofort entweder zu denunciren, oder zum Zweikampf herauszufordern. Diese Frage wurde in der Deutschen Allgemeinen in einem ausführlichen und gründlichen Artikel verneint. Wir wunderten uns, daß eine solche Frage überhaupt existiren könne. Indeß kam es noch besser. Es folgte ein zweiter Artikel, gleichsam eine Berufung von der ersten Instanz der gemäßigten Loyalität an die zweite Instanz, die des fanatischen Royalismus. Seitdem blieb die Frage unentschieden. Niemand wagt mit einem martialischen Nein dazwischen zu fahren, und die armen preußischen Offiziere sind in der größten Verlegenheit. Abgesehen davon, daß die Deutsche Allgemeine sie im Stiche läßt, so würde auch die Stimme dieser Zeitung, die zwar nicht zur ganz „schlechten", aber doch manchmal zur „schlechteren" Presse gehört, sie nicht dispensiren können.

Ueberhaupt will man weder die Presse, noch das eigene Gefühl darin für competent gelten lassen; man scheint vielmehr eine Entscheidung über die delicate Frage von Oben her abzuwarten. Und auch diese ist bis jetzt ausgeblieben. Natürlich wird dadurch die Gespanntheit zwischen Militär und Civil in Königsberg immer größer. Die armen Offiziere, die im Grunde ihres Herzens oft gar nicht so todtschlägerisch aufgelegt, und die guten biederen Königsberger, deren Zungen im Grunde gar nicht so hochverrätherisch sind, weichen einander furchtsam aus.

— Selbst im Orient findet man den handfesten Michel gar zu zahm. Die Gutmüthigkeit, (!) mit der die deutschen Diplomaten in der Levante — nicht sich — sondern ihre Schutzbefohlenen und Landsleute von den Türken mißhandeln lassen, hat dem deutschen Namen dort alle Achtung geraubt. Türke, Grieche und Armenier, alle sprechen gleich höhnisch von den „weibischen Nemze". Es steht in der Augsburger Allgemeinen! — wo der Reisende vom schwarzen Meer, dem wir die schönen kaukasischen Bilder verdanken, von dem Ungeheuer Abdullah Pascha von Trapezunt ein feines Porträt gezeichnet hat. Auch diesen Abdullah ertrugen die feinen Herren Diplomaten; nur Sir Stratford Canning trat von Anfang an energisch gegen ihn auf. Canning ward auch genug bespöttelt und mitgenommen von unseren besonnenen Weisheiten.

— Am ersten Januar wurde zum ersten Mal Gutzkow's „Urbild des Tartüfe" auf der Leipziger Bühne gegeben. Das Haus war seit Jahren nicht so überfüllt, der Beifall des Publicums war ungewöhnlich, der Verfasser wurde stürmisch gerufen, befand sich aber wahrscheinlich in Dresden, wo am selben Abend dasselbe Stück gegeben werden sollte. — Näheres kommende Woche.

— Der „Komet" citirte unlängst eine Prager Correspondenz dieser Blätter, ließ uns aber etwas sagen, was wir nicht gesagt hatten. Er berichtet nämlich: Die Grenzboten bezeichnen den Grafen Schirading als Verfasser des Buches: „Prag und die Prager ꝛc." Das ist vollkommen unrichtig. In der erwähnten Correspondenz war von einem Grafen * * * die Rede; ein Name ist nicht genannt worden. Wenn der „Komet" diesen Namen weiß oder wissen will, so mag er ihn aus eigener Quelle haben; auf die Grenzboten kann er sich deswegen nicht berufen.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Skizzen aus der innern Verwaltung Oesterreichs.

II.

Die technischen Centralbehörden in Wien.

Ein in diesem Journal vor einiger Zeit mitgetheilter Artikel, welcher eine skizzirte Charakteristik der Hofkammer in Wien enthielt, schloß mit den folgenden Worten: Bemerkenswerth erscheint noch die Eigenthümlichkeit, die sich in der jüngsten Zeit und namentlich unter dem gegenwärtigen Präsidenten herausgebildet hat, wornach dem bureaukratischen Grundelement der Finanzstelle immer mehr technische und industrielle Elemente beigemischt werden, was auf ein richtiges Erkennen der Zeitbedürfnisse und vorurtheilsfreie Auffassung der Verhältnisse hinweis't. So wurde eine Generaldirection der Staatsbahnen geschaffen, welche unter der Leitung eines tüchtigen Chefs, des kaiserlich königlichen Hofraths Francesconi, das großartige Werk des Eisenstraßennetzes in's Leben einführen soll, und noch in der jüngsten Zeit wurde eine Centralstelle für den praktischen Bergbau errichtet, deren Vorsteher, Hofrath Bayer, früher viele Jahre lang den böhmischen Grubenbau geleitet, und welche für die Emporbringung des ärarischen Bergwesens zu sorgen hat.

Es soll überdem die Absicht bestehen, diese beiden technischen Behörden nach und nach zu verschmelzen und ihnen auch die unter dem Namen des Hofbauraths existirende Centralstelle für das Bauwesen beizugesellen, wodurch der strebsame industrielle Geist des Landes ein bestimmtes und umfassendes Organ erhielte.

Wir können hinzufügen, daß diese Idee wirklich Wurzel gefaßt hat in den höhern politischen Regionen und darum wohl auch in

der nächsten Zeit in's Leben treten dürfte. Baron Kübeck, der jetzige Präsident der Hofkammer, sucht überhaupt die Intelligenz des Gewerbestandes der Regierung dienstbar zu machen, um diese vor Mißgriffen zu bewahren, die man den früheren Finanz-Verwaltungen nicht mit Unrecht vorgeworfen. Schon unter der Amtsführung des Baron Eichhof bestanden sogenannte Kammerdeputationen bei den verschiedenen Gubernien in den Provinzen, denen die vorzüglichsten Industriemänner derselben beigeordnet wurden, um im Falle die Behörde ein Gutachten über diesen oder jenen Gegenstand der gewerblichen Interessen einforderte, ihre Meinungen und Ansichten abzugeben. Leider unterblieb die Sache, schon nach einigen unglücklichen Versuchen, und wenn das Institut auch nicht eigentlich abgeschafft worden, so schlief es, wie man in Oesterreich sagt, doch bald wieder ein und Niemand sprach mehr davon. Diese echtenglische Einrichtung, die bereits in Frankreich und Belgien folgenreiche Nachahmung gefunden, war in zu grellem Gegensatz mit dem bureaukratischen Geist der gesammten österreichischen Verwaltung, um den Beifall der Beamten zu haben, welche gar so gern von der Staatsmaschine reden und den grünen Rathstisch zum Mittelpunkt des Universums machen möchten. Ein norddeutscher Baumeister hat vor zwei Jahren den Plan eines Ministergebäudes veröffentlicht, in dem das Innerste, gleichsam der Kern des Hauses, das Arbeitskabinet des Ministers darstellte, das aus Glaswänden bestand und nach allen Seiten durchsichtig war, so daß das ministerielle Auge die sämmtlichen Departements mit ihren zahlreichen Bureaux ungehindert überschauen und ihre Thätigkeit beobachten konnte. Zahllose Glockenzüge brachten seine Anordnungen in die entferntesten Kanzleistuben und ober seinem Haupte befand sich die Verbindung mit dem auf dem Dache des Palastes angebrachten Telegraphen, der mit allen Provinzen in Correspondenz gesetzt werden konnte. Dieses Project ist eine offene Satyre auf das Centralisationssystem, wie es nicht nur in Oesterreich, sondern in ganz Deutschland, in Frankreich und in noch manchen andern Ländern zur Stunde in Wirksamkeit ist. Ich weiß zwar nicht, ob dem Entwurf eine ironische Tendenz zum Grunde lag, aber jedenfalls rathe ich, den Mann, der, wie ich glaube, in Berlin wohnt, scharf zu beobachten, denn seine architektonische Zeichnung fällt unter die Rubrik der politischen Karrikaturen, für

Digitized by Google

welche keine Censurfreiheit mehr existirt, und enthält einen „unehrerbietigen Tadel der hohen Staatsverwaltung.“

Baron Kübeck besitzt die Einsicht und den Willen, diese bureaukratische Schroffheit des herrschenden Systems zu brechen — nicht doch, zu modifiziren, wollte ich sagen, denn alles Plötzliche und Reformatorische ist in Oesterreich schlechterdings unmöglich und nur auf dem Wege allmäliger Concessionen kann selbst ein starker und hoher Wille hier etwas Neues praktisch machen. Ohne die erwähnten Finanz-Deputationen, die nun einmal den Credit verloren hatten, wieder zu erwecken, hat der Finanzpräsident doch vor der letzten Zollreform, die nur als Einleitung zu weiteren Herabsetzungen des Tarifs zu betrachten ist, die Meinungen der vorzüglichsten Gewerbsleute aller Zweige zu Protokoll bringen lassen.

Wohl wissend, daß die Zeit des Geschäftsmannes goldnen Werth besitzt und es eigentlich die Pflicht der Bureaukratie wäre, nachdem sie die ausschließliche Leitung des Staates übernommen, auch im ausschließlichen Besitz aller Kenntnisse zu sein, muthete er den Industriellen nicht zu, ihr Haus zu verlassen und im schwarzen Frack im Präsidium der Hofkammer zu erscheinen, sondern sandte in den meisten Fällen Beamte in ihre Wohnung, um dort ihre Aussagen und subjectiven Wünsche zu Papier zu bringen. Jedenfalls darf man hoffen, daß die Zeiten vorüber sind, wo der Actendünkel weite Monarchien regierte und in launischer Willkür zahllose Familien in's Unglück stürzen konnte. Auch wenn unsere Hoffnung nicht auf der energischen Persönlichkeit des dermaligen Chefs des Finanzwesens beruhte, so wollen wir doch annehmen, das einmal gegebene Beispiel werde jede spätere Umkehr für immer unmöglich machen. Bald vielleicht sehen wir den Vorangang Preußens nachahmend, das in dieser Hinsicht rascher zu Werke geht, auch in Wien ein Handelsministerium mindestens als Departement der Hofkammer erstehen, wie es die vielfachen Interessen und die hohe Wichtigkeit des Handels mit jedem Tage dringender zu erheischen scheinen.

Unter den gegenwärtigen Umständen und in Voraussicht der zu erwartenden Veränderungen in der Organisation der für das moderne Staatsleben bedeutendsten Behörden dürfte es den Lesern dieses Blattes nicht ganz unwillkommen sein, ein ähnliches Bild von

den technischen Centralstellen Oesterreichs zu erhalten, wie es der Eingangs erwähnte Artikel über die Hofkammer geliefert hat.

Der „k. k. Hofbaurath" ist diejenige Behörde, welche alle Staatsbauten im weiten Umkreise der Monarchie zu controliren hat, und bildet sowohl für den Straßen-, Brücken- und Wasserbau, als auch für die Erwählung von Gebäuden aller Art, sobald diese ärarisches Eigenthum sind, die oberste entscheidende Centralstelle. Ihm müssen die Baupläne und Kostenvoranschläge zur Begutachtung eingesandt werden, und es kann in Polen und Italien, in Böhmen und Dalmatien kein neues Gebäude auf Staatskosten aus der Erde wachsen, ohne Gutheißung dieser Prüfungsbehörde. Es befinden sich bei jeder Landesregierung in allen österreichischen Provinzen specielle Aemter für das Bauwesen im Allgemeinen, ja selbst jedes einzelne Kreisamt besitzt eine Abtheilung für dieses Fach der Verwaltung, allein alle diese vielfältigen Kreis- und Provinz-Baubehörden unterstehen in allen bedeutenderen Dingen dem Hofbaurathe in Wien, ohne dessen Beistimmung nicht fünf*) Gulden, ohne Risico des Ersatzes, auswärts bewilligt werden dürfen. Stadt und Land sind daselbst verpflichtet, beabsichtigte Neubauten in der Zeichnung diesen Provinzialbehörden zur Einsicht vorzulegen, welche dieselben natürlich mit Umgehung des ästhetischen Standpunktes, welcher der Privatneigung überlassen bleibt, in Rücksicht der musterhaft abgefaßten Bauordnung zu prüfen hat, und erst nach Erledigung des Imprimaturs kann der Entwurf in Wirklichkeit treten.

Die Censur der einlaufenden Baurechnungen besorgt die mit dem Hofbaurathe verbundene Hofbaubuchhaltung, die aus vier Rechnungsräthen und einem entsprechenden Unterpersonale besteht. Herr von Mitis, welcher als Rechnungsrath daselbst fungirt, hat sich durch einige werthvolle größere Aufsätze in der Wiener Hofzeitung als ein Mann von Kenntniß und Talent bewährt und zugleich eine Richtung geoffenbart, welche dem herrschenden System der Actenheimlichkeit schnurstracks entgegen ist; besonders verdienen seine darin niedergelegten hydrotechnischen Ideen sorgfältige Beachtung.

Chef des Hofbaurathes war bis in die letzte Zeit der unlängst verstorbene Generalmajor von Myrbach-Rheinfeld, ein sehr thätiger

*) Sollte dies auf einem Schreibfehler beruhen? Anm. d. Red.

Digitized by Google

und kenntnißreicher Offizier, der schon früher beim Festungsbau verwendet worden und später eines der Mitglieder der Direction der ungarischen Centraleisenbahn gewesen, die erst jetzt in Angriff genommen wird. Die durch seinen Tod erledigte Stelle ist bis zur Stunde noch nicht besetzt, doch vermuthet man, daß sie abermals einem Geniestabsoffizier verliehen werden dürfte, da man überhaupt in der jüngsten Zeit das Bestreben wahrgenommen haben will, die Leitung des gesammten Bauwesens unter militärische Verwaltung zu bringen, um den früher viel häufigern Conflicten der Civil- und Militärbehörden auf diesem Felde mit Erfolg vorzubeugen. Selbst in Wien herrscht zwischen dem Fortificationsbauamt und der bürgerlichen Baubehörde eine Art von Eifersucht, die sich bei der plötzlichen Senkung der Brücke am Schottenthore wieder recht deutlich ausgesprochen. Früher bekleidete Hofrath Francesconi, jetzt Director der Staatseisenbahnen, die oberste Stelle beim Hofbaurathe, der aus einem Director und drei Hofbauräthen besteht, worunter der geistvolle Nobile, der Erbauer des berühmten Burgthores in Wien, zugleich Director der Architekturschule an der k. k. Akademie der bildenden Künste ist, worin die jungen Baubeflissenen nach ihrem Abgang von der polytechnischen Lehranstalt für die höhere Sphäre ihrer Wissenschaft ausgebildet werden.

Neben ihm steht Herr Fischer in gleicher Eigenschaft; das meiste Aufsehen erregt indeß in der neuesten Zeit der Hofbaurath Sprenger, eine jener Quecksilbernaturen, denen schnelles Auffassungsvermögen und die Raschheit des Handelns in gleichem Maße eigen sind. Er allein vertritt das bewegende Prinzip unter seinen Collegen, und es kann nicht anders als erfreulich genannt werden, daß dieser strebsame Meister der Kunst in den höchsten Staatskreisen diejenige Aufmerksamkeit erweckt, die ihm gebührt. Die meisten Neubauten in der Hauptstadt sind von ihm entworfen, und als die vorzüglichsten derselben nennen wir die großartige Kaiser Ferdinands-Wasserleitung, welcher die Illustrirte Zeitung jüngst einen gut ausgestatteten Artikel widmete, das neue Münzhaus auf der Landstraße, das Gebäude des topographischen Instituts und das noch nicht vollendete, im colossalsten Styl ausgeführte Zollhaus am Canalhafen, an dem die beiden Eisenbahnen ausmünden sollen. Es zeigt vom Fortschritt des öffentlichen Geistes, wenn so unruhige Geister, wie Sprenger und

Andere, die jeder erprobten Neuerung gewogen sind und die Dinge alle im großartigsten Sinne zu lösen suchen, an's Brett kommen, und dies in einem Lande, wo nur allzu lange die Bedächtigkeit ihre langweiligen Triumphe gefeiert. Sprenger ist fast fortwährend auf Reisen, bald in England, bald in Italien, und in seinem vielseitigen Geiste findet eine eigenthümliche, echt moderne und praktische Verschmelzung des in den beiden Ländern ausgeprägten Baustyles Statt; die englische Nützlichkeit und die italienische Schönheit werden in seinen meisterhaften Entwürfen ein originelles Ganze, zu dem ihm wohl manchmal die Geduld der Ausführung mangelt, wie man ihm schon zum Vorwurf gemacht, aber welche blos tüchtiger Kräfte bedarf, um würdige Schöpfungen in's Leben zu rufen. *)

Mit dem Hofbaurathe sind gegenwärtig zwei andere kleinere Amtskörper verbunden, denen gleichfalls Offiziere vorstehen, nämlich die Kataſtral-Vermessungs-Central-Direction, unter Leitung des Majors Kohlenegg, und das Kataſtral-Triangulirungs-Kalkul-Bureau, unter Führung des Oberstlieutenants Hawliczek vom General Quartiermeisterstab. Früher war das gesammte Katasterwesen auf bürgerliche Weise organisirt, in Folge des immer strenger durchgeführten Sparsystems jedoch auf militärischen Fuß gesetzt worden, weßhalb man auch vermuthet, daß bis zur endlichen Vereinigung aller technischen Centralbehörden in Wien die militärische Seite des Hofbaurathes ein wachsendes Gewicht bekommen werde.

Kürzer können wir uns ohne Zweifel in Betreff der Generaldirection der Staatseisenbahnen fassen, welche eigentlich nur ein Ableger des Hofbaurathes ist, doch mit dem Unterschiede, daß dieser als controlirende Behörde dem General-Rechnungsdirectorium

*) Sprenger's Lebensschicksale sind in vieler Hinsicht interessant, ja romanhaft. Der Sohn eines armen Tischlers, mußte er sich kümmerlich durchbringen, und der Hunger würzte seine Studien. Man erzählt, daß ein galantes Verhältniß ihm endlich die Mittel gewährte, um seine Ausbildung zu vollenden. Als Assistent einer Lehrkanzel bei der k. k. Akademie der bildenden Künste erregte er bald die Aufmerksamkeit des Curators derselben, des Fürsten Metternich, und ward, ohne die üblichen Reisen zu machen, zum wirklichen Professor befördert. Als solcher entwarf er den Plan zum Umbau des Stephansthurms und brachte das Gußeisergestell dabei in Vorschlag, das auch wirklich in Ausführung gebracht wurde. Daran schloß sich seine Beförderung zum Hofbaurath, welche sicher nicht die letzte sein wird. Sprenger ist ein rüstiger Mann von kaum vierzig Jahren, dem eine außerordentliche Gabe der Beredsamkeit und Ideenfülle zu Gebote steht.

Digitized by Google

als höchster Hofstelle untersteht, während die Direction der Staatseisenbahnen zum Ressort der allgemeinen Hoffammer gehört. Sind die projectirten drei Linien nach Salzburg, Sachsen und Triest einmal fertig, (denn die vierte, von Venedig nach Mailand, kommt wahrscheinlich durch die Actiencompagnie zu Stande), und der Betrieb fest geregelt, so ist gar kein Grund mehr vorhanden, warum die Baubehörde derselben nicht mit der allgemeinen Centralstelle für Straßen-, Brücken- und Wasserbau vereinigt werden sollte, denn genau genommen, fällt der Eisenbahnbau doch nur in die Rubrik des Straßenbaues, von dem es nur eine Abart bildet.

Chef der genannten Direction ist der Hofrath Francesconi, ein Italiener von Geburt, eine mathematische Organisation, wie man sie bei dem sanguinischen Volk des Südens häufiger findet, als man sonst vermuthen möchte; seine ganze Thätigkeit ist dermalen der Ausführung der großartigen Ideen des Hoffammerpräsidenten gewidmet; und in der That sind die in Begriff genommenen und projectirten Bahnlinien einmal zu Vollendung gediehen, so hat der Erbauer derselben sich darin ein Denkmal errichtet, das dauern wird, so lange der Dampf sein lautes Zepter führt und die eisernen Rosse die Länder der Menschen durchfliegen. Wer die Terrainschwierigkeiten zwischen Brünn und der böhmischen Grenze, zwischen Prag und dem sächsischen Gebiet und endlich die im Thale der Mur kennt wird die ungeheuren Anstrengungen zu beurtheilen im Stande sein, welche erforderlich waren oder sein werden, um diese unerhörten Hindernisse zu besiegen. Die Krone des ganzen eisenfesten Werkes wird indeß ohne Zweifel die Bahnführung durch Kärnthen und Krain bilden, dessen felsiger, zerklüfteter Boden dem Bau die schwierigsten Probleme stellt, namentlich werden zahllose Mauerarbeiten nothwendig werden, welche die Baukosten nicht wenig vermehren und die ganze Linie gleichsam in einen großen Viaduct, in einen Mauerweg verwandeln. In Betreff der Ueberschreitung des Sömmerings, der das Vorbild für alle ähnlichen Gebirgsübergänge werden soll, ist noch immer kein definitiver Beschluß gefaßt worden, obschon an die dreißig verschiedenartigsten Vorschläge darüber amtlich eingelaufen sind, sowohl vom In- als Auslande, worunter freilich manche Ausgeburten des schülerhaftesten Dilettantismus und des crassesten Dünkels zu finden sein mögen Dahin gehört vor Allen auch das bereits im Druck erschie-

Digitized by Google

nene neue System des katholischen Kaplans Dr. Scala, den sein theologisches Studium so unbefriedigt ließ, daß er sich mit aller Macht auf die mathematischen Wissenschaften warf und im Gebiet der Mechanik einen mythischen Unsinn ausgebrütet hat; eine wahre Legende der Mechanik, die bis zur Stunde weder einen Gläubigen noch einen Exegeten gefunden hat. Ein sehr geistvoll aufgefaßtes Project von einem Wegbaumeister aus Botzen dagegen verdient in mancher Beziehung volle Berücksichtigung, wenn auch die Idee nicht gerade für die vorliegende Frage anwendbar erscheint. Sie besteht in der Benützung der in den Gebirgen befindlichen Wasserkraft, welche mittelst mannichfacher Vorrichtungen zu einem großen Ganzen vereinigt und dann als Triebkraft verwendet werden soll, indem das natürliche Gefälle, durch den Druck vermehrt, allein schon hinreicht, die Lasten auf- und abwärts zu befördern. Auf Ebenen zumal dürfte die durch Durchstiche bei weiten Flußkrümmungen gewonnene Wasserkraft mit großer Ersparniß und bestem Erfolg in Anwendung gebracht werden.

Negrelli, vordem beim Bau der Nordbahn beschäftigt, ist von der Staatsverwaltung provisorisch angestellt worden mit viertausend Gulden Gehalt und zweitausend Gulden Personalzulage, da der Hofrath Francesconi selbst nur viertausend Gulden bezieht, und dem Erstern doch nicht weniger angeboten werden konnte, als er bereits in seiner früheren Eigenschaft bei dem Directorium der Nordbahn besessen. Die Laufbahn dieses Mannes gehört unstreitig zu den merkwürdigen, denn Anfangs der dreißiger Jahre lebte derselbe mit dreihundert Gulden Besoldung und Familie zu Bregenz als Wegweiser. Da bot ihm die Regulirung des Linthflusses in der Schweiz die erste Gelegenheit dar, seine Kenntnisse und Talente zu zeigen, und die Raschheit, womit er sich aller neuen Gedanken auf dem Felde der Technik bemächtigte, und der bedeutende Ruf, den ihm seine hydrotechnischen Arbeiten schnell erworben hatten, veranlaßten 1835 seine Berufung nach Wien, wo eben erst die Nordbahn in Begriff genommen worden. Die Schweizer haben ihn für seine Verdienste reichlich belohnt, wie es denn auch als ein Beweis der öffentlichen Anerkennung dieser Republik gelten kann, daß er von den meisten schweizerischen gelehrten Körperschaften zum Mitglied ernannt wurde.

Ebenfalls in der Eigenschaft als Oberinspector fungirt der in

Digitized by Google

der letzten Zeit oft genannte Dr. Ghega, gleichfalls ein Venetianer, der bei Gelegenheit seines rühmlichen Werkes über die Eisenbahn über das Alleghanygebirge auch in dieser Zeitschrift erwähnt worden. Ghega ist ein scharfsinniger, analytischer Kopf, mehr Mathematiker als Mechaniker, der es sich zum Ziel gesetzt hat, die Entbehrlichkeit der athmosphärischen Eisenbahnen zu beweisen, was auch den Grundgedanken seines erwähnten Buches ausmacht.

Als Unterinspector nennen wir Herrn Schnirch, welcher in Böhmen bei dem von ihm bewerkstelligten Bau einer Kettenbrücke über die Moldau und Eger Beweise seiner Tüchtigkeit geliefert. Das Personale der Generaldirection ist sehr zahlreich und umfaßt in technischer, bureaukratischer, buchhalterischer Beziehung wohl an dreihundert Individuen, welche zum Theile in dem früher von dem Prinzen Wasa bewohnten Geymüller'schen Palais in der Herrenstraße untergebracht sind, das der Staat um eine halbe Million Gulden angekauft. Die Bureau- und Rechnungsabtheilung steht unter der energischen Leitung des Regierungsrathes Zellner.

Hier gehen wir nun auf das jüngste Institut dieser Sphäre über, zu der Central-Bergbau-Direction, deren Entstehung und Wirkungskreis in wenigen Worten zu erklären ist, obschon der ihrer Thätigkeit eröffnete Spielraum kein geringer genannt werden kann. Nach dem plötzlichen Tode des Präsidenten der Hoffammer im Münz- und Bergwesen, des Fürsten Lobkowitz, schwankte das Schicksal dieser erst im Jahre 1834 selbständig gewordenen Hofstelle lange unentschieden, da man anfangs den Plan hegte, die genannte Hofkammer gänzlich aufzulösen und eine Oberbaudirection für das sämmtliche Montanisticum zu errichten. Durch kaiserliches Kabinetsschreiben blieb indeß die montanistische Hofkammer im Wesentlichen unberührt, und es ward ihr noch eine technische Centralbehörde beigeordnet, welche den Bergbaubetrieb aller Provinzen zu leiten hat, so zwar, daß der Hofstelle das berggerichtliche, münzämtliche und administrative Departement verblieb, der technische, auf Beförderung der Grubenausbeute und die mechanischen Hilfsmittel des Bergwesens basirte Theil aber der neuerrichteten Central-Bergbau-Direction anheimfällt, welche auch die Besetzung der Beamtenstellen bis sechshundert Gulden Gehalt zu besorgen hat. Wenn man bedenkt, welchen Erzreichthum der Boden aller österreichischen Provinzen birgt, und wie es

Digitized by Google

gar kein Metall gibt, das nicht, mit Ausnahme des Platinas, in der Monarchie gewonnen würde, Gold in Ungarn und Siebenbürgen, Silber in Ungarn und Böhmen, Quecksilber in Illyrien, Eisen in Steyermark und Ungarn, Salz in Gallizien, Salzburg und Ungarn, Blei in Illyrien und Böhmen u. s. w., und wie gering in diesem Verhältniß noch der Reinertrag des ärarischen Montanisticums ist (kaum eine Million Gulden), so hat man eine Vorstellung, welches weite Feld sich hier der Energie einer kenntnißreichen, von praktischem Geist und patriotischem Eifer beseelten Behörde aufschließt.

Die geologische Mannichfaltigkeit der verschiedenen Provinzen, nach welcher sich auch die Art des Betriebs ändern muß, machte es zur Nothwendigkeit, die Beamten dieser neuen Centralbehörde aus denjenigen Provinzen auszulesen, welche eine besondere Bedeutung für das Bergwesen besitzen, damit alle montanistischen Provinzialitäten darin vertreten seien. Der Chef derselben, Hofrath Bayer, kam aus Przibram in Böhmen, Oberbergrath Ritter von Ferro aus Oesterreich, Oberbergrath Leithe aus Steyermark, Oberbergrath Wiesner aus Schemmnitz in Ungarn, Secretär Schmidt aus Tyrol und Secretär Hocheder, ein durch seine Expedition nach Brasilien reich gewordener Bergmann von den tiefsten Erfahrungen, ist in Anerkennung seiner Vielseitigkeit abermals herangezogen worden.

Auffallende Resultate lassen sich bei der einjährigen Existenz dieser Stelle kaum verlangen, doch dürfte die Verbesserung der Heizungen in allen Eisenwerken, die Verwendung der Gase bei den Gebläsen, und manches Andere rühmende Hervorhebung verdienen, da dadurch dem Aufwand an Feuerungsmitteln, und somit die Erzeugungskosten beträchtlich vermindert werden. Auch der Steinkohlenbergbau hat sich in der jüngsten Zeit auf eine staunenswerthe Weise gehoben, und es sind jetzt mehrere hundert neue Stollen und Schichten eröffnet, welche den Bedarf der Eisenbahnen bei nur einigermaßen entsprechender Qualität hinlänglich decken dürften. Zur Beförderung eines zweckmäßigern und gleichartigern Betriebs von Seite der Privatgewerkschaften ist von großer Bedeutung, daß denselben eine zeitliche Ueberlassung ärarischer Bergarbeiter zugestanden werden soll.

So sind wir denn bei dem letzten, aber in vieler Beziehung wichtigsten Bestandtheil unseres Aufsatzes angelangt, welcher zwar nicht als eine abgesonderte Behörde dasteht, aber gleichwohl eine

Digitized by Google

Welt im Kleinen repräsentirt. Wir meinen das Bureau für administrative Statistik, welches einen Theil des General-Rechnungs-Directoriums ausmacht, das die oberste Behörde für das gesammte Rechnungswesen aller Verwaltungszweige darstellt und dem alle Buchhaltungen mit ihrem zahllosen Beamtenheere unterstehen. Als im Jahre 1801 die 1794 gegründete Oberste Staatscontrole aufgelöst ward, trat das General-Rechnungs-Directorium in's Leben, das die Controle über alle Staats-Einnahmen und Ausgaben zu führen hat, und dessen Präsident gegenwärtig Graf Wilczek, ehemaliger Gouverneur von Tyrol und späterer Vicepräsident der allgemeinen Hofkammer, ist. Sein Vorgänger in diesem Amte war der jetzige Hofkammerpräsident Baron Kübeck.

Das statistische Bureau, dessen Chef der Hofcommissionsrath Czörnig, steht mit dem Rechnungsdepartement der allgemeinen Hofkammer unter dem Regierungsrath von Luccam in Verbindung und besitzt einen Schatz kostbarer Quellen, welche für die Wissenschaft leider so viel als verloren sind, denn die Werke, die der in diesem Amte als Conzipist placirte Dr. Becher in Stuttgart bei Cotta drucken ließ, haben nur zweifelhaften Werth, indem ihrem Verfasser, der zugleich Professor der Statistik am polytechnischen Institute ist, keineswegs der scharfe Umblick zugestanden werden kann, welcher zur Bewältigung des unermeßlichen Materials erforderlich wäre. Die Kritik hat die argen Blößen dieses officiellen Statistikers schon zu häufig aufgedeckt, um nicht die unter seinem Namen erscheinenden Schriften nur mit höchster Sorgfalt zu benützen. Es ist betrübend, daß die ganze übrige Welt dazu verdammt sein soll, seine statistischen Kenntnisse aus den Händen des Dr. Becher zu empfangen, und daß es nicht gestattet ist, diese Kunde unmittelbar zu schöpfen. Würden die officiellen Documente, wie es in anderen Staaten der Fall ist, ohne alle Umarbeitung, Beschneidung oder Verdunklung, ganz einfach dem Druck übergeben, so läge es dann den Männern vom Fach ob, im Sonnenlichte der Oeffentlichkeit ihr Werk zu beginnen, und jeder Zweifel hätte damit ein Ende. Wer bürgt uns dagegen, ob die in Becher's Schriften enthaltenen Angaben immer richtig sind, ob es nicht Fälle gibt, wo man die Dichtung für dienlicher hält, als die Wahrheit; ja, kann die Feder des Verarbeiters nicht unwissentliche Fehler in Zusammenstellungen und Folgerungen

Digitized by Google

begehen, die blos dem Publicum schaden, weil nur dieses sich an das Buch hält, die Staatsverwaltung dagegen die unzweifelhaften Acten in Händen hat? Möchte man sich doch endlich zur Oeffentlichkeit entschließen und die Geheimnißkrämerei für keinen politischen Talisman ansehen; möchte man keine wissenschaftlichen Monopole erschaffen, die noch schlechter sind, als die gewerblichen. Die Oeffentlichkeit ist eine starke Stütze für jede Regierungsform, und es gedeiht das monarchische Prinzip im Tageslicht des Marktes noch besser, als innerhalb der finstern Mauern und verstaubten Actenschränke der Amtsheimlichkeit. Wann kommt wohl zu uns der schöpferische Genius, der das Wort spricht: Es werde Licht! und auf dessen mächtiges Geheiß die Riegel der Bureaux springen, und die Wissenschaft im Stande sein wird: Geheimnisse der Statistik Oesterreichs zu schreiben!

Baron Kübeck selbst ist, wie wir mit Bestimmtheit versichern können, für größere Oeffentlichkeit in diesen Dingen, und es ist wahrlich nicht die Schuld dieses aufgeklärten Staatsmannes, wenn sie gleichwohl nicht in Aufnahme kommt. Die auf seinen Befehl verfaßten Handelstabellen sollten nach der ursprünglichen Idee auf dem Wege des Buchhandels der ganzen Welt zugänglich gemacht werden, allein an gewissen Orten scheut man solche Vertraulichkeit wie Höllenfeuer, — und man mußte sich darum damit begnügen, einige Exemplare an den Gewerbsverein in Wien abzugeben, und selbst diese Mittheilung fand scheele Beurtheilung.

Czörnig ist für seinen Posten wie geschaffen, und es ist ein Glück, daß derselbe nicht dem aufreibenden Geschäftszweig der Eisenbahnverwaltung zugewiesen worden. Mit klarer Einsicht verbindet er das Detail, und wer ihn in dieser Beziehung näher kennen lernen will, der nehme die Schriften über Venedig, Handelswesen u. s. w. zur Hand; ein musterhaftes Werk ist seine letzte Arbeit, über die Gemeindeverfassung in der Lombardei, die eben jetzt in Heidelberg erschienen und die Beachtung der Publizisten und der Gesetzgeber verdient. Aus der republikanischen Aera des norditalienischen Länderstrichs haben sich viele Gemeindefreiheiten erhalten, denn die Munizipalfreiheit ist noch die einzige in Italien, und das regsame Gemeindeleben der heilsame Ableiter des patriotischen oder ehrgeizigen

Digitized by Google

Thätigkeitstriebes. Die Darstellung dieser Verhältnisse ist durchsichtig klar und in genügender Ausführlichkeit gehalten. Czörnig kennt die Dinge von Grund aus, denn er war lange Zeit als Hofsecretär in der unmittelbaren Nähe des Vicekönigs Rainer in Mailand und ist mit Land und Menschen auf das Innigste vertraut. An ihm liegt es noch weniger, daß das statistische Bureau für die Männer vom Fach ein versiegeltes Buch ist; wie viele Andere, gehorcht auch er nur dem Gebot der Umstände.

Das Duell auf den deutschen Universitäten.

Das Duell hat eine so vielfache Besprechung erfahren, daß es schon eine eigene Literatur aufzuweisen im Stande ist. Jeder unglückliche Ausgang eines Duells hat Broschüren und Aufsätze hervorgerufen, die, von den verschiedensten Seiten und Standpunkten ausgehend, doch alle darin übereinkommen, es als einen Ueberrest der Barbarei früherer Jahrhunderte zu verdammen. Das Christenthum, wie die Philosophie haben dagegen geeifert, alle möglichen Rücksichten sind geltend gemacht worden, es als eine Anomalie im heutigen Leben hinzustellen: — und dennoch spottet bis heute eben diese Anomalie der christlichen Dogmen, der philosophischen Lehrsätze und aller der Rücksichten, die es verpönen. Die neuere Zeit freilich hat auf den Universitäten selber Vereine entstehen sehen, welche es für abgeschafft erklärten; es ist von Studenten selber viel dagegen geredet worden, es sind die Gründe, die für seine Beibehaltung sprechen, auf's Gleißendste und, sollte man meinen, mit einer schneidenden Dialektik widerlegt worden; aber man hat gesprochen — und das alte Unwesen ist nach wie vor geblieben. Darf man nun annehmen, daß der große Theil der Studirenden vernünftigen Gründen nicht zugänglich? — daß er, einer alten Gewohnheit fröhnend, nicht die Kraft und den Muth für ein Neues und Besseres hat? oder soll und muß man sich eingestehen, daß all das Vorgebrachte trotz seiner gleißenden Verständigkeit den Nagel doch nicht auf den Kopf getroffen? Fürwahr, man hat die besten Gründe, das Letztere zu bekennen. Wenn man wenigstens ein wenig genauer auf die Bestrebungen derer eingeht, welche dem Duell auf den Universitäten absagend, ein tausendjähriges Reich der absoluten Vernunft darauf zu begründen Miene machten, wird man sich die innere Unwahrheit derselben, das Ge-

schraubte und Gespreizte darin nicht lange verbergen können. Wir sind Zeugen der Eitelkeit gewesen, mit welcher dieses neue Reich des Verstandes sich ausposaunen ließ; wir haben seine Märtyrer großentheils persönlich kennen gelernt und deren reflectirten Enthusiasmus für eine „Umbildung des Studentenlebens im Wege der Wissenschaft" oft genug zu beobachten Gelegenheit gehabt; wir haben dieses rhetorische Pathos, das sich gewissen vulgären Stichwörtern der Zeit mit einer bis zum Komischen gehenden Aengstlichkeit anschloß, von seinem Entstehen bis zu seinem Ende vor Augen gehabt, und wenn wir anfangs, wie wir gern bekennen, selber davon bestochen waren, so sind wir nunmehr seit geraumer Zeit davon geheilt.

Die ungeheuren Abstractionen der neusten Theorien hatten einen ziemlich erklärlichen Einfluß auf die Geister der Jugend erlangt. Was reine Leere war, erhielt den Schein der Erhabenheit, und man fand in dem Aufgeben aller Besonderheit, in dem allgemeinen Nivelliren, das unternommen ward, ein ganz eigenthümliches Gefallen. Dabei spielte auch dem Ehrlichsten die Eitelkeit einen Streich. Man sah sich plötzlich auf gleiche Höhe mit den älteren und erfahrungsreicheren Männern versetzt, man hörte immer nur Appellationen an den vernünftigen — „begriffsgemäßen Menschen" und man konnte solches Prädicat durch ein Opfer erlangen, über dessen ganze Größe man sich noch gar nicht einmal zum Bewußtsein gekommen war. Recht bezeichnend ist es für die ganze Sache, daß diese Bestrebungen in Berlin zuerst auftauchten. Von je ist dieses der Sitz eines Verstandesdogmatismus gewesen, der mit seinen von der Oberfläche der Dinge geschöpften Sätzen Alles und Jedes zu regeln unternimmt, einer Geistesrichtung, welche die Welt und den Menschen zum Spielball einer herz- und gemüthlosen Phrase herabsetzt. Das seiner Zeit viel berufene Nikolaische Treiben herrscht noch heut zu Tage in Berlin, wenn es auch in neuen Formen dem Zeitgeiste huldigt: es ist so wenig ausgestorben, als die Witzhascherei seiner Bewohner bis in die höchsten Regionen hinauf. Und diese neuen studentischen Bewegungen entsprechen dem Allen so genau, sind so echte Berliner Geburten, daß sie auch nur an Ort und Stelle ihren Sinn hatten, aber in andere Kreise übertragen, gar bald ihre Nichtigkeit blosgaben. Nichts desto weniger vereinigte sich Alles, die andern Universitäten nach den Errungenschaften der Berliner begierig zu machen. Die politischen Zeitungen

brachten fast Tag um Tag Artikel über den lobenswerthen Geist dieser für Vernunft begeisterten und von Freiheitssinn durchdrungenen Jugend; es schien, als habe sich das ganze politische Leben Deutschlands in der Studentenwelt concentrirt, mit solcher Wichtigkeit wurde diese behandelt. Jedes Relegat, jedes Consil wurde weitläufig und mit genauester Angabe aller Vor- und Nachgänge erörtert, und das hätte nicht reizen, nicht anregen sollen? Dazu von vorneherein einige unklare Ideen von Privilegienwesen, eine gewisse natürliche Großmuth und, wie gesagt, viel Eitelkeit, siehe da die Faktoren einer leichten Entzündung der Geister. Wir sagen einer leichten, und in der That war sie oberflächlich genug, um nie zur Wahrheit zu werden. Das Gemüth war unberücksichtigt geblieben und verfehlte nicht, jeden Augenblick die verständigen Auseinandersetzungen des Kopfes zu interpelliren. Wer in jenen Tagen in Kreisen von Studirenden unbefangener Beobachter gewesen, der hat einer ziemlich spaßhaften Komödie zuschauen können, dem gar ergötzlichen Widerspiele von Raisonnement und Gemüth. Während mit altkluger Weisheit und gleißender Schönrednerei Versicherungen über die Unvernunft des Duells und der damit zusammenhängenden ganzen alten Studentenweise ausgetauscht wurden, hatte man sein inniges Ergötzen an den Erzählungen von Duellen und dem Benehmen der Einzelnen dabei, man empfand eine gewisse Genugthuung darin, mit solchen noch umzugehen, die auf der Mensur ihre Bravour bewiesen; man war gradezu schwach genug, der verschrienen Unvernunft selber zu huldigen, natürlich, wie man protestirend sagte, nur um von dem eignen Princip den Vorwurf der Feigheit abzuwehren, ja man war noch schwächer und verhehlte gar nicht sein großes Behagen, auch einmal „gepaukt" zu haben. Mit einem Worte, während der Kopf längst bekehrt war, opferte das Herz noch den alten verfehmten Göttern. Und das sind Thatsachen, Thatsachen, deren Kenntniß wir keiner einmaligen Wahrnehmung, sondern einer andauernden Erfahrung verdanken. Mögen es die Berliner hören! Das Studentenleben ist ein so eigenthümliches Gewächs der deutschen Zone, daß es selbst von seiner Stammesgenossin, der deutschen Philosophie, nicht beurtheilt werden kann, es ist etwas so Unverständiges, daß der Verstand dabei nicht ausreicht, etwas so unmittelbar Gemüthliches, daß es eines jeden Systems spottet — und doch ist seine Narrheit nicht ohne Methode.

Digitized by Google

Ja freilich, das Duell ist eine Anomalie; aber nur darum, weil die gesammte Studentenwelt eine solche ist. Und um das zu erfahren, braucht man eben nicht tiefere Forschungen anzustellen; man braucht nur seine Augen nicht zu verschließen, denen sie sich ohne alles Zuthun von selber aufdrängt.

Die bloße Tracht ist schon bezeichnend genug. Während in den übrigen Kreisen der Gesellschaft die Mode ihre allmächtige Herrschaft führt und die Unterschiede der Charaktere in einer gemeinsamen Form verschwinden macht, trifft man hier eine charakteristische Individualisation der Trachten, gradezu ein persönliches Prinzip der Kleidung. Da ist Alles eigenthümlich, besonders, dem Gewöhnlichen und Alltäglichen absagend, ein ausnehmender Schnitt, eine auszeichnende Anordnung, die grellen Farben, solche, welche von der großen Masse des Dunkeln abheben und unterscheiden. Farben und Farbenanordnungen spielen überhaupt eine große Rolle. Die einzelnen geselligen Kreise, welche sich innerhalb der Studentenwelt bilden, haben ihre eigenthümlichen Farbenbezeichnungen, darin sie ihre Unterschiede niederlegen. Und das wird man nicht für zufällig ausgeben dürfen. Vielmehr macht in dem Allen sich das Selbstgefühl einer rücksichtslosen Persönlichkeit, eines nach allen Seiten hin zugespitzten und eine ausschließliche Selbständigkeit erstrebenden Individuums geltend. Die unterscheidende Farbe, wie sie an der Person haftet, scheint freilich ein ganz und gar äußerliches und gleichgiltiges Beiwerk; wer aber während seiner akademischen Jahre das innige Behagen an einer farbigen Mütze an sich selber oder an Andern zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, der wird eine gewisse gemüthliche Beziehung dazu nicht absprechen dürfen, auch wenn er keine mathematische Formel dafür aufzufinden im Stande ist. Solcherlei Dinge kann man weit eher lächerlich machen, als begreifen, und so hat der Verstand auch nicht angestanden, seinen schalsten Spott darüber zu ergießen. In jenen geselligen Kreisen der Studirenden gilt es, die Persönlichkeit zu erweitern und zu steigern, es sind Verbindungen wahlverwandter Gemüther, die eines am andern sich ergänzt und gefördert sehen wollen, die Persönlichkeit hat sich in ihnen nicht aufgegeben, sondern arbeitet sich in der gegenseitigen Anerkennung zu höherer Geltung empor. Und eine Selbstschau dieser so gesteigerten Persönlichkeit zu gewähren, ist der Sinn der Farben. Man müßte es sonst freilich

als ein ganz und gar sinnloses Gebahren belächeln, wenn die Einzelnen, durch die strengen Verbote gegen das Farbentragen verhindert, sie öffentlich zu bekunden, nur da ihre Bänder und Mützen zu Tage legen, wo kein fremdes Auge sie beobachten kann, also nur innerhalb des Kreises der eignen Verbindung. Tritt da nicht aber gerade am allernaivsten der reine Selbstgenuß einer ausnehmenden Persönlichkeit hervor, ein Selbstgefühl, das sich gerade nur vor sich selber zur Schau trägt? Oder wird man das mit einem trivialen nitimur in vetitum abfinden wollen? Dann vergißt man, daß die Farbenlust der Studenten gegen jene Verbote das Frühere ist. Man möge einsehn, daß es der Jugend nicht an einem kahlen Bewußtsein ihrer selbst, an einem nur innerlichen Vorsichselberbekennen ihres Werthes genüge; dieses Beruhen in dem eignen Bewußtsein, das allenfalls von aller Aeußerlichkeit abstrahirt, ist ein höheres, erst dem gereiften Manne gebührendes; aber hier kann und soll es seine Statt noch nicht haben. Die Jugend will die Anschauung ihrer selbst, die sinnliche augenfällige Erscheinung; denn sie ist eben noch keine völlig durchgebildete Persönlichkeit, sie ringt erst nach innerer Selbstgewißheit, und darum hat sie noch das Bedürfniß nach einer äußeren Bekräftigung. —

Dazu nehme man den kecken Kitzel des Uebermuthes, der in hundert und aber hundert lustigen Streichen sich Luft macht, die völlige Rücksichtslosigkeit gegen alles Conventionelle, das Hinwegsetzen über alle die Schranken, welche eine polizeiliche Ordnung der Gesellschaft gezogen hat, und man wird darin überall dieselbe absolute, in sich selbst zurückstrebende Persönlichkeit, dasselbe autonomische, nur sich selber nachlebende Individuum finden. Ueberall die Kraftfülle einer frischesten Unmittelbarkeit, die zum Extrem verzerrt, in Rohheit ausartet, überall die Bethätigungslust eines aus Gott und Welt nichtsmachenden Selbständigkeitsdranges. Und damit hängt auch wieder auf der anderen Seite die theoretische Richtung dieser Jugend, diese Hinneigung zur ungeheuersten Abstraction, wie sie auf den Universitäten herrscht, zusammen. Oder ist es nicht das nämliche Ich, das, immer nur sich selber vor Augen habend, die wirkliche Welt nicht begreifen mag, sondern einem unsächlichen, nur subjectiven Denken nachhängt? Denn dieses ist der Akt einer Persönlichkeit, die in der Freiheit von der Berührung mit den Außendingen ihre höchste

Selbständigkeit sucht, der Akt einer Persönlichkeit, welche um jeden Preis sich festhalten und nicht an die Welt verlieren will. So wie sie durch ihre hervorstechende sinnliche Erscheinung sich ausschließlich gegen alles übrige sinnliche Dasein verhält; wie sie, in die Anschauung ihrer selbst versenkt, gegen dieses durchaus gleichgiltig ist, ebenso denkt sie auch nicht die Dinge, sie denkt nur sich selber — und die sinnliche Selbstschau ist in ihrer theoretischen Form ein unsinnliches Selbstdenken geworden. Gleichwohl aber ist diese Abstraction das Allerunpersönlichste, das sich denken läßt, sie ist gradezu die Vernichtung und Verkehrung aller Individualität in ihr Gegentheil, ein starrester Widerspruch gegen alle Unmittelbarkeit des Lebens. Es ist also die Jugend in dem Dualismus des Seins und des Denkens, des Lebens und des Wissens befangen, eine eben so absolut persönliche, als auf der andern Seite unpersönliche, dem steten Schwanken zwischen diesen beiden Polen preisgegeben. Wer längere Zeit hindurch sich auf Hochschulen aufgehalten, wird dies erfahren haben. So haben wir es beobachten können, wie in raschester Aufeinanderfolge sich bald das Interesse der praktischen, rein persönlichen Seite zuneigte, bald die theoretische Richtung überwältigte, dieser wieder eine gegentheilige Reaction folgte u. s. f. *) Ein endloser Kreislauf, der es nimmer zu einer wirklichen geschichtlichen Entwicklung bringt. Daraus mag man es auch erklären, daß ein späteres Alter meist schiefe Urtheile über ein Treiben fällt, dessen rastloses Schwanken der eignen bewußten Zweckthätigkeit zuwider, eines festen Lebenszweckes noch gänzlich zu entbehren scheint. Aber man sollte nicht vergessen, daß solche Erfahrungen von einem Jeden selbst gemacht werden müssen und nimmer durch die Anderen ersetzt werden können. Man möge über die Jugend sich nicht in nutzlosen Klagen ergehen, daß sie immer klüger sein wolle, als das Alter, welches das Alles schon durchgemacht: die wahre Charakterbildung will durch eignes Thun, durch eigenste Versuche und Erfahrungen errungen sein. Die Studenten wären eben nicht mehr Studenten, wenn sie über diesen ihren inneren Widerspruch hinaus wären; sie würden des Strebens ent-

*) In den neuesten Bewegungen haben wir gesehen, daß die Abstraction übermächtig geworden, und zwar in einer Weise, daß sie die andere Seite scheinbar gänzlich unterdrückt hatte. Vielleicht daß mit Nächstem diese ebenso starr die Herrschaft führt.

Digitized by Google

behren können, wenn sie den bestimmten Lebenszweck schon gewonnen hätten. Und gerade darin beruht der große Werth des später Errungenen, daß es nicht von vorneherein gegeben, sondern durch eigne Arbeit der Person gewonnen, ein solches ist, das der Einzelne sich selber verdankt. Die Jugend hat den wahren Schwerpunkt des Lebens noch nicht gefunden, und darum schwankt sie noch innerhalb der beiden Seiten des Widerspruchs haltungslos umher. Wie sie in die Welt sich noch nicht einzuordnen verstanden hat, sondern im Gegensatze dagegen verharret, ist sie in sich selber dieser Gegensatz, ein in sich gespaltenes und widerspruchsvolles Dasein. —

Und nun verdamme man noch das Duell deswegen, weil es eine Anomalie gegen dasjenige sei, was Vernunft und Sitte gebieten; man verwerfe es als einen Widerspruch gegen ein seines wahren Zweckes bewußtes Leben. Nun dann: so gelte es, radical zu sein. Man begnüge sich nicht, am Symptome herumzukuriren, man greife das Uebel an seiner Wurzel an. Es gilt nichts Anderes, als jene ganze Lebenssphäre zu vernichten, es gilt zu erklären, daß die Jugend nicht mehr Jugend sein dürfe. Wende uns Keiner ein, daß das Duell nicht der ganzen Jugend, sondern nur der studentischen angehöre; allerdings bedingt die Beschäftigung mit der Wissenschaft eine freiere Bewegung und Regung der Persönlichkeit. Im Handwerke etwa ist der Einzelne auf ein Dasein außer ihm bezogen, auf ein zu bearbeitendes Material hingewiesen, und Körper und Geist haben gleichzeitig mit diesem zu schaffen. Ganz anders auf den Universitäten. Die Wissenschaft kehrt den Menschen in sich selber und wendet ihn von der Anschauung immer wieder zur Vorstellung und zum Gedanken hin. Es ist da nicht die unmittelbare Beziehung nach Außen, der Kampf mit der spröden Materie vorhanden, vielmehr ein freies Geistesthum innerhalb des Subjectes. — Dieses steht also weit selbständiger der Objectivetät gegenüber und ist in höherem Grade seiner eignen Innerlichkeit und deren Selbstbestimmung anheimgegeben. Wird man ihm nicht einen eigenthümlichen und besonderen Maßstab zuerkennen müssen?

Das Duell ist nur der Akt eines bis zur höchsten Ausschließlichkeit gediehenen Ichbewußtseins, es verlangt eine Persönlichkeit, die sich völlig frei und unabhängig der Welt gegenüber gestellt hat;

Digitized by Google

es ist aber darum auch eine letzte und höchste Bewährung solcher. Alle Rücksichten müssen abgestreift sein, welche an das Dasein ketten, alle Verhältnisse und Bezüge nach Außen untergegangen sein in dem einen reinen Genusse des Selbst. — Das Duell ist ein Akt der Abstraction, wie sie gar nicht weiter getrieben werden kann, einer Abstraction, die zuletzt von sich selber abstrahirt, indem sie das Leben, die Basis d.s Selbst, der gegnerischen Klinge anheimstellt. Man muß die eigenthümlich bange und doch zugleich wollüstige Empfindung kennen, die sich des Einzelnen darin bemächtigt, um den in seiner Art einzigen Reiz zu begreifen, den es ausübt. Oder kann es einen höheren Triumph der Persönlichkeit geben, als mit Bewußtsein der Gefahr entgegen zu treten, mit Bewußtsein mit sich selber zu spielen und das Gefühl der Kraft, welches solches Spiel erheischt, zu hegen? Und somit hat das Duell keine andere Bedeutung, als dem Einzelnen eine Bewährung vor sich selber zu sein, ihn seines ganzen Werthes wieder zu vergewissern, wenn eine Beleidigung, ein kränkendes Wort ihn aus seiner Selbstgewißheit aufgeschreckt hat. Denn diese Persönlichkeit des Studenten ist der niederdrückenden Empfindung der Beleidigung zugänglich, so lange sie noch nicht zu innerer Befriedigung gelangt, nach der Ruhe der Selbstgewißheit erst ringt. Ihr ganzes Thun und Treiben ist darum eine fortlaufende Reihe von Versuchen, sich solche zu verschaffen, ein fortwährendes Streben, sich ihrer selbst zu vergewissern. Die ausnehmende Selbständigkeit, der sie sich versichert hält, ist von der steten ängstlichen Besorgniß begleitet, sich zu verlieren, und gerade die überall hervortretende Sucht nach Bewährung jener der Beweis dafür, daß sie noch nicht wahrhaft gewonnen. So liegt es also in der Natur des Studenten, daß er durch die leichteste Berührung verletzbar, eine bis in's Kleinliche gehende Empfindlichkeit kund gibt. Aber eben um deßwillen ist auch jede Beleidigung ein neuer Antrieb, seine Selbständigkeit zu documentiren. Die eigene Unsicherheit leiht dem Worte des Beleidigers Gewicht, es lastet drückend auf der Persönlichkeit, und diesem Drucke sich zu entwinden, setzt sie eine höchste Gefahr, die sie ihrer ganzen Kraft und Energie wieder versichern soll. Schon die nächste Beleidigung aber, die sie erfährt, gibt sie von Neuem demselben Zweifel preis. Die kleinlichste Schwäche und die höchste Kraftanstrengung wechseln mit einander ab und erzeugen ein stetes Schwanken, welches

ebenso oft seine lächerliche, als seine ernste und oft tragische Seite herauskehrt.

Wir haben den Widerspruch im Studentenleben schon einmal hervorzuheben Gelegenheit gefunden: hier ist ein neuer; ein neuer Kreislauf, der immer innerhalb derselben Momente abläuft. Und das Duell selber ist eine solche widerspruchsvolle Existenz. Die Extreme berühren sich; der höchste Genuß der Selbstheit ist eine Selbstentäußerung, die letzte Bewährung der Persönlichkeit wird in der Gleichgiltigkeit gegen sich selber gesucht, die Abstraction balancirt auf der Spitze und schlägt so nach beiden Seiten hin um.

Das Duell ist also freilich eine Anomalie, wenn es gegen die Sitte der Gesellschaft gehalten wird und gegen die Lebensanschauung eines späteren Altars; aber wer darf es dagegen halten? Wird ihm dadurch nicht eine Beziehung untergeschoben, die es durchaus von sich abweist, und wird es damit nicht seiner wahren und eigentlichen Bedeutung entkleidet? Das Duell ist eine Anomalie, aber nichts desto weniger die naturgemäße, psychologisch-begründete That der studentischen Jugend. Und eben darum hört es auf, eine besondere Ausnahme zu sein, es ist vielmehr die Regel einer Sphäre, die man freilich selber wieder als eine Ausnahme bezeichnen könnte.

Wenn wir aber unternommen haben, das Duell — nicht zu vertheidigen, sondern — zu erklären und auf seinen letzten inneren Grund zurückzuführen, so sind wir doch weit entfernt, seine heutige Gestalt auf den deutschen Hochschulen in Schutz zu nehmen. Vielmehr meinen wir, daß noch immer ein ekler und sinnloser Mißbrauch damit getrieben werde, um so ekler und sinnloser, als ein Höchstes und Letztes zu einem vorgeschriebenen und ganz alltäglichen Akte gemacht wird. Was will überhaupt in derlei Dingen ein Alle umfassendes Gesetz? Ist das Duell wirklich die nothwendige That der Persönlichkeit, so muß es durchaus dieser überlassen bleiben. Dazu sind die Bildungs- und Altersgrade in der akademischen Jugend selber unendlich verschieden, und bieten die mannichfachsten Abschattungen dar. Zwischen Dem, der so eben die Universität bezogen und Demjenigen, der im Begriffe ist, sie zu verlassen, liegt ein Zwischenraum, wie er kaum größer und bedeutender sein kann. Dem Charakter des Duells gemäß muß es beim Einzelnen als der Ausdruck einer bestimmten Bildungsstufe betrachtet werden; wie aber sollte diese

Allen in gleichem Maße geboten sein? Derjenige, welcher freiwillig dazu greift, handelt seiner Natur gemäß, aber man mag nicht behaupten, daß innerhalb der akademischen Jahre Jeder ohne Ausnahme und unbedingt diese theilen müsse. Eben weil das Duell etwas durchaus Persönliches ist, hat es auch sein Maß und seine Schranke an dieser Persönlichkeit. Durch ein allgemeines Gesetz würde man in die Gefahr gerathen, es über sein Maß hinauszutreiben. So würde man uns gänzlich mißverstehen, wenn man aus unserer Darstellung die Ansicht herauslesen wollte, daß jeder Student auf gleiche Weise zum Duell verpflichtet sei. Allen Extremen abhold, weisen wir ebensosehr den Fanatismus der Theorie, der einem willkürlichen Dogma die Natur zum Opfer bringt, als den Zwang ab, der Allen diese Natur aufdringen will. Gleichwohl zeigt die Erfahrung, daß eine große Mehrheit auf den Hochschulen einen durchaus persönlichen Charakter nicht verläugnen kann und wenn sie es in Worten und Reden versucht, jeden Augenblick wieder ihn an den Tag bringt und ihrer eignen Versicherung zuwiderhandelt. Von dieser Mehrheit nur gilt das Gesagte.

W. Friedensburg.

Das Museum in Leipzig. *)

Leipzig war es, von wo der große Gedanke zu einem deutschen Nationalverein gegen ausländische Firmen, Wirthshausschilder und Etiketten ausging. Aber der Prophet gilt immer am wenigsten im Vaterlande. So haben wir seit einem Jahre eine Leseanstalt, Museum genannt, wie mit großen Buchstaben auf dem Schilde über dem Eingange zu lesen ist. Es wurde zwar bei der Errichtung „Lesehalle", „Zeitungshalle" vorgeschlagen, aber umsonst; sei es, daß man entweder Dresden Nichts nachgeben wollte, welches eine ähnliche Anstalt so benannte, oder daß man solche Neuerungen wie „Lesehalle" in Leipzig für unschicklich hielt. Neuerungen und neue Ideen finden in Leipzig schwer Eingang. Referent macht nicht gern, eines Wortes wegen, viele Worte. Indeß denken Manche bei dem Worte „Museum" eher an jedes andere, als an ein Zeitungskabinet. Der Fremde, der hier allerlei Curiositäten zu sehen hofft, findet zu seinem Schrekken Nichts als — Zeitungen. Verblüfft stiert er die langweiligen Blätter an und entfernt sich nach kurzem Verweilen und langen Bücklingen. Die Stammgäste des Museums verdanken diesem Umstande manche angenehme Ueberraschung. Auch die schöne Welt bemüht sich mitunter zwei Treppen hoch hinauf, bis zu den Eingangspforten, um enttäuscht wieder umzukehren. So ist dafür gesorgt, „daß auch was Holdes uns das Aug' ergötzt". Das ist auch Veranlassung zu jener täuschenden Benennung gewesen. O! es geht Nichts über „sächsische Schlauheit". — Das Museum ist keine Privatspeculation, sondern ein auf Actien gegründetes Unternehmen, wodurch indeß Niemand zu Actienspeculationen verleitet werden soll. Das Museum

*) Vor Neujahr eingesandt.

Digitized by Google

aber speculirt auf Meßfremde, die einzige Speculation, die man in Leipzig kennt. Der Fremde wird nur gegen Eintrittsgeld zugelassen, was einer Stadt wie Leipzig gar nicht zur Ehre gereicht, aber bei dem großen Fremdenzuge, der durch Leipzig geht, darin seine Entschuldigung findet, daß das Museum ohne jenes Eintrittsgeld nicht würde bestehen können. Wenig Ehre für eine so reiche Universitäts- und Hauptstadt, die noch dazu in dem gebildeten Sachsen liegt — Aber das liegt an der Lage. Der norddeutsche Particularismus beginnt hier schon. — Das Museum wird durch einen von den Actieninhabern gewählten Vorstand mit Hilfe der im Ausschuß sitzenden Jaherren regiert. Die bloßen Abonnenten, das liegt in der Natur der Sache, sind nicht stimmberechtigt. Doch ist ihnen ein Petitionsrecht zugestanden. In einem besonderen Wunschbuche kann von diesem Rechte in weitester Ausdehnung Gebrauch gemacht werden. Das Recht der Bitte ist hier in der That ein unscheinbares. Denn der Vorstand kann unmöglich den sich hier breit machenden individuellen Gelüsten nachkommen. Referent freut sich jedesmal, wenn er das Wunschbuch ansieht, daß er nicht Mitglied des Vorstandes ist, also keine Verpflichtung hat, diese Wünsche durchzulesen und zu durchdenken; eine Verpflichtung, die in der That ihre eigene Schwierigkeit hat, da Wünsche mitunterlaufen, in denen durchaus nicht ein Fünkchen eines klaren Gedankens zu finden, „und thät man auch hundert Laternen anzünden". Einige Abonnenten gehen nämlich von der irrigen Voraussetzung aus, sie hätten durch ihr Abonnement, acht Thaler jährlich, das Recht erworben, den Vorstand durch absurde Wünsche und schlecht stylisirte Bitten zu belästigen, dabei zugleich sich selbst der allgemeinen Belustigung bloszugeben. Wenn ein Studiosus einmal eine schlecht stylisirte Bitte vorbringt, so denkt man, der junge Mann habe zugleich einen Beleg beibringen wollen, daß er zu seiner weiteren Ausbildung sich in Leipzig aufhalte; wenn aber alte Knaben ihr unklares Gewäsch immer wieder vorbringen, so ist freilich alle Hoffnung auf Besserung verloren. — Wir sind von der schwierigen Stellung des Vorstandes und von der Unmöglichkeit, jenen einzelnen Stoßseufzern zu genügen, vollkommen überzeugt und es ist nur zu bedauern, daß sich der Gesammtwille der Abonnenten nie geltend machen kann. Wenn wir uns einige Bemerkungen erlauben, so geschieht es nur in „wohlmeinender Absicht", indem wir gegen die

Absicht, „böswillig" oder „hämisch" zu sein, womit die „gute Presse" in ihrer geistigen Ohnmacht mißliebige Berichterstatter abzufertigen pflegt, von vorn herein Protest einlegen. Wir setzen, indem wir unsere kritischen Raketen auf das Museum werfen, voraus, daß es eine öffentliche Anstalt sei, nicht etwa eine geschlossene Gesellschaft, oder ein Familienzirkel. Freilich geht es in dieser der Oeffentlichkeit gewidmeten Anstalt sehr „familiär" zu, d. h. wir unterhalten uns dort über allerlei Allotria und Stadtklatsch, nur nicht über die res publica. Weil wir kein öffentliches Leben haben, beschäftigen wir uns in den Rauch- und Conversationszimmern nicht mit öffentlichen Zuständen. Eine allgemeine, anregende politische Discussion ist etwas Unerhörtes, ja Unmögliches, da wir eigentlich politisch todt sind und auf die Auferstehung warten. Weil wir Nichts zu besprechen haben, als das Theater, unterhalten wir uns mit Schachspiel. Leider fehlen noch die Karten. — Treten wir in die Lesezimmer, so fällt uns eine wunderbare Sammlung von Regierungs-, Amts-, Intelligenz- und dergleichen Blättern aus kleinen Staaten auf. Die Speculation auf die Meßfremden ließ es nämlich wünschenswerth erscheinen, den Spießbürger aus Reuß-Greiz-Schleiz und Lobenstein mit dem, was er zu Hause fand, auf dem Museum in Leipzig zu überraschen. Der Philister aus diesem oder jenem Winkel von Deutschland sollte sein heimathliches Philisterthum auf dem Museum in Leipzig wieder finden, er sollte sich hier gleichsam wie zu Hause fühlen. Man dachte sich, der Braunschweiger und der Strelitzer würde nicht versäumen, seine braunschweigischen und mecklenburgischen Anzeigen, wenn er hierher zur Messe käme, auf dem Museum zu lesen. So großartig die Idee auch war, so war es doch eine verfehlte Speculation auf den Patriotismus der deutschen Kleinstaaterei. Von diesen Sachen werden wir, wie man hört, mit Neujahr befreit werden. Auf Antrag des Vorstandes wird der „Sprecher" verschwinden. Der Sprecher wird freilich von der Censur hart mitgenommen, vom Obercensurgericht indeß so viel wieder hergestellt, daß darin immer noch mehr Geist und Ideen zu finden, als in einem Dutzend sächsischer Wochenblätter. Aber freilich die neuen Ideen, die will man nicht; die sociale Richtung mißfällt den Herren. Sind aber die Ideen darum etwa nicht in der Welt, wenn man auf dem Leipziger Museum, wo freilich kein Ideenreichthum zu finden, Nichts von ihnen erfährt?

Digitized by Google

Auch die österreichische militärische Zeitschrift soll vom Museum verschwinden. Es sind das nur Gerüchte, aber ziemlich verbürgte. Man hätte erwarten können, daß der Vorstand seine Pläne, Ansichten und Absichten den Abonnenten mitzutheilen sich veranlaßt finden würde. Das scheint aber nicht für nöthig erachtet zu sein. Der Vorstand behandelt die Wahl neuer Zeitungen als ein „Amtsgeheimniß.“ Er will die „Amtsverschwiegenheit“ nicht brechen und die Abonnenten durch seine umsichtige Auswahl überraschen. Die Abonnenten dürfen freilich bitten, aber ihre Bitten kann der Vorstand berücksichtigen oder nicht. Die Abonnenten sind eine rechtlose Masse, die keinen Willen haben darf. Es sind Steuerzahlende, die außerhalb des Staates stehen, der sich „Museum“ nennt und ihnen keine Berechtigung, keinen Antheil an der Verwaltung zugesteht. Besonderes Vertrauen kann ein Vorstand nicht einflößen, der nicht aus Zeitungslesern, aus Kennern der Tagespresse, sondern aus Actieninhabern besteht. Sachkenntniß ist völlige Nebensache und vielleicht hie und da ein zufälliges Requisit. Versichern doch Mitglieder des Vorstandes wiederholt naiver Weise, daß sie gar Nichts lesen. Solche Herren ohne das geringste Interesse für die Sache regieren das Zeitungsinstitut. Man darf von einem solchen Institute, wie das Museum, verlangen, daß neue, eigenthümliche Erscheinungen der Tagespresse sofort Berücksichtigung finden, daß man alten Plunder abschafft und dem Neuen Platz macht. Der Rheinische Beobachter ist sofort ausgelegt. Die preußische Communalmonatsschrift, das Archiv für Handelsrecht, die norddeutsche Revue liegen außer dem Gesichtskreise des Vorstandes, außerhalb des Gesichtskreises von Männern, die sich zum Theil etwas darauf zu Gute thun, gar Nichts zu lesen. —

? ? ? ?

Moritz Hartmann. *)

Vor Kurzem hatten die Grenzboten von einem Dichter aus Oesterreich zu sprechen, der bereits längere Zeit in Deutschland bekannt, und dessen Name schon tief in den jungen Baum der neueren Poesie verwachsen ist. Diesmal wird dem Referenten die angenehme Pflicht, eine junge Muse anzumelden, die so eben erst „mit klösterlichem Zagen" oder doch mit erwartungsvollem Herzpochen über die Schwelle des „deutschen Auslands" tritt; eine junge Kraft, überraschend und vielverheißend durch den frischen Glanz ihrer Erstlingsblüthen und den knospenden Reichthum mannichfacher Keime. In Böhmen und Oesterreich ist Hartmann, durch einzelne sinnvolle Gedichte, schon ein ziemlich verbreiteter, überall froh begrüßter Name; bald wird er auch in den weitern Kreisen deutscher Literatur einen hellen Klang haben.

Die schönsten Talente, die uns der österreichische Süden zuschickt, tragen alle das Zeichen weitläufiger Verwandtschaft, daß die Lyrik ihr hervorstechender Zug ist. Man ist dadurch gewöhnt worden, bei jedem jüngern Poeten aus jenen Gegenden zu fragen: Singt er er à la Grün, à la Lenau oder à la Beck? — Hartmann ist wesentlich Lyriker, aber wir haben die Genugthuung, sagen zu können: Er ist kein Echo, keine neue Auflage der viel besprochenen österreichischen Dichterschule, sondern wirklich ein neuer Dichter, der selbst sein Echo finden mag. Zum Lob des Verfassers von „Kelch und Schwert" muß man es anführen, daß er, ein gerechter Bewunderer,

*) Kelch und Schwert. Dichtungen von Moritz Hartmann. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1845. — (Ueber 20 Bogen).

Digitized by Google

ein inniger Verehrer und persönlicher Freund Lenau's, sich seine volle Selbständigkeit zu erhalten gewußt. Es zeigt seinen wahren Beruf, daß er von Lenau gelernt, nicht ihn nachgeahmt hat. Eben so wenig würde eine Parallele mit den andern Dichtern aus der österreichischen Verwandtschaft seiner Originalität Eintrag thun; vielmehr hat die Poesie Hartmann's, bei frischer Jugendlichkeit, doch so scharf entwickelte Züge, daß sie schon eine genaue und sichere Charakteristik zuläßt, was man vielen ausgezeichneten Talenten bei ihrem ersten Auftreten nicht immer nachsagen kann.

Und doch hat unser Poet keine jener blendenden Einseitigkeiten, welche die Auffassung einer Individualität gewöhnlich erleichtern, aber auch die nahe Gefahr der Manierirtheit verrathen. Eine heitere freie Männlichkeit, mit offenem Blick für die lichte Schönheit der Welt und ihrer Gestalten, mit offenem Herzen für ihre dunkleren Geheimnisse; eine Natur, welche das Leid nicht durch leidenschaftliche Hingebung steigert, sondern durch sinnige, tiefe Theilnahme lindert, so wie sie die Lust durch phantasiereiche Gestaltung zu veredeln weiß; eine wahrhaft humoristische, naiv poetische Anlage. Unser Dichter, das sieht man ihm an, wird bald den Weltlauf — nicht nehmen wie er ist, sondern besser, als er ist, indem er selbst von den Nachtseiten des Lebens nur die Schönheit seiner bösen Sterne feiern wird. Mit einem Wort, eine glückliche Natur, welche hoffen darf, ohne viel Noth und Kampf den Weg in das sonnige Reich der künstlerischen Vollendung zu finden; ein Uebergang von den „Kindern dieser Zeit" zu denen einer künftigen besseren. — Soll ich diese allgemeinen Bemerkungen, die sich auf den Gesammteindruck von „Kelch und Schwert" stützen, Punkt für Punkt aus der vorliegenden Gedichtsammlung beweisen? Es würde nicht so schwer halten, als es scheint, wohl aber zu weit führen; der Leser wird vielleicht in manchem Gedicht noch glänzendere Verheißungen sehen, als ich auszusprechen wagte. Doch will ich versuchen, theilweise den Inhalt des Buches anzudeuten.

„Innere Stimmen" heißt die erste, „aus der Gegenwart" die zweite Abtheilung, im Grunde aber passen die beiden Titel abwechselnd auf alle übrigen Abtheilungen des Buches. Die innern Stimmen sind von so gesunder Natürlichkeit, daß sie uns oft aus dem eigenen Innern zu klingen scheinen, was bei subjectiven Ergüssen so sel-

ten der Fall ist. Natur- und Liebeleben tönen in einander, jeder Schmerz findet seinen Trost, jede Lust ihre Weihe. Besonders heben wir hervor „Lied in der Nacht," „Seit sie gestorben," „Von Ihr," das Sonnett „Des Kindes Weinen im Schlafe" u. a. m. Am treffendsten bezeichnet der Dichter selbst sein Gefühl heiterer Herzensfülle in wehmüthiger Einsamkeit durch das kühne Bild, das er auf sich anwendet:

Ein freier Fels im Sonnenschein,
Im Herzen Quellenbrausen.

Die Lieder „aus der Gegenwart," „aus Osten," „aus Böhmen" und die „böhmischen Elegien" sollen uns zu keiner Debatte über politische Poesie verleiten; wir haben gefunden: wenn politische Gedichte nur wirklich Gedichte sind, so sind sie's trotz aller Aesthetik. Der Pedant ruft hinterher: Das gilt nicht; auf diesen Stoff hätte gar kein Gedicht gemacht werden sollen: ergo darf es nicht gut sein. Aber der Stoff ist in der Regel sehr unschuldig. Die Freiheit ist eine Modearie geworden, wie einst der liebe Mond; sie muß sich's gefallen lassen, daß der Eine sie singt, der Andere sie pfeift oder bellt. Daß sie ein Thema für die Träume des Poeten sein muß, beweis't sie ja selber dadurch, daß sie nicht in Erfüllung geht. — Die politischen Gedichte Hartmann's gehören zu den besten, die wir kennen; da ist kein Zeitungsnachgeschmack, keine ausgepolsterte Rhetorik; sie sind eben aus demselben heißen Herzquell entsprungen, wie seine andern Gedichte. Es sind keine todten Doctrinen, keine theoretischen Quintessenzen, die er gewaltsam zu beleben sucht, sondern unmittelbare Anschauungen, kühn aus dem Leben gegriffene Bilder, die wieder zum Leben sprechen; eine glückliche Vereinigung von männlicher Entschiedenheit, die nur auf Thaten Gewicht legt, nur Thaten feiert, von Innigkeit des Gemüths und leuchtender Phantasie gibt ihnen romantischen Reiz und reiche Abwechslung. Alle Töne der Zeit sind in diesen originellen Productionen angeschlagen: von der kleinlauten Sehnsucht des jungen Oesterreichers in der „Rütlirose" bis zu der drohenden Vision in der vortrefflichen Ballade: „Zu spät!" Die beiden herrlichen Gedichte auf Kaiser Joseph („Die Zwei" und „ein Sterbelager") sind darum so ergreifend, weil uns der ganze Joseph, mit seiner schönen tragischen Schuld und seinem beneidenswerthen

Unglück, weil uns der individuelle Mensch Joseph darin so nahe gerückt ist und mit einem Hauch seines Mundes anweht. Von Prinzipien ist da keine Rede. Die Romanze, „der deutsche Knecht,“ die liebliche Chanson „Wenn ich ein König wär'!“ das sind echte politische Gedichte. Noch sind zu erwähnen die Polenlieder in der Abtheilung „aus Osten,“ zwei sehr gelungene Bilder „aus Böhmen“ und vor Allem die „böhmischen Elegien.“ Der Dichter hat darin der Heimath seine Pietät bewiesen. Die Apotheose des czechischen Nationalunglücks ist zugleich die Apologie czechischer Nationalfehler; doppelt elegisch aber ist der Schluß:

> O Böhmen, fremdes, grünes Blatt
> Von einem fremden Wunderbaume, —

denn der Dichter weiß zum Abschied für seine Heimath kein Heil zu finden, als in der äußersten Selbstverläugnung.

> An Deutschlands Halse wein' Dich aus,
> An seinem schmerzverwandten Herzen,
> Geöffnet steht sein weites Haus
> Für alle großen heil'gen Schmerzen.

Noch einer Dichtung muß ich besonders Erwähnung thun: „Der Meister“, ein lyrisch-episches Gedicht voll glänzender Romantik und sinniger Bedeutung. Ein Maure läßt sich verleiten, den Christen einen Tempel zu bauen, und büßt dafür als Marabut in der Wüste. Vortrefflich ist die Entstehung des gothischen Domes nach dem Charakter des nordischen Eichenwalds dargestellt.

Ich wollte, der Verfasser hätte nicht zuweilen die Form etwas vernachlässigt; manchmal fehlt die allerletzte Feile. Es gibt an einem Liede so Viel zu thun, denn wie die kleinste Blume ihren kunstreichen Organismus hat trotz Pappel und Eiche, so hat das kleinste Liedchen seine Composition, seinen künstlerischen Bau gerade wie Novelle oder Drama. Darin finde ich am Verfasser wenig oder Nichts zu rügen; ich meine vielmehr, weil dies so sehr beschäftigt, wird oft ein falscher Reim oder harter Vers leicht übersehen. Das ist dem Verfasser zuweilen begegnet, und ich erlaube mir, ihn deshalb vor Denen zu entschuldigen, die mehr auf vollkommen ausgeglättete Verse, als auf Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks sehen. Man pflegt

Digitized by Google

neuerdings auch in der Poesie die Virtuosen über die Componisten zu stellen und von jungen Poeten vor Allem die größte Vollendung im Vers zu verlangen, „weil die deutsche Sprache so weit sei.“ Ich meine aber, die Sprachmeisterschaft müsse gerade der Poet durch sein eigenes Dichten allmälig erlangen, wenn sie nicht rein äußerlich sein soll; denn die Kunst besteht darin, nicht überhaupt Gedanken, sondern seine eigenen Gedanken in Verse zu bringen.

J. Kaufmann.

Digitized by Google

T a g e b u c h.

I.

A u s F r a n k f u r t a. M.

Beleuchtung und Erleuchtung. — Neue Vorstädte. — Erinnerung an Abdera. — Der Logenstreit. — Ronge. — Der Kölner Dom und das Pariser Opernhaus. — Das Theater und Göthe. — Ebbe im Virtuosenthum. — Literarische Salons. — Das Städel'sche Kunstinstitut.

Wir gehen im gewohnten Gleise gemächlich und langsam den Verbesserungen entgegen. Wir lassen zwar viele Städte uns weit überflügeln mit rascher Einführung des Wünschenswerthen, aber zuletzt kommen wir doch immer nach — sei es auch nur gehinkt. — So leidet die Stadt seit Jahren mit Bewußtsein an einer wirklich unerlaubt schlechten Beleuchtung, — die Laternen der Zeil können mit ihren glimmenden Dochten höchstens einen den Leuchtthürmen ähnlichen Dienst verrichten, indem man nach ihnen seinen Gang regelt, von einer Erleuchtung ist längst keine Rede mehr; — auch hatte man seit Jahren versuchsweise einige Gaslaternen angebracht und sich von der herrlichen Wirkung dieses Lichtes überzeugt — aber erst im Laufe dieses Jahres wurden die mannichfachen Gegenwirkungen überwunden, so daß eine Uebereinkunft mit einer englischen Gesellschaft abgeschlossen werden konnte, wodurch wir nach Verlauf eines Jahres uns einer besseren Erleuchtung erfreuen können.

Aehnlich geht es mit der Ausdehnung der Stadt außerhalb der Thore. Schon seit mehreren Decennien fing man an, längs der Promenaden und weiter hinaus in's Feld, die niedlichsten Landhäuser zu bauen. Aber, wie natürlich, jeder baute nach seiner Phantasie. Erst vor Kurzem aber, nachdem diese Gebäude anfingen, sich in der vollkommensten Unordnung zu drängen, dachte man daran, einen Plan zu entwerfen zur Regulirung dieser Bauten, aber die Anordnung ist da und ein Jahrhundert kann vergehen, bis die Ordnung für die entferntesten Vorstädte wieder einigermaßen hergestellt sein wird. Neue

Thore, besonders eins nach dem Taunuseisenbahnhof, sind nöthig; aber man zaudert und zaudert, bis einige Unglücksfälle die Sache unabweislich gemacht haben werden. — Ueberhaupt erinnert gar Vieles hier an das weltberühmte Abdera. Ich denke stets an den prächtigen Brunnen jener guten Leute, dem nach seiner Vollendung Nichts als das Wasser fehlte, wenn ich in die mit herrlich architektonischem Schwunge ausgeführte St. Paulskirche trete, die für den protestantischen Gottesdienst bestimmt ist. Die schönste Symmetrie, die prachtvollste Wölbung, eine mächtige, klangvolle Orgel — Nichts fehlt, als daß man den Prediger verstehen könne; dies ist aber rein unmöglich durch den tausendfachen Widerhall in dem hohen Gewölbe. Läßt sich aber hie und da eine Stimme hören, die zu Versuchen auffordert, diesem Uebelstande ein Ende zu machen, so spricht man von den unerschwinglichen Kosten einiger hundert Gulden — und Alles bleibt beim Alten. — Nichts desto weniger verschönert die Stadt sich mehr und mehr, — die Mainbrücke erhielt ihren Kaiser Karl — der Alleeplatz seinen Göthe; der Quai am Mainufer machte den vielen Klagen endlich ein Ende und die Börse mit ihrem doppelten Styl erhob sich in der Nähe des Römers, wo sich die Kaiserbilder zur Ausschmükkung des früheren Krönungssaales mehr und mehr versammeln, der Thurm der Nicolaikirche wurde in entsprechendem Style ausgebaut, und Gleiches denkt man mit den berühmten Pfarrthürmen vorzunehmen.

Findet jedoch von Seiten der oberen Behörden eine gewisse gutmüthige Behäbigkeit, die sich nicht übereilen will, statt, so beginnt dafür in den mittleren Ständen ein kräftigerer Geist sich zu zeigen. — Schon in den unruhigen dreißiger Jahren hatte eine Petition für Preßfreiheit lebhaften Anklang gefunden und eine große Zahl Unterschriften erhalten, hatte aber, bei der damals eingetretenen Reaction, den Unterzeichnern mancherlei Verlegenheiten bereitet. Jetzt ist es der Kirchenvorstand, welcher, da er einen entschiedenen Einfluß auf die Pfarrwahlen und sonstige kirchliche Angelegenheiten erlangt hat (Sachen, die früher von dem Consistorium und dem Senate mit unbeschränkter Vollmacht versehen wurden), die Gemüther in Bewegung setzt. — Bei einer neulichen Erneuerung stimmte die Bürgerschaft in Masse und das Resultat war der Sieg der freier denkenden Partei. Ueberhaupt wendet man den kirchlichen Interessen auch hier mehr und mehr seine Aufmerksamkeit zu, wovon der bekannte Logenstreit ein schlagendes Beispiel gibt. Die neueren Resultate desselben sind vielleicht noch Wenigen bekannt. Im Anfange schien es, als ob es sich von der einen Seite um die Aufnahme der Israeliten in diese, am hiesigen Orte ihrer Constitution nach christlichen Institute, von der anderen Seite um die Einführung des kirchlich-dogmatischen Lehrbegriffs der protestantischen Kirche pietistischer Richtung in derselben

handle; und jetzt läugnen beide Theile diese Unterstellungen — von der Aufnahme der Israeliten ist keine Rede mehr — aber trotz der Protestationen der Logen zu Mainz und Darmstadt bleibt die des Pietismus und Schottenthums beschuldigte Loge Karl ausgeschlossen, welchem Großlogenbeschlusse sich in neuerer Zeit sogar eine hiesige, früher schwankende Loge angeschlossen haben soll, die jetzt die Vermittlung zwischen den mit dem Ausschlusse bedrohten Logen der genannten Städte und der Mutterloge zu Frankfurt übernehmen wolle.

So hätten denn die Pietisten hier abermals eine Niederlage erlitten, Niederlagen, die um so schmerzlicher sind, als der Streit nur dazu gedient hat, die früher mehr gleichgiltigen freien Denker der Gegenpartei als kräftige Stützen zuzugesellen, wodurch noch unter den Rationalisten das kirchliche und religiöse Interesse sich mehr und mehr hebt.

Sie sehen, daß auch die Frankfurter nicht unberührt bleiben von den Fragen der Zeit. Daher werden Sie sich denken können, daß Ronge's Sendschreiben auch hier nicht unberücksichtigt blieb. Es muß jedoch wohl bemerkt werden, daß die confessionelle Frage hierbei durchaus nicht in Betracht kommt. Die Freude über die kühne, kräftige Sprache des katholischen Priesters war nicht deshalb so allgemein, weil die Protestanten darin eine dem Katholicismus beigebrachte Wunde erblickt hätten; sondern die Freunde des Lichts freuten sich der Fortschritte der guten Sache, — ja es gab Protestanten genug, die es tadelten, daß Ronge die Reformatoren erwähnt habe in seinem Schreiben — sie erheben in ihm nicht den Protestanten, sondern den Rationalisten, der sich dem unwürdigen Geistesdrucke entzieht, sie sehen in ihm ein Vorbild auch für Protestanten, das Joch der Geisteknechtschaft abzustreifen und fortzuschreiten auf der Bahn protestantischer Freiheit. — Kein Wunder war es übrigens, daß eifrige Anhänger der Hierarchie dem Eindrucke entgegenzuarbeiten versuchten. Die Widerlegung des berühmten Briefes, die als Beilage der Aschaffenburger Zeitung erschienen war, wurde in Tausenden von Exemplaren gratis vertheilt, ohne jedoch die gewünschte Wirkung hervorzubringen. Alles ist für Ronge und seinen Feuereifer.

Das Interesse am Ausbau des Kölner Doms, welches hier nie sehr groß war, hat in letzterer Zeit gänzlich nachgelassen, ja es haben sich bei mehreren Gelegenheiten Stimmen dagegen erhoben, seitdem man erkannt hat, daß die Absicht der Erreger jenes künstlichen Enthusiasmus keineswegs die früher vorgeschobene: ein Denkmal deutscher Einheit gegen fremden Einfluß zu errichten: sondern vielmehr die ist, in Köln ein prächtiges St. Peter, einen hierarchischen Mittelpunkt gegen den Protestantismus aufzustellen. Das erhellt für uns, die wir dieser Stadt durch Eisenbahnen und Dampfschiffe jetzt so nahe sind, vornehmlich aus dem Umstande, daß die ungeheueren Summen, die

17 *

Digitized by Google

zum Theil durch protestantische Vereine und den König von Preußen beigetragen sind, vor Allem zu der Bemalung und Vergoldung, überhaupt zur Ausschmückung des Chores jener Kirche, also so verwendet worden sind, daß in fünfzig bis hundert Jahren eine Erneuerung nöthig sein wird, während der eigentliche Ausbau nur höchst langsam vorwärts schreitet. Abgesehen von diesem Abweichen von dem ursprünglichen Zwecke, ist es selbst in künstlerischer Hinsicht eine große Frage, ob durch diese Vergoldungen und Bemalungen, mögen diese im ursprünglichen Plane gelegen haben oder nicht, wirklich Etwas für die Kunst gethan worden sei?

Bei einem neulichen Besuche des Hochamtes hörte ich zwei Franzosen vor mir darüber streiten, ob das Pariser Opernhaus in Beziehungen auf Verzierungen vorzuziehen sei oder nicht. In der That passen alle diese Engel auf Goldgrund, diese Säulen mit vergoldeten Kapitälern, diese azurblauen Streifchen und Einfassungen mehr zu einem, die Erregung der Sinne bezweckenden Institut, als zu einem Tempel, der in seiner früheren Einfachheit einen tieferen und dauernderen Eindruck machte, als jetzt mit aller Pracht und allem Flitter.

Doch wir kommen von Frankfurt ab; bleiben wir bei der Kunst. Das Theater siecht hier fort. Von einem guten Schauspiele haben wir hier jede Idee verloren. Die Darstellung von Göthe's Götz von Berlichingen, am Vorabende der Enthüllung des Denkmals, war so schlecht, daß eine witzige Zunge geäußert haben soll, Göthe's Statue habe früher dem Theater zugewendet gestanden, bei der Aufführung seines Götz aber habe sich der Meister in Abscheu umgewendet. Wirklich kehrt das Standbild dem nahen Theater den Rücken. — Die Oper ist noch immer belebt, doch besitzen wir außer Fräulein Capitain, die durch die Wahrheit ihrer Auffassung und das Gefühl ihres Vortrags, durch die Begeisterung für ihre Kunst alle Herzen fesselt und hinreißt, außer dieser Sängerin mit ihrer sanften und vielleicht nur zu zarten Stimme besitzen wir nichts Ausgezeichnetes. — Vor einigen Tagen erfreute uns Pischek, unser früherer Barytonist, der jetzt in Stuttgart angestellt ist, durch einige Gastdarstellungen und erhielt ungemessenen Beifall.

Es scheint indessen, als ob der Strom der Musikliebhaberei anfangen wolle, zurückzutreten, um anderen Kunstrichtungen Platz zu machen. Zwar hat er das früher mehr literarischen Zwecken bestimmte Museum noch immer in seiner Gewalt, wo nur mit Mühe einige Declamationen und ernstere literarische Vorträge zwischen den Symphonien, Ouvertüren und Liedern angehört werden, — aber den öffentlichen Anstalten setzen sich mit Glück Privatversammlungen entgegen, in denen das literarische Interesse gewahrt wird. So spricht man viel von Leseabenden bei Frau B., die unter der Leitung eines Gutzkow und bei der Mitwirkung mehrerer Literaten hiesiger Stadt erfreu-

Digitized by

liche Resultate liefern sollen, indem hier ausgewählte Stücke der älteren und neueren Literatur auf angemessene Weise zur Anschauung gebracht werden. — Einen anderen Beleg zu unserer obigen Aussage bilden die Abnahme und der schlechte Besuch der Virtuosenconcerte. Es ist billig, daß der wahren Musik der gebührende Cultus erwiesen wird, aber erfreulich ist es auf der anderen Seite, daß man den Tasten- und Saitentänzern weniger nachläuft und sich dem Ernsteren in jeder Beziehung zu nähern sucht. — Das besuchteste Concert in diesem Jahre war das vor einigen Wochen vom Liederkranze zum Vortheile der unglücklichen Bewohner von Felsberg veranstaltete; die Einnahme des Abends und die dadurch angeregten Beiträge beliefen sich auf mehr als dreitausend Gulden. — Das Städel'sche Kunstinstitut, um noch Etwas von der Malerei zu sagen, hat durch den Ankauf einiger bedeutenden Gemälde älterer und neuerer Zeit auch einen schönen Aufschwung erhalten und schreitet ruhig vorwärts. Einen ausführlichen Bericht behalten wir einem nächsten Briefe vor.

Leo Att.

II.

Aus Wien.

I.

Die Listfeier und die Censur. — Revue der Journale. — Bäuerle, Wittbauer, Frank, Straube. — Ungarische Industriewuth. — Die Kölnische verboten. — Sue und die Jesuiten.

Die Listfeier *) wird ohne Zweifel hier einen bedeutungsvollen Nachhall finden, denn hat man auch in Dr. List blos den Götzen des Materialismus fêtiren lassen wollen, die erwachten Geister bemächtigen sich in jetzigen Tagen des Erlaubten nur darum, um dann das Unerlaubte zu pflegen. Wahrhaft niederschlagend aber sind für jedes patriotische Herz die tausendfachen Hindernisse, die man der Mittheilung der festlichen Vorkommnisse in den Journalen in den Weg legte. Von allen hiesigen Blättern unterzogen sich einzig die im Geiste einer strebungsvollen Gesinnung redigirten „Sonntagsblätter" dem mühevollen Amte, dem größeren Publicum Kunde zu geben von dem, was im Kreise weniger Beachtenswerthen gesprochen worden. Doch soll, wie man hört, dieses kühne Unternehmen auf die größten Schwierigkeiten gestoßen sein, indem der Censor den Artikel als ungeeignet für die Publicität ausstrich (!) und selbst die Polizeihofstelle, an welche sofort der Rekurs ergriffen ward, die Sache nicht erledigen konnte, so daß der unschuldige Aufsatz den Weg in die Staatskanzlei einschlagen mußte und dort von dem Staatskanzler in Person censirt

*) Siehe Grenzboten Nr. 2: „Ein Zweckessen in Wien."

wurde. Außer einigen politischen Andeutungen wurde auch der Inhalt des Bauernfeld'schen Gedichtes gestrichen, das Uebrige aber freigegeben. Wenn Sie den friedlichen Bericht in dem erwähnten Blatte selber lesen, werden Sie gewiß lächeln müssen über die Wichtigkeitsmiene, mit welcher die Behörden die harmlose Mittheilung behandelten, die gleichsam von Regimentern und geladenen Kanonen eskortirt, eine ängstliche Wanderung durch die ganze Wiener Bureaukratie machen mußte, um endlich von ein Paar tausend Menschen gelesen und — vergessen zu werden.

Da ich schon einmal von den Journalen rede, so werden Sie mir wohl erlauben, dieselben am Schlusse des Jahres die Revue passiren zu lassen, um die Verwandlungen, welche diese oder jene erlitten haben, zu erwähen, und etliche Personalnotizen einzuflechten, welche für die Schicksale dieser Blätter von Einfluß und nachhaltiger Wirkung sein möchten.

Die Theaterzeitung, die schon früher einen Ballast von colorirten Bilderbeilagen gebracht, tritt nun vollends in die Klasse der illustrirten Zeitungen und will in den Text eingedruckte Holzschnitte bringen, ohne den Preis zu erhöhen. Diesen allerdings kostspieligen Entschluß hat die rasche Verbreitung der illustrirten Zeitung in Leipzig in den österreichischen Ländern zur Reife gebracht, indem der Theaterzeitung im letzten Semester des Jahres 1844 nicht weniger als achthundert Abonnenten untreu geworden sind, und um den daraus entstehenden Ausfall von sechzehntausend fl. zu decken, hat Herr Bäuerle sich beeilt, dem herrschenden Geschmack seines Publicums zu schmeicheln und gleichfalls Illustrationen zu bringen. Die Xylographien des Probeblattes haben indeß im Vergleich zu jenen der illustrirten Zeitung nur wenig Beifall gefunden, weshalb wir dem Herausgeber rathen möchten, die artistische Seite seines Blattes, nachdem er dieselbe einmal eingeführt, mit vollem Ernst und dem Aufgebot aller Mittel zu pflegen. Herr Bäuerle hat eben jetzt sich in der öffentlichen Achtung wieder aufgefrischt, da er von dem Kaiser als Belohnung für seinen Eifer im Dienste der Armuth die große goldene Civilehrenmedaille erhalten. Der von ihm der Regierung ausgewiesene Betrag der in Folge seiner Aufforderungen an das Publicum und als Erlös einiger von ihm verfaßten Schriften zu wohlthätigen Zwecken eingeflossenen Geldsummen übersteigt eine Million hunderttausend Gulden Conv. Münze, was eben so sehr für die Beharrlichkeit des Sammlers, als die unerschöpfliche Herzensgüte des Volkes Zeugniß ablegt. Bäuerle hat darum auch in seiner Dankrede an den Bürgermeister, bei der solennen Uebergabe des Ehrenzeichens, darauf hingewiesen und gesagt, er betrachte sich blos als das Banner der Wohlthätigkeit, nicht als den Wohlthäter selbst, denn dieser sei die gesammte Nation; wenn nun aber tapfere Regimentern, deren einzelne Soldaten nicht füglich aus-

Digitized by Google

gezeichnet werden können, als gemeinsamen Lohn einen Orden für die Fahne erhalten, so glaube auch er, diese Medaille blos in dem Gefühle tragen zu dürfen, daß sie eigentlich allen mildherzigen Bewohnern Oesterreichs verliehen worden sei. — Man darf indeß nicht vergessen, welchen Vorschub die von Herrn Bäuerle veranstalteten Sammlungen für Wasserbeschädigte oder Feuerverunglückte seinem eigenen Blatte geleistet haben, denn gewiß verdankt dasselbe einen großen Theil seiner Verbreitung (Auflage viertausend) diesen Werken der Wohlthätigkeit. Jedermann, der, zumal in entlegenern Ortschaften, etwas beigesteuert, will die Bestätigung in der Theaterzeitung lesen, zumal auch gelegentlich seinen werthen Namen gedruckt finden und ist auf solche Weise genöthigt, sich das Journal zu halten. Auch haben viele Ortsgemeinden pränumerirt, unter der ausdrücklichen Bedingniß, daß der Redacteur sich dagegen verbindlich mache, im Fall eines Brandes, Hagelschadens u. dgl. für sie zu sammeln; die Leute betrachten die Pränumeration als eine Art Versicherungsprämie, und ich war selbst Ohrenzeuge, wie ein Pfarrer in einem Dorfe Ober-Oesterreichs der Gemeinde von der Kanzel herab die Pränumeration der Theaterzeitung als Schutzmittel gegen Feuers- und Wassergefahr recht eindringlich empfahl. Gewiß, eine seltsame Buchhändleranzeige!

Der Humorist bleibt der alte, blos wird derselbe fortan wöchentlich eine Nummer mehr bringen, den „Bazar für Industrie, Handel und Gewerbe," der bereits eine Beschreibung der eben im Bau begriffenen Industriehalle für die künftige Gewerbsproduktenausstellung sammt Zeichnung lieferte, was als sehr zeitgemäß angesehen werden muß. Die Wiener Zeitschrift ist in fremde Hände übergegangen, da Witthauer nach Dresden zieht und das Journal um sechstausend fl. Dr. Ritter Frank, dem früheren Director des Pesther deutschen Theaters, abgetreten hat. — Frank beabsichtigt, das etwas verrostete Unternehmen zu verjüngen und zu erfrischen, wozu es ihm weder an Einsicht, noch Mitteln gebricht. Herr Straube, der seit zwanzig Jahren bei der Redaction des Blattes betheiligt war, wird fernerhin jeder Mitwirkung entsagen und tritt auf Kosten des Staates eine größere Reise durch die Provinzen an, um in den Landesarchiven nach historischen Documenten zu forschen, welche das Aerar bei manchen geltend zu machenden Ansprüchen juridisch unterstützen sollen. Zugleich hat Dr. Frank das Format zum Quart vergrößert. Soviel von der hiesigen Journalistik, die in dem neuen Jahre weder eine Vermehrung noch Verminderung erleidet; in Prag legt sich „Ost und West" ein Beiblatt zur Kalobiotik zu, mit dem es sich auch sein eignes Leben verschönern will, und zu Pesth erscheint eine magyarische Zeitschrift für Industrie, Handel und Gewerbe, wie denn jetzt überhaupt in Ungarn eine wahre Industriezucht grassirt, und die materiellen Interessen das Stichwort des Tages sind. Die Regierung, welche diese Rich-

tung selbst provozirte, um die geistigen Kämpfe des Prinzips zu beseitigen, fängt jetzt selbst an zu fürchten, einen Mißgriff begangen zu haben, indem die gewerblichen und commerziellen Verhältnisse Ungarns, sobald solche sich emanzipiren, ohne die Steuerfrage entsprechend zu gestalten, nothwendig eine Geldkrisis in den deutschen Ländern erzeugen müssen, da diese seither gewohnt waren, die Mittel zu ihren hohen Steuersätzen aus dem benachbarten Ungarn zu bekommen. Hört einmal das Verhältniß auf, so fällt unser ganzes Finanz- und Steuersystem in die Brüche.

Von auswärtigen, hier zugelassenen Zeitungen ist vom beginnenden Jahr an die Kölnische Zeitung verboten worden, die häufig sehr scharfe Artikel über Oesterreich mittheilte, in denen sie namentlich gegen den Finanzpräsidenten ankämpfte. Ihr Verfasser ist der Regierung wohlbekannt, allein unangreifbar; es ist ein Cavalier der großherzoglich mecklenburgischen Gesandtschaft, der nicht einmal die Post zu seinen Sendungen benützte, sondern diese durch den alle vierzehn Tage nach Schwerin abgehenden Courier bewerkstelligte. Die Frankfurter Oberpostamtszeitung bleibt als zahmes Blatt ohne alle Farbe nach wie vor freundlichst willkommen, nur ihre schwatzhafte Tante, das Conversationsblatt, das so viel von den Jesuiten zu erzählen weiß, muß vor den schwarzgelben Schranken Halt machen. Wir brauchen keine Jesuitengeschichten, wir wissen deren selbst genug, keine fremden, sondern vaterländische und zeitgenössische der schönsten Sorte. Wir rathen Herrn Sue in Paris, so bald als möglich einen Abstecher nach Oesterreich zu machen, da kann er Studien machen zum Frommen seines Ewigen Juden, der jedenfalls besser ausgefallen wäre, wenn sein Verfasser sechs Wochen in Linz, Tarnow oder Innsbruck gelebt hätte.

2.

Ein deutscher Krieger. — Bauernfeld und die Theatercensur. — Fräulein Marra. — Halm und Grillparzer.

Die in diesen Tagen erfolgte Aufführung von Bauernfeld's deutschem Krieger im Hofburgtheater hat in den dramatischen Annalen der Hauptstadt Epoche gemacht. Auch in Betreff unserer Bühnencensur bildet die Novität, wenn man anders gestimmt ist, diesen Fall als bindende Norm für die Praxis der ganzen Zukunft zu betrachten, einen ganz bedeutungsvollen Abschnitt, der uns dem deutschen Geistesleben gewiß näher rückt, als ein Anschluß Böhmens an den Zollverein. Zwei Richtungen sind es zumal, in denen der Dichter, der wie bekannt, selbst Staatsbeamter ist, für die Ideen der Zeit gegen den historischen Plunder rüstig ankämpft, gegen die Bureaukratie und gegen die deutsche Zersplitterung. Wer wollte läugnen, daß gerade diese beiden Punkte die Wunden sind, aus denen Deutschland seit Jahr-

Digitized by Google

hunderten blutet und sich endlich verbluten muß, wenn der Gott des Zufalls nicht Ereignisse herauufführt, die den Wünschen des träumerischen Michels günstiger sind, als alle bisherigen. Der Particularismus der Fürsten und Volksstämme hat das deutsche Reich begraben, hat den einst klangvollen deutschen Namen zum Gespött der fremden Nationen gemacht und die deutsche Bureaukratie hat die Volkskraft im Innern geknebelt und den stolzen Eichenwald des Germanismus in gar zierlich gestutzte Laubgänge und flache Rasenplätze verwandelt, auf dem sich der grüne Rathstisch recht stattlich ausnehmen mag. In eben dem Maße, als die Registraturen angeschwollen, hat das Volksleben abgenommen und die graue Theorie ist dem Baum des Lebens über den Kopf gewachsen. — Bauernfeld nimmt kein Blatt vor den Mund und die einzige nothwendige Concession, die er den Verhältnissen gemacht, besteht darin, daß er die Handlung in's siebzehnte Jahrhundert, am Schluß des schmachvollen dreißigjährigen Krieges verlegt hat. Allein der Geist, der aus dem Drama lodert, ist der des neunzehnten Jahrhunderts und der Churfürst von Sachsen und der Parteigänger Götze sind für den, der das Verständniß der Gegenwart im Herzen trägt, doch nichts Anderes, als die Personification des deutschen Geistes und des deutschen Patriotismus, den man nicht brauchen kann, und welchen man aus Verlegenheit, was damit anfangen, auf die Festung und in Zukunft auf die Galeere schicken muß. Ja, diesem ehrlichen Schwärmer, der selbst im Feldlager noch Idealist bleibt, fehlt zum Demagogen der zwanziger Jahre eben nur der deutsche Rock, der ausgelegte Halskragen und der Bundestag.

Das Stück ist ein Potpourri von Ideen und Anklängen, wie sie eben jetzt in der Zeitatmosphäre umherflirren, und wer Neues, noch nicht Dagewesenes, Unausgesprochenes verlangt, der möchte sich freilich gewaltig täuschen. Was an dem Stücke neu, das ist die Möglichkeit seiner Darstellung und wenn auch Alles, was es enthält, schon dagewesen, so ist es doch noch nicht auf unseren Bühnen gewesen. Zeitungen und Geschichtsbücher haben das hier Gebotene schon oft ausgesprochen, aber der Schauspieler noch nie und wer weiß nicht, wie unermeßlich verschieden die Wirkung eines Gedankens, eines Schlagwortes sich gestaltet, ob wir ihn im einsamen Zimmer, im Schlafrock und Pantoffeln gesagt finden, oder von der Tribüne der Bretter her vernehmen, wo wir in den Zügen von Tausenden im Augenblick den Eindruck lesen können, den das zündende Wort in der Seele der Versammelten erweckt. Wenn man gerecht gewesen wäre, würde man auch den Censor, nicht blos den Verfasser gerufen haben. Diesem aber gebührt die Anerkennung einer Gesinnung, wie sie leider unter unseren Literaten noch zu selten gefunden wird. Kräftigen Naturen, festen Charakteren gegenüber behauptet die Behörde eine gewisse Rücksicht und ihre Strenge trifft nur jene, die sie verachten muß.

Digitized by Google

An dem der Aufführung des deutschen Kriegers folgenden Tage erschien in der Wohnung des Herrn Bauernfeld ein Beamter, welcher ihn um Herausgabe des Manuscripts ersuchte, um einige Stellen nachträglich zu streichen, an welchen sich der Censor anfänglich nicht gestoßen hatte und welche erst bei der Darstellung selbst durch das Benehmen des Publicums Relief bekamen. Darauf erklärte aber der Dichter, daß er sich niemals dazu verstehen werde; das Manuscript hat einmal die Billigung der Theatercensur erhalten, sagte Bauernfeld, und ich dulde keine späteren Verstümmelungen. Hält man das Stück für gefährlich, glaubt man einen Mißgriff begangen zu haben, so mache man ihn dadurch gut, daß man das Stück verbietet. Verbot oder ungeschmälerte Darstellung verlange ich für mein Drama. — Da ein Verbot üble Sensation gemacht haben würde, die die Behörde nicht auf sich nehmen wollte, so gab man nach wie vor das Stück und die Sache war abgethan.

Im Hofoperntheater machte Fräulein von Marra als Königin der Nacht in Mozart's Zauberflöte, die Staudigl als Benefice wählte, vollständig Fiasco. Sie wollte nämlich denen, welche ihre Befähigung für den deutschen Styl bezweifeln, den Beweis liefern, daß sie auch hierin mit Frau Hasselt-Barth in die Schranken treten könne, und übernahm von dieser den schwierigen Part der Königin der Nacht, während letztere die Pamina sang. Da die Marra noch nie in einer deutschen Oper aufgetreten war, so sah das Kunstpublicum der ganzen Stadt diesem Abende mit Spannung entgegen und es gab nicht Wenige, welche eine Beschämung ihrer älteren Rivalin, die in dieser Art wirklich ausgezeichnet ist, erwarteten. Das Schicksal verfügte anders und Marra mißfiel. Sie hatte dazu noch die Zuversicht gehabt, den Part nach den ursprünglichen Noten zu singen, was ganz unmöglich sein dürfte, weil Mozart diesen Part vollkommen der Individualität seiner Schwägerin, der Madame Hofer, angepaßt die eben Nichts weiter, als eine ungewöhnlich hohe Stimmlage besaß und blos damit glänzen konnte. Zudem ist die Stimmung des ganzen Orchesters seit sechzig Jahren um einen ganzen Ton gestiegen, weshalb man auch beim Einstudiren älterer Musikwerke stets die entsprechende Transponirung vornehmen muß, indem sonst Vieles gar nicht mehr gesungen werden könnte. Fräulein Marra leistet als Bravoursängerin so Vortreffliches, daß sie die abgegangene Lutzer bald vollkommen ersetzen wird und damit sollte sie zufrieden sein und sich in keine Wettkämpfe einlassen, in welchen sie nothwendig unterliegen muß, und zu denen sie mehr von Eitelkeit, als Beruf geleitet wird.

Der unter dem Namen Halm bekannte Baron Münch-Bellinghausen, bisher Regierungsrath bei dem hiesigen Gubernium, ist an die Stelle des verstorbenen Slavisten Kopitar zum Hofrath und Bibliothekar bei der k. k. Hofbibliothek mit fünftausend Gulden Gehalt

Digitized by Google

befördert worden. Von jetzt an wird Halm, der bisher unentgeldlich dem Staate gedient, seine Besoldung beziehen. Grillparzer, der schon beim Tode des Hofraths Mosel um diesen Posten gebeten, ist in Folge seines zurückhaltenden Betragens(?) auch diesmal mit seiner Bewerbung durchgefallen. Er zählt jetzt achtundfünfzig Jahre (Halm siebenunddreißig) und dreißig Dienstjahre; seine Anstellung als Director des Hofkammerarchivs trägt achtzehnhundert Gulden Gehalt und so eben wird für das Papierchaos dieses Amtes in der Stadt ein neues Gebäude aufgeführt, das, nach einem Plane des Hofbauraths Sprenger gebaut, seiner Bestimmung völlig entspricht. Grillparzer hat in den letzten Jahren eine entschieden menschenfeindliche Stellung eingenommen; obwohl in seinem Herzen keine Spur jenes Menschenhasses zu finden ist, den sein Verhalten zu verrathen scheint. Wer zu stolz ist, um der Meinung nachzujagen und die Menge über sich selbst aufzuklären, der thut ganz wohl daran, wenn er sich in den Mantel seines Bewußtseins hüllt und in einen Winkel der Gegenwart gelehnt, ruhig auf die Nachwelt wartet. Freilich kann er dann auch nicht von dieser verschmähten Gegenwart jene warme und brausende Theilnahme hoffen, die ihm eigentlich gebührt und um welche ihn einzig seine Einsamkeit gebracht hat. — Von der Freiung. —

III.

Aus Berlin.

Localverein und Centralverein. — Kollmann gegen Voß. — Püttmann. — Jenny Lind. — Klein's Zenobia. — Tartüffe.

Ein Gespräch des Tages und ein Gegenstand mannichfacher Interessen ist der hier sich bildende Localverein. Die Bedeutung des Centralvereins, in dem die aristokratischen Elemente vorherrschend sind, scheint für die Zukunft sehr zusammenzuschmelzen und immer kleiner zu werden, je freier die Localvereine sich entwickeln. Vielleicht gehen auch von dieser Besorgniß die Hemmnisse aus, mit denen der Centralverein die Localvereine zu beschränken sucht. Der Centralverein sollte bedenken, daß auch darin ein Verdienst liegt, und kein geringes, den Anstoß gegeben zu haben, daß er aber dieses große Verdienst, welches ihm nicht abgesprochen werden darf, geradewegs wieder aufhebt, indem er durch das System der Bevormundung die jungen Keime erdrückt, welche sich frei und selbständig entwickeln wollen. In so weiter Ferne uns auch die praktische Bedeutung dieser Vereine zu liegen scheint, so wichtig sind doch die theoretischen Folgen derselben und aus der Theorie folgt einmal wieder die Praxis. Um so mehr müssen wir uns wundern, daß man außerhalb Preußens an dieser großen Bewegung keinen Antheil nimmt und daß selbst Preußen ganze Provinzen aufzuweisen hat, z. B. Schlesien, wo man bis jetzt ganz theilnahmlos

Digitized by Google

für diese Bewegung geblieben ist. Hätte Schlesien keine Armuth? — Die Aufstände der unglücklichen Weber reden blutig zu uns von der schlesischen Armuth. Oder glaubt man vielleicht in Schlesien, daß es unmöglich sei, durch die Constitution und Wirksamkeit der Localvereine auch nur ein Palliativmittel für den Pauperismus zu finden? Man sollte bedenken, daß durch die Organisirung dieser Localvereine ein Institut in's Leben gerufen wird, wie es ganz einzig in seiner Art in dem preußischen Staate, diesem Beamtenstaate, dasteht, daß durch sie dem Volke eine Art von Selfgouvernement in seinen wichtigsten Angelegenheiten gestattet wird, und daß es thöricht, ja feige genannt werden müßte, wollte man eine Gelegenheit nicht benutzen, die unabsehbare Folgen herbeizuführen vermag. Weshalb man sich in nichtpreußischen Theilen Deutschlands diesen Bestrebungen nicht anschließt, begreifen wir eher.

Wahrlich, von den kürzlich erschienenen Gedichten Karl Beck's kann man mit Recht sagen: habent sua fata libelli. Processe vor und nach dem Erscheinen derselben. Der Redacteur dieser Blätter, welcher diesem Falle in seiner Leipziger Skizze Berücksichtigung schenkte, glaubt, daß der Proceß von einer sächsischen Behörde geführt werden müsse, wir müssen dem widersprechen, da der Verklagte, die Vossische Buchhandlung, preußischer Unterthan ist und der Proceß also nothwendig vor ein preußisches Forum gezogen werden muß. Uebrigens, wie wir unterrichtet sind, meinen wir jedenfalls, das Recht sei auf der Seite Beck's und seines Verlegers. Kurz, ehe Beck Leipzig verließ und in seine Heimath zurückkehrte, ward zwischen ihm und dem Buchhändler Bösenberg ein Contract abgeschlossen, worauf Beck sich verpflichtete, im Laufe eines Jahres eine neue Ausgabe der „Nächte," der „stillen Lieder" und „des fahrenden Poeten" in einem Bande im Bösenbergschen Verlage erscheinen zu lassen, für eine neue Auflage des „Janko" und des „Saul" wurde keine bestimmte Frist des Erscheinens festgesetzt. Beck hielt den Contract pünktlich, indem er das Manuscript der umgearbeiteten und zusammengezogenen „Nächte," „stillen Lieder" und des „fahrenden Poeten," vermehrt um ein neues Gedicht „Aus Oesterreich," zur rechten Zeit an seinen Verleger absendete. Bösenberg's Verlag und so auch das Beck'sche Manuscript ging indeß in andere Hände über. Beck erkundigte sich nach dem Schicksal seiner Poesien, an deren Herausgabe ihm um so mehr gelegen sein mußte, je mehr er Fehler und Schwächen der ersten Ausgabe erkannt hatte, aber er erfuhr Nichts, die Zeit, wo sie contractlich erscheinen sollten, ging weit vorüber, sie erschienen nicht. Der Contract war also von Seiten des Besitzers gebrochen, auf den nicht blos die Rechte, sondern auch die Pflichten des zwischen Beck und Bösenberg abgeschlossenen Contractes übergegangen sein mußten. Wer diesen Punkt richtig erwägt, kann nicht an der Entscheidung des Processes zwei-

Digitized by Google

feln; nicht den Janko, nicht den Saul, für deren Erscheinen keine bestimmte Zeit festgestellt war, eben nur die „Nächte," die „stillen Lieder" und den „fahrenden Poeten," die im Laufe eines Jahres contractlich erscheinen sollten, aber nicht erschienen waren, übergab Beck nun einem andern Verlage, der Vossischen Buchhandlung in Berlin. Die Vossische Buchhandlung übernahm den Verlag der Gedichte, nachdem sie Alles wohlerwogen und alle Processe vorausgesehen hatte, die kommen konnten und kommen würden. Ueberdies verdient es noch eine besondere Frage, ob, bei dem besonderen Charakter des literarischen Eigenthums, es gestattet sein kann, daß das Manuscript eines Schriftstellers, ohne sein Wissen und ohne seinen Willen, einem anderen Buchhändler verkauft werden darf. Der neue Eigenthümer hätte durch ein solches sehr zweifelhaftes Recht nicht blos Gewalt über das Manuscript, als eine Sache betrachtet, sondern er wäre dadurch auch gleicher Zeit zum Herren und Tyrannen aller geistigen Functionen des Schriftstellers geworden; angenommen, ein Buchhändler wäre der Erbfeind eines Schriftstellers, so könnte er diesen durch Ankauf seiner Manuscripte wider dessen Willen vollkommen zum Sklaven machen. Er könnte sie jahrelang liegen lassen, ehe sie erschienen, er brauchte sie gar nicht erscheinen zu lassen, wenn er, wie im vorliegenden Falle, nur die Rechte, und nicht auch die Pflichten des Contractes an sich bekommen hätte, er ließe sie erscheinen, nachdem die Ansichten des Schriftstellers, unter deren Bedingung er sie schrieb, sich ganz geändert hätten, und er durch das Erscheinen eines solchen Buches nicht nur nicht erfreut, sondern sogar tief gekränkt werden könnte. Zudem wissen wir, daß nicht einmal ein selbständiger Buchhändler, sondern nur ein Commis ein Besitzer des Beck'schen Manuscriptes gewesen ist; dieser mag sich nun freilich in neuster Zeit auf irgend eine Art und Weise mit dem Herrn Kollmann geeinigt haben, da der Letztere selbst in diesem interessanten Preßprocesse gegen die Vossische Buchhandlung in Berlin als Kläger auftritt.

Die Entfernung Püttmann's von der Feuilletonredaction der Kölnischen Zeitung und seine schnelle Uebersiedlung nach Belgien hat in hiesigen literarischen Kreisen viel Redens gemacht. Die Herausgabe des „deutschen Bürgerbuches," welches interessante Artikel von Heß, Heinzen, Grün, Wolff u. a. bringt, scheint von Einfluß auf diese Vorgänge gewesen zu sein. Als der Besitzer der Kölnischen Zeitung, Herr Dumont Schauberg, sich im vorigen Sommer in Berlin aufhielt, äußerte er schon mehrere Male Bedenklichkeiten über die neuere Richtung Püttmann's, allein auf ein so schnelles Ausscheiden desselben ist man hier doch keineswegs gefaßt gewesen. — Wie man sagt, hat die große Oper in Paris große Lust, uns Jenny Lind zu entführen; eine Pariser Privatmittheilung in der Vossischen Zeitung spricht davon, in Erwägung mancher Umstände

aber könnte eine solche Pariser Privatmittheilung auch wohl gut auf einen Berliner Ursprung zurückgeführt werden. — Von Dr. Klein wird nächstens ein neues Trauerspiel „Zenobia" zur Aufführung kommen; von einer Annahme des neusten Gutzkow'schen Werkes, dessen große Erfolge sehr für dasselbe sprechen, von einer Aufführung des „Urbild des Tartüffe" ist bis jetzt noch keine Rede gewesen.

— β.

IV.

Das Urbild des Tartüffe, von Gutzkow.

Lustspiel — Posse — historische Anekdote — historische Tableaux — Satyre — man nenne das Stück wie man will, man sei verdrießlich, daß man es nicht in die vorgeschriebenen uraltbestimmten Fächer rangiren kann; man sage, das Stück fange erst im dritten Akte an und ende in dem vierten, kurz man sage, was man will, der Pedant ärgere sich wie Msr. Chapelle der Akademiker; es wird doch jeder zugestehen müssen: Ich habe mich bei diesem Urbild des Tartüffe köstlich unterhalten; es ist ein sehr glücklicher Wurf; jeder dieser zusammenhangslosen Akte ist an sich ein kleines allerliebstes Lustspielchen und in jeder dieser Scenen kommt doch ein Wort, ein Gedanke vor, der wie eine Lanze in die Rippen unserer Zeit fährt. — — Das Ganze ist ein geistreiches Feuerwerk. — Unaufhörlich, bald hier, bald dort, springen und platzen die Raketen; die eine zündet, die andere leuchtet, die dritte brennt sich tief ein, die vierte entwickelt sich zum höhnischen Gesichte eines Satyrs.

Es ist viel Verbissenheit in dem Stücke. — Gutzkow hat nie aufgehört, Journalist zu sein; jetzt, da er kein Journal mehr schreibt, ruft er von der Bühne dem Volke seinen Ingrimm zu, kritisirt, polemisirt er, ist er witzig und geistreich auf den Brettern. — Jede Person dieses Stückes kommt Einem wie irgend ein Bestandtheil eines Journales vor; Molière: leitender, aufrichtiger Artikel — Lamoignon: satyrischer Aufsatz — Minister, Leibarzt, Akademiker: Polemik gegen verschiedene Stände — Louis XIV. und Armand: moderne Novelle — Mathieu: humoristischer Artikel — Madelaine: liebliche und pikante Notiz ꝛc. Das Ganze ist ein Journal für Politik, Literatur, Theater und geselliges Leben, redigirt von Gutzkow, dessen Charakter das Journal trägt, dessen Sympathien und Antipathien es offen ausspricht. — Darum darf man Gutzkow z. B. die Polemik im vierten Akte gegen Theaterjammer, Publicum, Verbot neuer Stücke, gegen den Neid der Dramatiker und gegen die Kritik nicht so übel nehmen, um so weniger, da die Polemik Moliere in den Mund gelegt ist, dem sie gar wohl ansteht. In einem Journal ist Alles erlaubt; die bitterste Polemik im Hauptaufsatz wird ja durch die darauf fol-

Digitized by Google

gende anmuthige Novelle gutgemacht. — Man verzeiht es Gutzkow gerne, wenn bald diese, bald jene Person aus ihrer Rolle oder aus der Handlung des Stückes heraustritt, um etwas Geistreiches zu thun, oder zu sprechen, man übersieht gerne manche Gewaltsamkeit, denn man weiß, sie bezweckt irgend eine sinnreiche und unterhaltende Ueberraschung. — So stellt sich dieses willkürlich componirte, bunte, formlose „Urbild des Tartüffe" nicht als eine harmonische Komödie, nicht als ein ästhetisches, theatralisches Kunstwerk dar, und wir wissen ihm keine andere Bezeichnung zu vindiciren, als die der zeitgemäßen, ungebundenen Satyre, der Gutzkow nur die Rokokomaske umthat.

Das Haus war bei der dritten, wie bei der ersten Vorstellung überfüllt, so daß auch das Orchester den Zuschauern eingeräumt werden mußte. M. G — n.

V.

Notizen.

Giehne gegen die Schweiz. — Die Dame mit dem Todtenkopf. — Französische Minister und deutsche Poeten. — Ein Wunder.

— Alles hat sich gegen die arme Schweiz verschworen. Seit ihre Gegenwalt so elend, will man auch den Nimbus von ihrer Vergangenheit nehmen. Den Tell hat die Kritik schon aus der Geschichte hinausgeworfen; jetzt soll auch Arnold Winkelried als Mythus erklärt werden. Giehne hat in einem Aufsatz: „Die Schweiz und die Schweizer", aus welchem die Augsburger Allgemeine Bruchstücke anführt, mit scharfer Feder nachgewiesen, daß die schweizerische Nationalität eine hohle Phrase, daß die schweizerische Republik nur ein Aggregat, kein Organismus, daß ihre Verfassung unhaltbar, ihr Freiheits- und Einheitsstreben ein Widerspruch sei, indem sich die alteidgenössische Freiheit mit der Centralisation des neueren Liberalismus nicht vereinigen lasse; endlich daß die Schweiz ihren Bestand von jeher nur dem Neid der Mächte verdankt habe, wie jetzt die Türkei. Unter Andern wird auch die Schlacht von Sempach kritisirt und durch die Widersprüche in den verschiedenen Berichten darüber gezeigt, daß die Winkelried'sche That sammt dem modern klingenden Ruf: „Der Freiheit eine Gasse!" ein später entstandener Mythus sein müsse. — Zwischen den Zeilen dieses Giehne'schen Aufsatzes steht geschrieben: Du sollst getheilt werden, wenn Du Dich nicht selbst dem freien und einigen Deutschland anschließen willst. — Das freie und einige Deutschland muß aber erst da sein. — Den Schweizern kann ein hartes Wort nicht schaden; sie verdienen es für den lächerlichen Hochmuth, mit dem sie oft die gemeinsame deutsche Nationalität zu verläugnen suchten. Und übrigens ist Kritik keine Feindschaft. Erinnern möchten wir nur, daß dieselben Miserabilitäten, welche Giehne der schweizerischen Geschichte vorwirft,

Digitized by Google

sich auch in anderen deutschen Geschichten finden, eben der Verwandtschaft wegen. Die Kritik würde am historischen Nimbus manches deutschen Staates flicken, wenn er nicht zum freien und einigen deutschen Bund gehörte.

— Während immer mehr historische Gestalten sich zur Mythe verwandeln, wollen die unsinnigsten modernen Fabeln Wahrheit werden. Die Dame mit dem Todtenkopf — die „Seeschlange" der deutschen Journalistik — die das kritische Berliner Publicum alle Jahre einmal zum Aberglauben verleitet hat, soll nun wirklich geworden sein. Ein medicinisches Journal bringt einen Bericht darüber von Dieffenbach, welcher die Unglückliche unter den abenteuerlichsten Umständen kennen lernte und von ihr verfolgt wurde, bis er sie gründlich heilte; so gründlich, daß sie jetzt Bälle und Concerte ohne Schleier besucht. Die Gespensterromantik hat sich also in die Chirurgie geflüchtet, die Geister verwandeln sich in Skropheln und die erlösenden Ritter in geschickte Operateurs.

— Der französische Cultusminister Villemain ist vor lauter politischen Anstrengungen geisteskrank geworden. Er sprang im Delirium aus dem Fenster seines Hotels, wie die Zeitungen melden. In Deutschland kann dergleichen nur einem Dichter passiren; ein Minister braucht sich kein graues Haar wachsen zu lassen, er ist ja unverantwortlich. Sein König muß sein Sündenbock sein und kann es mit leichtem Humor, denn die Majestät ist wieder nur verantwortlich vor Gott.

— Die Akademie von St. Petersburg, die sich mit meteorologischen und atmosphärischen Forschungen viel beschäftigt, hat die Entdeckung gemacht, daß in Sibirien seit dem verhängnißvollen Jahre 1830 eine merkwürdige Veränderung eingetreten ist. Die Kälte ist fast in keinem Winter über 28 Grad gestiegen, das Quecksilber hat in Irkutzk zu gefrieren aufgehört, es wird mit jedem Jahre wärmer in Sibirien. Ja zuletzt wird es wahr werden, was Gretsch von einem Verbannten sagte, derselbe müsse zur Strafe dort die Blumen begießen. Der Himmel nämlich erbarmte sich der vielen patriotischen Märtyrer, die in der Eiswüste schmachten seit 1830, und hat den Nordwinden befohlen, gelinder zu wehen. — Letzteres sagt aber nicht die Akademie von St. Petersburg; es ist nur eine fromme polnische Mythe.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig**. — Redacteur **J. Kuranda**.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Die preußischen Provinziallandtage.

Von

W. Lüders.

> Wir haben die Wahl, ob wir ein neuer Staat sein und mit den Lehren, welche uns die Zeit bringt, fortschreiten oder uns auf unsere Stirn Runzeln malen und mit den abgelebten Staaten, die unsere Kindheit anfeindeten und verkümmerten, zu Tische setzen und als Gesellen einerlei Art verkehren wollen.
>
> Eduard Gans.

Mit ungewöhnlicher Spannung sieht man im Inlande wie in ganz Deutschland den nächsten preußischen Provinziallandtagen entgegen. Wie werden die Landtage diesen Erwartungen entsprechen? Welche Stellung werden sie den Lehren gegenüber, welche uns die Zeit bringt, einzunehmen bemüht sein? Welcher Geist wird sich in ihnen geltend machen? Welche Wünsche und Bitten werden sie an den Stufen des Thrones niederlegen? Welcher Art sind die Wünsche des Volks, die sich durch Petitionen kund geben?

Die Provinzialstände sollen nach dem Gesetz vom 5. Juni 1823 „Provinzialstände im Geiste der ältern deutschen Verfassung" sein. Nach dieser hatten die Stände in allen Angelegenheiten, die ihre Person, ihre Güter, ihre Gerechtsame betrafen, nicht blos eine berathende, sondern eine entscheidende Stimme; sie hatten nicht nur bei der Gesetzgebung, sondern auch bei der Steuerbewilligung eine entscheidende Stimme, wodurch sich die preußischen Provinzialstände als blos berathende wesentlich von jenen unterscheiden. Eine entscheidende Stimme darf den preußischen Provinzialständen nicht eingeräumt wer-

den, wenn der Staat nicht in einzelne selbständige Territorien aus einander fallen soll. „Provinzialstände werden nothwendig in ihren Ansichten getheilt sein," sagt der preußische Minister Wilhelm v. Humboldt; „es wird daraus mehr oder weniger die Gefahr einer Zerreißung des Staates entstehen." Nur durch eine Repräsentation für den ganzen Staat kann „allein Ein Geist, Ein Nationalinteresse an die Stelle ihrer Natur nach immer einseitiger Provinzialansichten treten," sagte der Staatskanzler Hardenberg. Daher äußerte der Freiherr von Stein über die preußischen Provinziallandtage: „Die Anstalt muß in Verbindung gedacht werden mit zukünftigen Reichstagen. Wesentlich ist Publizität nothwendig."

Der Geist der ältern deutschen Stände war der Geist der Versumpfung in Privatinteressen; ihre Thätigkeit war wesentlich negativer Art, indem sie, nie bereit, dem Gemeinwohl Opfer zu bringen, lieber jede Schande über das Vaterland ergehen ließen, da sie nur Particular- und Standesinteressen, nie Nationalinteressen verfochten, nur von Standesehre, nicht für Nationalehre beseelt waren. Die Thätigkeit der Stände richtete sich vorzüglich gegen die Regierung, der sie so viel Rechte und Privilegien, als nur möglich, abzudringen suchten. So wenig als möglich zu bewilligen, war höchste Staatsklugheit. Dabei suchte jeder Stand die Lasten von sich ab, den andern Ständen zuzuwälzen, wie es der Geist der Selbstsucht mit sich bringt. Aehnliche Bestrebungen werden sich in den Ständen Preußens hervordrängen. Schon wollen nach der Aachener Zeitung die Ritter der Mark Brandenburg im Interesse des großen Grundbesitzes auf Verminderung und Veränderung der Branntwein- und der Grundsteuer antragen. Bei einer Theilung des Volks in verschiedene Stände äußert sich die politische Klugheit immer dahin, daß jeder Stand für sich so viel als möglich zu erhalten bemüht ist, indem er seine Sache als eine Angelegenheit des Gemeinwohls darzustellen sucht. Deshalb schien dem Freiherrn von Stein „Spaltung in politische Parteien, in Liberale, Constitutionelle, Monarchisten und in ihre Unterabtheilungen weniger nachtheilig, als Trennung in Stände, wo Adelstolz, Bürgerneid und Bauernplumpheit gegen einander auftreten, Einer den Andern niederzutreten sucht und hiezu die Unterstützung der Bureaukratie zu erlangen strebt." Die Zusammensetzung der Stände — in den östlichen Provinzen haben Städte und Landgemeinden zusammen

Digitized by Google

so viel Stimmen, wie der große privilegirte Grundbesitz — läßt befürchten und die bisherigen Verhandlungen beweisen es, daß der große Grundbesitz seine Interessen besonders geltend machen wird. Das Uebergewicht des großen privilegirten Grundbesitzes, der durch gleiche Interessen und Familienbande eng verbundenen Herrn und Ritter, erscheint um so bedenklicher, je weniger Intelligenz, politische Bildung, Gemeinsinn und eine aus Patriotismus hervorgehende hochherzige Bereitwilligkeit, dem Gemeinwesen auf dem Altare des Vaterlandes Opfer zu bringen, unsern Landjunkern eigenthümlich sind *). Dazu kommt, daß der Landtagsmarschall aus dem Herren- oder Ritterstand ernannt wird. Das Gesetz geht also — denn nur dadurch läßt sich eine solche Bestimmung rechtfertigen — von dem Grundsatz aus, daß bei den Landjunkern eine größere politische Bildung, als bei Bürgern und Bauern. Der Landtagsmarschall überträgt die Abfassung ständischer Schriften geeigneten Landtagsmitgliedern; er ernennt die Mitglieder der vorberathenden Ausschüsse. Er ist also der Vormund des Landtags, indem vorausgesetzt wird, daß der Landtag selbst die geeigneten Personen aus seiner Mitte zu wählen nicht verstehe.

„Wesentlich ist Publizität nothwendig," sagt der Freiherr von Stein. Aber die Oeffentlichkeit widerstrebt dem ständischen Prinzip. Die Oeffentlichkeit wäre ein Hingeben der Landtage an die Allgemeinheit, während die Stände auf Besonderheiten gegründet sind. Die Stände, indem sie in die Oeffentlichkeit hinaustreten, appelliren an die öffentliche Meinung, erkennen die Allgemeinheit als Richterin an. Vor dem Lichte der Oeffentlichkeit müssen der Kastengeist, die exclusiven Bestrebungen erbleichen. So nothwendig die Oeffentlichkeit für eine Ständeversammlung, wenn sie für die Allgemeinheit und das Gemeinwohl wirken, wenn sie nicht in exclusiven Bestrebungen untergehen, in politischer Nullität versinken will, — wie die Erfahrung bezeugt, denn ohne Oeffentlichkeit keine Theilnahme, kein Interesse des Volks, sondern Gleichgiltigkeit — so gefährlich ist die Oeffentlichkeit den „ständischen Rechten," weshalb die Ritter

*) Anm. Der Antrag auf gänzliche Beseitigung der Censur und auf ein den Forderungen der Zeit entsprechendes Preßgesetz hatte auf dem letzten rheinischen Landtage 46 Stimmen für, 26 gegen sich. Unter den 26 Gegnern fanden sich 18 hochadlige Herrn.

Oeffentlichkeit bekämpfen. Auffallend ist es und ein Beweis von geringer politischer Bildung und von Gleichgiltigkeit gegen die ständische Institution, unter den Petitionen namhafter Städte die Oeffentlichkeit der Ständeverhandlungen nicht genannt zu sehen.

Das Petitionsrecht ist in Preußen ausdrücklich anerkannt. Schon nach dem Allg. Landrechte steht „einem Jeden frei, seine Zweifel, Einwendungen und Bedenklichkeiten gegen Gesetze und andere Anordnungen, so wie überhaupt seine Bemerkungen und Vorschläge über Mängel und Verbesserungen anzuzeigen." Die Behörden sind ausdrücklich verpflichtet, „dergleichen Anzeigen mit erforderlicher Aufmerksamkeit zu prüfen." Durch das Gesetz über die Provinzialstände ist ausgesprochen: „Bitten und Beschwerden, welche auf das specielle Wohl und Interesse der ganzen Provinz oder eines Theils derselben Bezug haben, sind von den Ständen anzunehmen." Es ist nicht blos erlaubt, es ist sogar die Pflicht eines guten Bürgers, wohl erwogene Zweifel, Einwendungen und Bedenklichkeiten gegen Gesetze unumwunden auszusprechen und vorhandene Mängel aufzudecken. Es genügt nicht, daß man darüber beim Bierkruge räsonnirt. Es ist nothwendig, daß man sich öffentlich darüber ausspricht, damit die Regierung, was bei einer censirten Presse nicht möglich, von der Stimmung, von den Ansichten, den Hoffnungen und Wünschen des Volkes unterrichtet werde. Auf dem Wege der Petition kann sich, und dies ist nothwendig, die öffentliche Meinung entschieden und energisch aussprechen. Geschieht dies nicht, erwartet man Alles ohne eigene Thatkraft von Oben her, dann darf man sich nicht wundern, wenn man wenig oder gar Nichts erhält. Man hat nur seine eigene politische Faulheit anzuklagen, wenn Mängel und Mißbräuche nicht abgestellt werden, weil man sie aufzudecken sich scheute, weil man nicht den Muth hatte, das Maul aufzuthun.

Einem freien intelligenten Volke ist die Freiheit der Presse, der freie Ideen- und Gedankenaustausch das Wichtigste. Die kritisirende Presse ist die Grundbedingung der Existenz eines freien Staates, damit die Gesetzgebung nicht erstarre und verknöchere. Unablässig und unermüdet haben wir mit allen gesetzlichen Mitteln um ganze und volle Freiheit der Presse zu kämpfen. Das Magdeburger Wochenblatt meint freilich, da Preßfreiheit nicht gewährt würde, sei es besser,

Digitized by Google

um ein präciseres Censurgesetz zu bitten. Die Kölnische Zeitung trägt kein Bedenken, dem beizupflichten. Die Kölnische Zeitung, ein Organ jener Provinz, wo auf dem letzten Landtage die Sache der Preßfreiheit eine glänzende Majorität von 46 gegen 26 für sich hatte, schämt sich nicht, muthlos das Prinzip der Preßfreiheit aufzugeben und auf das zunächst Erreichbare genügsam und in aller Bescheidenheit hinzuweisen. Das erinnert an die Taktik des Herold, der bekanntlich immer das zunächst Erreichbare im Auge hat, der in seiner Genügsamkeit, indem er die Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen d. h. Oeffentlichkeit der Sitzungen behandelt, die Preußen dahin belehrt, daß „doch immer schon Viel erreicht wäre, wenn die Verhandlungen wortgetreu, mit Namhaftmachung der Redner und ohne eine andere, als die von den Ständen selbst geübte Censur veröffentlicht werden dürften." Eine alte Wahrheit, daß Etwas besser ist als gar Nichts. Wozu vor der Zeit Beruhigungspulver verschreiben, Resignation predigen und die hausbürgerliche Tugend der Bescheidenheit anpreisen? Ist es der Presse würdig, die Erwartungen herabzustimmen, oder ist es ihrer würdig, höhere Saiten anzuschlagen? Geziemt es nicht der Presse, für ihre eigene Freiheit zu kämpfen? Wollen wir unbedingte Oeffentlichkeit und Freiheit der Presse, so haben wir unablässig dafür zu petitioniren. Die öffentliche Meinung muß sich, ohne auf das Getute der unpolitischen Nachtwächter zu hören, fest und bestimmt kundgeben.

„So unerläßlich es für den Begriff eines monarchischen Staates ist, daß Landstände in demselben seien, so wäre gar keine zu haben doch besser, als die Fortdauer jener Privilegien, jener Bedrückung, Täuschung und Verdumpfung des Volkes zu dulden, ohnehin besser, als Landstände zu haben, welche die Vertreter der Privilegien der Aristokratie sind," versichert Hegel. „Demgemäß dürfte mindestens ein Gleichgewicht in der Vertretung zu erzielen sein, indem die Vertreter der Städte durch stärkere Vertretung der großen Städte, die der Sitz der Intelligenz, — verdoppelt, die der Landgemeinden verdreifacht würden. Der Grundbesitz ist Bedingung der Standschaft, aber er dient nicht, wie man erwarten sollte, als Maßstab der Vertretung, indem in den östlichen Provinzen, mit Ausnahme Preußens, die Herren und Ritter dreimal so viel Stimmen haben als die Landgemeinden, in deren Händen der größte Theil des Grundeigenthums.

Digitized by Google

Perleberg, Salzwedel, Anklam haben so gut eine Stimme, wie Frankfurt, Potsdam, Stettin. Das erinnert an die verrotteten Flecken Englands. Die Interessen der vierzigtausend Einwohner Stettins werden denen der sechstausend Einwohner Perlebergs gleichgestellt, indem beide Städte durch je einen Abgeordneten vertreten werden. Wo dreißig Rittergutsbesitzer einen Abgeordneten senden, wo dreißigtausend Einwohner kleiner, unbedeutender, ärmlicher, zu einer Collectivstimme vereinigter Städte einen Abgeordneten wählen, werden die Interessen von sechzigtausend, ja von hundert und zwanzigtausend Landbewohnern durch einen einzigen Abgeordneten vertreten, und zwar in einer durch Wohlhabenheit ihrer Bewohner berühmten, durch Größe des bäuerlichen Grundbesitzes ausgezeichneten Gegend, in der Magdeburger Börde. Dabei wird die Wahl in Städten und Landgemeinden noch beschränkt durch die Bedingung eines zehnjährigen Grundbesitzes, durch einen hohen Wahlcensus und auf den Betrieb eines städtischen Gewerbes oder auf Landwirthschaft. Somit ist die Intelligenz ausdrücklich ausgeschlossen. Es ist schwer zu begreifen, warum z. B. ein Mitglied der Landgemeinden dadurch, daß es neben der Landwirthschaft seine Intelligenz anderen Gewerben widmet, unfähig zum Landtagsabgeordneten werden soll. Die Frage: wer auf den preußischen Landtagen vertreten sei, wird in der deutschen Monatsschrift sehr richtig dahin beantwortet *): „Offenbar nur die Reichen, die Habenden, die Nichts verlieren wollen, während der Arme keine einzige Stimme für sich hat. Es wäre für den Staat gewiß keine Gefahr dabei, wenn auf jedem Einer oder Zwei mitsäßen, die materiell ganz arm, ganz besitzlos, aber geistig desto mehr begütert sein müßten. Das wäre zwar unfehlbar eine ewige Minoritätsbank; aber wenn das Votum dieser Minorität stets beigelegt werden müßte, so würde sie, neben dem verknöcherten Reichthum, der wohlwollenden Staatsregierung den Lebenshauch der wahren Volksmeinung nicht so oft fehlen lassen.“ Wenigstens kann eine Landtagsversammlung, zum größten Theil aus Landjunkern bestehend, denen einige Gewerbtreibende und Bürgermeister kleiner und großer Städte und wenige Bauern beigesellt sind, nicht als Organ des

*) Blicke in die Zeit vom Standpunkte eines preußischen Communalbeamten. Deutsche Monatsschrift, Aprilheft 1843.

Digitized by

Volks, als Repräsentant der Allgemeinheit, noch als Gradmesser der politischen Reife und Bildung betrachtet werden.

Die Privilegien der Aristokratie stemmen sich überall der freien Entwickelung, der gleichen Berechtigung sämmtlicher Staatsbürger entgegen. Ohne Aufhebung derselben kein freies Staatsbürgerthum.

Die Kreisstände haben das Recht, „zu gemeinnützigen Einrichtungen und Anlagen" Ausgaben zu beschließen, die Kreiseingesessenen zu besteuern. Auf den Kreistagen erscheinen sämmtliche Rittergutsbesitzer des Kreises persönlich, während jede Stadt einen Deputirten sendet, sämmtliche Landgemeinden eines Kreises aber durch drei auf Lebenszeit aus den Schulzen gewählte Abgeordnete vertreten werden. Die Schulzen selbst werden von den Gutsherren ernannt. Die Kreisstände vertreten die Kreiscorporation in allen, den ganzen Kreis betreffenden Communalangelegenheiten. Indeß ist die Vertretung ganz in den Händen der Aristokratie, die zugleich bei Einrichtungen, die sie als „gemeinnützig" darzustellen weiß, die Kreiseingesessenen besteuern darf. Es sind daher Anträge auf eine Reform der Kreisvertretung zu stellen.

In Betreff der Communalverhältnisse des flachen Landes in den östlichen Provinzen führen die „Privilegien der Aristokratie" zu einer gänzlichen „Verdumpfung des Volkes." Nachdem durch das Edict vom 9. October 1807 die Gutsunterthänigkeit aufgehoben, erwirkte die Aristokratie das Publicandum vom 8. April 1809, das noch heute gesetzliche Kraft hat. Darnach ist jeder Dorfbewohner dem Gutsherrn als Inhaber der Civil- und Polizeigerichtsbarkeit alle Folgsamkeit und pünktlichen Gehorsam fernerhin zu beweisen schuldig und deshalb auch hinfüro verbunden, sich mittelst Handschlags dazu ausdrücklich zu verpflichten. Er darf niemals die Ehrerbietung und den Gehorsam aus den Augen setzen. In den vormals sächsischen Landestheilen wurde durch Edict vom 18. Januar 1819 den bisherigen „Erbunterthanen" eingeschärft, den Gutsherren auch fernerhin „Folgsamkeit und gesetzlichen Gehorsam zu beweisen und sich mittelst Handschlags ausdrücklich dazu zu verpflichten." Die Dorfbewohner werden der aufgehobenen Erbunterthänigkeit ungeachtet, als „Unterthanen" der Gutsherrn betrachtet und anerkannt. Die Gutsherrschaft bildet die „Ortsobrigkeit". Der Gutsherr ist nicht Mitglied der Dorfgemeinde, sondern deren „Obrigkeit und vorgesetzte Instanz." Der Gutsherr

hat die Polizeiverwaltung und die Leitung der Gemeindeangelegenheiten nicht als Gemeindeglied, sondern als vorgesetzte Obrigkeit, ja er kann von Hausleuten und Einliegern ein jährliches „Schutzgeld oder Jurisdictionszins" fordern. Er kann als Polizeiherr Strafresolute erlassen und vollstrecken. Der Schulze ist ein dem Gutsherrn untergeordneter Beamter. Von dem Gutsherrn bestellt, ihm zum Gehorsam verpflichtet, kann er nach Umständen von dem Gutsherrn bestraft und entlassen werden. Der Schulze hat überall nur eine dem Gutsherrn und dessen Anordnungen untergeordnete Verwaltung der Dorfgemeinde. So sind die Dorfbewohner ganz der Vormundschaft der Gutsherren untergeordnet. Emancipation der Landbewohner von gutsherrlicher Bevormundung, Gleichstellung der Landbewohner mit den Stadtbewohnern hinsichtlich der Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten, damit endlich die Aufhebung der Gutsunterthänigkeit eine Wahrheit werde! Werden sich die Landtage für eine auf das Prinzip der Selbstverwaltung gegründete Gemeindeordnung aussprechen?

Die Städteordnung, sagt Gans, durch den Buchstaben des Gesetzes zur Beförderung des Gemeingeistes eingerichtet, dazu bestimmt, das Spießbürgerliche auszureuten, wurde nicht organisch weiter gebildet und mußte sich daher selbst wie eine im elterlichen Hause geduldete Stieftochter vorkommen. Der Hauptmangel sei die fehlende Oeffentlichkeit. Der Begriff der Publizität setzt voraus, daß diese nicht nach Jahren, nachdem das unmittelbare Interesse verraucht ist, auftrete, sondern daß die Oeffentlichkeit einer Handlung mit ihr gleichzeitig selbst sei, um anderen Handlungen und anderen Veröffentlichungen derselben wieder Platz zu machen. Eine Publizität nach einem Jahre ist Geschichte, aber nicht Oeffentlichkeit. Ein Verlangen nach Oeffentlichkeit der Stadtverwaltung wird sich vielfach in Petitionen aussprechen. Die Städteordnung hat bisher beim Mangel der Oeffentlichkeit kein politisches Leben in den Städten entwickelt. Sie hat sogar, indem sie als eine Besonderheit nur die Stadtbürger zur Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten privilegirt, während die Landbewohner nicht als gleichberechtigte und zur Selbstverwaltung befugte Bürger betrachtet werden, indem sie die Städte von dem Lande isolirt, indem sie das Stadtbürgerthum über das Staatsbürgerthum setzt, auf Erhaltung des beschränkten, philisterhaften Spießbürgersinnes, der das Wohl seiner Gemeinde über das der Allgemein-

heit setzt, hingewirkt. Der Geist der Stadtbürger, durch Wall, Graben und Mauern vom Lande abgesperrt, durch die Städteordnung bevorzugt, durch unsere öffentlichen Zustände auf die Behandlung städtischer Angelegenheiten kasernirt, kann sich nur schwer von dem Besonderen zu dem Allgemeinen erheben. Da es unseren Bürgern überhaupt schwer gemacht wird, über allgemeine Angelegenheiten sich zu unterrichten, sich Gemeinsinn und Patriotismus anzuschaffen, so denkt man vorzugsweise nur an Localangelegenheiten. Wir dürfen daher Anträge auf Vermehrung der städtischen Deputirten, auf Oeffentlichkeit der Stadtverordnetenversammlungen erwarten; aber die Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen liegt den meisten Städten schon zu fern. Man wird um Aufhebung der Klassensteuer petitioniren, die Sehnsucht nach Monopol wird Beschränkung der bürgerlichen Freiheit durch eine Gewerbeordnung beantragen, aber wenige Petitionen werden sich mit allgemeinen Angelegenheiten, mit der Entwickelung freier Staatsformen befassen; Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, Schwurgerichte, Preßfreiheit, gleiche Besteuerung (durch Revision der Grundsteuer), Gleichheit vor dem Gesetz, gleiche Berechtigung Aller, das sind Dinge, die über dem Horizont der Pfahlbürger und der Bauern liegen.

Wie groß oder wie gering die Anregung sein mag, die den Landtagen aus dem Volke kommt, immer mögen die Landtagsdeputirten bedenken, daß man wenigstens eine freie, männliche und unumwundene Sprache von ihnen erwartet; daß man erwartet, daß jeder den Muth haben wird, zu sagen, was er denkt; daß es die Pflicht eines jeden Abgeordneten, Nichts zu verhüllen, sondern seiner Committenten Gesinnung auszusprechen.

Digitized by Google

Zwölf Tage im Gefängniß.

(Aus einem Privatschreiben Josef Rank's. *)

Gelt, lieber Alter, hast lange warten müssen, bis ich Deinem wiederholten Wunsche, Dir mein Reiseerlebniß mitzutheilen, entgegenkomme. Ich wollte Nichts mehr vermeiden, als von meinen ersten Wallungen Nutzen zu ziehen, Dich in Unmuth aufzuwiegeln. Mir war darum zu thun, daß ich Dinge erst mit kühlem Blute betrachten lerne, die ich mit aller Hitze und Schwermuth zuvor durchleben mußte. Aber dazu brauchte ich volle Gemüthsruhe. Diese genieße ich nun wieder. Es sind Dir seitdem viele zerrissene Nachrichten bunt durcheinander zugeflogen — tausche sie hier gegen die einfache klare Mittheilung Deines Freundes aus, der den ganzen Vorfall doch am besten wissen muß. . . Meine letzten Briefe haben Dir meinen Sommeraufenthalt in Döbling bei Wien geschildert; wie mir dort in idyllischer Einsamkeit auch etwas Diplomatisches nachkam (indem der portugiesische Botschafter Saldanha nebst Familie ein Haus mit mir bewohnte und einen Garten mit mir theilte); wie ich meine freien Stunden dort mit allerlei Zerstreuungen hinbrachte; und wie ich endlich mit einem jungen Mitgliede der Leipziger Oper meine Reise beschloß. Am 24. Juli gegen Mitternacht hielt unser Wagen am Thore Prags. Ich gab wie der harmloseste Passagier meinen (nur für Oesterreich giltigen) Paß ab und ließ ihn mir des folgenden Tages von der „Stadt Wien", meinem Gasthofe, aus nebst ei-

---

*) Da in letzter Zeit so viel Widersprechendes von Rank und seinem Verhöre in den Journalen stand, so glaube ich, ohne eine Indiscretion zu begehen, den folgenden interessanten Brief Ihnen zur Benützung mittheilen zu dürfen; es ist zwar ein Privatschreiben, enthält aber keine Geheimnisse, welche die Oeffentlichkeit zu scheuen hätten.

Bemerkung des Einsenders.

nem Passirschein nach Teplitz zurückholen. Ich bekam auch Beides ohne Anstand. War ich nun in **Prag** so sehr der **Unverdächtige**, wo die kürzlichen Aufstände noch tausend Augen und Ohren wachsam hielten und die Straßen vom Schritt geschlossener Militärschaaren dröhnten; wo sollte ich nun ferner besondere Hindernisse finden? Ich blieb den 25. Juli in Prag, war sehr heiter und vom Morgen bis zum Abend auf den Beinen. Meine Absicht war, am 26. gegen Abend in Teplitz einzutreffen und am 28. Juli in Dresden zu sein; mein Freund und Begleiter hatte beschlossen, zwei Tage länger in Prag zu bleiben und hierauf zu Wasser mit mir zugleich in Dresden einzutreffen. Mit ihm und mit noch einigen Bekannten verlebte ich am Vorabende unserer Prager Trennung mehrere heitere Stunden theils im Theater, theils im Gasthofe, nahm endlich Abschied und zog mich mit ihm auf unser gemeinschaftliches Zimmer zurück. Wir verabredeten da ein Rendezvous im „englischen Hof" zu Dresden; ich übergab ihm mein Weniges, das ich bei mir führte, damit er es seinem großen Koffer einverleibe. „Hörst Du" — rief er noch lebhaft — „Reise nicht etwa ab, ohne daß Du mich zuvor weckest! Wir müssen ja erst Abschied nehmen." Ich sagte ihm das ernsthaft zu, dann schliefen wir ein. Gegen drei Uhr Morgens klopfte ein Hausknecht; ich erwachte schnell, stand auf, kleidete mich in aller Stille an, und als ich reisefertig dastand, ging ich meinen Freund zu wecken: „. . . Du, mein Dör'l (Theodor)" rief ich leise — „Hörst Du? Dör'l, ich reise ab." Er dehnte sich, dann ermunterte er sich plötzlich und richtete sich plötzlich auf: „Ja, ja!" erwiederte er — „da bin ich schon! Du schon auf und angekleidet? — Ach, so reis' mit Gott, Alter, und schau, daß Dir Nichts geschieht." Am Thore bemerkte ich dem wachhabenden Polizeimanne, daß er den Namen meines Reisegefährten auf dem Passirschein durchstreichen möchte, denn er sei zurückgeblieben und werde später abreisen. Der Polizeimann strich mit der Bleifeder über das Papier und ich war beruhigt. — Warum ich Dir diesen ganz unwichtigen Nebenumstand erwähne? Weil mir selbst daraus später eine Beschwerde erwachsen sollte! . . Die Reise nach Teplitz ging glücklich vor sich; es wollte bald Abend werden, als sich unser Fuhrwerk dem paradiesisch gelegenen Städtchen näherte. Meine Gesellschaft war bis auf einen Leitmeritzer Bürgersmann und zwei ganz kleine, herzig naive Mädchen herabgeschmolzen;

jener stieg noch eine gute Strecke vor Teplitz ab, diese blieben um mich bis an die ersten Häuser. Auf einmal rief eine bewegte Mutterstimme lebhaft: „Tini! Tini! Malchen! Seid Ihr da?“ Die Kinder ließen die Kirschen fallen und flogen an das rechte Wagenfenster. Die jubelnde Mutter hob sie hinaus. Ich war nun allein und der müde Reisewagen schleppte mich langsam nach dem Gasthofe — ich glaube, er heißt „zum weißen Roß“. Bald nach meiner Ankunft hatte ich mich etwas besser gekleidet und ging noch einige Male in den belebtesten Gassen auf und nieder. Mir gefallen in den Badeorten des Abends die hellerleuchteten Speisesalons so sehr mit ihren eleganten Gästen in langen Tafelreihen hinab; es sieht so feenhaft-steif-manierlich darin aus, wenn man im Vorübergehen einen Blick der Neugierde durch die lässig vorgezogenen Fenstervorhänge fallen läßt. Dieses Vergnügens war ich bald genug satt, dann eilte ich zu nachtmahlen — und nach einiger Bewegung hierauf zu Bett! zu Bett! Ich hatte zwei Nächte her nicht ordentlich geschlafen. Es sollte aber das letzte Mal sein, daß ich ohne Sorgen einschlief und des folgenden Morgens mit Heiterkeit erwachte. . . Um acht Uhr stand ich eben angekleidet und ließ mir das Frühstück bringen; der Kellner that eigens verlegen und fragte, ob ich etwa Paß oder sonst Etwas an den Herrn Kurcommissär zu besorgen hätte? Ich sei eben gesonnen, den Commissär persönlich zu besuchen, antwortete ich ihm. Der Kellner war kaum einige Secunden zum Tempel hinaus, so kam ein Mann herein von mittlerer Gestalt, aus Hagerkeit fast schneidig von Gesicht, langnasig, blaß und von Stimme eben kein brüllender Löwe. Er sprach leise und ohne Affect: „Sind Sie der Herr von Rank?“ — „Ich heiße so — was bringen Sie mir?“ — „Wenn Sie der Herr von Rank sind, so möchten Sie die Güte haben und zum Herrn Kurcommissär kommen; er hat mit Ihnen zu sprechen.“ — „Wie? . . Gut. Ich bin eben auf dem Wege.“ — Er ging; mir ahnte nichts Gutes. Doch, wenn es blos meine Reise anging, so war mir noch nicht beizukommen. Ich war noch in Teplitz, auf österreichischem Boden, mein Paß (wie freute mich das nun!) hatte das Visa Wiens und Prags und von meiner gegen Niemand lautgeäußerten Absicht einer Reise nach Sachsen konnte der Commissär unmöglich wissen. Der Kurcommissär kam mir artig entgegen. „Sind Sie der Schriftsteller Josef Rank?“ fragte er. „Der

Digitized by Google

bin ich." — „Sie verzeihen, daß ich Sie früh Morgens schon rufen lasse; aber es liegt daran, Ihnen bei Zeiten etwas Unangenehmes mitzutheilen. . . Sie haben doch einen Paß, nicht wahr?" — „Wohl, Herr Commissär." — „Schön. . . Dürft' ich bitten. . ." — „Hier ist er." — „Schön. . . Sehen Sie — da ist mir dieses zugekommen. . . (er ging zu seinem Schreibtische hin, nahm ein langes Papier, las es stillschweigend ab und kam zurück). . . „Sie haben sich eines Preßvergehens schuldig gemacht, haben sich diesen Winter einer Untersuchung in Wien entzogen. . . ." — „Wie?" fiel ich ihm in die Rede. — „Ich mich einer Untersuchung entzogen? Ich bin letzten Winter von Wien nach Ungarn abgereist, ja; ich wollte einige Monate in Preßburg verleben, davon weiß ich; aber ich kann nicht zugeben, daß ich mich dadurch einer Untersuchung habe entziehen wollen. Als ich abreis'te, war ich noch zu keiner solchen vorgeladen; mein Buch war vierzehn Tage im Buchhandel, ich in Wien, aber ich wußte Nichts von einer Untersuchung. Wie sollte ich auch eine solche noch zu befürchten haben, wenn ich den Behörden die ersten gefährlichsten vierzehn Tage zur Verfügung zu Wien blieb, ohne daß ich vorbelangt wurde, mich zu rechtfertigen?" — „Kann sein, wie Sie sagen . . . aber darüber wollen wir ja hier nicht entscheiden. Mir ist leid . . . Diesen Ihren Paß müssen Sie mir hier lassen. Dafür erhalten Sie eine Marschroute nach Prag zurück. Sie müssen Teplitz binnen vierundzwanzig Stunden verlassen haben." — „Wie, Herr Commissär? Das ist sonderbar. Ich komme ja eben von Prag; ich war ja einen ganzen langen Tag in Prag; sehen Sie meinen Paß an, was soll ich Ihnen lange betheuern?" . . . — „Ja, ja; ein Versehen. Aber ich ersuche Sie selbst — es ist nur zu Ihrem wirklichen Besten; verlassen Sie Teplitz, wie ich Ihnen sage." — „Kann ich nicht wenigstens achtundvierzig Stunden?" . . . — — „Erinnern Sie sich, was Amtspflicht ist; Sie dürfen nicht länger bleiben; ja, wenn Sie früher abreisen wollten, so würden Sie sehr weise daran thun, indem Sie das Uebel nur erleichtern müßten." — „Gut . . ." — „Was werden Sie also thun, Herr Rank?" — „Schicken Sie mir — die Marschroute." — „Reisen Sie glücklich, wenn ich Sie nicht mehr sehen sollte." — „Ich danke, Herr Commissär." — „ . . . Und trösten Sie sich," rief er mir freundlich nach — „in diesem Leben geht ja am Ende Alles vorüber . . . auch das Schlimm-

ſie . . . wir ſelbſt!“ — Ich hatte feſt beſchloſſen, nicht nach Prag zurückzureiſen; — wenn ich Zeit gewann, hoffte ich über die Grenze zu entkommen. „Kam Ihnen dieſer Befehl, mich nach Prag zurückzuſchaffen, von Wien oder Prag, Herr Commiſſär?“ — „Von Prag.“ Darin lag ſehr viel Beruhigung. Ich eilte in den Gaſthof zurück, ſchrieb einen Brief, von dem ich ſpäter erfuhr, daß er nicht in die die gemeinten Hände fiel; darin theilte ich mit wenigen Worten mit, was geſchehen ſei und daß ich hoffte, den und den in Leipzig zu ſein. Hierauf entwarf ich in der erſten Hitze eines galligen Unmuths allerlei Pläne. Jetzt war mir Leipzig mein Jeruſalem, nach welchem ich gelangen mußte und ſollte ich mir die Füße bis an die Knöchel abwandern! Ich kann Dir nicht ſchildern, wie mir war, als ich wieder auf die Gaſſe kam. Alles Gute, alles Argloſe des Lebens ſchien von mir abgeſchnitten; ich kam mir vor, wie Einer, vor dem der Sichere ängſtlich wegflieht; von allen Seiten furchtſam aufgegeben. Es iſt ein höchſt ſeltſames Gefühl, denken zu müſſen, daß man kein ſicheres Wort mehr rede, keinen unbewachten Schritt mehr gehe. Da lernte ich das erſte Mal empfinden, was es heiße, aus einer freiathmenden, heiteren, argloſen Welt auf einmal in die Arme einer gewaltſamen, ſchleichenden, argwöhniſch-finſteren ſachte niederzufallen. In dieſen ungewiſſen Schauern iſt aber unendlich viel Poeſie und Nichts wird nun geſchäftiger, als eine unberufene Einbildung. Auf dem Hutſchirm, auf meinen Wimpern, Lippen, Schultern, Knieen fühlte ich das unheimliche Haften lauernder Augen; es regnete lauſchende Ohren. Es iſt ganz köſtlich, das einmal mitzumachen. Meine ganze Seele war G a l l e, aufbrauſende G a l l e. Jetzt der Polizei ein Schnippchen zu ſchlagen und all das eingebildete Heer von Spähern um ihren vermeintlichen Wächterpreis zu prellen — das war meine heiße, einzige Empfindung; nur d a r u m war mir zu thun; jede andere Abſicht ſetzt' ich hintan. Ich verfiel deshalb auf allerlei unſinnige Pläne, die mir aber jetzt viel des unbezahlbarſten Spaßes machen. Man iſt in dieſer abgemeſſenen Oberfläche unſeres Alltaglebens ſo ſelten im Falle, in eine neue Tiefe blicken zu können und auf eine ganz abſonderliche Weiſe angeregt zu werden. Ich ſage Dir, mein lieber Alter, es muß wirklich ein ungewöhnliches Leben erſt recht auf den Taſten unſerer Seele herumgreifen, bis wir alle Naturmelodien in uns klingen hören. Von den labyrinthiſchen Winkel-

zügen, welche ich binnen einigen Stunden meiner ersten bitteren Aufregung auf einem Spaziergang durch Teplitz machte, um den Augen der Aufpasser zu entgehen, möchte ich eine Karte haben; mir war darum zu thun, ungesehen in ein entlegenes Gasthaus zu entschlüpfen, dort um jeden Preis ein Fuhrwerk bis an eine sichere Stelle der sächsischen Grenze aufzunehmen und Teplitz augenblicklich zu verlassen. In meinem Gasthofe zum „weißen Roß" hatte ich außer meinem Reisefrack und der Summe meiner Zeche Nichts zurückgelassen; so war mein Irdisches in Teplitz ja gewissenhaft besorgt. Aber höre, wie sich das in Kurzem anders machte. Wenn man in Teplitz die Straße einschlägt, welche gegen den sogenannten „Schloßberg" hinausführt, so muß man einem großen neugebauten Einkehrwirthshause vorüber, welches eine kurze Strecke außerhalb des Städtchens dasteht und, wenn ich nicht irre, „zum blauen Stern" heißt. Dieses Wirthshaus war mir noch in frischem Andenken vom vorigen Sommer her und die Lage desselben konnte für meinen Fluchtplan nicht passender sein. Nachdem ich also glaubte, annehmen zu dürfen, daß mich kein Späherauge im glücklichen Augenblick ersehe — stand ich gegen 10 Uhr Vormittags plötzlich im innern Hofraume dieses „blauen Sternes." Erst sah ich mich genau um, ob Gelegenheitsfuhrwerk irgendwo zu erblicken sei? Aber zu meinem großen Verdruß stand außer einer zerbrochenen Droschke nur schweres Fuhrwerk da. Nun ging ich auf einen Hausknecht los, welcher nicht weit von mir Pferdegeschirr putzte. Den redete ich an, ob im Hause hier keine flinke, außerordentliche Gelegenheitsfuhre zu haben wäre, die sogleich abgehen könnte, um mich nach — hier nannte ich einen Ort an der Grenze, den ich schon wieder vergessen habe — zu bringen. Als ich den riesenknochigen Menschen so angeredet hatte, putzte er noch eine glückliche Weile am Leder des Geschirres, legte dann langsam Geschirr und Putzfetzen zur Seite, erhob sich, indem er mir den Rücken kehrte, drehte sich nun schwerfällig wie ein knarrender Wagen nach mir um, steckte die rechte Hand in den Hosenlatz und sah mich stillschweigend wieder eine Weile mit offenem Maule an. Ich wiederholte meine Frage. Er antwortete Nichts. Als ich das dritte Mal gefragt hatte, sagte er wieder Nichts darauf, sondern, wie er dastand mit offenem Maul und die Hand im Hosenlatz, ging er nach dem Parterre-Gastzimmer und kam endlich mit einem städtisch gekleideten Manne

Digitized by Google

zurück, der bei aller Beleibtheit sehr pfiffig aussah; diesem mußte ich dieselbe Frage wieder vorlegen, denn der Hausknecht hatte Nichts gethan, als ihm gewinkt und mit dem Finger auf mich gewiesen, dann setzte er sich nieder, sowie er aufgestanden war, und putzte ruhig sein Roßgeschirr weiter. Aber mit dem beleibten Herrn hatte ich mir einen unerschöpflichen Plauderer auf den Hals gezügelt; ich glaube, seine Neugierde würde mich am Ende um alle Geheimnisse gebracht und mein ganzes Wesen durch Fragen zerfasert haben. Ich hätte nicht sagen können, was ihn mehr ausgezeichnet, Neugierde oder Argwohn. Es war ihm rein unbegreiflich, wie ich ganz Teplitz passiren, all die Tafeln mit Fahranträgen übersehen konnte, da doch fast jedes Haus mit Tafeln, Zetteln behangen, ja manches mit Kreide beschrieben sei, einladend, daß man sich befördern lassen solle. Das ging athemlos so fort, dann sprang er auf meine Absicht über, wollte wissen, wie und warum und wie so... und daß man am Ende gar Fatalitäten haben könnte... (ich bitte Dich!) Er hätte freilich ein nettes Wägelchen... aber es gebe allerlei Menschen!" — Mir wurde heiß vom Haupthaar bis zu den Zehen. Mich für einen verdächtigen Menschen ansehen lassen! Etwa für einen Spieler, Gauner, Dieb, der sehen muß, wie er weiter käme! Mich von der Seite anblinzen lassen, — ob es wohl richtig sei mit meinem hübschen Rock, — ob ich wohl auch eine Taschenuhr habe, die sich konnte leicht und schwer erwerben lassen, — o in den Badeorten, da sind gar viele nette Menschen des Teufels.!. Freund, gerad heraus — das heilte meinen Wahnsinn, der von einer Flucht fantasirte. Warum fliehen? dachte ich. Ist das wirklich auch das Rechte, das Vernünftige, das Einzige, was zu meiner Lage paßt? Auf welche Sicherheit werde ich bauen, wenn ich ohne eine Paßzeile die Grenze wirklich überschritten habe? Wie will ich denn gar so unbedacht in den Tag hineinrennen? Wozu Schleichwege, Umwege, Flucht? Blos der Polizei zum Aerger einen solchen Streich? Das kann doch wohl so viele Mühen und Gefahren nicht werth sein! — Ich verließ den argwöhnisch-zudringlichen Plauderer mit verdrießlicher Hast und kehrte dann bequemen Schrittes nach meinem Gasthofe zurück. Die erste Hitze meines Blutes hatte sich gelegt, dafür befiel mich nun eine tiefe Verstimmung. Ohne Zaudern bezahlte ich meinen Wagensitz und war nun fest entschlossen, dem Unheil seinen Lauf

Digitized by Google

zu lassen. Was ich mir in Prag drohen sah, das war mir das Unbedeutendste, kaum Erwähnungswerthe an der Sache, und eben darin lag mir das Bittere, das Verstimmende. Da werde ich, sobald ich angekommen bin, in einem Gasthofe absteigen, dachte ich, werde mich melden — hier bin ich; was soll's? — werde meine unverholene Meinung hinsagen und also abwarten, was man zwischen vier Wänden ausmachen wird. Das Schmerzlichste war mir nur, daß ich meine Reise auf einmal hoffnungslos zunichte werden sah, daß ich mein von süßen Erwartungen und Entwürfen noch gespanntes Gemüth zu einer alltäglichen Nothwendigkeit zurücklockern sollte, daß ich um und für Nichts Geld ausgegeben hatte und daß ich, was mir das Allerschmerzlichste war, weder Dich, mein unschätzbarer Alter, noch alle Jene sehen, grüßen und umarmen sollte, welche sich meine Neigung so warm und freudig auserwählt hatte. Das war vorauszusehen, wenn auch meine Angelegenheit nur drei Stunden in Prag zu schaffen machte, — jetzt war an eine Reise ohne vollgiltigen Regierungspaß nicht mehr zu denken, und diesen binnen einigen Tagen zu erhalten, ist, wie Du ja weißt, bei uns eine traurige Unmöglichkeit! Ging mir zu viel Zeit und Geld verloren, so blieb Nichts übrig, als schnell entschlossen nach Wien zurückzueilen und mich aus schmerzlicher Nothwendigkeit und bei Zeiten da einzuwintern. — Als ich Mittags eben bei Tische saß, sagte mir der Kellner leise in's Ohr, es sei ein Mann, der mich sprechen wolle, draußen. Derselbe hagere Mann, der mich Morgens zum Kurcommissär beschieden hatte, brachte mir die Marschroute. Sie war mit militärisch unhöflicher Präcision verfaßt: „derselbe hat sich binnen vierundzwanzig Stunden aus Teplitz zu entfernen und auf dem kürzesten Wege nach Prag…, widrigenfalls er sich die Folgen u. s. w.“ — Auf meinem Zimmer schlug ich die letzten Stürme meines Unmuths vor der Hand glücklich ab und ließ mir das mälige Aufheitern meines Gemüthes gern gefallen, welches sich von nun an mehr und mehr einstellte. Den ganzen Nachmittag war ich auf den Füßen, bis mich gegen Abend ein dichter Nebel und endlich Regen in meinen Gasthof zurücktrieb. In ganz Teplitz wußte ich keine bekannte Seele, mit der ich die endlos langen Stunden hätte verplaudern können, ich besaß kein Buch, um mich durch Lectüre zu zerstreuen; und allerlei zu notiren, was ich später hätte bei mir führen sollen,

Digitized by Google

hielt ich nicht für rathsam. Du kannst Dir denken, daß schon darum Schwermuth, Aufregung, Mißmuth meine heiteren Augenblicke wieder häufig unterbrechen mußten. Das Uebel mehrte sich, als ich zum Schlafen meine Zuflucht nehmen wollte; mit dem Zuschließen der Augen wurde es stürmischer Tag in meinem Herzen; ich hatte nur d a s immer vor mir, was ich aufgeben sollte, nicht aber Prag, wo ich eigentlich keine Beschwerden voraussah. — Ein kurzer Schlaf und ein baldiges Erwecken durch den Hausknecht befreiten mich endlich von der rastlosen Geschäftigkeit meiner unruhigen Seele. Es war Sonntag; der Himmel machte sich nach dem Morgenroth freundlich blau, die Tageswärme trieb uns bald aus der winterlichen Reiseverhüllung; ein junger Berliner Schulmeister führte das erste Wort im Wagen, es schien, als sei er nur auf der Reise, Weihrauch zu streuen von Berlin bis Wien, wo er mit seinem Könige zusammentreffen wollte. Wir kamen um elf Uhr Vormittags nach Leitmeritz. Hier hatte ich eine Herzenserschütterung zu bestehen, die ich Dir nicht eindringlich genug schildern könnte. Es hieß, daß man jeden Augenblick das Dampfschiff von Prag her erwarte. Erinnere Dich, daß eben dieses Schiff meinen Wiener Freund vorüberbringen mußte, der mich heute in Dresden erwarten wollte. Ich ließ mein Mittagmahl im Stiche, um den Augenblick zu erpassen, wo das Dampfschiff käme, landete, einige Minuten Zwiesprache erlaubte mit seinen Passagieren; es sollte eine heftige Scene des sonderbarsten Wiedersehens und Scheidens zwischen meinem Wiener Freunde werden und mir. Ich war sehr aufgeregt und besorgte, daß das Schiff zu spät erst eintreffen dürfte, als ich plötzlich am Arme gefaßt und angeredet wurde. Es war ein junger, großgewachsener Kreisamtsschreiber; er sagte mir, daß der Herr Kreiscommissär auf mich warte und mich zu sprechen wünschte. Nun schritt er große Schritte voran, indem er einen dicken Stock regierte. Der Kreiscommissär, ein hübscher, beleibter Mann mit blauen Augen, kam mir liebenswürdig freundlich entgegen. „Ich mußte mich nur überzeugen," sagte er, „ob Sie wirklich angekommen sind; — nehmen Sie es als Das. Es ist mir nur leid, daß ich s o Ihre Bekanntschaft mache. Sie reisen doch gleich weiter?" — „Ich hätte sehr gerne einen Passagier des Dampfschiffes gesprochen," erwiederte ich, — „trifft es sonst pünktlich zu dieser Stunde hier ein?" — „Das wohl;

Digitized by Google

aber ich zweifle, daß Ihre Reisekalesche so lange warten dürfte." — Im Gasthofe saßen meine Mitpassagiere schon wieder auf ihren Wagenplätzen, es war angespannt und der Kutscher schwang sich auf den Bock. „Aufsitzen! Aufsitzen!" hieß es lebhaft, als i h näher kam. Mich empörte diese Eile, und hätte mir der Wirth, wie einverstanden, nicht ein Zimmer versagt, so wäre ich in Leitmeritz über Nacht geblieben, um meinen Freund auf dem Dampfschiffe nicht ohne Abschied vorüber zu lassen. Unser Wagen schleppte uns eben über das entsetzliche Platzpflaster, als das Dampfschiff daherbrauste. Ein erschütterndes Lebewohl im Herzen sah ich nach der Dampfwolke, welche über den Häusern qualmte; dort eilte der Freund zum Rendezvous nach Dresden, ohne Ahnung, ohne Sorge... Ihm hat ein dreitägiges Warten und Bekümmern hierauf in Dresden die Stunden schmerzlich genug verrinnen lassen! Du hast ihn später in Leipzig gesprochen; gelt, lieber Alter, da habt Ihr Euch zusammengesetzt und habt in Sorgen und Verdruß Euer Herz einander erleichtert... Von jetzt an will ich Dir Nichts weiter von meiner Rückreise erzählen. Ich war ohne Freund, ohne Wäsche, welche dieser nach Dresden entführte — und so kam ich ziemlich spät Nachmittags am nämlichen Thore Prags an, welches ich drei Tage früher zeitig Morgens passirt hatte. Der wachhabende Polizeimann besah die Pässe aller Passagiere und kam endlich auch zu mir. Kaum erblickte er die Marschroute und meinen Namen darauf, so rief er lebhaft aus: „Aha!.. Nur gleich absteigen! Sie haben mir einen schönen Verdruß gemacht! Gut, daß Sie hier sind! Sie müssen sogleich mit mir auf das Wachtzimmer kommen. Warum haben Sie sich vor drei Tagen zu Fuß durch das Thor hinausgemacht? Nur herunter!" Jetzt fiel ich erst meiner Reisegesellschaft auf, die mich bei diesem Begegnen des Uniformirten mit großen Augen ansah. Ich stieg ab. „Wird nicht viel bedeuten, meine Herren," sagte ich heiter zu meinen Nebenmännern im Wagen, — „ein kleines Mißverständniß wahrscheinlich — leben Sie wohl!" — „Nun viel Glück dann, wenn es nichts Anderes ist," erwiederten diese. Meinen Reiseüberrock, das einzige Gepäck, welches ich nun bei mir führte, hing ich über den Arm und ging auf das Wachtzimmer. Es hatte sich einiges müßiges Volk sogleich neugierig an die Fenster gemacht, um zu sehen und zu horchen, was es mit dem jungen verdächtigen Menschen setzen würde.

Der Polizeimann fiel nun zwar ohne Rohheit, aber heftig mit Vorwürfen über mich her: wie ich mich habe unterfangen können, ohne den Passagierschein durch das Thor zu wandern und draußen erst aufzusitzen. Ich ließ den Mann reden, bis er satt hatte, dann erwiederte ich ihm ruhig, daß er geradezu eine Lüge sage. Ein zweiter Polizeimann unterstützte die Behauptung seines Obern und der lebhafte Discurs beider wollte nicht enden. „Lassen Sie uns die Sache nicht hier ausmachen," sagte ich endlich, nachdem ich beiden wiederholt erklärt hatte, wie ich ganz zuverlässig den Passirschein abgegeben und ausdrücklich bemerkt habe, daß mein Freund zurückgeblieben sei... „Sie wissen gar nicht, was Sie mir da angerichtet haben," rief zuletzt der Eine, — „Sie werden mich um meinen Posten bringen!" — „Dann müssen Sie freilich zusehen, wie Sie zu einem andern kommen," erwiederte ich, — „aber was soll's? Was haben Sie mir sonst noch zu sagen?" fügte ich hinzu. — „Sie müssen mit mir auf die Stadthauptmannschaft und das sogleich." — Ich rief ein altes Mütterlein nach der Wachtstube und ersuchte es, mir meinen Rock nachzutragen; dasselbe willigte gegen eine kleine Gabe sehr gerne ein. So machten wir uns reisefertig; ich mußte wie Einer, den man eben auf frischer Schelmthat ertappt hat, neben dem uniformirten Polizeimanne hergehen und wurde also im wahren vollen Sinne — eingeführt. Das viele müßig gaffende Sonntagsvolk in den Gassen drängte sich bis zum Pulverthurme der Altstadt zahlreich um uns her und mochte seine bunten Gedanken haben, wer es wohl sein mag, den man eben einführe? und was der kleine Schwarzfrack wohl angestellt haben möge? Ein plötzlicher Tumult am Pulverthurme befreite uns bald von der gaffenden Menge; aber statt vorwärts zu eilen, schritt der Polizeimann von mir weg unter die tumultuarische Pöbelschaar hinein, laut gebietend „Platz! Ruhe!" — Es zankte sich eben ein Mann mit einem Weibe, indem jedes von beiden sich berechtigt hielt, einen Reisekoffer nach einem Gasthofe zu tragen. Der Polizeimann gab dem armen Weibe recht, (was mir an ihm sehr gefiel), dann kam er zurück zu mir und meiner Trägerin und meinte, jetzt könnten wir schon wieder vorwärts gehen. Das Alles ließ ich mir noch geduldig gefallen; ich scheide stets die Menschen nach Handwerk und Humanität. Vor dem Gasthof „zum goldenen Engel" ersuchte ich mein Polizeicommando, einen Au-

Digitized by Google

genblick anzuhalten, bis mir der Zimmerkellner ein Numero zur künftigen Wohnung angewiesen hätte; zugleich ließ ich meinen Reiseüberrock nach dem angewiesenen Zimmer tragen und verabschiedete das alte Mütterlein. Nun ging der Marsch weiter, in Begleitung von etwas weniger Pöbel durch die ganze Altstadt, durch die belebtesten Gassen. Je näher wir der Stadthauptmannschaft kamen, desto weicher sprach der Polizeimann; er meinte, wenn ich wollte, könnte ich ihm einen großen Dienst erweisen; ich dürfte vor dem Stadthauptmanne nur aussagen, daß ich wirklich am 26ten früh zu Fuß durch das Thor passirt sei, — so wäre ihm sein Posten gerettet. Ein Handwerkergesell rief, als wir an ihm vorübergingen, ganz laut einem entfernten Kameraden zu: „Du, Schorsch! Schau, dort haben sie wieder Ein'n in da Krips (in den Krallen)! Das sein Viecher!!!" Der Stadthauptmann saß noch in seinem Bureau, als ich vor ihn geführt wurde. Es war schon ziemlich dunkel. „Schon in Untersuchung gewesen?" rief er mich an. — „Nein," — erwiederte ich. Pause; er beschnitt schweigend mit einer Scheere Papier; ich ging auf und nieder. Ein Commissär, der seitwärts stand und dessen freundlich theilnehmendes Gesicht mir schon beim Eintreten angenehm auffiel, ging jetzt hinaus und ich hörte ihn mit dem Polizeimanne sprechen, der mich hergebracht hatte. Es klirrten Schlüssel draußen. Der Commissär trat wieder herein. — „Wo hat er seine Sachen?" rief ihm kurzweg der Stadthauptmann entgegen, indem er auf mich zeigte. Statt den Commissär antworten zu lassen, sagte ich mit einiger Heftigkeit: „Ich habe mir im Engel ein Zimmer geben lassen, dort ist mein Reiserock — das Einzige, was ich bei mir führe." — „Was? Sie werden doch sonst was haben?" — „Nichts weiter." — Jetzt gab der Stadthauptmann einen Wink und der Commissär näherte sich mir. „Ich bitte, mir zu folgen," sagte er sanft mit Theilnahme. Als wir draußen standen, fuhr er fort: „Ich habe zum Engel schicken lassen, man wird Ihnen Ihren Rock hierher bringen; Sie werden diese Nacht im Hause bleiben müssen." — Ich stand einen Augenblick wie angewurzelt; heiß und kalt lief es mir durch alle Glieder, alles Blut schoß mir in's Herz zusammen. Ich erwiederte Nichts. Die um mich standen, konnten Nichts dafür, daß ich eine *solche* Behandlung erleiden mußte; darum kämpfte ich den ersten Wuthanfall nieder, ließ weder ein Wort des Unmuths noch

der Wehmuth fallen und ging. Wir stiegen eine Treppe hinab, ein Soldat im Leinenkittel und mit einem Schlüsselbunde voran, der freundliche, aber nun auch schweigsame Commissär des Hauses nach. Unten schloß der Soldat eine Eisenthüre auf; wir traten ein und von da einige modrige Stufen aufwärts. Hier öffnete sich wieder eine Thüre; wir waren nun in einer dumpfen Küche, die zugleich zur Schlafkammer diente, von da führte eine Thüre in einen Hofraum links und rechts in das Zimmer des Hausprofoßen. In letzterem verließ mich der freundliche Commissär; der Soldat mit dem Schlüsselbunde blieb an der Thüre stehen, der bejahrte Hausprofoß mit einer schwerfälligen Brille auf der Nase empfing mich mit langen, bedächtigen, von oben bis unten messenden Blicken, durch seine unbehilfliche, abgedumpfte Geschäftsmiene blickte einige Neugierde. Dann schnitt er sich langsam eine Feder, ließ sich Namen, Charakter &c. vorsagen, die er niederschrieb, kam endlich auf mich zu und wollte Alles wegnehmen, was ich in Rock- und Hosensäcken bei mir hatte. Ich trat einen Schritt zurück und sagte, als er sich anschickte, mir selbst die Säcke auszumausen — „Das ist keine Art, mit mir umzugehen... Bleiben Sie, ich werde Ihnen Nichts vorenthalten." — Aber mit der Ungenirtheit eines sieggewohnten Mannes und mit dem Bewußtsein, daß ihm Gewalt im Nothfall zu Handen stehe, trat er mir den Schritt nach und, bevor ich mich noch recht versah, hatte er mir alle Säcke geplündert. Zum Ueberflusse betastete er mich noch eine Weile vom Hals bis zu den Stiefelsohlen, ob ich etwa eingenähte Geheimnisse bei mir trage, und seine Frage: „Haben Sie sonst noch Preziosen, Papiere bei sich?" bestätigte unverholen, was er suchte. Er ließ nun Licht bringen, setzte sich wieder zum Schreibtisch und schrieb nieder: „Schwarzen Frack und schwarze Hosen von Tuch, lichtgelbe Weste, Halsbinde mit Blümchen, Hut von schwarzer Farbe..." Ein Wink setzte jetzt den Soldaten in Bewegung, wir gingen durch die Küche zurück, traten auf die Treppe hinaus und nun viele Stufen aufwärts; es war fast finster in den engen Winkelgängen und außer dem Schlüsselgeklirre und unsern unsichern Tritten Nichts zu hören. Endlich fuhr der Soldat mit einem Schlüssel klirrend in das Schloß einer Thüre, sie ging auf und eine Zelle empfing mich mit ihren engen Wänden. Kaum stand ich drinnen, so flog die Thüre hinter mir wieder zu und der Hausprofoß entfernte sich mit dem

Digitized by Google

Soldaten, nachdem der letztere eben so lärmend das Schloß der Thüre abgesperrt hatte. Gleich darauf ward es ganz stille um mich, nicht eine Fliege summte. In der Zelle mit starkvergitterten Fenstern stand ein Bettgestelle mit Strohsack, Leintuch und Kotze zum Zudecken; daneben ein schlechtverwahrter Leibstuhl, ein alter Holzsessel und ein ähnlicher Tisch... Ich stand lange mitten in der dumpfigen Zelle da, nach der Thüre gekehrt und meinte zu träumen! Freund, Freund, doch Nichts davon! Gleichviel, was ich dachte, empfand, beschloß... Ich erwartete, daß man kommen werde, um mir ein Licht zu bringen — man brachte mir keines. Dann wartete ich, daß man kommen werde, um mich zu fragen, ob ich hungrig sei und zu essen wünsche? Ich hatte meines Freundes wegen in Leitmeritz mein Mittagmahl versäumt und fühlte lebhaften Hunger — aber es blieb todtenstille im ganzen Hause und Niemand kam, mich um meinen Hunger zu fragen. Es wurde finster; das Auf- und Abgehen hatte mich schwindlig gemacht; da suchte ich mein Bett. Langsam entkleidete ich mich und schloß das Fenster, denn es wollte kühl werden; von der Färberinsel klang noch vernehmbar Orchestermusik herüber... Sehr abgespannt entschlief ich erst spät, sehr spät... Plötzlicher Feuerlärm kann den Menschen nicht so unbeschreiblich erschütternd aus dem Schlafe aufschrecken, als das krasse Schlüsselklirren von einer Kerkerthüre; der schonungslose Soldatenbengel fuhr des Morgens wie ein Rasender in das Schloß meiner Zellenthüre und schreckte mich heftig aus einem tiefen Schlafe. Bevor ich noch die Augen geöffnet hatte, war er schon mit lärmenden Schritten bis an mein Bett getreten und fragte mich, ob ich was essen wolle? Meine Seele war wie an tausend Stellen verwundet; die Pöbelhaftigkeit eines solchen Morgenbesuches empörte mich — ich wollte den Menschen aus der Zelle haben — „Nein!“ rief ich heftig — Geduld, Hunger, Durst, aber auch Schlaf war beim... ich mußte schon aufstehen, weil es mit ruhigem Daliegen Nichts mehr heißen wollte. Als ich an's Fenster trat, um zu sehen, welche Aussicht ich da genieße, mußte ich unwillkürlich wieder einige Schritte zurücktreten. Seitwärts im Hofraume, im selben ersten Stock, wo meine Zelle war, sah ich wildblickende Gefangene ihre Gesichter an die starken Gitter stecken und neugierig nach mir herüberschauen; die dunkel fleischigen Arme hatten sie herausgestreckt und so von außen an die Gitterstäbe geklammert. „Da

bin ich ja nicht allein," dachte ich. — „Wer mögen sie wohl sein, die mit mir Eine Logenreihe gemiethet haben?" — Nach neun Uhr hörte ich's im Gebäude immer lebhafter werden, es kamen die Beamten, es fingen die Verhöre an; Zank, Geschrei, klagende und wildtrotzige Inquisiten; gegen zwölf Uhr hörte das mälig wieder auf, Beamte und Gefangene entfernten sich wieder. Endlich meldete sich's auch an meiner Thüre; mehrere Männerstimmen sprachen draußen, der Schlüssel fuhr in's Schloß, die Thüre ging auf, zwei oder drei Beamte sprachen von draußen zu mir herein und wollten Auskunft haben, wie ich am 26ten früh mit meinem Passirschein verfahren sei? Hierauf machten sie sich weiter und mit dem Schlag zwölf Uhr brachte mir der Soldat in einem zinnernen hochrandigen Geschirre einen ganzen Teich von schlechter Suppe, darin ein Schnitzchen fettes Rindfleisch schwamm, dazu einen großen, dreimal durchschnittenen Laib Brod ohne Messer. Freund... mehrmal zwang mich ein quälender Hunger, hinzusitzen und anzugreifen; aber ich stand immer wieder auf, es dennoch bleiben zu lassen... eine wüthende Thräne schoß mir in's Auge, ich trat endlich hin, hob die Spitalschüssel an beiden Henkeln so hoch ich konnte, und wollte sie gegen den Eisenofen schleudern, — daß d i e ihre Armensünderkost fräßen, die sie mir schickten! Aber ich besann mich noch zu rechter Zeit, ließ das sein und stellte Alles wieder, wie es zuvor war, unbeschädigt auf den Tisch, setzte mich endlich gar selbst dazu hin und fing mit einer Hast zu essen an, deren Andenken mich jetzt noch erschüttert.

Nach dieser Gefängnißstärkung schob ich Brod, Löffel und Geschirr bei Seite, stemmte meine Arme auf den Tisch und legte meinen Kopf in die Hände. Ich dachte mit Wehmuth meiner Eltern; die größte Sorge war, daß ihnen das Gerücht von meiner Verhaftung früher böswillig zugetragen werden dürfte, bevor ich freigelassen wäre. Ich hatte guten Grund, diesen Sorgen Gehör zu geben, im letzten Winter soll es von ganz abscheulichen Zuträgern gewimmelt haben, welche man meinen geängstigten Alten in's Haus schickte, um ihnen das innerste Herz mit Kummer und Sorge zu erfüllen. Lange saß ich so und dachte nach; dann ging ich auf und nieder, bis ich wieder schwindlig wurde; zuletzt blieb mir Nichts übrig, als mich auf meinen Strohsack hinzuwerfen. Bis auf die Hände heraus war ich von Flohbißsternlein besäet; ich konnte den Himmelswagen, den großen

Digitized by Google

und kleinen Bären und den Himmelslöwen daraus bilden, ohne sie aufzubrauchen. Eine Visite hätte mich in nicht geringe Verlegenheit gebracht. Wohin mit solchen Händen? Das ganze Königreich von Flöhen für eine reinere Kotzen-Decke! wollt' ich rufen — aber, mein lieber Alter, man thut nur seinen eigenen Ohren weh, wo man nicht gehört wird. Die langen Nachmittagsstunden schienen abgedämmt für ewig und nirgends Abfluß zu finden. Kein Buch, keine Feder, keine Dinte. Sperre den geistreichsten Menschen ein halbes Jahr so ab von aller That und Bildungsquelle, und Du wirst einen Wahnsinnigen oder Blöden in die freie Gottesluft entlassen. Ein solcher Zustand ist des Teufels. Ich bitte Dich, stelle auch bald was an, weißt Du? etwas Ehrenhaftes, worauf öffentliche Einfahung und stumme Absperr . . . dann wollen wir uns weiter und leichter verständigen, wie endlos lang diese Nachmittage sind. Gegen Abend kam der Soldat wieder. Es wurde mir freigestellt, mir einen gewählteren Imbiß kommen zu lassen oder mit dem trockenen Gefängnißbrode fürlieb zu nehmen, welches umsonst verabreicht wird; ich entschied mich natürlich für das erstere. So kam ich zu einem guten Glase Bier und zu einem trefflichen Stück Schweizerkäse. Erinnere Dich aber, welche unglückliche Constitution ich habe für alle geistigen Getränke; Lieutenant Cassio im Othello konnte nicht leichter trunken werden, als ich es würde, wenn ich nicht stets sehr behutsam meinen Genuß bewachte. Kaum hatte ich das gute Glas Bier mit einiger Hast getrunken, so wurde ich unsinnig lustig. Ich schloß die Fenster und glaubte auch sonst unbehorcht zu sein, und jetzt fing ich einen Höllenlärm an; sang Böhmerwäldler und schnalzte dazu, warf die Flohdecke hinter den Ofen und das Leintuch hinter den Tisch, stellte den muffigen Strohsack an die Wand, der sich das mit einer Majestät gefallen ließ, wie ein König, und versetzte ihm vorübergehend dann und wann einen Fußtritt; vor die Thüre schob ich den großen Leibstuhl, damit dem Soldaten der unangemeldete Eintritt nicht wieder so leicht sei, wie bisher. So fühlte ich mich unaussprechlich selig und freier, als der magyarische Landtag und beneidenswerther, als Alle, welche mich in die Mausfalle schickten. „Hat der das Glück und wird noch eingesperrt auch!" hörte ich Dich im Geiste sagen. „Ja," antwortete ich — „wenn ich je so glücklich bin, geliebt zu werden und Kinder zu kriegen so will ich's in späten Jahren

noch meinen Lieben mit Salbung erzählen. Der Teufel ist zu allen Zeiten los, aber wem er zu solch einer Haft verhilft, dem ist er ein Halbgott!" In dieser himmlischen Stimmung entschloß ich mich endlich, als es finster wurde, wieder Ordnung zu machen; ich bettete also wieder auf: zu unterst die Flohdecke, darüber das Leintuch, zu oberst den Strohsack. „Ach, überall ist es gut," dachte ich, als ich mich hinstreckte — „aber zu Hause ist es doch am besten." Wie wär's, wenn ich in einer Wüste herumirrte und Nichts als meine Freiheit hätte? Ist's nicht weit, weit besser, ich bleib' hübsch zu Hauf' und nähr' mich redlich und lieg' schön folgsam im Trockenen hier, mit so viel Sorgfalt bewacht, gepflegt, gespeis't und getränkt und vormundschaftlich gefürsorget, als nur der beste Sohn verdienen mag? Hm, ha, freilich . . . . schloß ich endlich mit seltsamem Lächeln und schlief ein . . . . Sehr früh am nächsten Morgen erwachte ich und war nicht wenig froh, jenes Lächeln noch auf meinen Lippen anzutreffen; ich wollte es wegwischen, aber es mehrte sich zusehends, denn ich fand mich in noch rosigerer Laune, als vorigen Abend. Ich konnte nicht begreifen, wie ich mir meine Lage nur einen Augenblick mochte zu Herzen nehmen; die ganze Geschichte fing geradezu an, mir höchst interessant zu werden. Ich konnte nun, freilich jetzt erst, hell sehen. Von einer Gefahr konnte in meiner Lage nicht die Rede sein, denn in Wien war ja mein Proceß auf die humanste Weise — ohne Proceß vorüber, da ich bereits vom März bis Juli unangefochten dort gelebt hatte. Daß ich zwischen vier engen Wänden in Prag saß, erklärte sich ganz einfach aus naheliegenden Gründen. Für's Erste war der Stadthauptmann in meiner Angelegenheit der einzige willkürliche Lenker. Mein Fall war ihm ein neuer; in dieser Unsicherheit schien ihm keine Maßregel zu strenge; die kürzlichen Aufstände hatten seiner polizeilichen Hand ungewöhnlich freier die Zügel schießen lassen. Es mochte eine alte, vorjährige Weisung aus Wien gewesen sein, welche mich auf etwaiger Durchreise anzuhalten befahl, die er gerade in den unheilvollsten Tagen zu vollstrecken hatte. Meinerseits mochte aus Ueberraschung versäumt worden sein, davon Gebrauch zu machen, was mir das Gesetzbuch zu Gute gethan hätte. Aber nachdem es so weit war, beschloß ich mit aller Aufgeräumtheit eines völlig beruhigten Herzens, das Abenteuer weiter spielen zu lassen. Meine Reise war einmal vereitelt, Zeit war in meinen litera-

Digitized by Google

rischen Arbeiten einmal versäumt, Geld war ausgegeben . . . es war nicht zu verwerfen, etwas Abenteuerliches, wenn auch mit einigen Beschwerlichkeiten, für all jene Opfer von Grund aus durchzukosten. Ich wollte einmal sehen, wie weit man gehen, wie weit man's treiben werde. In diesem Sinne trat ich beim Verhöre mäßig und bescheiden auf, welches am zweiten Vormittage stattfand, und wo außer dem freundlichen Hauscommissär und einem jungen Schreiber Niemand zugegen war. Ob es wohl gerade diese Mäßigung, diese Bescheidenheit war, daß ich meinen Roman im Gefängnisse, in der liebenswürdigen Gesellschaft von Gaunern, Falschspielern und Schuldnern beschließen mußte? Um diesen Roman wäre jedenfalls aus wichtigen Gründen Schade gewesen. Er läßt nicht unbedeutende Blicke auf die Provinzialjustizverwaltung fallen, die in vieler Hinsicht durch Rohheit und Willkürlichkeit rein des Teufels ist . . . Aber, daß ich Dir nur einfach weiter erzähle. Nach dem Verhöre fing man an, mir zu gestatten, daß ich gegen Bezahlung etwas Besseres, als Gefangenwärterkost verlangen dürfe. Nun gut, so ließ ich mir was Besseres kommen; es hatte also wenigstens die Hungersnoth ein Ende. Diese Verbesserung erhielt meinen Humor hübsch lebendig, die vielen anderen Beschwerlichkeiten ertrugen sich mit heiterer Seele auch nicht übel; es ging! es ging! Nur die ewigen Nachmittagsstunden brachten mich immer ein wenig außer Geduld, bis der gute Freund, ein Glas Bier, auf Besuch kam und alle Seligkeiten des Lebens wieder auferstanden in meinem Herzen. So ging es noch zwei volle Tage hin. Von dem freundlichen Hauscommissär muß ich rühmen, daß er mir während dieser letzten Tage darin eine Erleichterung zukommen ließ, daß er mir auf einige Augenblicke freiere Promenade im nächsten Kanzleizimmer erlaubte, theils um die Mittagsstunde, theils gegen Abend. Hätte der Mann freiere Hand gehabt, der hätte besser mit mir umzugehen gewußt, er liest und kennt sich aus, was an der Zeit ist, nicht so der Stadthauptmann . . . Vier volle, lange, lange Tage waren so vorüber, da kam der Hausprofoß des fünften Morgens und sagte, ich möchte ihm folgen, möchte Alles mitnehmen, was ich in der Zelle hätte, — ich käme hinaus! Ich folgte ihm die Treppe hinunter, durch die Küche, in sein Wohn- und Bureauzimmer. Hier zeigte er mir, was für mich ausgegeben worden war, und zog von meinem

Digitized by Google

abgenommenen Gelde die Auslagssumme ab; nebstdem ließ ich dem Soldaten einen Gulden Conv. Münze zurück. Der Hausprofoß hatte den Auftrag, mich zu begleiten, aber in Civilkleidung und mit der Weisung, daß er nicht auffallend neben mir gehe. So wanderten wir dem entfernten Neustädter Magistrate zu, einer Kriminaluntersuchung entgegen. Ich unterließ mit Absicht, den Weg im Fiaker zu machen; ich wollte meinem festen Plane nicht untreu werden, Alles von Grund aus durchzukosten, was auch komme . . . Auf dem Neustädter Magistrate — nun gieb Acht! — wurde ich denn ohne Umstände zwei Treppen hoch herauf geführt und da in einer kleinen Küche zu warten beauftragt. Ich wartete also. Ein gemeines dickes Weib saß da und kochte und verzog etwas verächtlich den Mund, als ich sie freundlich ansprach; das Ding gefiel mir nicht übel — da war's also das zweite Mal, daß ich durch meine Situation ehrsam bürgerlichen Augen ein verdächtiger deutscher Bursche schien. Ein kleines Mädchen, welches der dicken Köchin gegenüber saß, wechselte mit dieser ganz verständliche, unbehagliche Blicke. Natürlich. Es mußte den ehrsamen Dingern eine grenzenlose Keckheit scheinen, daß ich, eben erst hergebracht, um in Leinwand und Ketten zu kommen, so ungenirt, unbesorgt, gar freundlich mit ihnen zu plaudern anfangen wollte. Wahrscheinlich sind sie gewohnt, täglich Zitternde und Weinende kommen zu sehen; meine Sorglosigkeit wollte ihnen halt durchaus nicht gefallen. Als ich diese Mienen bemerkte, war ich so frei, es noch ärger, fast lustig zu treiben. Das vertrieb den wackelnden böhmischen Küchenteufel. Zum Glück kam der Gefangenwärter gleich darauf, dem das Weib mit stolzhöhnischer Heftigkeit entgegen rief: . . . „Jarku — Ten tadi pocka (Sag ich — Der da wartet!) Ein flüchtiger, hochmüthiger Wink hieß mich ihm folgen . . . ich jauchzte im Innern vor romantischer Freude, — so was erlebt man nicht alle Tage — ich sah mich schon im Geiste das niederschreiben. Im anstoßenden Wohnzimmer des Gefangenwärters hieß es vor einem großen runden Tisch Halt machen; ich machte Halt. Dem Kerl war ich zu gut gekleidet, denn ich sah aus, als wollte ich eine Staatsvisite machen; indem er mich maß von Kopf bis zu den Füßen, konnte ich seine gemeine Neugier in den Augen lesen; auch ihm sah ich zu heiter aus. „Was haben Sie bei sich von Preziosen, Geld, Papieren u. dgl.?“ Bei dieser Frage

Digitized by Google

wollte auch er mir auf die Säcke los, um sie auszumausen. „Ich habe Alles auf der Stadthauptmannschaft gelassen, man wird's herbringen." — „Ja, ich muß dennoch" — „Müssen Sie? Nun so mausen Sie," sagte ich lachend. Er mausete und wurde dunkelroth vor Aerger, denn er fand Nichts. Darauf ergriff er einen Bund Schlüssel und sagte, ich möchte folgen. Ich erwartete nichts Anderes, als auf ein Zimmer zu kommen, wo ich allein sein konnte und Raum fand, um gemächlich auf und nieder gehn zu können. Wir schritten einen langen Gang dahin. Links waren viele Thüren, darüber die Zahl der Gefangenen aufgeschrieben stand, welche in den unglückseligen Gemächern Platz finden sollten, als: Für zwölf Personen; für vierzehn Personen; für acht bis zehn Personen u. s. w. Diese Ueberschriften machten mich stutzen. Man wird doch nicht so verrückt, so besessen sein, dachte ich, und mich in ein solches Zimmer sperren? Indem ich dieses dachte, ging hie und da eine Thüre auf, und ich sah Männer in Leinwand und Ketten darin, theils auf- und abgehend, theils in Gruppen stehend und sitzend. Mir fing an, die Teufelei doch zu dick zu kommen; die Geduld ging mir aus. „Wohin geht's denn eigentlich?" rief ich unwillig. — „Nun da sind wir schon," antwortete der Gefangenwärter, indem er an einer Thüre stille hielt, worüber geschrieben stand: „Für vier Personen." Holla, da hätten wir die Bescherung! Er sperrte auf . . . ich war eben der Vierte. Drei Gauner waren da; zwei davon in Leinwand und Ketten, der Dritte in einem blauen Rock, weiten Unterhosen, die in nette Stiefelröhren gestopft waren, preußisches Studentenkäppchen auf dem Kopfe, langes Haar, Kinn- und Schnurbärtchen, ohne Eisen. Letzterer saß eben auf der Pritsche wie ein Türk mit übergeschlagenen Beinen, als ich eintrat; die andern zwei standen am Fenster beisammen; aber kaum ersahen sie mich, so stürzten sie wie drei Falken über mich her und wollten wissen, hören, rathen. „Erlauben Sie," sprach das Studentenkäppchen, — „waren Sie nicht mit einer gewissen, gewissen Wolfingerischen Brüderschaft in Verbindung? Wie? Nicht? Oder, sind Sie nicht ein gewisser Doktor Schmidt? Oder warten Sie . . . waren Sie niemals in Frankfurt an der Oder?" — „Warum sind Sie hier?" fiel ein Anderer in Ketten ein — „wie zum Teufel kommen Sie dazu, daß man Sie in so schwere Haft bringt? Jedenfalls ungerecht! Sie haben vielleicht einmal aus Un-

vorsichtigkeit — gespielt, und man hat Sie unglücklicher Weise gerad erwischen müssen! Sehen Sie, wir sind auch so unschuldig dazugekommen — wüßte man, wie unschuldig wir sind!" — „Oder haben Sie sich vergiften wollen?" fiel der Dritte ein — „Neulich haben wir einen jungen Doktor hier gehabt, der hatte sich vergiften wollen." — „Ich bitte Sie," — nahm das Studentenkäppchen wieder lebhaft das Wort, — „was Sie auch gethan haben — nur läugnen, nur läugnen! Brauchen Sie sonst noch einen Rath, so sagen Sie uns aufrichtig . . ." Ich hatte mich von meiner ersten Ueberraschung erholt und blieb so mit förmlichem Vergnügen mitten unter den drei zudringlichen, pfiffigen Gaunern stehen. Als ich später diesen Vorfall einer Dame erzählte, fing sie zu weinen an; es käme ihr so erschütternd vor, meinte sie, mich in einer solchen Situation zu denken. Aber für mich war sie von höchstem Interesse. Die drei Kerle müssen einmal in einem Romane her; habe an ihnen ein wahres Naturstudium gemacht! Doch genug! Die drei Schelme plauderten noch eine Weile in der Art fort und wollten dann wissen, ob ich gut davon zu kommen hoffte? — „Jedenfalls ganz gut!" erwiederte ich und ersuchte sie lächelnd, mir Platz zum Auf- und Abgehen zu machen. „Wenn wir so glücklich sind, länger beisammen zu bleiben, so werden wir uns schon näher kennen lernen. Sie werden mir erzählen und ich Ihnen; so wollen wir uns die Zeit schon vertreiben. Lassen wir vor der Hand alles Nähere und Weitere." — Das Studentenkäppchen schwang sich auf die Holzpritsche und setzte sich wieder wie ein Türk hin, indem er daumendrehte über den Knien: „Aber Eins gefällt mir nicht an Ihnen," sagte er zu mir, „daß Sie so unbesorgt aussehen, als ob Sie sich das Alles mit Freuden gefallen ließen. Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, daß Sie gut wegkommen werden. Wenn Sie nicht gespielt, nicht gestohlen haben, wenn Sie nicht verbrüdert waren, wenn Sie sich nicht haben vergiften wollen — so hoffen Sie nicht, daß Sie gut wegkommen werden; schon das will mir nicht recht ein, daß Sie Quartier bei uns bekamen." — „Freund," sagte ich mit viel Pathos, indem ich mitten in der Stube stehen blieb, — „noch ist nicht Zeit, Alles zu sagen, — aber die Zeit wird kommen! Vor der Hand lassen Sie uns friedlich beisammen bleiben." — „Mit der Kost," meinte der Eine in Ketten — „mit der Kost wird's Ihnen anfangs nicht recht kratzen

Digitized by Google

wollen — die Kost ist etwas schmal und leidet keinen weiten Magen." — „Ich leide seit einigen Tagen an Verstopfung," sagte ich, „und darf also deshalb schon nicht auf große Brocken langen." — „Nun, Sie werden Ihr Essen doch der Gefangenwärterin nicht schenken? Was Sie nicht essen, essen wir!" — „Ganz natürlich," erwiederte ich. — „Dreimal Brod und zu Mittag Gemüse ist unsere Kost," sagte das Studentenkäppchen, versank dann in Gedanken und seufzte. „Es ist doch sonderbar," fuhr er nach einer Weile fort, „daß ich noch immer nicht frei bin; meine Sache ist ja schon so gut als entschieden, daß ich jeden Augenblick hinauskommen soll!" — Der Schelm machte sich gute Hoffnungen; zwei Tage später hörte ich, daß er auf vier Jahre in's Arbeitshaus geschickt worden sei. Er war einer der berüchtigtsten Gauner, welche in Teplitz und Karlsbad lange Zeit ihr beutereiches Unwesen getrieben hatten. Ich hatte eben noch Zeit, die Meubel meines neuen Quartieres zu mustern, welche einfach in einem Trinkeimer und in . . . sonst Nichts bestanden, als die Thüre wieder geöffnet und ich hinausgerufen wurde. Der Gefängnißwärter des zweiten Stockwerkes übergab mich dem des ersten Stockwerkes — der die Aufsicht über die Schuldenarreste führt. Hier wurde ich in ein großes Zimmer gebracht, dessen einziges Fenster bis auf eine geringe Breite zu oberst vermauert und vergittert ist. In diesem Zimmer bestand meine Gesellschaft aus einem jungen, feurigen, belesenen Kaufmanne, der in einen unglückseligen Proceß mit dem Kamerale verwickelt war, weil man ihn eines großen Paschgeschäftes anklagte; man hatte ihn bereits vierzehn Monate in strenger Haft gehalten, ohne ihm mit Entschiedenheit beikommen zu können.

Ich müßte Dir förmliche Memoiren mittheilen, wenn ich Dich mit den Angelegenheiten dieses jungen Mannes unterhalten wollte; im Allgemeinen bemerke ich Dir nur, daß dieser Proceß den jungen Mann fast bis zu gänzlichem Bankerott brachte, seinen Referenten aber zum Rath befördern half. Es ging nicht ganz sauber dabei her. Ist das überhaupt eine Art, mit dem Unterthan zu rechten, daß man ihn vierzehn Monate lang unter die eisenbelasteten, lausigen Arrestanten sperrt, um ihn erst zu untersuchen? Während dieser Frist mußte er sein Geschäft zu Grunde gehen lassen, mußte aber seine Steuern fortzahlen, mußte Weib und Kind erhalten. Ich habe volle acht Tage Gelegenheit gehabt, den Mann sich erklären zu hören;

Digitized by Google

es mußten in seiner Sache erstaunliche Beamtenwillkürlichkeiten vorgefallen sein. Außer diesem jungen Kaufmann war mein Zimmergenosse ein psychologisch höchst merkwürdiger Mann aus der Judenstadt und ein wegen Diebstahl in Eisen wandelnder Schneider. Letzterer war mehr zur Bedienung da. Der Kaufmann hatte eigenes Bett, der Judenstadtbürger nur einen eigenen Kopfpolster, ich und der Schneider lagen der ganzen Länge nach auf den Strohsäcken unter flohbesäeten Kotzendecken. Wanzen hatten wir da in die Millionen. So traurig und qualvoll aber die bißreichen Nächte waren, so lustig ging's bei Tage zu. Ich habe in meinem Leben nicht so viele Original-Menschen in Einem Loch beisammen gesehen als hier, denn ich stand mitten unter etwa dreißig Bankrottirern und Schuldnern, unter Juden und Christen, Krämern, Hausirern, Speculanten und herrschaftlichen Jägern. Lauter Originale, sag' ich Dir. Es ging lebhaft zu, es wurde gegessen und getrunken, gelacht und geseufzt, geplaudert und hingebrütet; prachtvolle Skandalgeschichten und zum Weinen langweilige Erlebnisse kamen zu hören; dazwischen Kartenspiel und Damenbesuch in der Vorhalle. Ueber der Thüre eines Zimmers waren vier Krebsschalen aufgehangen: das nannten die kindischen Mordkerle ihr Kaffeehaus „zu den vier Krebsen." Ein Bündeljud' vom Land wohnte drin, der mit Kaffee und Branntwein Kleingeschäftsmacherei im Scherz trieb. Ich habe mir all die Originale in Gedanken skizzirt und will sie einmal ganz ergötzlich im Roman zur Schau stellen. Was ich da Neues und Interessantes erlebte, davon schweige ich für dies Mal, mein lieber Alter. Man hätte mir keinen größern Gefallen thun können als mich da hineinzusperren. Wenn es Abend werden wollte, gingen wir in unsern Park; das war der lange Gang unserer Etage, links die Bureauthüren, rechts die Fenster in den Hof. Die Fenstervertiefungen nannte man die Seitenalleen. Eines Morgens entstand plötzlich großer Lärm; es hieß, der König von Preußen werde an unsern Fenstern vorüberfahren, begleitet vom Erzherzog Stephan. Es bestätigte sich wirklich . . . und ich mußte eingesperrt sein! Der lange Schneider und noch Einige hatten sich mit Blitzesschnelle am vermauerten Fenster in die Höhe gearbeitet und sahen ihn oder vielmehr seine Pferde und seinen Reisewagen; ich aber war theils zu wenig angespornt, theils nicht langwüchsig genug, um bis zur unvermauer-

ten Stelle des Fensters hinaufzureichen — und so kam ich, daß Gott erbarm! um den König von Preußen" . . . Diese interessante Stelle will ich als glücklichen Schluß dieses langen Berichts benutzen, mit dem kurzen Anhängsel, daß ich nach acht Tagen auch dieser Haft entlassen ward, indem ich einen Gewährsmann für meinen fernern Aufenthalt in Prag nennen mußte, bei dem ich zugleich wohnen sollte. In mehrern Sitzungen war meine Angelegenheit als der Verjährung anheimgefallen angesehen und eine weitere Verfolgung niedergeschlagen . . . Da hast Du nun die Geschichte zusammenhängend und treu; Du bist der Erste und Einzige, dem ich die Sache schriftlich und so weitläufig mittheile. Nehme sie ohne Ueberspannung zu Herzen. Bemerken muß ich nur noch, daß man nach völliger Entscheidung meiner Sache zwei lange Tage brauchte, um die Entscheidung durch das Expedit zu mir gelangen zu lassen. Sage mir noch etwas über die Energie und Eile unserer Kanzleistuben. Also zwei Tage Haft mehr von wegen des eiligen Expedirens. Wäre nicht der freundliche Polizeicommissär für mich, so viel ihm seine Pflichten erlaubten, thätig gewesen, so hätte ich allen Ernstes einige Tage unter den Gaunern gelebt, gegessen, geschlafen. Die Magistratsbeamten waren zuvorkommend und thätig, sobald sie auf mich aufmerksam gemacht waren.

Aber lebe nun wohl. Morgen mit dem Frühesten verlasse ich Prag, um nach Wien zurückzukehren. Von dort noch mehr. Ich brauche noch einige Zeit, um mich ganz harmlos meinen dichterischen Beschäftigungen hingeben zu können. Nochmals lebe wohl. Dein treuer Josef.

Prag, am 2. September 1844.

Tagebuch.

I.

Aus Berlin.

1.

Die zweite Generalversammlung des Berliner Localvereins.

Es ist in diesen Blättern, wie in allen Zeitungen mehrfach des „Berliner Localvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen" Erwähnung gethan, und es dürfte bei der unbestreitbaren Wichtigkeit des Gegenstandes den Lesern nicht unwillkommen sein, über den Verlauf der statutarischen Berathungen das Nähere zu vernehmen. Die Verhandlungen sind zwar keineswegs zu Ende geführt, aber das bisher gewonnene Resultat derselben genügt, um über den in der Versammlung herrschenden Geist ein Urtheil fällen zu können und ein Bild seines ganzen Wesens zu entwerfen. — Das provisorische Comité, welches theils von der ersten Generalversammlung am 29. November vorigen Jahres erwählt worden war, theils sich selbst weiter ergänzte, hatte bekanntlich den Auftrag, die Statuten des Vereins zu entwerfen und den Entwurf dann in einer zweiten Generalversammlung zur Debatte zu bringen. Schon während seiner Berathungen wurden manche Gerüchte über das Comité im Publicum laut, die die Augen und Erwartungen Aller auf das Verfahren der Generalversammlung lenken mußten. So war ein Mitglied des Comités plötzlich aus demselben ausgeschieden und hatte öffentlich und ausdrücklich in hiesigen Zeitungen erklärt, daß es an den Sitzungen des „jetzigen Comités" keinen Theil mehr nehmen könne. Auch verlautete von absonderlicher Einwirkung des „Centralvereins für Preußen", für den sich eben keine allzugroßen Sympathien kund geben, so wie von gewissen Concessionen den Behörden gegenüber. Diese Dinge waren nur geeignet, das Interesse für die Generalversammlung zu steigern. Nach einem Verlauf von sechs Wochen erhielten endlich die Mitglieder den Statutenentwurf und die Bekanntmachung, daß die Generalversammlung am fol-

Digitized by

genden Abend stattfinden werde. Manchen schien dieser Zeitraum für individuelle Prüfung sehr spärlich gemessen, aber der Wunsch, endlich zu einem thatsächlichen Resultate zu gelangen, überwog im Ganzen die erhobenen Bedenken, und so fand denn gestern die Berathung statt.

Das Local war — absit omen! — ein Gesellschaftstheater, das man dazu gewählt hatte, weil die Börse vielleicht weder die Menge fassen, noch auch solche Bequemlichkeit bieten konnte. Das Bild, welches sich dem Eintretenden hier darbot, machte nothwendig einen eigenthümlichen Eindruck. Auf der Bühne befand sich, deren ganze Breite einnehmend, der grüne Tisch, an welchem das Comité mit seinem Präsidenten Platz nahm; die Klingel des letzteren wurde durch einen hölzernen Hammer vertreten, wie ihn hier gewöhnlich die Hausfrauen zum Zuckerklopfen benutzen. In dem Orchester, den Logen, dem Parquet und rings auf der Tribüne zerstreut saßen die Mitglieder, meist in ihre Mäntel gehüllt und die Hüte in den Kopf gedrückt. Handwerker habe ich unter ihnen wenig bemerkt, die meisten waren Literaten, Bürger, Beamte. Manche waren auch ohne alles Interesse, oder nur aus dem der Neugierde da, sie affectirten wohl nur eine Theilnahme für eine Sache, die sie als Mode betrachten und von der sie kein Verständniß besitzen. In meiner Nähe befanden sich Leute, die bei den heftigsten und wichtigsten Debatten gähnten oder gar schliefen. Ich bemerke dies keineswegs so obenhin zur oberflächlichen Skizzirung, man wird sehen, welchen Einfluß die Schlafmützen auf die Entwickelung des Dramas ausübten. Nachdem der Präsident die Sitzung eröffnet hatte und das Protokoll der ersten Generalversammlung verlesen war, legte das Comité den Statutenentwurf als dasjenige Resultat ihres Nachdenkens vor, welches von ihm treu dem Auftrage der Gesellschaft verfaßt sei. Der Präsident stellte hierauf der Versammlung die Frage, ob sie diesen Entwurf für denjenigen anerkenne, über den die Debatte eröffnet werden solle. Fünf oder sechs Redner erhoben sich sogleich dagegen, die theils den ganzen Entwurf als seinem Wesen nach unzweckmäßig verworfen, theils andererseits ihn unbedingt angenommen wissen wollten; die Versammlung entschied sich für Annahme des Entwurfs zur Prüfung. Die nun folgenden stürmischen Debatten über jeden einzelnen Paragraphen mitzutheilen, wird weitläufig und zwecklos erscheinen. Die Versammlung war lebhaft und im Ganzen tief von den verhandelten Gegenständen durchdrungen, einzelne Vorträge wurden oft von donnernden Zeichen des Beifalls und ebenso der Mißbilligung unterbrochen. Die Redner selbst schienen sich gern zu hören, sie sprachen oft weitschweifig über schon Verhandeltes und anscheinend in früher ausgearbeiteten Phrasen, es wurde überhaupt mehr geredet als gesprochen. Ein Mitglied des Comités, ein „Schriftsteller", begann mehrmals seine Thätigkeit für die

Digitized by Google

vorliegenden Fragen zu versichern, die man, wie er hinzufügte, auch in allen seinen „Schriften" finden würde oder könnte. Wahrscheinlich wollte er die in der Literatur vergebens gehoffte Anerkennung seiner „Schriften" wenigstens in dieser Versammlung genießen, aber man war unhöflich genug, ihn „zur Sache" zu verweisen. Ein einziger Handwerker, ein gebückter Mann von ungefähr sechzig Jahren, erhob sich einmal mitten unter dem lautesten Sturm der Meinungen und las mit zitternder Stimme seine Erfahrungsansicht über die Weise, wie am ersten der arbeitenden Klasse geholfen würde: aber Dank dem Hochmuth unserer gebildeten Geistesaristokratie wurde er bald von den gebildeten Rednern verdrängt. Unter den vielen Amendements, die zu den einzelnen Paragraphen in Rede standen, beschäftigten nur drei oder vier ernstlich die Gemüther, über die meisten entschied sogleich die Gesammtstimmung. Und doch, wiewohl von den einunddreißig Paragraphen des Statuts an diesem Abend nur eilf zur Debatte kamen, währte die Sitzung von sechs bis nahe eilf Uhr, also beinahe fünf volle Stunden. Nach diesen Andeutungen über das Wesen der Versammlung wird es genügen, den Inhalt der Paragraphen und von der Versammlung verworfenen Amendements zu geben, so weit er charakteristisch und für ein Urtheil über die Zukunft des Localvereins wesentlich ist.

Die drei ersten Paragraphen des Statuts geben in möglichst weiten und umfassenden Grenzen Zweck und Mittel des Vereins an und wurden, nur mit einem formellen Amendement begleitet, angenommen. Der Verein stellt sich darin die Aufgabe, durch moralischen Einfluß und demgemäß „zu treffende Einrichtungen" für die Verbesserung des sittlichen und ökonomischen Zustands der arbeitenden Klassen, unter thätiger Mitwirkung derselben zu wirken; er zielt mehr dahin, das Entstehen der Noth gründlich zu verhindern, als vorhandenes Elend vorübergehend zu beschwichtigen. Der Antrag Einiger, die beabsichtigten Mittel und Einrichtungen namhaft zu machen, wurde deshalb verworfen, weil man den Grund der Noth nicht überall kenne, sondern erst untersuchen müsse, und weil je nach Verschiedenheit der Lage auch verschiedene Mittel zulässig erscheinen dürften. In der That kann man die weite Ausdehnung der Bestimmung, die jede freie Bewegung zuläßt, nur loben. Denn wenn die Befürchtung gewisser Hemmnisse gegründet war, so würde man durch irgend eine Determination den Behörden Veranlassung zu dem bereits beabsichtigten Einschreiten gegeben haben. Die Besorgniß eines solchen Anstoßes hat indeß, wie man sehen wird, leider auch Einfluß auf die Hauptmomente des ganzen Vereins geübt. Die beiden folgenden Paragraphen des Entwurfs stellen die Bedingungen der Mitgliedschaft fest, und zwar soll Jeder durch Vorausbezahlung eines Thalers als Jahresbeitrag die Rechte des Mitgliedes erwerben können, spätere Beiträge können halbjährlich

gezahlt werden. Ueber diese Bestimmung hatten, wie verlautete, bereits im Comité heftige Debatten statt gehabt, und der größere Theil desselben hatte auf Annahme von zehn Silbergroschen statt des Thalers gedrungen. Nur so würde allerdings den arbeitenden Klassen der Beitritt möglich gewesen sein, aber es scheint, daß man gerade diese Theilnahme höherer Seits scheute, denn das Comité soll sich nur durch die Gewißheit einer Concessionsverweigerung bewogen gefunden haben, den Thaler anzunehmen. In der Generalversammlung wurde der Punkt seltsamer Weise gar nicht berührt, vielleicht aber in Erwägung der „höheren Rücksichten." Ein Amendement, daß dieser Thaler in monatlichen Theilzahlungen geleistet werden solle, fand von Seiten des Comités großen Widerstand, die Generalversammlung aber beschloß, die Zahlung vierteljährig erheben zu lassen. Es folgten nun hierauf einzeln die Paragraphen sechs bis eilf, die sich mit der Eintheilung in Bezirke befassen. Die Mitglieder nämlich werden in so viel Bezirke getheilt, als es nöthig scheint, jeder Bezirk wählt seine Vertreter, und diese übernehmen in ihren Bezirken Ermittlungen, Verwaltung an Einrichtungen und alle Maßregeln des Vereins. Diese allgemeinen Bestimmungen wurden ohne bedeutende Einwürfe angenommen. Die Bezirksvertreter, sagt der Entwurf weiter, halten ihre regelmäßigen Bezirkssitzungen, welche jedoch auch der Vorstand zu beschicken das Recht hat. Daß das abgeordnete Vorstandsmitglied dabei präsidire, wie es der Entwurf anfänglich wollte, wurde von der Generalversammlung verworfen, die darin nur eine unnütze Bevormundung sah. Den Schluß dieser Abtheilung bildeten zwei Bestimmungen, die den heftigsten Sturm heraufbeschworen und deren Debattirung mehr als zwei Stunden lang die Gesellschaft beschäftigte. Die erste betraf das Recht des einzelnen Vereinsmitgliedes, seine Vorschläge entweder unmittelbar oder durch die Bezirksvertreter an den Vorstand gelangen zu lassen, in welchem letzteren Fall er (einzeln!) sich zur mündlichen Erläuterung in der Bezirkssitzung melden könne; die zweite Bestimmung: daß die Bezirksversammlungen, worin über die Thätigkeit des Vereins Bericht erstattet werden solle, vierteljährige seien. Gegen diese beiden Paragraphen stellte nun ein Mitglied das Amendement, daß die Versammlungen 1) öffentlich, in einem besonders dazu bestimmten Locale und 2) allwöchentlich einmal stattfinden sollten. Das Prinzip der Oeffentlichkeit ist auch dem Berliner Philister kein fernliegendes mehr und die Nothwendigkeit eines öfteren Verkehrs mit den arbeitenden Klassen leuchtete ihnen so ziemlich ein. Der erste Eindruck war ein für das Amendement günstiger, und lebhafter Beifall lohnte den Redner. Aber das Comité war auf den Gang gefaßt, und hätte es bessere Wortführer gehabt, so würde vielleicht die Darlegung seiner wahren Motive nicht nöthig gewesen sein. Die ersten Entgegnungen waren unendlich schwach, theilweise lächerlich. So warf ein Vorstand des Centralver-

Digitized by Google

eins, welcher zugegen war, ein, daß man am Ende gar in einem Wirthshaus zusammenkommen müsse und wohin das führe! Dazu kam, daß die Mitglieder des Comités im Grunde selbst nicht mit ihrer Anordnung einverstanden waren und gegen ihr besseres Bewußtsein kämpften. Auf den vortrefflichen Vortrag eines Oppositionsredners, der mit dem stürmischsten Applaus der Versammlung aufgenommen wurde, erhob sich ein Comitémitglied und sagte selbst ergriffen, daß er im Tiefsten seines Herzens und mit voller Ueberzeugung sich dieser eben ausgesprochenen Ansicht anreihe, doch aber müsse er für das Comité stimmen! Die Macht der Opposition wuchs mit jedem ihrer Redner, von denen vorzüglich zwei die vollste Anerkennung, die ihnen wurde, verdienten. Da erhob sich der Präsident und sprach geradezu die Mittheilung aus, daß, wenn die Versammlung auf dem Amendement beharrte, sie den Verein zu Grabe trüge, denn dies sei die Lebens- (wohl nur die Existenz-) Frage des Ganzen. Ihm schloß sich sogleich ein Mann an, der durch seine Stellung wie seinen Charakter bereits sehr populär ist und auf Viele einen sehr großen Einfluß übt. Er wiederholte die Versicherung der schwebenden Existenzfrage und setzte dann hinzu, daß man ja nicht mit dem Besten zu beginnen brauche (also war das Amendement doch das Beste!), sondern es der Zukunft überlassen könne. Den ersten Eindruck dieser Rede benutzend, schnitt der Präsident augenblicklich alle ferneren Erörterungen der sich erhebenden Oppositionsredner ab und indem er sich auf einen Paragraphen der Geschäftsordnung berief, verlangte er zur Abstimmung. Die Zählung war der Räumlichkeit wegen nicht leicht zu bewerkstelligen, und so sollten sich denn diejenigen, welche für das Amendement stimmten, auf die Tribüne begeben, die Conservativen aber im Parquet bleiben, oder resp. von der Tribüne herunterkommen. Die Maßregel erwies sich als wirksam, denn die Majorität war in den Parquetbänken. Die Majorität! Freilich waren darunter Viele, die gar nicht wußten, um was es sich handelte, die sitzen geblieben waren, weil sie keine Veranlassung sahen, ihre Sitze zu verlassen und eine Treppe zu steigen und die eben sowohl der Opposition zur Majorität verholfen hätten, wenn diese im Parquet stehen geblieben wäre. Aber es war die Majorität. Das Amendement war verworfen. Jetzt fragte der Präsident, ob die Versammlung die beiden Paragraphen des Entwurfs annehme. Die Opposition lehnte entschieden die Beantwortung dieser Frage ab, und verlangte Vertagung der Debatte, um neue Amendements dagegen zu bringen. Aber trotz des furchtbaren Sturmes und Lärmens erlangte der Präsident die Abstimmung und das Resultat war, daß die Majorität, diesmal mit 152 (einschließlich des Comités) gegen 134 Stimmen abermals auf Seiten des Vorstandes war. Die Versammlung wurde geschlossen und die weitere Berathung der Statuten auf einen noch näher zu bezeichnenden Termin vertagt.

Digitized by Google

Dies war die zweite Generalversammlung des Localvereins. Wie man sieht, haben die „höheren Rücksichten" nicht geringen Einfluß auf Comité und Majorität der Mitglieder geübt und es stehen bei dem vorliegenden Resultat wohl keine polizeilichen Hemmnisse zu befürchten. Es ist nicht zu läugnen, daß wenigstens die Absicht der Majorität bei ihrem vorsichtigen Beschluß eine ehrliche und gute war. Aber eine andere Frage ist, ob durch den Anstrich büreaukratischer, ja polizeilicher Arrangements, den der Verein jetzt erhalten hat, nicht jede segensreiche Wirkung desselben abgeschnitten ist. — Uebrigens hat die Oppositionspartei noch am selbigen Abend schriftlichen Protest gegen die Abstimmung der beiden Entwurfsparagraphen eingelegt.

E. D.

2.

Der Localverein. — Die Vorlesungen des wissenschaftlichen Vereins; Zumpt über die Religion der alten Römer, Reumont über Vittoria Colonna und die Religion der neuern Römer. — Berliner Theaterenthusiasmus. —

In der am 10. Januar im Saale des Privattheaters „Urania" stattgefundenen zweiten vorbereitenden Sitzung des Localvereins für's Wohl der arbeitenden Klassen ging es nicht mehr so verworren und anarchisch her, wie in der ersten vom 29. November, die man in der That als einen Jahrestag der polnischen Revolution oder vielmehr des polnischen Reichstages betrachten konnte. Dagegen gruppirten sich die Ansichten schon viel entschiedener und man konnte das Maß der Kräfte nach beiden Seiten hin, nach der besonnen progressiven, wie nach der radical sich überstürzenden, deutlich übersehen, während das retrograde Element keinerlei Vertretung unter den Versammelten hatte. Es mochten etwa 4—500 Mitglieder bei Eröffnung der Verhandlungen anwesend sein, die von dem zweiten Bürgermeister der Stadt, dem geheimen Regierungsrath Naunyn, mit eben so vieler Klugheit als Energie geleitet wurden. Ein Reglement der Verhandlungen ward vertheilt, wodurch dem Vorsitzenden die Macht beigelegt war, die Debatte zu coupiren; von dieser Vollmacht mußte auch einmal, wenn gleich erst gegen Ende der Sitzung, Gebrauch gemacht werden. Die Verhandlungen betrafen die Statuten des Vereins; allerdings sind diese dem Einwurfe bloß gestellt, daß sie fast nur die innere Organisation und Leitung des Vereins betreffen, während sie über den Zweck und die eigentliche Thätigkeit desselben nur in einigen allgemein gefaßten kurzen Paragraphen sprechen, aber es ist dies doch besser, als wenn es umgekehrt wäre, d. h. wenn man große Leistungen und Reformen angekündigt hätte und hinterdrein aus der Organisation des Vereins hervorgegangen wäre, daß man außer Stande sei, das Versprochene zu erfüllen. Genug, wenn diese Organisation

so vielen Spielraum gestattet, daß man hernach, welches auch die sich herausstellenden Bedürfnisse zur Aufhilfe der Arbeiterklasse seien, Mittel und Wege besitzt, darauf einzugehen. Und das scheint vollkommen der Fall. Die drei ersten den Zweck und die Mittel des Vereins betreffenden Paragraphen wurden daher auch mit Ausnahme einer von Dr. Nauwerk vorgeschlagenen, ganz angemessenen Veränderung in der Satzfolge, ungeachtet einiger lebhaften Einwürfe, vollständig genehmigt. Die Aufgabe des Vereins ist darnach, nicht sowohl vorhandene Noth zu lindern — was man den bestehenden Wohlthätigkeits-Instituten überlassen müsse — als der drohenden leiblichen und geistigen Noth der Abeiterklassen vorzubeugen. Die Stadt selbst wird in Bezirke eingetheilt, deren jeder alljährlich zwanzig Bezirksvertreter erwählt, welche sich durch eigene Nachwahl bis auf dreißig ergänzen und in beständiger Kenntniß aller den Zweck des Localvereins angehenden Zustände erhalten. Zur Berichterstattung ist, außer den gewöhnlichen Versammlungen des Vereins-Vorstandes und des Ausschusses, in jedem Bezirke vierteljährlich eine allgemeine Bezirksversammlung angesetzt. Es wurde von mehreren Mitgliedern der Antrag gemacht, wöchentliche Bezirksversammlungen stattfinden zu lassen, in welchen die Angelegenheiten der Arbeiter besprochen werden sollten. Die Besonneneren aber fragten mit Recht, ob man durch eine solche Bestimmung, die das Mißtrauen der Regierung im höchsten Grad erregen würde, nicht die Existenz des ganzen Vereins auf das Spiel setze, und so kam es denn auch, daß das betreffende Amendement mit großer Majorität beseitigt ward, der ursprüngliche Paragraph aber doch auch nur mit 154 gegen 132 Stimmen genehmigt wurde.

Die Vorlesungen des sogenannten „wissenschaftlichen Vereins" haben seit der vorigen Woche wieder begonnen, und zwar finden sie, wie nun bereits im vierten Winter, im Saale der Singakademie vor demselben Herren- und Damen-Publicum statt, das von Anfang an darauf abonnirt hatte. Nur hin und wieder wird ein neuer Abonnent an die Stelle eines Ausgetretenen oder Verstorbenen eingeschoben. Ob aber die Zuhörer und Zuhörerinnen, die bereits ein Triennium zurückgelegt und das vierte Studienjahr begonnen haben, jetzt mehr wissen, als da der „wissenschaftliche Verein" begann, möchten wir billig bezweifeln. Es gewährt in der That einen eigenthümlichen Anblick, zuweilen die vornehmen, sehr ennuyirten und unverkennbar schläfrigen Gesichter zu betrachten, die doch so thun müssen, als hätten sie das lebhafteste Interesse an dem archäologischen, historischen oder ethnographischen Gegenstand, der eben vorgetragen wird. Am vorletzten Sonnabend las Professor Zumpt, der Viertelsmeister unseres Quartier Latin, über die Religion, oder vielmehr über die Gottheiten und die Feste der alten Römer, die bekanntlich von der Frömmigkeit unserer Zeit Nichts wußten. Am darauf folgenden Sonnabend las Dr. Alfred

Digitized by Google

Reumont über Vittoria Colonna, die italienische Dichterin und die Freundin Michel Angelo's. Herr Reumont sprach ebenso über die religiösen und politischen Ideen Roms im 16. Jahrhundert, wie Zumpt von diesen Ideen vor den christlichen Jahrhunderten gesprochen hatte, und das Resultat war, daß die Damenwelt ziemlich übereinstimmend die Bemerkung machte, es sei doch auffallend, wie wenig die Italiener und namentlich die Römer durch das Christenthum gewonnen hätten. *In der That sind Deutschland und Frankreich, sowie die nordischen Nationen überhaupt, viel besser dabei gefahren, als die Italiener und Griechen.

Was sagen Sie zu den langen Theaterartikeln aus Berlin, die jetzt die Augsburger Allgemeine Zeitung zu bringen pflegt? Sollten wir wirklich wieder in die alte Zeit der Sontags-Verzückungen zurück versunken sein oder liegt es nur daran, daß der Correspondent jener Zeitung ein so großer Theaterliebhaber ist? Wir könnten darüber nur Einiges ausplaudern, doch wir wollen lieber reinen Mund halten.

Justus.

II.

Aus München.

Universität. — Neumann über neuere Geschichte. — Erhard. — Görres. — Vorträge im Museum. — Schmidt, Thiersch. — Laube's Struensee. —

An unserer Universität erregen in diesem Augenblicke die Vorlesungen über neueste Geschichte vom Professor Neumann, dem berühmten Kenner chinesischer Sprache und Zustände, das Interesse aller Gebildeten. Unsere Studirenden waren es bisher gewohnt, nur diejenigen Vorlesungen zu hören, die sie vermöge des von ihnen gewählten Faches hören mußten. Sind doch manche Lehrstühle an unserer Universität gar nicht besetzt, z. B. der der deutschen Literatur, und was den der Philosophie betrifft, so haben wir seit Schelling's Abgang den einzigen Erhard, der Jahr aus Jahr ein nach seinem Lehrbuche, von dem er weder rechts noch links abweicht, Logik vorträgt und in seinen Vorlesungen über Moralphilosophie regelmäßig auf das junge Deutschland schimpft. In den Geschichtsvorträgen war es das Jahr 1789, das unsere loyalen Professoren stutzen machte, über das hinaus sie ihre Schritte nicht zu lenken wagten. Dem ist nicht mehr so. Der Geist der Zeit, der durchaus eine Vermittlung des Wissens mit dem Leben will, hat auch an unsere Thore gepocht und sie wurden ihm, freilich nach einigem Zögern erst, geöffnet. Vielseitigen Wünschen nachgebend, hat sich endlich Professor Neumann entschlossen, mit Anfang des vorigen Monats ein Colleg über neueste Geschichte (von 1815 an) zu eröffnen. Und wahrlich, Neumann hat ganz das Zeug dazu. Mit einer liberalen Gesinnung und einer scharfen Combination

Digitized by Google

verbindet er einen reichen Schatz von Kenntnissen und eine klare, anschauliche Darstellungsgabe. Auch der alte Minirer Görres wühlt noch fleißig in den dunkeln Gängen der Mystik und Hunderte von Hörern füllen den Saal, um die Bekanntschaft der Schedim und Ruches der antediluvianischen Zeit zu machen. —

Auch in unserm Museum, dem Versammlungsorte der hiesigen noblen und gelehrten Welt, ist seit einigen Jahren Brauch, daß von Mitgliedern während der Wintersaison populäre Vorträge aus verschiedenen Gebieten des Wissens gehalten werden. In dieser Saison eröffnete Dr. Schmidt den Reigen mit einem Vortrage über „die Frauencharaktere Schiller's und Göthe's." Die gewandte und geistreiche Behandlung seines Stoffes verschafften dem jungen Dichter (er ist nämlich Verfasser der Dramen „Camoens" und „Bretislav") vielen Beifall. Bald darauf hörten wir Thiersch „über den Bau des antiken Theaters," er sprach fast zu gelehrt für ein gemischtes Publicum. Als ein erfreuliches Zeichen des Fortschrittes muß die gesteigerte Theilnahme betrachtet werden, die von Seiten unseres Publicums der Journalistik und der Oeffentlichkeit zugewendet wird. Die Theilnahme für die erstere bezeugt die bedeutende Zunahme der Mitglieder des Lesevereins im verflossenen Jahre, so daß für das laufende Jahr die beträchtliche Summe, die bisher den Journalen und der Brochüren-Literatur zugewendet wurde, um 300 fl. erhöht werden konnte. An der Spitze des Vereins steht Hofrath Thiersch, dessen umsichtiger Leitung derselbe Vieles verdankt. Den gesteigerten Sinn für Oeffentlichkeit bewies erst neulich wieder der ungeheure Zudrang zu den Verhandlungen des Cassationshofes, während noch vor wenigen Jahren bei solchen Veranlassungen die Reihen der Galerie ziemlich gelichtet waren. — Vor einigen Tagen ging Laube's Struensee über unsere Bretter. Wieder einmal eine freundliche Oase in der Dürre unserer Theaterwüste. Seit Jahren hat hier kein Stück sich eines solch ungetheilten und enthusiastischen Beifalls zu erfreuen gehabt, als dieses herrliche Stück. Es ist dieser Beifall um so gewichtiger, als der Michel Beer'sche Struensee, den der längere Zeit hier lebende Verfasser für unsere Bühne geschrieben hat, noch in sehr gutem Andenken steht. Daß das Stück Reminiscenzen erweckte, läßt sich leicht denken, sie fielen aber alle, wir gestehen es gerne, zu Gunsten des lebenden Dichters aus. Die Hauptrollen waren in guten Händen, besonders aber war es die schwierige und vom Dichter nicht gut bedachte Rolle des geistesschwachen Königs, die Christen mit wahrer Meisterschaft darstellte. Das Stück wird sich dauernd auf dem Repertoir erhalten. — Wir werden im Laufe dieses Winters noch mehrere Novitäten zu sehen bekommen, die aber größtentheils hiesige Dichter zu Verfassern haben. In unserer Journalistik hat das neue Jahr keine Veränderung hervorgebracht, sie ist noch immer die alte.

H.

Digitized by Google

III.

Notizen.

Eisenbahnverwaltung (brieflich aus Wien). — Die Amazone. — Die Hoppéfrage. — Die Muskitosstadt. — Huber's Janus. — Immer langsam voran. — Die Todten gegen die Lebendigen. — Deutsche Zeitungen in Amerika. — Voß'sche Toleranz. — Vischer. — Briefliches aus Jassy.

— So eben hat der Kaiser den Vorschlag genehmigt, daß die Verlängerung der Nordbahn von Bochnia über Lemberg nach Brody an der russischen Grenze als eine auf Staatskosten herzustellende Linie erklärt; mit dieser gleichzeitig soll bereits im künftigen Jahre auch die Bahn von Linz nach Salzburg in Angriff genommen werden. Bei dem nothwendig abzuschließenden Pachtvertrag mit der Gesellschaft der Nordbahn wird man von Seite des Staates auch mit größerer Umsicht zu Werke gehen, als dies leider bei dem mit der Südbahn getroffenen Uebereinkommen der Fall war. Es zeigt sich schon nach Verlauf weniger Wochen, welchen weiten Spielraum die in dem mit der Gloggnitzer Bahngesellschaft abgeschlossenen Vertrage aufgestellten Bedingungen der Willkür und der Berechnung der Pächter offen gelassen haben; der Pächter wird vom Staate für jedes geheizte Locomotiv und für jede zurückgelegte Meile bezahlt und erhält überdem für die Instandhaltung des Schienenweges pr. Meile ein gewisses Pauschale. Unter diesen Umständen kann dem Pächter gar Nichts daran liegen, ob die von ihm in Bestand genommene Linie frequentirt werde oder nicht, im Gegentheile, es muß ihm nur lieb sein, wenn die Frequenz nicht überhand nimmt, da er alsdann an dem Pauschale ungleich mehr verlieren würde, als er an den Fahrtaxen gewinnen könnte. Manche sind vielleicht der Meinung, in dem erwähnten Falle bestehe zwischen den Interessen des Besitzers und Pächters vollkommene Harmonie, indem die der Staatsbahn gewonnene Frequenz eben so der Gloggnitzer Bahn zu Gute käme und mithin der eigene Vortheil die Pächter anspornen sollte, Alles zu thun, was den Flor des Objects befördern kann. Die Wirklichkeit straft indeß diese Ansicht Lügen, und das reisende Publicum sowohl, als die Kaufmannswelt sind voll von Klagen über die schlechte Ordnung, die in Betreff der pünktlichen Besorgung von Personen und Gütern Statt findet, sobald man die Schneehöhen des Sömmering im Rücken hat; die Waaren zumal bleiben oft eine ganze Woche unterwegs und der Schneckengang der Fuhrleute wird bald wieder dem Dampffluge vorgezogen werden, da eine kaufmännische Berechnung bei soviel Unzuverlässigkeit kaum möglich ist, und die niedern Frachtsätze der Staatsbahn werden durch diese Verhältnisse wieder vernichtet.

Bedienstete, welche von den controlirenden Staatsbeamten wegen Nachlässigkeit entlassen werden, wissen, daß sie bei der Gloggnitzer Bahn

Digitized by Google

ein sichres Unterkommen finden und darum setzt sich allmälig im Publicum der Glaube fest, man speculire dabei lediglich auf eine niedere Frequenz der Staatseisenbahn, damit die Staatsverwaltung von diesen Ergebnissen, welche als Anhaltspunkte für die Zukunft dienen sollen, zurückgeschreckt, ja niemals den Gedanken fassen solle, die Regie seiner Eisenwege selbst zu übernehmen. Es steht zu hoffen, daß die Staatsverwaltung die bestehenden Mißlichkeiten bei Zeiten heben und die Bedeutung ihres herrlichsten Werkes nicht durch persönliche Gelüste entstellen lassen wird.

— Wenn man dem bösen Leumund glauben darf, so war das Debut der königlich preußischen Corvette, Fräulein Amazone, auf der Bühne des Weltmeers, kein sehr rühmliches. Das Wunderkind producirte sich in allen Ecken der Windrose, tänzelte harmlos über die Wellen zum Takte deutscher Flotten-Gedichte und seine niedliche Figur ward von den bemoosten Leviathans im Norden und Westen mit aufmunternder Freundlichkeit begrüßt und beklatscht: aber als es einmal zum Ernst kam, wo war da unsere tapfere Amazone? Sie hat, sagt man, eine spanische Brigg, welche Nothsignale gab, im Stich gelassen; das war kein Meisterstück. Ein dummer Streich ist aber die Entschuldigung, welche die Amazone jetzt für sich anführen läßt: sie habe das spanische Schiff für einen Korsaren und die Nothsignale für eine List gehalten. Und warum griff sie dann nicht frisch an? Gewiß nur aus übel angebrachter Großmuth gegen den schwächeren Piraten (eine Brigg ist bedeutend kleiner als eine Corvette); oder aus jungfräulicher Schüchternheit, — selbst eine deutsche Amazone nämlich kann die Tugenden der Weiblichkeit nicht ganz verläugnen.

— Die Hoppéfrage ist ohne einen Kanonenschuß glücklich gelöst worden; rein auf diplomatischem Wege, in dem friedliebenden Sinn unserer vorgeschrittenen Zeit. Der Schauspieler Hoppé hatte bekanntlich seinen Contract mit dem Hoftheater von Braunschweig gebrochen, war nach Berlin gekommen und dort von der k. Bühne engagirt worden. Darüber erhob das Herzogthum gegen das Königreich große Beschwerde, wünschte dem Flüchtling einen permanenten Schnupfen, drohte mit der öffentlichen Meinung und machte einen ernsthaften Proceß anhängig. Wir standen wieder einmal am Vorabend großer Ereignisse, denn man glaubte schon, der braunschweigische Gesandte in Berlin werde seine Pässe verlangen. Es kam jedoch besser. Eine erlauchte und hohe Person wandte sich in einer versöhnenden Privatnote unmittelbar an den Herzog von Braunschweig, der sogleich den Proceß niederschlagen ließ. Hoppé ist für Berlin gerettet, ohne daß der innere Friede Deutschlands getrübt oder der Bundestag aus seiner Ruhe gestört und zu einer Competenzerklärung gedrängt worden wäre.

Digitized by Google

— Das Project einer preußischen Kolonie auf der Muskitosküste scheint nur aufgenommen, um den Berlinern fette Nahrung für ihren Witz zu geben. Es wird viel gespöttelt in Berlin über die zukünftige Niederlassung. So ward ein vollständiger Bericht fabulirt von den Vorsichts= und Untersuchungsmaßregeln, mit denen die ausgesandte Commission sich der gefährlichen Küste näherte; von der Gend'armerie, unter deren Aufsicht die Muskito fliegen gestellt werden sollten u. s. w. Indessen fand die Commission statt der gefürchteten Mücken sehr fried= liche Menschen, eine Königin à la Pomare mit einem hoffnungsvollen Kronprinzen und eine kleine Residenz, die, abgesehen von dem Man= gel eines Brandenburger Thores, recht wohnlich sein soll. Die mit= genommenen Mückennetze kamen ungebraucht zurück. Die eigentliche Muskitosstadt ist Berlin. Aber die zahllosen Stachelfliegen, die, statt aus Sumpf und Sonnenhitze, sich aus Sand und Philosophie erzeu= gen, sind durch keine Aufsicht zu bändigen; das große Netz, mit dem man sie fangen will, bekommt täglich ärgere Risse; und keine Nase ist ihnen heilig.

— Huber's „Janus" läßt sich sehr gut an. Man muß ihm nachrühmen, daß er seine sogenannten wohlmeinenden Tendenzen we= nigstens mit offener, rücksichtsloser Plumpheit auskramt und der öf= fentlichen Meinung nicht, wie derartige Blätter sonst thun, um den Bart geht, sondern sie geradezu vor den Kopf stößt. „Da weiß man doch, warum man lacht." Herr Huber beginnt mit einem Hornstoß gegen das Obercensurgericht; er kann freilich nie in den Fall kom= men, die Hilfe desselben in Anspruch zu nehmen.

— Eine gewisse Sorte von Oppositionsmuth, die in Deutschland häufig ist, erinnert uns stets an den Pantoffelmann, der im Wirths- haus gegen die ganze Welt bramarbasirt, vor seiner Frau aber im eigenen Hause zu Kreuz kriecht. So wissen wir einen Dichter, einen preußischen, der gar wohl einsieht, wie hübsch es wäre, wenn man auch ihn zu den Vorkämpfern zählte, die in voller Eisenrüstung auf dem Pegasus reiten, um die Welt von den Drachen zu befreien. Also, auch er schnallt den Harnisch um. Aber wo findet man einen guten zahmen Drachen, mit dem man es allenfalls aufnehmen — darf? Die Franzosen? Sind immer noch gut, wenigstens als Präservativ gegen den Verdacht unpatriotischer Gesinnung; aber satt wird man nicht davon. Die Landwehrmänner von 1813, die noch Appetit auf Franzosen haben, sind nicht mehr so zahlreich, finden auch ihren Tisch besser gedeckt bei Vater Arndt, Jahn, Körner rc. Aber den Papst zu bekämpfen, das ist was Neues — und zeigt von Muth, namentlich wenn man Protestant ist in einer streng protestantischen freien Stadt. Selbst der Bundestag kümmert sich nicht darum; denn was ist ihm

Hekuba? Jetzt sind aber auch die Russen eine erlaubte Speise geworden, d. h. nicht die russische Gesinnung deutscher Diplomaten, sondern die wirklichen Russen; man kann also, wenn man nur nicht etwa Polen aufwiegelt, ohne Gefahr gegen die russische Leibeigenschaft, die russische Unwissenheit, den russischen Schmutz und andere Dinge, die uns Nichts angehen, die muthigsten Gedichte machen. Nächste Ostermesse bringt auch gesinnungsvolle Lieder gegen Neapel, gegen Mexico, gegen die Tartarei und China. Wie schön, daß der liebe Gott die Welt so groß gemacht hat. Wie ist doch gesorgt für den wahrhaften Patriotismus, für die wahre Freisinnigkeit und den echten Muth eines echten Deutschen! O Heldenthum hinter dem Ofen, nur immer langsam voran! Wenn Du so langsam voran machst, kommt die österreichische Landwehr schon nach.

— Als Karl Heinzen, der Verfasser des confiscirten Buches über die preußische Bureaukratie, nach Belgien floh, warf man die Frage auf, warum er, wenn sein Gewissen ihn freispreche, sich nicht den Gerichten gestellt habe, da doch in Köln Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege sei. Aber man hört jetzt, daß es im Werke gewesen, ihn dieser schützenden Macht zu entziehen. Zu diesem Zweck war die Anklage nicht etwa blos auf „frechen Tadel der Landesregierung", sondern auf Beleidigung der seligen Majestät des Königs Friedrich Wilhelm's des Dritten gestellt worden. Also selbst die Todten läßt man nicht ruhen, wenn man durch sie einen lebendigen Schriftsteller in die Mausefalle kriegen kann.

— Deutschland ist jetzt wesentlich theologisch. Die Brockhausische Zeitung wird man bald „Deutsche Allgemeine Kirchenzeitung" nennen müssen. Auch in Frankreich und England sind Jesuitismus und Puseyismus wichtige Momente, die regelmäßig debattirt werden, doch sie verschlingen nicht alle andern Interessen; unser öffentliches Leben aber ist so arm, daß die theologische Berserkerwuth ein bequemes Surrogat ist, dem man sich gerne hingibt, um die sonstige Leere nicht zu fühlen. Es muß im deutschen Blute stecken, dieses Gelüst nach dogmatischen Streitigkeiten und theologischen Processen; man kann es nicht ganz auf unsern politischen status quo schieben. Denn selbst im freien Nordamerika, in dem politischen Jenseits, in der neuen Welt zieht der Deutsche keinen neuen Adam an. In Cincinati, erzählt uns ein Reisender, einer Stadt, die großentheils von Deutschen bewohnt wird, beschäftigt sich fast die ganze deutsche Journalistik mit religiösen Debatten. Der dortige „Wahrheitsfreund" ist fanatisch katholisch und zieht Jahr aus Jahr ein gegen ein anderes deutsches Localblatt zu Felde, welches dem wüthendsten Methodismus huldigt und von den Yankees, wegen seines heulenden Tones, mit dem Spitznamen: Alli-

Digitized by Google

gator, beehrt zu werden pflegt. Endlich ist noch „der Lichtfreund" da, ein rationalistisches Blatt, das klügste und am besten redigirte von allen, welches eben weiter Nichts thut, als daß es sich über die Polemik zwischen Methodisten und Katholiken lustig macht.

— Der alte ehrliche Voß schildert bekanntlich in der „Louise," wie die Mitglieder verschiedener Confessionen vor der Himmelsthür sich von einander feindlich absondern; aber auch wie sie dann, vom Lobgesang der Engel ergriffen, sich zur Einigkeit bekehren und Petrus ihnen die Thüre öffnet. Da erkennt man den wohlwollend sanguinischen Geist des vorigen Jahrhunderts, welches mit dem Worte: Toleranz! den ewigen Frieden hergestellt zu haben glaubte. Als ob es sich wirklich nur um Gott und den Glauben an ihn handelte. Wäre Voß satyrischer gewesen, so hätte er die glaubensfeindlichen Deutschen noch im Himmel ihre Polemik fortsetzen lassen, und Gott Vater selbst wäre nicht im Stande gewesen, ihren Streit zu schlichten. Denn das ist ja das Schmähliche, daß es sich in der religiösen Polemik eigentlich nicht um Himmel oder Hölle, Gott oder Teufel handelt. Dazu sind auch die Jesuiten zu aufgeklärt. Die Flammen kirchlicher Kriege brennen nicht von Naphta und Weihrauch; gerade sie nähren sich von den allerirdischsten, materiellsten Stoffen. Um Macht und Einfluß, um Pfründen und Einkünfte, um höchst leibliche Dinge streiten die Frommen aller Länder und Confessionen.

— Die Verketzerungswuth hat sich jetzt aus dem vorzugsweise „christlich-germanischen" Staat auf das glückliche Schwaben geworfen. Professor Vischer in Tübingen, der geistvolle Herausgeber der Jahrbücher der Gegenwart, ist wegen einer Inauguralrede von mehreren Kanzeln Stuttgarts herab der Irreligiosität in einer Weise beschuldigt worden, daß man darin einen Wink für die Polizei sehen muß. Die Prediger versichern, sie wollten blos das Christenthum retten, welches in Gefahr sei, wenn Vischer's Lehren an der Universität laut werden dürften. Der Fall ist nicht einmal mit den ähnlichen Fällen im Norden zu vergleichen. Vischer ist kein theologischer Professor; er lehrt Aesthetik. Also, wenn dreihundert Studenten über Shakspeare, über Sophokles oder Göthe nicht christlich ästhetische Ansichten anhören, so ist das Christenthum in Gefahr!! Und Ihr Prediger, deren Schwert doch das Wort Gottes ist, traut Eueren eigenen Waffen nicht? Ihr könnt den Ansichten Vischer's durch Euere Ansichten entgegenwirken. Habt Ihr auf der Kanzel nicht einen eben so großen, wo nicht größeren Wirkungskreis, wie ein junger Professor ordinarius auf dem Katheder? Müßt Ihr an die Gewalt appelliren, um „das Christenthum

Digitized by Google

zu retten?“ Statt Euere Beredsamkeit der Vischer's entgegenzusetzen, möchtet Ihr ihm das Reden überhaupt verbieten lassen! — Die Regierung von Würtemberg, namentlich der König, wird aber wohl schwerlich von den Zeloten sich zu unnützen Maßregelungen hinreißen lassen.

— Ein Privatbrief aus Jassy bringt uns einige charakteristische Details über die Zustände der Moldau, wo der russische Einfluß so wohlthätig für Humanität und Civilisation wirkt. — Das Volk selbst ist jeder Verbesserung noch sehr abhold. Die Kuhpockenimpfung stößt auf große Schwierigkeiten. Das Volk glaubt nämlich, die Knaben würden dadurch blos zum künftigen Militärdienst gestempelt, die Mädchen aber gar dem Teufel verschrieben. — Mit vieler Weisheit wußte sich der Präsident des Divans (des obersten Gerichtshofes) aus einer Verlegenheit zu ziehen, in welche ihn zwei Proceßführende brachten, indem ihm der Eine zweihundert, der Andere dreihundert Dukaten für seine Stimme gab. Um Keinen zu kränken, nahm der Präsident beide Summen und versprach Jedem seine Stimme. Vor der Abstimmung aber bespricht er sich mit den Divansmitgliedern und schärft ihnen ein, sich nicht nach seiner Stimme zu richten, sondern in Masse gegen ihn zu stimmen. In der Sitzung wird sein Befehl befolgt und er, indem er sich für den Dreihundertdukatigen zu ereifern scheint, überschrien, was er mit größtem Leidwesen seinem Clienten berichtet — Unsere Militärmusik ist nicht übel organisirt. Ein neuer, sehr strenger Oberst, fragte neulich den Kapellmeister, warum die Oboisten so oft während des Stückes ausruhen. Als Jener erwiederte, daß sie Pausen hätten, rief der Obrist zornig: Was Pausen! Die Hunde sollen blasen, ich brauche keine Pausen beim Regiment. — Unlängst wurde das Fest Sr. Heiligkeit, des Kaisers Nikolaus, wie gewöhnlich, auf das Pompöseste gefeiert. Se. Durchlaucht der Hospodar wurde von Herrn v. Kotzebue sehr herablassend aufgenommen und sammt den Bojaren und Staatsbeamten — zum Handkuß gelassen. Abends war Illumination auf Befehl. Ein Gewürzkrämer hing sein Lichtlein an einer aufgeblähten Schweinsblase vor seine Bude, Andere stellten, wie in den Romanen Walter Scott's die Lehensleute, lebendige Leuchter dar, indem sie mit brennenden Holzspähnen vor die Hausthür traten und stehen blieben, bis sie verglimmt waren. Als die Gemahlin des Hospodars entbunden wurde, befahl dieser sämmtlichen Juden von Jassy, ordentlich zu illuminiren, sonst — !

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Münchner Skizzen.

Von

Hermann Marggraff.

I.

Genauigkeit der Handbücher über München. — Die ersten Literaten der Welt. — Ursprung der Münchner Kunst. — Ein Salto mortale. — Rechtfertigung vor dem Norddeutschen. — Eine alte Münchner Malerschule. — Alte Bildschnitzerei und Sculptur. — Der Dom. — Renaissanceperiode. — Die Zeit unter Maximilian I. — Ein bairisches Abdera. — Rococoherrschaft.

München liegt, wie man in allen Fremdenführern nachlesen kann, unter 29° 13′ 30″ östl. Länge und 48° 8′ 20″ nördl. Breite. Nach Einigen, z. B. Allioli, ist es 1569 pariser Fuß, (320 Toisen würde freilich gelehrter klingen), nach Andern nur 1400 Schuh, oder um genau zu sein, 1410 Schuh über der Fläche des mittelländischen Meeres erhaben, mithin gehört München zu den erhabensten Städten Europas. Der Fluß, an dem die Stadt liegt, heißt die Isar und hat ein unglaubliches Gefälle, welches auf 1000 Fuß beinahe 16 Zoll beträgt. Die mittlere Temperatur wird von verschiedenen Professoren sehr verschieden angegeben. Ueber diese und viele andere, für Reisende äußerst wichtige Dinge, z. B. über die Abweichung des Magnets in München, kann man sich aus den „Acht Tagen in München" und andern Fremdenführern genauer unterrichten. Es gibt hier viele Leute, denen der Zollbetrag der Regenmenge, welche um München fällt, interessanter ist, als ein Gemälde von Cornelius oder Kaulbach. Den Namen der Stadt leiten Einige von Mönch, Andere von dem lateinischen Municipium, noch Andere von dem alten athenienſischen Hafen Munychia ab; München hieß nämlich im Mittelalter Munichen und es ist wahr, daß manchmal in der Nähe des grünen Baumes oder Apollosaals auf der Isar recht ansehnliche Holzflöße anlanden. Wer weiß, ob man nicht in einigen hundert Jahren, wenn diese meine Skizzen leider schon längst ver-

gessen sein werden, den Namen der Stadt München und den des Geschichtsschreibers Hofraths Mönch in eine oder die andere Verbindung bringt? Unsere gelehrten Forscher haben sich schon in viel genialere Hypothesen verloren, und ich glaube, einer der scharfsinnigsten derselben hat einmal in einem Foliobande nachgewiesen, daß der kleine Kuchengarten bei Leipzig eigentlich jenes Paradies gewesen ist, in welchem das erste Menschenpaar um seine Unschuld kam. Damals wuchsen freilich die Kuchen noch auf den Bäumen! Der glückliche Adam! Er spielte selbst mit der schönen Eva einen Roman, der öfter als irgend ein anderer nachgeahmt worden ist, er brauchte keine dreibändige Romane zu schreiben noch weniger zu lesen, er brauchte keine Münchner Skizzen unter Sturm und Drang zu fertigen, er brauchte keinen feurigen Grog als Medicin gegen allerlei andere hypochondrische Zufälle zu sich zu nehmen wie seine Nachkommen im kleinen Kuchengarten bei Leipzig — aber schauerliches Geschick! aus dem Eden, später Kohl-, zuletzt Kuchengarten, vertrieben, begab er sich näher an der Pleiße reizende Ufer und begründete hier für sich und seine Nachkommen das erste Journal, um im Schweiße seines Angesichts sich den Kuchen, der ihm früher zuwuchs, zu erschreiben, jenes älteste Journal, welches Moses bei der Abfassung seines ersten Buches zu Grunde legte. Kain und Abel lieferten den Stoff zu der ersten Tragödie, wie Adam und Eva ihn zur ersten Novelle geliefert hatten. Seitdem ist der Fluch des Literatenthums nicht müde geworden, über der Menschheit zu walten; die großen und kleinen Propheten und Moses und David waren in ihrer Art ebenfalls Literaten, wie wir; auch unter ihnen grassirten der Weltschmerz und die Zerrissenheit, wenn schon in großartigern Symptomen und mit feierlicherem Schwung, als unter uns. So war es damals und so ist es noch heut. Der echte Literat war stets nur der laute Aufschrei des Schmerzes, eines allgemeinen oder besonderen, und wenn man nicht wußte, was mit ihm anfangen, so sperrte man ihn wie den Daniel in die Löwengrube. Bei uns z. B. verlängert man ihm die Aufenthaltskarte nicht, ein sehr geräuschloses, mildes Entfernungsmittel, wobei die Polizei natürlich immer besser wegkommt, als, bei allem noch so eiligen Wegkommen, der Autor, der ohnehin gegen die Polizei immer im Unrecht bleibt. Uebrigens muß ich mich dagegen verwahren, daß ich mit obiger Definition der Poesie etwa die heutige

Digitized by Google

politische Spott-, Zweck- und Zweckessendichtung charakterisiren und den erhabenen Jesaias mit Robert Prutz und einen patriotischen Psalm Davids mit den jungfräulich zarten deutschen Nationalpsalmen des rheinweinbegeisterten und hochbelobten Niklas Becker vergleichen gewollt hätte.

Es ist jammerschade, daß ich mich nicht wie andre vernünftige und wohlerzogene Menschen ruhig auf der geradlinigen Chaussee des consequenten logischen Denkens halten kann, da es eigentlich gar nicht in meiner Absicht lag, in meinen Münchner Skizzen vom Propheten Jesaias und vom Daniel in der Löwengrube zu sprechen, obgleich es in München allerdings eine Löwengrube (so heißt eine alte Gasse), aber weder drinnen noch draußen einen Daniel gibt, von dem das berühmte „Mene, mene, tekel upharsin" herrührte. Eigentlich wollte ich nur von der geographischen Genauigkeit, womit die Handbücher über München zu Werke gehn, eine kleine Probe liefern; diese trockene Genauigkeit beleidigt wenigstens Niemand, und es mag für den Fremden immerhin von großem Interesse sein, aus einem dieser Fremdenführer zu erfahren, daß der längste Tag in München 15 Stunden 54 Minuten währt. Ist er gerade zufällig an diesem Tage hier anwesend, wie prächtig kann er da seine Zeit eintheilen! Gleich darauf heißt es: „die Regenmenge, welche in der Gegend um München fällt, beträgt nach Prof. Siber 2, 44 Zoll." Dies ist offenbar schief ausgedrückt und könnte den Fremden leicht zu dem Glauben verleiten, daß es nur in der Gegend um München, aber nicht in München selbst regne, während wir um Regen hier in der Stadt nicht im Geringsten verlegen sind. In demselben Fremdenführer finde ich bemerkt: „die mittlere Barometerhöhe beträgt 26 Zoll 4 Linien." Unglaublich interessante Belehrungen für einen Fremden, der nicht der mittleren Barometerhöhe, sondern der vielen herrlichen Kunstschätze wegen nach München gekommen ist!

Jetzt erst fällt mir ein, daß ich früher einmal *) versprochen habe, in meiner vierten Skizze über die Münchner Kunst und ihre historische Entwickelung zu schreiben. Wohlan denn, ganz trocken und streng, wie es die hiesigen Ortsbeschreibungen lieben, um das Blut der Leser nicht allzusehr in Wallung zu bringen. Vielleicht so: „der

*) Siehe vorigen Jahrgang, II. Semester.

Ursprung der Münchner Kunst läßt sich bis auf die Römer zurückführen, da man im botanischen Garten römische Münzen ausgrub, in der Ludwigsstraße römische Aschenkrüge und anderswo einen römischen Grabstein mit griechischer Inschrift entdeckte. 1164 führte hier der Baumeister Ortloff mehrere Gebäude auf, von denen Nichts mehr zu sehen ist, weil sie nicht mehr vorhanden sind. Unter dem Kaiser Ludwig durfte man die Häuser in München wohl noch mit Schindeln, aber nicht mehr mit „Schaitten" decken. Die Thore und Mauern wurden damals auch mit den baierischen Rauten in den reichskaiserlichen Farben, schwarz und gelb, bemalt, wovon man noch heutzutage Spuren wahrnehmen kann. 1825 machte Ludwig Schwanthaler Entwürfe zu einem Aufsatze für die königliche Tafel." — Doch nein! der Sprung von Ludwig dem Kaiser bis auf Ludwig Schwanthaler, den Bildhauer, sieht einem Salto mortale doch gar zu ähnlich. Es liegt so Vieles dazwischen, was ich jetzt wie ein gesetzter Mensch ruhig und gemüthlich nachholen will.

Ein Hauptvorwurf, den man dem Münchner Kunsttreiben macht, ist der, daß die hiesige Kunst, von aller Geschichte und der Nation losgerissen, gleichsam in der Luft stehe, ohne geschichtliche Vordersätze sei und daher den Charakter des Gemachten und Aufgedrungenen an sich trage. Dieser Vorwurf hat schon deshalb etwas Bedenkliches, weil er meist von Norddeutschen herrührt, welche München entweder gar nicht oder nur im Durchfluge gesehen haben. Der deutsche Norden ist an kunstgeschichtlichen Erinnerungen freilich arm; der gute biedere Lukas Cranach muß die Malerkunst Norddeutschlands wohl oder übel für Jahrhunderte repräsentiren, und es wäre daher unbillig und ungerecht, wenn man einem Norddeutschen, selbst wenn er eine Brille trägt und Gellerts Denkmal auf dem Leipziger Schneckenberg bewundert hat, vorwerfen wollte, er habe kein künstlerisches Auge. Nichts erfordert langjährigere Anschauung und fortgesetztere Uebung als der Sinn für die Kunst; oder woran läge es denn, daß der ungebildetste Italiener oft mehr Geschmack und Feuer in der Beurtheilung einzelner Kunstwerke entwickelt, als mancher hochgebildete und kenntnißreiche Docent, der an einer deutschen Universität Vorträge über Kunsttheorie und Aesthetik hält? München stand mit Regensburg, Nürnberg, Ulm und besonders mit dem nahgelegenen Augsburg stets im lebhaften Verkehr, also mit Städten, welche sich, wie besonders Nürn-

Digitized by Google

berg und Augsburg in früheren Jahrhunderten, unter den deutschen Städten durch Handel und Wandel, Kunst- und Gewerbfleiß, Erfindsamkeit und Meistergesang auszeichneten. Es wäre seltsam, wenn diese fortdauernde Berührung mit den genannten berühmten Kunststädten auf die Kunstthätigkeit Münchens ganz ohne Einfluß geblieben wäre. Und sie blieb auch nicht ohne Einfluß; ja es sind in jüngster Zeit mancherlei Kunstreste aufgefunden worden, die sogar vermuthen lassen, daß in München eine besondere Malerschule bestanden habe, die einen gewissen Zusammenhang mit der Augsburg-schwäbischen Malerschule erkennen läßt. Um die Blüthe der schwäbisch-bairischen Malerschule kennen zu lernen, muß man freilich Augsburg und die städtische Gemäldegalerie daselbst besuchen, wo die Gemälde von Burgmayr, Zeitblom und den drei Holbein, Großvater, Vater und Enkel, durch ihre Großartigkeit in der Auffassung und ihre malerische Ausführung wahrhaft überraschen. Solche imposante Reste hat uns die Münchner Malerschule freilich nicht hinterlassen; doch sind mehrere Gemälde, welche in der hiesigen Peterskirche aufbewahrt werden und der Münchner Schule anzugehören scheinen, sehr beachtenswerth. Der Meister ist nicht genannt. Sie stellen, zum Theil noch auf Goldgrund, Scenen aus dem Leben der Apostel Petrus und Paulus dar. Es ist daran viel Vertracktes, Karrikirtes und Häßliches, doch ist den Compositionen eine gewisse Großartigkeit, den Hauptfiguren Adel und Würde, den Nebenfiguren Streben nach scharfer Charakteristik und Individualisirung, wie dies der altdeutschen Schule überhaupt eigenthümlich war, nicht abzusprechen. Dazu bewegen sich in den reichen landschaftlichen oder architektonischen Hintergründen allerlei genreartige Gruppen, die mich auf altdeutschen Bildern stets an die Handwerksburschen-, Studenten- und Spaziergängerscene in Göthe's Faust gemahnten, die von Göthe ganz in der Manier der altdeutschen Maler als genreartige und idyllische Episode in die großartige Composition des Gedichts eingewebt ist. An altdeutsch-göthescher Phantastik fehlt es diesen Bildern auch nicht, welche sich ohnehin durch ein fast glühendes Colorit bemerkbar machen. E. Förster hat das Verdienst, zuerst die Aufmerksamkeit auf diese interessanten Gemälde gelenkt zu haben. Noch mehr leisteten, wie es scheint, die alten Münchner Künstler in der Bildschnitzerei und Sculptur, wie mehrere Basreliefs, namentlich ein ebenfalls in der Peterskirche

befindliches Altarwerk beweisen. Ueberall aber bekundet sich ein für München charakteristisches strenges Festhalten an der traditionellen Kirchensymbolik.

Manche Namen altmünchner Künstler sind bis auf uns gekommen. So lesen wir, daß im Jahr 1437 Gabriel Angler als Maler für die ältere Frauenkirche um sehr ansehnliches Honorar beschäftigt war und sich die Farben und andere Materialien aus Venedig kommen ließ; ferner malten für München und die Klosterkirchen in der Umgegend im funfzehnten Jahrhundert Johann Gleißmyller, Chunrad Sachs, Ulrich Fütmer, auch als Dichter und Chronist bekannt, Gabriel Mächselkircher, der Hofmaler Hans von Olmdorf, Conrad Zawnhack, eigentlich ein Büchsenmacher, Egidius Trautenwolf, welcher mehrere noch vorhandene schöne Glasgemälde für die Frauenkirche fertigte, u. A *)

Den Domen von Köln, Freiburg, Wien, Ulm, Regensburg, Worms u. s. w. kann München freilich kein kirchliches Gebäude entgegenstellen, welches mit jenen concurriren könnte; doch fehlt es unserer Dom- und Metropolitankirche, oder der Kirche zu Unserer Lieben Frau, deren Bau von 1466 bis 1486 dauerte, weder an materieller Größe im Aeußeren, noch an Erhabenheit, Würde und Pracht im Innern. An Dimension, Höhe der Mauern, der Fenster u. s. w. übertrifft sie sogar die meisten der eben genannten Dome. Man möchte sagen, daß sich schon in ihrem Aeußeren der Charakter der Münchner wiederspiegelt: nachhaltige Dauer, Festigkeit, Entschiedenheit, Tüchtigkeit und stoffliche Gediegenheit, bei Vermeidung aller anmuthigen Ornamente, aller sonst bei gothischen Bauten gewöhnlichen Durchbrechungen, Bildhauerarbeiten, Thürmchen, Galerien, kurz aller Zierrathen, welche dazu dienen, das Massige in ein leichtes Spiel mannichfach wechselnder und anmuthiger Formen aufgehen zu lassen. Die Wände, die Thürme, durch Zeit und Witterung schwärzlich braun gefärbt, steigen schroff und nackt auf wie Felsmassen, und selbst auf die beiden Thürme, welche sich der ursprünglichen Anlage

*) Wer sich über die ältere und neuere Kunstgeschichte Münchens ausführlicher belehren lassen will, dem dürfte eine neue im Druck befindliche Beschreibung Münchens, von mir und meinem Bruder Rudolph verfaßt, zu empfehlen sein. Sie enthält das Gewünschte in einem Abschnitt: „Grundzüge zu einer Kunstgeschichte Münchens" und beruht auf Autopsie und gründlichen Forschungen, die mein Bruder hier und in der Umgegend angestellt hat.

Digitized by Google

nach in pyramidalische Spitzen verjüngen sollten, hat man schwere und unschöne, doch für das Ganze charakteristische achtseitige Kuppeln oder vielmehr Kappen gedrückt, wie um ihr weiteres Aufstreben gewaltsam zu hemmen. Doch sind es gerade diese hohen Thürme, durch welche das sonst an imposanten Hochbauten nicht eben reiche München schon in der Ferne eine charakteristische Physiognomie erhält. Fernau-Darenberger spricht in seinem „Münchner Hundert und Eins" mit Begeisterung von diesen Thürmen, bei deren Anblick, wie er sagt, dem Münchner, wenn er nach weiter Wanderschaft zurückkehrt, doppelt freudig das Herz klopft. Es gibt gewisse nicht grade schöne, aber interessante Physiognomien, die bei besonderer Beleuchtung und Stellung einen Ausdruck erhöhteren Lebens gewinnen. Aehnlich verhält es sich mit diesem ehrwürdigen, finsteren Münchner Dom, der sich in der Dämmerung wie ein gespenstischer Riese mit allen Gliedern mächtig emporzurecken scheint, während die Thürme bei schönen Sonnenuntergängen, wo sie gewöhnlich in einen malerischen blauen Duft getaucht sind, oder im Vollmondschein, ihre schwere Masse von sich streifen und kühn und leicht in die Luft emporsteigen. An diese Notredame von München knüpfen sich auch eine Menge historischer Ueberlieferungen und Volkssagen. So befindet sich unter dem zweihundert Spielleute fassenden Musikchor ein mit einem Fußtritt bezeichneter Stein. Wenn man sich auf denselben stellt, so erblickt man keins der von den Säulen und Strebepfeilern verdeckten dreißig Fenster. Die Sage erzählt nun, daß Satanas, argen und neidischen Sinnes voll, in die neuerbaute Kirche getreten sei und erfreut über den nach seiner Meinung fensterlosen und daher mißrathenen Bau in diesem Stein seine Fußtapfen zurückgelassen habe. Im Schmerz unglücklicher Liebe stürzte sich auch 1785 von dem einen Fenster der Thürmerswohnung das schöne siebzehnjährige Fräulein Fanny von J. herab, deren Bildniß noch oben zu sehen ist. Dieses Ereigniß hat meines Erinnerns F. Jacobs in seinem ehemals vielgelesenen Buche: „Rosaliens Nachlaß" einer novellistischen Episode zum Grunde gelegt.

Als eine Curiosität ist zu erwähnen, daß die damaligen Maler und Bildhauer in München mit den Glasern und Seidenstickern den Rang unmittelbar nach den Webern und vor den Stuhlschreibern, Procuratoren und anderen der Feder zugethanen Herren hatten. Jeder Künstler mußte so gut wie der Handwerker sein Meisterstück

machen. Die Art der Malerei war pünktlich vorgeschrieben; so heißt es z. B.: „Ein Maler soll machen ein Mariabild, daß die Feldung planirt sei von feinem Gold und darin punzirt."

Eine noch größere Kunstthätigkeit entwickelte sich in München mit dem Eintritt des Renaissancestyls, der dem gemessenen Ceremoniel und zugleich dem Prachtsinne der damaligen Höfe vorzüglich entsprach. In diesem Style wurde von Wolfgang Müller unter Herzog Wilhelm V. die Jesuiten-, jetzige St. Michaelshofkirche aufgeführt, welche sich besonders durch die kühne Sprengung ihres imposanten Tonnengewölbes auszeichnet. Klingemann in seiner Schrift: „Kunst und Natur" erwähnt, daß sich dieser Müller, als man, um die Haltbarkeit des Gewölbes zu prüfen, Kanonen darin abfeuern wollte, sich heimlich aus dem Staube gemacht habe. Es ist dies eine unerwiesene Sage. Gewiß jedoch ist, daß der Architekt noch vor Vollendung des Baues starb, wie Georg Gangkoffen, der Erbauer der Kirche zu Unserer Lieben Frau, und noch in unseren Tagen Ohlmüller, der Erbauer der Kirche in der Vorstadt Au, noch in demselben Jahre starben, in welchem die Kirchen, deren Bau sie leiteten, zum Schlusse gediehen. Unter Wilhelm V. waren ferner Rottenhammer, ein geborener Münchner, Viviani aus Urbino und Christoph Schwarz, welchen Sandrart ein wenig übertreibend eine „köstliche Perle unserer Kunst" nennt, als Maler, Sadeler als Kupferstecher, der Niederländer Franz Sustris als Architekt, Hans Hebenstreit als Glasmaler und Martin Frey als Erzgießer thätig.

Noch mehr steigerte sich dieses Kunstleben in München unter Maximilian I. Namentlich knüpfen sich die Kunsterinnerungen aus dieser Zeit an Peter de Witte, genannt Candid, der ein Niederländer und ein Schüler Vasari's war und dem italienisch florentinischen Geschmacke der Nachfolger Michel Angelo's huldigte. Seine Werke erscheinen zwar etwas zopfig, aber doch in eigenthümlicher Weise geist- und sinnreich und im Detail äußerst zierlich. Davon zeigen namentlich sein berühmtes Monument des Kaisers Ludwig in der Frauenkirche und der sehr kunstreiche „schöne Brunnen" mit der Statue Otto's von Wittelsbach in einem der vier Höfe der alten Residenz. Einen ganz vorzüglichen Erzgießer besaß München damals in Hans Krumpter aus Weilheim, einer oberbaierischen Stadt, die sonst, wie Abdera, Schilda, Polckwitz u. s. w., das oberbaierische

Digitized by Google

oder vielmehr allgemeinmenschliche Privilegium besitzt, närrische Streiche zu begehen und ausgelacht zu werden. Darüber kann man in des Münchner Aurbachers sehr lesenswerthem „Volksbüchlein" gelegentlich Mehreres nachlesen, obgleich Aurbacher sagt: daß auch in München, „dem Sitz aller Weisheit", Weilheimer Streiche genug verübt würden. Bei dieser Gelegenheit empfehle ich Aurbacher's „Volksbüchlein" (München, zweite Auflage 1839, zwei Bände) auch den Norddeutschen als eine sehr gesunde Speise, die durch den süddeutschen Volkshumor trefflich angewürzt ist. Im Grunde ist auch Weilheim nicht so klein, als es in der Ferne erscheint; in der Nähe betrachtet, füllt es die ganze Welt aus, und es möchte daher doch das Gerathenste sein, den Macht- und Machlustigen in menschlichen Angelegenheiten wie Aurbacher als Lustigmacher gegenüberzutreten. Mir scheint dies in der gegenwärtigen Zeit die beneidenswertheste Stellung zu sein, lächelnd, wenn auch mit einer Thräne in dem einen Auge, mitten durch die sonderbaren Gegensätze der Zeit hindurchzuschreiten. Vielleicht bringt uns irgend ein lustiger Polckwitzer oder nachdrücklicher Schwabenstreich aus diesem grämlichen Wirrsal wieder heraus.

Das wichtigste Bauwerk, welches unter Maximilian I. zur Ausführung kam, war die alte Residenz, von Schriftstellern der damaligen Zeit das achte Wunder der Welt genannt, obgleich dies kurfürstliche Palais an mächtiger und geschlossener Gesammtwirkung mit dem etwa hundert Jahre später erbauten königlichen Schlosse zu Berlin eben so wenig als mit den Zusätzen der neueren Zeit: dem neuen Königsbau und dem Saalbau zu vergleichen ist. Die vor und an der Front angebrachten Erzbilder zeigen allerdings von großer technischer Vollendung; auch waren die inneren Höfe, Gemächer, Galerien, besonders der ungemein große, durch Freskomalereien reich verzierte Kaisersaal u. s. w. mit einem großen Aufwande von Pracht eingerichtet. Bekanntlich fragte Gustav Adolph den Kastellan, der ihn in den Zimmern umherführte, wer der Urheber des herrlichen Gebäudes sei. Auf die Antwort des Kastellans: Kein Anderer als der Kurfürst selbst, äußerte der König: Ich wünschte diesen Baumeister zu haben, ich wollte ihn nach Stockholm schicken. Hierauf nahm sich der Kastellan die Freiheit zu bemerken: daß sich der Baumeister davor wohl zu hüten wissen werde. — Auf den an Schwedens sparsame Einfachheit gewöhnten Gustav Adolph mußte freilich die

an Decke, Wänden und Fußboden von edlen Steinen und Metallen strotzende „reiche Kapelle", deren Heiligthümer viele Millionen Gulden werth sind, einen überraschenden, betäubenden Eindruck machen.

Unter Maximilian's Nachfolger, Ferdinand Maria, wurde im italienischen Prachtstyle von dem Bologneser Architekten Agostino Barella die imposante Theatinerkirche erbaut und das Schloß zu Nymphenburg begonnen, dessen Gartenanlagen und Baulichkeiten die feierliche und ceremonielle Grandiosität der königlichen Schlösser und Gärten von Versailles wiederspiegeln. Als Maler waren damals J. Sandrart und der berühmte Claude Lorrain, welcher in dem nahen, schön gelegenen Harlaching wohnte, für den Hof beschäftigt.

Allmälig verdrängte der französische Geschmack den italienischen. Die Herrschaft des Rococo begann, das Zeitalter der ausgeschweiften Linien, der gewundenen Säulen, die Nichts zu tragen haben, der gekröpften Gesimse, der mit Muscheln und Schnecken verzierten Grotten, der Frucht- und Laubgehänge, der mythologischen und allegorischen Personagen, der bausbackenen Engel, der süß lächelnden Heiligen, der Porzellanfiguren, der überladenen Stuckaturen und Vergoldungen. In diesem Style, wenn dies noch ein Styl zu nennen ist, hat München mancherlei Muster aufzuweisen, die in ihrer Art vollkommen sind und unter denen namentlich die auf Kosten der beiden Brüder Egidius und Cosmas Asam nach des Ersteren Plane ausgeführte St. Johanneskirche in der Sendlinger Straße zu nennen ist. Auch gehört hierher in dem sonst still und heimlich abgeschlossenen Grottenhofe der alten Residenz die offene, mit Muscheln, Schnekken, Vasen, mythologischen Fresken überreichlich ausgestattete Galerie, deren verfallene Reste auf ein modernes Gemüth einen fast unheimlichen Eindruck hervorbringen. — Man wird mir erlassen, die technisch oft sehr geschickten Künstler, welche in München diese coquette und inhaltlose Richtung der Kunst vertraten, hier namentlich aufzuführen. Sie hatten Nichts mit der Seele, kaum mit dem schönen nackten Körper der Kunst, um so mehr aber mit ihrer Toilette und Frisur zu thun, und es erscheint ziemlich überflüssig und unnöthig, die reichen Annalen der Kunstgeschichte noch mit ihren Namen belästigen zu wollen. Man sieht jedoch hieraus, daß die Kunst in München nie stillgestanden hat und hier in allen Richtungen gleichsam chrestomathisch vertreten ist. —

II.

Einfluß des Katholicismus auf den Kunstsinn. — Naturkünstler. — München und Düsseldorf. — Kunstliebe der alten baierischen Fürsten. — Bedeutung des Geschichtlichen für die Kunst.

Der Oberbaier kann und will mit dem Norddeutschen in der Kritik, in der Philosophie, in der Ausbildung literarischer Anlagen, die ihm doch gewiß nicht abgehen, nicht concurriren, dagegen besitzt er ein angebornes Talent für Farben, Formen und allerlei Kunstübung. Schon Aventin nennt den Baier zwar derb, aber auch bieder, treu und „erfindsam". Die hier bei festlichen Gelegenheiten stattfindenden Auf- und Umzüge, welche auch des Octoberfestes bester und interessantester Theil sind, die durch hohe Vermählungen gebotenen Ausschmückungen der Häuser mit Fahnen, Teppichen und Blumen zeigen in Wahl und Zusammenstellungen durchaus von Geschmack und gutem Farbensinn. Hierauf ist der religiöse Cultus gewiß nicht ohne Einfluß geblieben und es läßt sich kaum eine schönere Anordnung denken, als sich hier bei Prozessionen, namentlich bei der großartigen Frohnleichnamsprozession bemerklich macht. Auch wer seine Kirche in der eigenen Brust aufzubauen liebt und jeden äußeren Cultus als unwesentlich verwirft, wird wenigstens durch diesen „Triumphzug des allerheiligsten Altarsacraments", wozu sich die Frohnleichnamsprozession hier gestaltet hat, seinen künstlerischen Sinn zugleich angeregt und befriedigt fühlen. Ueberhaupt bleibt zu bemerken, daß in Deutschland die meisten Koryphäen der Poesie, wie der Literatur und Wissenschaft, aus dem Schooße des Protestantismus, die meisten Koryphäen in der bildenden Kunst und in der musikalischen Composition aus dem Schooße des Katholicismus hervorgegangen sind. Eben so sprechen die protestantischen Dichter mehr durch den Verstand und den reinen Gedanken zu uns, die katholischen, selbst wenn sie politische und religiöse Reformen predigen, durch vermittelnde Bilder, Gleichnisse und Symbole. Jene sorgen mehr für die Küchen und Keller der reinen Vernunft, diese mehr für die Kapellen und Prunkgemächer der Phantasie.

Diese Gegensätze zwischen Nord und Süd sind bis auf's Einzelste zu verfolgen. Der norddeutsche Bauer hält in der Tracht und in der Wohnung das Prinzip der Nothdurft und des Bedürfnisses

Digitized by Google

fest; der Oberbaier, der Tyroler, der Steiermärker stolziren keck und selbstgefällig in bunter malerischer Tracht und lieben es, ihre Wohnungen mit Galerien, Heiligenstatuetten und Fresken auszuschmücken. In dem reichen, schönen Dorfe Oberammergau, welches malerisch tief im oberbaierischen Gebirge liegt und zugleich durch die von Zeit zu Zeit stattfindenden Aufführungen von Passionen weit und breit berühmt ist, befindet sich kaum ein Haus, welches nicht mehr oder weniger mit Freskomalereien decorirt wäre. Aus diesem Dorfe, wie noch mehr aus dem Berchtesgadenschen, gehen auch jene zierlichen und von Kunstsinn und technischem Geschick zeigenden Holzschnitzwaaren hervor, welche in der ganzen Welt beliebt und gesucht sind und von denen es in Berchtesgaden selbst ein großes Waarenlager gibt. Tyrol, wie das angrenzende baierische Hochgebirge haben auch viele namhafte Maler und Bildhauer erzeugt, die man, den Naturdichtern analog, Naturkünstler nennen könnte.

Daß die in München in jüngster Zeit so erfolgreich cultivirte Freskomalerei hier am Orte eine wenigstens historische Berechtigung hat, ließe sich aus den in den hiesigen Kirchen und Schlössern befindlichen zahlreichen Freskobildern nachweisen. Auch an den Häuserfronten bemerkt man noch hier und da Reste von Freskobildern aus älterer Zeit, mit denen die Stadt vordem fast über und über bedeckt war. Sie sind, bis auf einzelne Reste, einem späteren, dieser Art von Decoration wenig günstigen Zeitgeschmacke gewichen, und die Kunst hat auch ohne Zweifel an ihnen nicht viel oder Nichts verloren. Im sechzehnten Jahrhundert war namentlich der bekannte Christoph Schwarz in diesem Zweige der Kunst thätig; er versah z. B. das Haus eines Bierbrauers mit religiös-christlichen Fresken und die Behausung der clevischen Kaufleute mit al fresco ausgeführten römischen Historien, welche dem oft überschwänglichen Sandrart dermaßen gefielen, daß er äußerte: „Niemals sei in Deutschland und Italien auf Kalk etwas Schöneres und Ruhmwürdigeres, so gemalt, Jemandem zu Gesicht gekommen.“ Im achtzehnten Jahrhundert war es namentlich Cosmas Asam, der die Freskomalerei in München handwerkte. Unglücklicherweise sind davon noch hie und da Reste übrig, glücklicherweise jedoch nur wenige. Bewiesen ist jedoch hiermit, daß in München der Sinn für die Freskomalerei stets, und mehr als in irgend einer anderen deutschen Stadt, lebendig gewesen ist.

Digitized by Google

Trotzdem fällt es auf, daß, wenn wir die Geburtslisten der Künstler zu Grunde legen wollen, Düsseldorf eine verhältnißmäßig größere Zahl bedeutender Künstler erzeugt und an München abgeliefert zu haben scheint, als München selbst. Unter denen, welche sich in jüngster Zeit in München als Maler ausgezeichnet haben oder noch auszeichnen, sind geborene Düsseldorfer: Cornelius, der eigentliche Schöpfer der Münchner Kunstrichtung, die drei Brüder Heß' hierunter namentlich Heinrich Heß, der Freskomaler für die Allerheiligenkirche und die Basilika, und Peter Heß, der Genre- und Schlachtenmaler, ferner Professor Zimmermann, welcher den Speisesaal in der neuen Residenz mit anmuthigen Darstellungen nach Anakreon schmückte, Robert Langer, gegenwärtig Director der königlichen Central-Gemäldegalerie und der bekannte Schlachtenmaler Monten. Unter den in München geborenen Künstlern sind zu nennen: Vor allen der berühmte Ludwig Schwanthaler, der Bildhauer Hautmann, der Genremaler Petzl, die Architekturmaler Gail und Quaglio, der geistreiche Arabeskenzeichner Neureuther, Schlotthauer und Andere. Die Kunst in München rekrutirt sich, wie es scheint, überhaupt viel mehr aus dem übrigen Baiern und dem nichtbaierischen Auslande als aus München selbst und ist, wie die Literatur in Leipzig, aus aller Herren Ländern zusammengeblasen. Daß aber die deutsche Kunstthätigkeit sich gegenwärtig hauptsächlich in München und Düsseldorf zu erhöhterer Thätigkeit gesammelt und concentrirt hat, dazu gibt es eben so viele geschichtliche als locale, ich möchte sagen, atmosphärische Gründe und Anlässe, eben so wie es seine ganz eigenen natürlichen Motive hat, daß sich das lyrische Element mehr bei den Düsseldorfern, das epische bei den Münchnern entwickelt hat.

Uebrigens hängen beide Kunstschulen, wie wir gleich sehen werden, geschichtlich eng zusammen wie die Siamesischen Zwillinge, obgleich das Band, welches sie verknüpfte, durch einen künstlichen Schnitt jetzt vollkommen gelöst zu sein scheint.

Schon die baierischen, von Kaiser Ludwig direct herstammenden Fürsten zeichneten sich durch Geschmack und Kunstpflege vortheilhaft aus, unter ihnen namentlich Herzog Albrecht V. (1550—1579), der Großmüthige, der Lorenzo Medici von Baiern, der Vater der Musen, der Prächtige genannt. Unter ihm schrieb Aventin sein Geschichtsbuch von Baiern, Hans Fugger seinen Ehrenspiegel. Er berief den

berühmten Meister echter Kirchenmusik, Orlando di Lasso, an seinen Hof, unterhielt eine eigene Dichterschule, begründete die Hofbibliothek, welche unter den deutschen Bibliotheken jetzt eine der ersten Stellen, in vieler Hinsicht die erste einnimmt, die Schatzkammer, das Münzkabinet, die Gemäldegalerie, das Antiquarium. Man findet bei Westenrieder folgende interessanten Angaben aus der Zeit dieses Fürsten: „Für eine Rüstkammer von Fugger erkauft 3000 fl. — Zehn Truhen mit Antiquitäten von Venedig geschickt worden. — Item von Venedig steinerne Bilder angekommen. — Des Carolo Pelagi Bildhauers zwein Buben, so im Antiquario gearbeitet und die Sach zu End bracht 40 fl. u. s. w."

Die Wittelsbacher Wilhelm V. und Maximilian I. leiteten diese Kunstthätigkeit in ein noch breiteres Bett, namentlich der Letztere, bis er für die Liga das Schwert zog, um es dreißig Jahre lang nicht wieder in die Scheide zu stecken. Maximilian war in Krieg und Frieden ein großer und namentlich im Unglück ein unerschütterlicher Fürst. Er zuerst unter den Wittelsbachern begann die Kunst für die Darstellung großer Thaten und Ereignisse aus der bairischen Geschichte zu verwenden, und auf seinen Befehl schmückte der Augsburger Georg Fischer den Herkulessaal in der Residenz mit elf geschichtlichen Darstellungen, welche seit 1807 in der Galerie zu Schleißheim bewahrt werden. Peter Snayers lieferte zu dieser Reihe eine Darstellung der Schlacht am weißen Berge, welche durch Maximilian und Tilly für die Liga gewonnen wurde. Auch die Thaten Otto's von Wittelsbach verewigte derselbe Fürst durch eine Reihe kunstvoller reich mit Gold durchwirkter Tapetenbilder nach Candid's Zeichnungen. Sie wurden früher bei feierlichen Gelegenheiten im Kaisersaal der alten Residenz ausgestellt.

Max Emanuel, der mindestens eben so viel als der Polenkönig Sobiesky für den Entsatz von Wien gethan, der junge Held von Gran, Ofen und Belgrad, wegen seiner blauen bairischen Uniform von den Türken der „blaue König" genannt und gefürchtet, der durch dasselbe Oesterreich, welches ihm soviel Dank schuldete, später von Land und Leuten vertriebene und aus Ermattung in Unthätigkeit endende Fürst ließ durch Joachim Beich, welcher die Schlachtfelder persönlich in Augenschein nahm, durch Jakob Amigoni und Peter Martin merkwürdige Schlachten und Scenen des Türkenkrieges in

Digitized by Google

Bildern darstellen, welche in dem prächtigen Victoriensaal zu Schleißheim aufgestellt wurden. Den Heldentod der oberländer Bauern, welche sich für ihn bei München und Sendling 1705 opferten, unterließ er freilich zu verewigen, und erst einem Privatmanne, dem Maler Lindenschmitt, war es in neuerer Zeit vorbehalten, in einem schönen Freskobilde, welches die Kirche zu Obersendling schmückt, diese tragische Scene dem Gedächtniß einer spätern Generation vorzuführen. Jene Bauern waren allerdings keine regelmäßigen Soldaten, noch zu ihrem patriotischen Aufstande autorisirt; auch das Glück war nicht mit ihnen — lauter Umstände, welche den Werth ihrer Thaten in der Erinnerung des Volks nicht schwächen konnten, aber um so mehr eine offizielle Anerkennung hinderten. Bekanntlich hat die Politik kein so warmes Blut, als dasjenige ist, welches in den Adern eines großmüthigen, edelherzigen, aller Opfer fähigen Volkes pulsirt. So zweifelhaft übrigens der Kunstwerth der auf Maximilians und Maximilian Emanuels Geheiß ausgeführten geschichtlichen Gemälde auch erscheinen mag, so beruhen sie doch auf dem richtigen Prinzip, welches der neueren Kunst vorzugsweise zu Grunde liegen sollte: daß die Kunst den Beruf habe, eine Vertreterin der Volks- und Landesgeschichte zu sein; denn die Geschichte ist in ihren einmal vollendeten Thatsachen das allein Ewige, Unerschütterliche, Unwandelbare, Unläugbare und Unwiderlegbare, während alles Uebrige, vom Menschengeist Erzeugte, mehr oder weniger auf schwankenden Ansichten beruht und ehe man sich's versieht, um den Glauben und das Verständniß gekommen ist, welche erforderlich sind, um einem Kunstwerk einen lebendig fortwirkenden Eindruck für die Dauer zu sichern. *) Die Engländer, Franzosen und Belgier malen, dichten und denken

*) Hierher rechne ich auch allerdings Scenen von so ergreifender historischer Wahrheit, wie die „Schlesischen Weber" von Hübner in Düsseldorf. Nach dieser Seite hin liegt ja das eigentliche historische Element, der tragische Inhalt unsrer Zeit. Dichter und Maler sind vorzugsweise berufen, diese tragische Nachtseite moderner Existenzen zur Darstellung zu bringen. Freilich gab es leider Berichterstatter in Deutschland, — und gewiß nur in Deutschland — denen zufolge die Fabrikherren die Liebe und Barmherzigkeit selbst und wahre Märtyrer für die gute Sache der Weber waren. Wenn man diesen diensthuenden Berichterstattern glauben wollte, so fand man sogar bei den armen Webern Kisten und Kasten voll, d. h. (wahrscheinlicher oder vermuthlicher Weise) voll Lumpen. Welche allgemeinschädliche Versündigungen gegen die Wahrheit hat sich nicht schon die deutsche Dienstbeflissenheit zu Schulden kommen lassen!

in diesem Sinn, die Deutschen experimentiren freilich noch hin und her und suchen erst nach dem richtigen Wege, der sie in das gelobte Land führen könne. Daß sie mit Muth und unermüdlicher Ausdauer nach dem richtigen Wege suchen und in diesem Zickzack ihrer Thätigkeit einzelnes Außerordentliche geleistet haben, wird ihnen Niemand bestreiten wollen noch können.

Haben so die alten Schyren-Wittelsbacher, die directen Kaisersprossen, der Kunst stets ein pflegeväterliches Auge zugewendet, so war dies noch mehr der Fall, als im Jahre 1777 mit Karl Theodor das pfälzische Haus Birkenfeld-Zweibrücken, das seinen Ursprung auf Kaiser Ludwigs Bruder Rudolph zurückführt, zur kurfürstlichen Würde in Baiern gelangte. Hierdurch erhielt München seinen Anspruch auf die berühmte düsseldorfer Galerie, welche von dem Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz gestiftet worden war. Später wurde auch dieser Anspruch durchgesetzt und so die Münchner Galerie mit einer großen Zahl unschätzbarer Rubens vermehrt, denen durch Heinse's feurige Beschreibungen auch eine literarische Glorie zu Theil geworden ist. Gleichen Anspruch erwarb München durch Karl Theodor auch auf die Galerie von Zweibrücken und die von ihm selbst begründete Mannheimer Galerie. Der kunstliebende Karl Theodor, der schon in der Pfalz fünfundzwanzig Millionen Gulden für Verschönerungen, Künste und Wissenschaften verwendet hatte, trug seine Kunstpflege nun auf München über, vermehrte die Münchner und Schleißheimer Kunstschätze, lichtete und erweiterte die Stadt, legte den für München unschätzbaren englischen Garten an und verpflanzte die berühmte Marschand'sche Schauspielergesellschaft nach München, so daß die bairische Hauptstadt nun ein Theater besaß, welches unter Babo's Leitung mit jeder andern deutschen Bühne den Vergleich aushalten konnte.

Sein Nachfolger, Maximilian IV. Joseph, seit 1806 König Maximilian Joseph I., jetzt noch seiner väterlichen und aufgeklärten Regierung wegen ein Muster für alle Regenten, wandte zwar seinen Schutz vor Allem der Pflege und Förderung der Humanität und Toleranz und solchen praktischen und gemeinnützigen Anstalten zu, welche, wie die von ihm gestifteten Kranken- und Waisenhäuser, der botanische Garten, die Baugewerksschule, die polytechnische Sammlung,

das anatomische Theater, die Thierarzneischule, die Wasserbauschule, das topographische Bureau u. s. f. durch musterhafte Anlage und Einrichtung sich auszeichneten, doch versäumte er darüber nicht, auch die Künste unter seinen königlichen Schutz zu nehmen. Während der größeren ersten Hälfte seiner Regierung konnte er freilich den Künsten keine ausgedehnte Pflege angedeihen lassen, da der unersättliche Abgrund der Napoleonischen Kriege, an denen Baiern Theil zu nehmen verpflichtet war, so viele Staatskräfte verschlang. Doch war auch diese Periode nicht bedeutungslos für die Kunst, wenn schon mehr auf negativem als positivem Wege. Der Uebergang vom Rococo zu einem zugleich einfachen und schönen Kunststyl konnte unmöglich im Sprunge geschehen; es mußten erst die Verschnörkelungen und Verkröpfungen, die Unarten und Abarten, die Ausschweifungen und Ausgeschweiftheiten, durch welche die Kunst ihren Leib und ihre Seele zu Grunde gerichtet hatte, beseitigt und Tabula rasa gemacht werden; daher entsagte man allen Verschönerungsmitteln und Ornamenten und kehrte zu den einfachsten und schlichtesten Verhältnissen zurück, selbst auf die Gefahr hin, in die vollkommenste Nüchternheit und Kahlheit zu versinken. Das Solide, blos Praktische und Zweckmäßige war, wie für jene Zeit überhaupt, so besonders für die Bestrebungen des Königs Maximilian bezeichnend. Wir finden hier dasselbe radicale Heilmittel thätig und wirksam, wie zu Gottsched's Zeit in der Literatur. Die üppigen, Herz und Seele verzehrenden Auswüchse der Lohenstein-Hofmannswaldauschen Schule mußten damals der plattesten Nüchternheit und einfachsten Regelmäßigkeit das Feld räumen, ehe man daran denken konnte, die Poesie zu einem Ausdrucke eines innern erhöhteren Lebens zu gestalten und zugleich in ihrer äußeren Formenerscheinung den Gesetzen der Schönheit Genüge zu leisten. Man betrachte die Kasernen, welche Maximilian in jenen kriegerischen Zeiten in München erbauen ließ. Sie bestehen aus ungeheuren, aber so monotonen Massen, daß sie ganz ausdruckslos und schwach erscheinen, während das unendlich kleinere Gebäude der Glyptothek neben ihnen als groß und erhaben gelten darf. Diese praktisch nüchterne Richtung der Architektur vertrat in München besonders der verdienstliche Karl von Fischer, von welchem auch das Palais des Prinzen im englischen Garten, die Façade des allgemei-

nen Krankenhauses und viele Privathäuser in den neuen Stadttheilen, besonders am Karolinenplatz, herrühren. Wie sehr aber diese nüchterne Grundrichtung geeignet war, bei weiterer Durchbildung schöneren Verhältnissen den Zutritt zu gestatten, bewies Fischer selbst durch das nach seinen musterhaften Plänen errichtete Theatergebäude, welches auch jetzt noch neben den trefflichen Bauwerken neuerer Zeit mit höchsten Ehren bestehen kann.

Digitized by Google

Großes Lever beim Satan.*)

Von

Baron Brambeus (O. J. Senkowski).

Aus dem Russischen von Ph. Löbenstein.

In den Tiefen der Erdkugel befindet sich ein ungeheurer Saal, der nach den neuesten Messungen 99 Werst hoch ist. Die vaterländischen Annalen sprechen freilich von 999 Werst, doch diesen ist in keiner Beziehung, ja nicht einmal in den Höllencorrespondenzen zu trauen. In diesem Saal ist ein großartiger Thron für den Gebieter des unterirdischen Reiches errichtet, aus menschlichen Gerippen bestehend und statt mit Bronze mit vertrockneten Fledermäusen verziert. Es nimmt sich wunderhübsch aus. Auf diesem Throne läßt sich Satanas nieder, wenn er den aus der Oberwelt zurückkehrenden Ge-

---

*) Wir geben dieses Capriccio als ein Pröbchen von der Art und Weise, wie man auch in Rußland „zeitgemäß" schreibt und manchmal der Aufklärung einen schielenden Liebesblick zuwirft. Wie tapfer zum Beispiel Herr Senkowski die spanische Inquisition und die Jesuiten verhöhnt — spanische Inquisition und römische Jesuiten kennt nämlich Rußland nicht! Ein Liberalismus, der an ähnliche Spielarten bei uns erinnert. Diesem offiziellen Satyriker ist die ganze Welt des Teufels, blos in seinem weiten großen Rußland findet Satan Nichts, was er nur an einem Härchen fassen könnte. Interessant sind auch die Ausfälle gegen Belgien und Deutschland; die erstern wegen des lächerlichen Hochmuths und giftigen Ingrimms, mit dem der Russe von den „Morästen" Belgiens spricht; die andern als ein Zeichen von der aufrichtigen Achtung und Liebe, deren wir bei unsern guten Freunden im Norden genießen. Die Franzosen, Engländer und Belgier werden wegen ihrer Revolutionssucht gegeißelt; an den Deutschen aber wird die Besonnenheit, welche er an seinen Russen preisen würde, verhöhnt. Ja, auf Kosten der Deutschen darf der loyale Feind der Revolutionen sogar einmal revolutionär thun.

Die Red.

sandten, auch diplomatische Teufel genannt, Audienz gibt, oder wenn er an großen Courtagen die Glückwünsche der Hofteufel und der vornehmen Verdammten empfängt, die bei feierlichen Gelegenheiten den Saal bis zum Plafond füllen.

Wer zufälliger Weise die hochweisen Werke des Pater Busenbaum, des berühmten Jesuiten und Philosophen, gelesen, dem ist's auch bekannt, daß die Teufel den Tag über ruhen und mit Sonnenuntergang, wenn in Rom die Vesper zu Ende ist, aufstehen. Auch der Satan geruht um diese Zeit sich zu erheben und einen Schlafrock aus dickem Couvertpapier, mit Flammen bemalt, anzulegen. Er hat dieses Prachtstück aus der Garderobe der spanischen Inquisition zum Geschenke erhalten; in solchen Schlafröcken pflegten sonst auf Erden die Menschen ihre Mitbrüder verbrennen zu lassen. Darauf begibt sich Satanas in den Saal, wo schon die zahllose Versammlung der vertrauten Teufel, der unterirdischen Großen, der höllischen Hofleute, Schmeichler und Ohrenbläser seiner harren: hier finden sich auch in Masse ein alle Ketzer, verdienstvolle Sünder und berühmte Auswürflinge, wie auch alle die, welche sie in Vorreden und Zueignungen gepriesen, — mit einem Worte alle Honoratioren der Hölle.

Endlich öffneten sich die Gußeisenthüren im Schlafkabinet des Herrn der Finsterniß, Satanas trat in den Saal und ließ sich auf seinem Throne nieder. Alle Anwesenden bückten sich bis zum Boden und ein lautes: Vivat! donnerte von allen Seiten, und doch würde Niemand von Ihnen einen Laut gehört haben, denn die Stimmen der Schatten sind nur Schatten von Stimmen. Um derartige Töne zu verstehen, muß man ein Teufel oder ein Angeber sein.

Lucullus hat am Hofe des Satan das Amt eines Oberhofmeisters: er besorgt die Küche, schreibt den Küchenzettel und trägt selbst das Frühstück auf. Auch jetzt trat er mit einem ungeheueren Präsentirteller ein, auf dem zwei Kessel, einer mit Kaffee, der andere mit Sahne standen; eine römische Thränenurne statt der Tasse, ein ägyptisches Grabmal aus Granit als Zuckerbüchse, und ein Faß von der Größe des Heidelbergers war mit Zwieback und Biscuit gefüllt. Satanas nahm aus dem Grabmal ein ungeheueres Stück Alaun — er kann nämlich keinen Zucker, nicht einmal Runkelrübenzucker leiden

Digitized by Google

— und legte es in die Urne; goß dann darauf aus einem Kessel reines Smolensker Pech, das er statt des Kaffees brauchte, und aus dem zweiten Vitriolöl, das statt der Sahne dient. Dann steckte er seinen Riesenarm in's Faß, um sich Zwieback herauszuholen. Doch auch dieser ist in der Hölle ganz anders beschaffen: bei uns gebacken, dort gedruckt. Zu seinem Höllenkaffee liebt Satanas, der ein gar feiner Gastronom ist, unsere unglücklichen prosaischen und poetischen Werke zu verzehren, Bücher in allen Formaten, aus allen Fächern des Wissens, Psychologien und Encyklopädien, Forschungen, die nichts Neues bringen, Geschichte, die keine Thatsachen erzählt, Beurtheilungen, die Nichts motiviren, — besonders aber Poeme, beschreibende, erzählende, moralische u. s. w. Er bemerkte übrigens seit einiger Zeit, daß diese Erzeugnisse seinen Magen sehr beschweren, und befahl, ihm zum Frühstück von nun an nur nach dem letzten Geschmack geschriebene historische Zeitgemälde und Romane aufzutischen, da letztere bei weitem leichter zu verdauen, besonders der vielen leeren Seiten und Vignetten wegen. Diese Gattung Zwieback hat ihm sein Leibarzt, der Doctor der Med. und Chirurgie, Herr von Hippokrates, verschrieben, ein gar gelehrter Verdammter, der es ihm klar bewiesen, daß in der heutigen Trüffel- und Revolutionszeit ein guter Magen eine gar herrliche Sache sei.

Satanas nahm aus dem Fasse vier gut gebundene Bände, die den Anschein hatten, schmackhaft zu sein, tauchte sie in seinen Kaffee, verschlang sie — und runzelte fürchterlich die Stirne.

— Wo ist der Teufelsherr von Ausgabe? fragte er höchst erzürnt.

Alsogleich sprang aus der Masse ein Geist von langem Wuchse hervor, dick, fett und roth, in einem alten dreieckigen Hut, und machte eine tiefe Verbeugung. Es war der Bibliothekar, ein ungeheuer gelehrter Teufel, ein früherer deutscher Gelehrter, der die Titel aller Werke auswendig wußte, ohne zu stocken alle Ausgaben eines jeden hersagte, auf ein Haar die Seitenzahl angab, und den Inhalt als unnütz verachtete, mit Ausnahme der Druckfehler, die er allein berücksichtigte und über welche er tiefsinnige Forschungen angestellt hatte.

— Taugenichts, was hast du mir da für Zwieback geschickt? schrie Satanas, er ist so hart wie Holz.

— Euere Finsterniß! antwortete der erschrockene Bibliothekar,

ich hatte keinen andern. Die Werke sind freilich etwas alt — aber die allerneueste Ausgabe.

— Ich habe dir schon gar viele Mal gesagt, ich bin kein Freund von aufgewärmten Sachen. Dann befahl ich, mir nur Leichtes, Angenehmes vorzulegen, und nun hast du mir da etwas so Trockenes, Geschmackloses . . . .

— Allerfinsterster Gebieter, ich erkühne mich zu versichern, daß es die besten Schöpfungen unserer Zeit . . .

— Dann ist Euere Zeit gewaltig dumm!

— Nicht meine Schuld, Euere Finsterniß: ich erzeuge als Bibliothekar selbst keine Dummheiten, ich ordne sie blos und bringe sie in Systeme. In diesem Fasse sind die neuesten Literaturerzeugnisse. Es ist die Schuld Charons, daß sie nicht so frisch sind; er hat vierzig Körbe, die Novitäten der letzten Messe aus Unvorsichtigkeit in die Lethe geworfen . . . .

Während sich der Bibliothekar rechtfertigte, betrachtete Satanas aus Neugierde den Rest der verschlungenen Bücher und las: . . . . wen dler . . . . histor . . . . man . . . . **1840** . . . . — Was soll das heißen, das ist ja nicht ein Mal aufgewärmt.

— Lohnte wahrscheinlich nicht der Mühe, sagte der dicke Teufel mit einem Lächeln.

— Da scheint auch Mohn darin zu sein, meinte Satanas.

— Ew. Finsterniß werden nach einem solchen Frühstück gut schlafen, antwortete der Teufel lächelnd.

— Du betrügst mich und erdreistest dich noch zu lachen. Suche mir unter den Verdammten einen klügern Bibliothekar, sagte Satanas, sich an Beelzebub, seinen geliebten Großvesir, wendend. Späterhin will ich zu dieser Würde den berühmten Professor erheben, der vor Kurzem im Norden einen solchen Lärm gemacht. Vergiß aber ja nicht, ihn an den Boden der Bibliothek festzuketten, sonst wäre er fähig, selbst bei uns in der Hölle eine Revolution anzustiften und ein constitutionelles Budget einzuführen.

— Ich habe es vernommen, — antwortete Beelzebub, sich tief neigend und die Spitze des Satanischen Schwanzes küssend.

Der Gebieter der Hölle wühlte lange im Fasse herum, den besten Zwieback hervorsuchend. Er nahm Hernani, Notre — Dame — de — Paris, Bulgarin's Werke u. dgl. andere herrliche Geistespro-

Digitized by

ducte, verschlang sie und trank einen Schluck Pech darauf. Man muß nämlich wissen, daß, sobald Satanas irgend ein Buch verzehrt, sein Ruhm auf Erden verschwindet und die Menschen die Existenz dieses Buches vergessen. Darum verfallen so viele geniale Erzeugnisse, die anfangs so ungeheure Berühmtheit erlangt, bald wieder in Vergessenheit; Satanas verzehrt sie nämlich bei seinem Kaffee! .... Es steht freilich in der Geschichte der Literatur kein Wort davon, indessen ist's doch offiziell.

Satanas verschlang auf diese Art die Literatur eines ganzen Jahres, er hatte einen teuflischen Appetit. Dabei warf er einen unruhigen Blick auf den Saal und die Versammlung: er empfand ein unangenehmes Schaudern in den Augen. Da erblickte er plötzlich, als er hinaufschaute, eine Spalte in der Decke, durch welche die letzten Strahlen der eben auf der Erde untergehenden Sonne eindrangen. Sogleich schrie er:

— Wo ist der Baumeister? .... Der Dieb soll sogleich erscheinen.

Ein langer blasser hagerer Verdammter stellte sich vor Seiner Unreinen Hoheit hin. Er nannte sich Don Diego de Buffalo. Bei seinem Leben hatte er eine Kathedrale in Salamanca gebaut, von welcher er drei Wände stahl, indem er die Junta versicherte, daß die Ziegel vom fortwährenden Regen aufgelöst und dann von der Sonne verdampft wären. Für diese ruhmwürdige That wurde er nach seinem Tode zum Hofarchitekten ernannt. In der Hölle werden die Aemter nur an Würdige vertheilt.

— Spitzbube! (das ist der gewöhnliche Titel, den Satanas seinen Beamten gibt) jeden Tag erhalte ich längere Rechnungen für Ausgaben zur Reparatur meiner Paläste, und überall finde ich Ritzen und Spalten.

— Es ist ein altes Gebäude, Ew. Finsterniß! antwortete der Verdammte mit einem schamlosen Lächeln, und fällt täglich mehr zusammen. Ich habe schon Ew. Finsterniß mehrere Male vorgestellt, mir zu erlauben, diese Hölle umzuwerfen und eine andere im modernen Geschmack zu bauen.

— Das will ich nicht! —.... du willst mich bestehlen, dir von meinem Material eine kleine Hölle unter dem Namen deiner

Nichte bauen und als kleiner Satan leben. Diese Hölle ist heiß und finster, mehr brauche ich nicht.

Er griff wieder in's Faß, Alles blickte mit Spannung auf den Höllengebieter. Endlich zog er zwei dicke Bücher hervor: Speculative Physik von W.... und Speculative Philosophie von Schelling, öffnete sie, betrachtete sie genau und warf sie dem Architekten an die Stirne mit den Worten: Da nimm diese Bücher und stopfe damit die Spalten: „durch diese Speculationen dringt kein Lichtstrahl mehr."

Die sicher geworfenen Bücher flogen durch den leeren Schattenkopf des Baumeisters, gradeso wie alle Universitätsvorlesungen durch die Köpfe mancher edlen Junker, ohne die geringste Spur zurückzulassen. Der Baumeister lächelte, verneigte sich und ging an sein Werk.

Ein deutscher Student, in Mainz wegen Theilnahme an dem Tugendbund zur Hölle verurtheilt, flüsterte einem berühmten russischen Philosophen, einem Verehrer Kant's, Schelling's, Oken's, des Magnetismus und besonders des Branntweins, in's Ohr:

— Satanas urtheilt grade so über Philosophie und Speculation, wie Polewoi über russische Geschichte.

— Kein Wunder, antwortete der philosophische Branntweinfreund, er ist ein Feind aller geistigen Bewegung....

— Was?.... rief zornentbrannt der Satan, der überall seine geheime Polizei hat und darum Alles sieht und Alles hört: Was habt Ihr gesagt?.... Ihr wagt es, ein Urtheil zu haben?.... Her mit Euch, Ihr Spaßvögel! Ich werde Euch lehren, in meiner Hölle Bemerkungen machen!

Die Oberhofmarschälle brachten die kühnen Zöglinge der Weltweisheit vor den satanischen Thron. Satan ergriff den Einen an den Haaren, hob ihn in die Luft, blies ihm in die Nase und sprach: „Geh hin und nieße zwei Mal in jeder Sekunde durch 3333 Jahre, und du, verzweifelter Philosoph, sitze die ganze Zeit neben ihm und sage: „Zur Genesung! fort mit Euch, ihr Narren!"

Dann wendete er sich an Beelzebub und fragte, was heute an der Tages- oder eigentlich an der Nachtordnung sei.

Der Vesir antwortete, daß der Oberpräsident der Rebellionen

und Revolutionen, der erste Lord-Diabol der Journalistik und der Großteufel der Literatur Rapport abzustatten wünschen.

Da erschien ein alter, häßlicher, zerlumpter, zerhauener, schmutziger, widerlicher Teufel mit zerzausten Haaren, mit einem ausgestoßenen Auge, einem abgebrochenen Horne, mit Krallen wie eine Hyäne, mit Zähnen ohne Lippen wie bei einer Leiche und einem großen Pflaster auf der Rückseite hinter dem Schwanze. Auf seinen Schultern hing ein Sack, vollgestopft mit Papieren, mit Blut und Schmutz bedeckt; auf dem Kopfe trug er einen alten lakirten Kutscherhut; auf dem Hute eine dreifarbige Kokarde; im Gürtel einen Dolch und ein Paar Pistolen; in den Händen einen Knüttelstock und eine verrostete Flinte ohne Schloß. Die Taschen waren mit Pflastersteinen und Glasscherben vollgestopft. Jeder, selbst wer nicht in Paris gewesen, konnte in ihm alsogleich den bösen Geist der Emeuten und Revolutionen erkennen. Er hieß Astarot. Er drehte sich einige Mal in der Luft herum zum Zeichen der tiefsten Verehrung.

— Nun, was gibt's Neues? fragte der Teufel.

— Der Eifer und die Anhänglichkeit an den Thron Ew. Finsterniß sind immer die Richtschnur meiner schwachen Bestrebungen gewesen, und die pflichtschuldige Sorge für den mir anvertrauten Theil....

— Halt! rief der Satan aus, diese Einleitung kenne ich schon auswendig, alle nichtssagenden Berichte beginnen mit Eifer und Anhänglichkeit. Sage mir kurz und deutlich, wie viele neue Revolutionen sind im Gange?

— Keine einzige ordentliche, Ew. Finsterniß.

— Und warum das? fragte Satanas strenge. Vor kurzem erst waren gegen acht oder neun angesponnen. Was hast du mit ihnen gemacht?

— Sie sind zu Ende, Ew. Finsterniß.

— Durch deine Dummheit, Unthätigkeit, Ungeschicklichkeit, Nachlässigkeit....

— Durchaus nicht, Finsterster der Finstersten! Es ist Ew. Unreinen Macht bekannt, wie eifrig ich von jeher zum Nutzen und Frommen

der Hölle gewirkt: als Beweise dienen das gebrochene Horn, das eingebüßte Auge.

— Von diesem Auge erzählst du mir schon über 800 Jahre: ich erinnere mich in den Werken der Bollandisten gelesen zu haben, daß es dir Peter der Einsiedler mit seinem Schuhe ausgestoßen, und das Horn hast du im Anfange des 17. Jahrhunderts gebrochen, als du dich zu viel mit den Jesuiten befreundet....

— Ja wohl sind diese Wunden etwas veraltet, doch unaufhörlich für den Ruhm Ew. Finsterniß bedacht, bin ich jetzt wieder gefährlich bei Krakau verwundet worden und mußte mich auf österreichisches Gebiet flüchten.

— Ha, ha, ha, armer Oberpräsident, rief der Satan in guter Laune aus, die mit dem Pflaster belegte Stelle betrachtend. Doch erzähle etwas von deinen Kunststücken.

— Es ist schon Ew. Finsterniß bekannt, daß ich vor mehreren Jahren in Paris eine herrliche Revolution bewerkstelligt. Blut floß in Strömen, es war ein wahres Stiergefecht, bis ich endlich Frieden stiftete unter der Bedingung, daß der Herrscher König und das Volk Herrscher sei.

— Wie, wie das?... was ist das wieder für Unsinn! Ich verstehe kein Wort davon.

— Ich und Andere eben so wenig. Indessen wurde es mit Entzückung aufgenommen, ich schwöre es beim Schwanze Ew. Finsterniß.

— Doch welcher Gewinn erwächst mir daraus? Lieber hätten sie den Kampf fortsetzen sollen.

— Der Gewinn liegt auf der Hand. In Folge dieser Bedingung wird der Streit, Mord, Todschlag so lange dauern, bis entweder der König oder das Volk ganz regieren. Ew. Finsterniß erhalten dadurch jährlich wenigstens 40000 zu Grunde gegangene Seelen.

— Bene, was weiter?

— Dann gibt's in einem Winkel der Erde ein unbekanntes Volk, das an Morästen wohnt, das mit einem andern Volke aus der Gegend ein Ganzes bildete.

— Womit beschäftigt sich dieses namenlose Volk?

Digitized by Google

— Sie machen vortreffliche Spitzen und Blonden, auch stehlen sie bei andern Völkern Bücher und drucken sie nach; nebstbei schreiben sie Zeitungen, die Niemand liest.

— Ich habe nie von einem solchen Volke gehört! sagte Satanas und.... nießte, daß es in der Hölle widerhallte. Alle Verdammten schrien „hurrah!!!" und in den Brüsseler Zeitungen stand am andern Tage, daß die Holländer zweihundert Kanonen abgefeuert.

— Diese zwei Völker, fuhr der Oberpräsident fort, habe ich mit einander in Streit gebracht, und zwei Morastreiche gegründet. Auch dort ist dasselbe Gesetz eingeführt wie in Frankreich, und auch von dort können Ew. Finsterniß auf 10000 Seelen jährlich rechnen.

— Gut! sagte Satanas. Was weiter?

— Dann habe ich wieder ein Volk revolutionirt, das glücklich an den Ufern eines großen Flusses im Norden wohnte. Ich habe dieses ungeheuer leichtgläubige Volk so verwirrt, daß es wie verzweifelt focht, zu Grunde ging und jetzt noch nicht weiß, wofür es gefochten. Gegen 100000 Verdammte haben dadurch Ew. Finsterniß Staaten bevölkert.

— Bardzo dobze! sagte der Satan, der ein berühmter Philosoph ist. Was nun weiter?

— Nach diesen drei gefeierten Revolutionen zog ich mich nach Paris in's Hauptquartier zurück und schrieb aus Langeweile eine gelehrte Abhandlung: Von der Oberherrschaft der Schuster, Tagelöhner, Fuhrleute, Bettler, Vagabunden u. s. w., die ich Ew. Finsterniß zu widmen die Ehre zu haben wünsche.

— Widme sie deinen Freunden, den Menschen, erwiederte Satanas mürrisch. Ich wünsche zu wissen, womit die Revolution im Norden geendigt?

— Mit Nichts, Ew. Finsterniß. Wir wurden geschlagen und verjagt und ein bärtiger Kosak, der von einer ordentlichen Revolution durchaus keine Idee hat, brachte mir nun a Posteriori die Wunde bei, welche Ew. Finsterniß bereits in Augenschein zu nehmen geruhte. Jetzt bin ich ein Invalide und bitte um Urlaub auf sechs Monate, um in's Ausland zu reisen und die warmen Bäder zu besuchen.

— Du bekommst keinen Urlaub, weil du ihn erstlich nicht verdienst, und zweitens, weil ich dich brauche, die diplomatischen Ange-

legenheiten sind noch sehr verwirrt. Doch du erzählst mir blos von drei Revolutionen. Was ist aus den andern geworden? Du hast vor Kurzem geprahlt, daß du in Deutschland allein fünf oder sechs angesponnen?

— Sie sind nicht gelungen, Ew. Finsterniß.

— Warum das?

— Was soll ich mit den Deutschen machen, da es durchaus keine Möglichkeit gibt, sie in Bewegung zu setzen!.... Geruhen Ew. Finsterniß zu bemerken: Da habe ich einige Dutzend revolutionäre Proclamationen und aufwieglerische Reden noch vom Hambacher Feste her; hier ist auch ein vollständiges Exemplar der Zeitung: Die deutsche Tribune. Ich habe sie in allen deutschen Staaten ausgestreuet, doch die Deutschen lesen sie mit derselben Kaltblütigkeit, mit der sie Bier trinken und einen Walzer nach der Melodie: mein lieber Augustin tanzen. Einige närrische Studenten und überspannte Doktoren der Rechte schreien, predigen, schwärmen; doch dies bleibt ohne alle Wirkung auf's Volk. Ich habe diese Deutschen schon satt; ich versichere Ew. Finsterniß, daß wir aus ihnen nie was Rechtes machen. Sie sind nicht ein Mal ordentliche Verdammte: bei ihrer ungeheuern Kälte reichen alle höllischen Flammen nicht hin, sie zu erwärmen, geschweige, wie sich's gehört, zu braten.

— Was hast du aber in Italien angestiftet? Ich habe dir ja befohlen, den Kirchenstaat besonders auf's Korn zu nehmen?

— Ich war thätig genug, aber Alles umsonst. Die Italiener sind wie die alten Weiber. Heute entschließen sie sich, die alten Römer durch ihre Heldenthaten zu übertreffen, morgen gefällt's Ew. Finsterniß.... mit Erlaubniß zu melden.... zu husten, und aus Furcht vor einem Erdbeben laufen sie nun zu ihren Kapuzinern und beichten Alles — und werden eingesperrt. Rom selbst darf ich mich nicht nahen. Noch im fünften Jahrhunderte wurde mit uns ein Vertrag abgeschlossen, der auf einer Stierhaut geschrieben, in der Vatikansbibliothek unter den geheimen Dokumenten aufbewahrt wird: vermöge dieses Vertrages dürfen die Teufel sich Rom zehn Meilen im Umfange nicht nähern.

— Ausflüchte, Nichts als Ausflüchte. Deine Trägheit ist daran schuld, daß nun die Teufel allein ihre Verträge halten. Wie sieht's in England aus?

Digitized by Google

— Bis jetzt ist nicht viel zu sehen. Doch ich verspreche Ew. Finsterniß, daß sich in wenigen Jahren in diesem Lande ein herrlicher Sturm erhebt.

— Also ist gegenwärtig nirgends Aufruhr?

— Nirgends, außer in den constitutionellen Staaten, wo kleine Emeuten zur Tagesordnung gehören und unumgänglich nothwendig sind, damit die Leute sich überzeugen, daß sie wirklich frei, d. h. daß sie ungehindert sich die Köpfe zerschlagen können.

— Indessen bin ich überzeugt, mein lieber Astarot, daß es dir ein Leichtes ist, mehr zu wirken, wenn du nur mit rechter Lust an's Werk gehst; gib dir Mühe, sei eifrig.

— Ich thue alles Mögliche, Ew. Finsterniß, aber die Zeiten haben sich geändert, die Menschen wollen mir keinen Glauben mehr schenken. Ich täuschte sie gar zu lange mit Versprechungen einer glänzenden Zukunft, Reichthum, Wohlstand, Freiheit, Ruhe und Ordnung, und meine Revolutionen, Constitutionen, Kammern und Budgets haben nur Verfolgungen, Armuth, Zerstörung zu Folgen gehabt. Jetzt sind sie gescheidter und lassen sich nicht mehr betrügen.

— Schweige, du Narr! schrie Satanas zornentflammt, wie wagst du es, mir vorzulügen, daß die Menschen gescheidt werden, das wird nie der Fall sein.

Wuthentbrannt sprang Satanas von seinem Throne, wollte den Oberpräsidenten greifen, dieser flieht, Satan verfolgt ihn, die Verdammten verstecken sich angstvoll, — der Wirrwarr wurde allgemein, wie in der französischen Kammer bei der Discussion der auswärtigen Angelegenheiten.

Satanas fing indessen seinen Minister beim Schwanze, hob ihn in die Höhe und sprach mit satanischem Hohngelächter:

— Ach, du Schurke, sprichst mir noch von der Weisheit der Menschen. Stifte alsogleich eine Revolution, unter welchem Vorwand es sei, sonst will ich dir zeigen! . . . . quos ego! . . . wie Virgil sagt.

Und im Feuer der klassischen Drohungen drehte er ihn einige Mal um den Kopf herum und schleuderte ihn mit einer solchen Kraft fort, daß er wie eine Bombe davon flog, sich einige Mal um die Sonne drehte und mit furchtbarem Gekrache im Centrum von Paris zur Erde fiel. Astarot erhob sich sogleich und schrie: „fort

Digitized by Google

mit den Ministern! à bas le roi! Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik!" Dabei warf er Pflastersteine und Glasscherben, die er in den Taschen hatte, in die Fenster, zerschlug die Laternen — und in einem Augenblick war in Paris eine Emeute ausgebrochen.

Satanas kehrte nach vollstrecktem Urtheile auf den Thron zurück und sprach: „Welcher Taugenichts! Er wagt es, den menschlichen Verstand zu preisen. — Wann war dieser Verstand stärker als unsere Versuchungen? . . . . Die Menschen bleiben sich immer gleich . . . . sie taugen zu Nichts weiter als zu Verdammten . . . . Wer hat jetzt zu rapportiren?"

Stellen Sie sich ein Teufelchen vor von dem Wuchse eines Beamten der vierzehnten Klasse, mit einer Hahnennase, einer Hundestirne, Eselsohren, Hörnern, Hauern, Krallen und einem langen Schwanze; gekleidet, — wie sich Teufel von jeher kleideten, in Schuh und Strümpfen aus alten Zeitungen, in Beinkleidern aus alten Zeitungen, in einem langen Frak aus alten Zeitungen, mit einer aus Journalcorrecturen zusammengeleimten, neun Arschin langen Mütze, in Form eines Zuckerhutes, auf deren Spitze eine papierene Fahne angebracht ist, die anzeigt, von wo der Wind weht, — und Sie haben einen Begriff von dem geistreichen Gesichte und der Uniform des weltberühmten Bubantus, des ersten Lord-Diavols der Journalistik im Dienste Seiner Finsterniß. Er ist ein großer Günstling des Höllengebieters und bekleidet das doppelte Amt eines Hofverleumders und Herausgebers eines Tageblattes, das übrigens nur ein Mal in mehreren Monaten erscheint und den Titel führt: „Der Lügner aller Lügner." Es ist die offizielle Höllenzeitung: zur Befriedigung des Herrn der Finsterniß werden in dieses Journal nur ungegründete Nachrichten aufgenommen, da er gegründete als seiner Aufmerksamkeit unwürdig betrachtet. Und mit Recht! . . .

Mit einer Eulenfeder hinter dem Ohre, mit einem schwarzen Portefeuille unter dem Arme, mit Galle und Dinte befleckt, näherte er sich dem Throne, verneigte sich, machte eine sehr geschickte Pirouette auf einem Fuße und sprach: Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen! . . . .

Digitized by Google

— Mein lieber Bubantus, sagte Satanas, mach etwas rascher, aber nur kurz und deutlich, denn ich bin ärgerlich und habe Langeweile. Dabei gähnte er fürchterlich, wobei sein Mund breiter wurde als ein Krater des Vesuvs; Rauch und Flammen drängten sich aus seinem Rachen hervor.

— Ich habe meinen Rapport zu Papiere gebracht, antwortete der unreine Geist der Journalistik. Wie ist's Ew. Finsterniß gefällig, daß ich ihn vortrage, romantisch oder klassisch? . . . Das heißt, von unten nach oben, oder von oben nach unten?

— Versteht sich von unten nach oben. Ich liebe die Romantik; da ist Alles finster und schrecklich, und jedes dritte Wort ist dunkel oder düster: das ist mein Fach.

Bubantus setzte sich auf die Einladung des Satans in Ermanglung eines Stuhls auf die Spitze seines Hutes, nahm ein Papier aus dem Portefeuille, drehte es um, nießte, hustete, räusperte sich und las:

„— u. s. w. u. s. w. Euer Diener habe die Ehre zu verbleiben. Die Menschen können nicht. . . .

— Und das ist Romantik? Eine herrliche Erfindung! . . . Von nun an wollen wir von Geschäften nur romantisch, d. i. umgekehrt sprechen. Daß ich das früher nicht errathen! Ich war von jeher ein großer Freund der Romantik.

— Ew. Finsterniß haben immer einen feinen, echt teuflischen Geschmack gehabt, bemerkte Beelzebub.

— Doch sage mir, mein treuer Bubantus, sagte Satanas, warum Du das Wort Diener so ganz ohne Beiwörter gebrauchst, Nichts von Gehorsam, Unterthänigkeit u. dgl.?

— Wir haben in Paris gegen alle diese Ausdrücke feierlich protestirt; sie sind zu klassisch, mythologisch, griechisch, feudalistisch; Herr Mauguin meint, sie wären unverträglich mit der Souverainetät des Volkes. Ich meinerseits bin gesonnen, in den französischen Kammern nächstens die Motion zu stellen, daß Jedweder berechtigt sei, sich Ihr verehrter Herr zu unterschreiben, und nur der König Ihr unterthänigster Diener zeichne.

— Und das gehört Alles zur Romantik? Ich denke, wir kehren zur Klassizität zurück. Wie ist Deine Meinung, Großvesir?

— Die Romantik ist ohne Zweifel die Sprache der Verschwö-

rer, Rebellen, Mondsüchtigen und lüderlichen Gesellen, sagte Beelzebub. Für so vornehme Herren wie Ew. Finsterniß ist der klassische Styl gewiß bequemer und anständiger: er strengt wenigstens nicht den Kopf an und überspannt nicht die Phantasie.

— Mein Großvesir urtheilt sehr richtig. Ein so vornehmer Herr, wie ich, muß alle Anstrengungen meiden. Also lies' klassisch.

Bubantus drehte das Papier wieder um und las den Rapport:

„Allerfinsterster Satan!

„Ich habe die Ehre zu berichten, daß ich zur Verbreitung unseres Reiches auf Erden die mir untergebenen Journalisten in verschiedene Farben und Coterien getheilt habe. In Frankreich allein habe ich fünf Klassen eingeführt, Journalisten der Bewegung, der Opposition, des Hin- und Herschwankens und des Rückschrittes. Die fünfte Klasse bildet die mittlere Mitte. Die Einen ziehen den Geist vor-, die Andern rückwärts, die Einen rechts, die Andern links, und die Anhänger der mittlern Mitte drehen sich zwischen ihnen wie Füchse ohne Schwänze herum, — und alle schreien, lärmen, brüllen, schimpfen, drohen, ärgern sich, schmeicheln, verleumden, verheißen; alle sagen Verschwörungen, Armuth, Elend, Blut, Thränen voraus; es ist ein wahrer Ohrenschmaus! Die Zeitungsleser sind in tausend Aengsten, wissen nicht, wem sie glauben, an wen sie sich halten sollen: sie sind in täglicher Erwartung von fürchterlichen Begebenheiten, kennen aber weder Freund noch Feind: mit einem Worte, eine unerhörte Verwirrung, ein Drängen und Stoßen der Hoffnungen und Wünsche, ein Stürmen der Leidenschaften und Begierden — und Alles dieses durch die von mir gegründeten und geleiteten Journale!

„Ich kann, ohne mich zu rühmen, mit Stolz behaupten, daß ich mehr Menschen zu Grunde gerichtet als meine Genossen. Früher hatten die Menschen nur ihr kurzes, altes Sündenregister, die Zeitungen haben es unendlich vergrößert; Lüge, Raub, Verleumdung, Gotteslästerung, Ehrlosigkeit sind an der Tagesordnung. Meine gedruckten Bogen stoßen sie fortwährend in die Seiten, setzen ihr Herz in Flammen, verwirren ihnen den Verstand durch Verheißungen von Ruhm und Glanz, hetzen sie gegen einander und werfen ihnen Koth in die Augen; wecken ihre Thätigkeit und nehmen ihnen die Lust zu vortheilhaften Unternehmungen. So habe ich ein eigenes Element der politischen Schwärmerei geschaffen, — ein bitteres, gif-

Digitized by Google

tiges, ätzendes, Rausch und Wahnsinn erzeugendes Element. — Ich habe Millionen Menschen von ihren täglichen Beschäftigungen abgezogen und warf sie in den Strudel dieses Elementes: sie gehen darin zu Grunde und ziehen noch ganze Generationen mit sich in den Abgrund. Mit Hilfe dieser wichtigen Blättchen bestimme ich Revolutionen für festgesetzte Tage und Stunden, entthrone die Gewalthaber, mache Gesetze nach Belieben und regiere als Autokrat über einen großen Theil der Erdkugel, über Frankreich, England, einen Theil Deutschlands, Ostindien und über ganz Amerika. Wenn Ew. Finsterniß durch einen Versuch sich überzeugen wollen, zu welcher Vollkommenheit ich die höllische Macht der Journalistik gebracht, so erlauben Sie mir aus Frankreich, England und Sachsen (!) einige Journalisten zu verschreiben, um in der Hölle einige politische Blätter zu gründen: ich bürge mit meinem Schwanze, daß in drei Monaten unter den Verdammten ein solcher Aufruhr ausbricht, daß Ew. Finsterniß sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen werden, die Hölle in Belagerungszustand zu erklären. Dafür erhalten nun Ew. Finsterniß eine Katzenmusik, wie sie noch kein Mitglied der mittleren Mitte...."

— Ach, du Taugenichts!.... rief der Satan grimmig aus und gab dem Journalistenteufel einen Nasenstüber, daß er sich auf der Spitze seines Hutes eine ganze Woche herumdrehte. — Sonderbar, wie sie jetzt schreiben!.... Lies' von oben nach unten, oder von unten nach oben, es kommen nur Narrheiten und Frechheiten zum Vorschein!... Bubantus ist übrigens ein ordentlicher Teufel; er dient mir treulich, und nur in der Gesellschaft der Journalisten ist er etwas liberal und frech geworden und vergißt die mir schuldige Ehrfurcht. Möge er nur zur Strafe sich drehen. Man bringe mir meine Pfeife.

Der Sultan Muhamed II., der Eroberer Konstantinopels, bekleidet am Hofe Seiner Unreinen Tiefheit die hohe Würde eines Pfeifen-Paschas; er putzt und stopft seine ungeheuere kupferne Pfeife, aus dem Kopfe des rhodischen Kolosses gefertigt. In diese Pfeife legt man einen Wagen faules Heu, den Lieblingstabak des Satans. Die Teufel stehlen diesen Tabak aus den irdischen Kronniederlagen, und daraus entstehen die verschiedenen Defekte, welche man dann mit Unrecht als Unterschleife betrachtet.

Muhamed II. reichte feierlich die Pfeife Sr. Finsterniß. Satanas

Digitized by Google

nahm sie mit einer Hand und ergriff mit der andern einen nahestehenden Verdammten, einen Herausgeber fremder Werke mit Varianten und einem Kommentar, der beim Vergleiche der verschiedenen Texte ausgetrocknet war, und endlich über ein Fragezeichen, das in einer Handschrift irrthümlich statt eines Strichpunktes gesetzt worden, den Verstand verlor. Diesen Verdammten hielt Satanas an die Nase und nießte; Funken sprühten aus seinen Nüstern. Der trockene Kommentator fremder Ideen stand sogleich in Flammen, und Satanas verrauchte mit ihm seine Pfeife, den Rest warf er auf den Boden und löschte ihn mit dem Fuße aus. Der nicht verbrannte Theil des gelehrten Wortklaubers stellte das Bild eines Strichpunktes dar(;)!... Alle Verdammten waren über sein schreckliches Schicksal sehr betrübt und besonders von dem grausamen Despotismus ihres Gebieters ergriffen. Satanas rauchte ruhig sein Heu und sprach: der Großteufel der Literatur erscheine!

Er gleicht durchaus nicht den andern Teufeln: er ist ein Teufel von guter Erziehung, un diable de bon ton; hoch, dünn, hager, sehr schwarz und doch sehr blaß: er leidet an einer Modekrankheit und sein Gesicht ist in einem Backenbartrahmen eingefaßt. Er trägt gelbe Handschuhe und eine Atlaskravate. Trotz der Gegenwart des Höllenfürsten summte er doch eine Arie aus der neuesten Oper und schlug mit dem Schwanze den Takt auf dem Boden. Er hatte das Aussehen eines gelehrten Stutzers, und man erkannte in ihm beim ersten Blicke den Romantiker, und zwar höherer Art, den Romantiker in vier Bänden, mit einem Prologe, Epiloge und einer englischen Vignette.

— Wie ist das Befinden, Teufel Interpunction? fragte Satanas.

— ! ! . . . . ! ! Unterthänigster Diener . . . . ! ! ! . . . ? ! ! Euere höllische Finsterniß ! ! ! . . . . ! ! . . . Ach! . . ! ! Ich habe gelitten ! ? ! — Ich war sehr leidend ! ! ! . . . . . Eine düstere Feuchtigkeit drang in die Wände meiner Seele: eine Grabeskühle schlich sich wie der Verrath in mein Gehirn, und meine Phantasie, in diesem schweren kalten feuchten Nebel der Kränklichkeit

Digitized by Google

schwebend, leuchtete blos mit einem schwachen blassen schwankenden Lichte, ähnlich dem schreckhaften Lächeln des Schicksals, das seine Beute faßt, — sie leuchtete wie der Schein der Lampe, von der Hand eines Verfolgten in die tödtende Luft einer Schreckenshöhle gesetzt, wo faulende Leichen und hohnlachende Skelette . . . .

— Was soll All dies bedeuten? rief Satanas erstaunt aus.

— Das bedeutet ? ! ! ! ! ? . . . daß ich den Schnupfen hatte, antwortete Teufel Interpunction.

— Ach, du Vagabund! es ist höchste Zeit, daß du aufhörst, leeres Stroh zu dreschen und mit mir nur in Frage- und Ausrufungszeichen zu sprechen. Um mich vor Langeweile zu schützen, sehe ich mich gezwungen, eine große, wichtige Staatsmaßregel zu ergreifen. Von nun an sind in meinem Gebiete die Romantik und die Klassizität förmlich aufgehoben, da beide Gattungen unsinnig, geschmacklos, lügenhaft, ja lügenhaft wie der Teufel selbst sind.

— In welchem Style sollen wir nun mit Ew. Finsterniß reden, da wir nur klassisch oder romantisch sprechen können? fragte der Literaturteufel.

— Ich gründe selbst Kraft meiner Macht eine neue Schule der Literatur, die Sachliche. Ihr sollt von nun an nur zur Sache sprechen, d. h. einfach, vernünftig, natürlich, kräftig, ohne Schwulst, originell ohne Leichen, Henker und Charlatanerie; angenehm ohne Titusperioden und Geschraubtheiten, vielseitig ohne mythologische oder mittelalterliche Phrasen, verständig ohne veraltete Antithesen und ohne die heutige Spitzbüberei in Worten und Gedanken. Verstanden? Das ist meine Erfindung!

— Einfach, natürlich, vernünftig reden, wiederholte der Literaturteufel, das ist eine wahrhaft teuflische Erfindung. Wir können nur klassisch oder romantisch schreiben, nach den bereits bestehenden Formen und Systemen. Anders läßt sich's auf Erden nicht ausführen. Ew. Finsterniß glauben, daß die Menschen heut zu Tage eine so höllische Einbildungskraft haben. Das ist durchaus nicht der Fall. Sie können nur schlecht nachahmen, nachäffen . . . Früher ahmten sie dem griechischen Alterthume nach und verdrehten es fürchterlich; jetzt sind sie auf's Englische verfallen. Fangen die Menschen an, einfach und vernünftig zu schreiben, so sind wir Teufel alsogleich verbannt.

Digitized by Google

Jetzt beherrschen wir die Literatur, der griechische Olymp ist zerstört, Jupiter ist todt und auf seinem Thron sitzen Sie, unreinster Geist. Die sterblichen Schriftsteller besingen die Hölle, die Sünde, das Verbrechen. Die vorzüglichsten Springfedern der jetzigen Poesie sind: statt der Venus, Hexen; statt des Apollo, ein schmutziger, wahnsinniger Priester; statt der Nymphen, Vampyre; aus jeder Zeile tropft faulende Materie. Die Prosa spricht nur von Qualen, Martern, Schwindsüchtigen, Mißgeburten u. s. w., sie stellt die Armuth in der widerlichsten Gestalt dar, das Verbrechen mit allen seinen Reizen, mit aller seiner Gemeinheit, die Sittenlosigkeit in ihrer Nacktheit, mit allen ihren Einzelnheiten. Wie eine blutdürstige Hyäne wühlt sie Gräber auf und spielt mit menschlichen Gebeinen, schließt den armen Leser scherzend in's Grab in Gesellschaft der Würmer, führt ihn mit Räubern und Dieben zusammen und läßt ihn mit ihnen unfläthige Lieder singen, begleitet ihn in die liederlichsten Häuser, auf's Schaffot und bespritzt ihn mit dem Blute der enthaupteten Verbrecher. Am vorzüglichsten martert den unschuldigen Leser die Prosa mit ihrem Style, mit dem von mir erfundenen, giftigen, schamlosen, sich im Zickzack bewegenden, mit Dornen gespickten . . . .

— All das ist lobenswerth, unterbrach ihn der Satan, doch nicht dauerhaft. Das ist ja schlimmer als in der Hölle; werden das die Menschen lange ertragen? . . .

— Sicherlich nicht, doch indessen wie herrlich, wie tröstlich ist es, die Menschen tüchtig zu plagen, und noch dazu unter dem Vorwande ihres eigenen Wohles.

— Es sei, sagte Satanas, martere sie mit romantischer Prosa und Poesie. Was hast du da in der Hand?

— Einen neuen Roman und die gestrigen Pariser Theaterzettel. Da gab man nur romantische Stücke, wo man sich betrinkt, tanzt, sich die Köpfe abhaut. Da spielt der Galgen, dort die Guillotine, dort wieder eine Revolution die Hauptrolle. Dieser Roman hat ungeheures Aufsehen gemacht. Er heißt Les mystéres de Paris.

— Stelle ihn in meiner Handbibliothek auf. Ich will ihn heute lesen und morgen zum Kaffee verzehren.

Satanas erhob sich vom Throne, gab die Pfeife wieder an Mahumed II., gähnte, dehnte sich und sprach:

Digitized by Google

— Uf! . . . Wie müde bin ich! . . . . Wie langweilig ist's, mit Verstand die menschlichen Dummheiten zu leiten! . . . . Jetzt will ich ein wenig zwischen den Höllenfeuern spazieren, um frische Luft einzuathmen und mich an dem angenehmen Schauspiel ergötzen, wie man die Menschen bratet.

Und er ging.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Bauernfeld-Fest in der Concordia. — Der ungarische Industrie-Schutzverein. — Geisterspuk. — Herr Muth, Hofrath Amberg. — Frauengesangsverein.

Ich mache mir das Vergnügen, Ihnen von einem schönen Feste zu berichten, das die hiesige Gesellschaft Concordia dem Dichter Bauernfeld letzten Sonntag den 12ten an dessen Geburtstag gegeben. — Der Gedanke war durch Herrn Wertheimer angeregt und kaum ausgesprochen, als sich die lebendigste Theilnahme dafür erhob, wie denn am Festabend der Raum meist von Mitgliedern der Concordia überfüllt war. Mehr noch, als dies, bezeugte die ungezwungene Fröhlichkeit und die Wärme der Empfindung, die sich bei Darbringung der zahlreichen Festgaben manifestirte, wie beliebt Bauernfeld troß seiner rauhen Ecken ist, und wie er sich namentlich durch die bei dem Listfeste wie in seinem deutschen Krieger männlich und geistvoll ausgesprochene Gesinnung die ungetheilteste Hochachtung erworben hat. So darf man behaupten, daß, so sehr Alles hier das Gepräge der Improvisation trug, doch wohl kaum je ein Fest so von innen heraus gefeiert worden ist. Gleich zu Anfang war die Gesellschaft in die beste Laune versetzt worden, indem der Festveranstalter den guten Einfall gehabt hatte, B. von Kriehuber auf Stein aufnehmen und die Abdrücke unter die Anwesenden vertheilen zu lassen. Nun war das Bild so gelungen, daß Jeder sich des doppelt werthen Angedenkens freute, zumal das zum Facsimile gewählte Motto Bauernfeld's „Besser unvorsichtig als unwahr" auch im Wort einen getreuen Abdruck seiner Persönlichkeit wiedergibt. Bauernfeld ward in der Mitte des Saales und neben ihm sein väterlicher Freund und würdiger Vorgesetzter, sowie der bekannte nieb. östr. Landstand, Baron von Doblhof, gesetzt. Nach den ersten Salven der Champagnerentstöpselung und nach einem

Digitized by Google

sinnigen Prolog von Kaiser, dem Gründer und Secretär der Concordia, erhob sich Castelli — der liebenswürdige Epikuräer, wie weiland Eulalia Meiner ihn mit noch mehr Fug als den Grafen Wintersee bezeichnet hätte, und brachte den ersten Toast auf den König — des Festes von einem Gedicht bevorwortet*). B. erhob sich dankend und sprach geistvoll und frei wie immer, indem er die Aufmerksamkeit von

---

*) **An Bauernfeld.**

Zu seinem Geburtstage.

O Freund, der am heutigen Tage sich —
Nicht ohne Geschrei, das verbürge ich —
Entwunden dem Schooße der Mutter,
Erlaub' mir zu bringen ein kleines Gedicht,
Gar zierlich wählt' ich die Worte nicht,
Die Deinen sind auch nicht von Butter.

Den Kreis, der heute Dich hier umschließt,
Es freut ihn, daß Du geboren bist,
In jedem Aug' kannst Du's sehen.
Es sagen wohl Einige auch in der Welt:
„Gerathen hat er, der Bauernfeld,
Mit dem Gutthun will's aber nicht gehen!"

Doch daß Du nicht gut thust, wie sie es versteh'n,
Nicht willst die gewöhnliche Straße geh'n,
Nicht Kratzfüße überall schneiden,
Daß Du, was Dir schlecht scheint, auch offen schlecht nennst,
Und also gar vielmal das Maul Dir verbrennst,
Das können wir eben gut leiden!

Doch ob Du Dich gleich um den Teufel nicht scherst,
Und alles Rauhe nach Außen nur kehrst,
So kann man's bei Dir leicht verschmerzen,
Laß sprudeln die Quelle, nicht halte sie ein,
's muß Alles heraus, und so bleibt Dir allein
Die Milde und Güte im Herzen.

Dein Vaterland liebst Du mit seltener Glut,
Und kämpf'st mit der Feder voll Kraft und voll Muth,
Ein herrlicher deutscher Krieger;
Warst auch auf den Brettern, bedeutend die Welt,
Der erste unerschrockene Held,
Heil, Ehre und Preis Dir, dem Sieger!

sich auf die Concordia und ihren wohlthätigen Einfluß hinzulenken suchte und ihr den zweiten Toast brachte. Es folgten nun eine Menge mehr oder minder gute Gedichte, die bei der gleichen Richtung Begegnungen und Wiederholungen herbeiführen mußten, so daß fast überall Krieger und Sieger gereimt erschienen, was jedoch bei dem meist von dem trefflichen Anschütz übernommenen Vortrag weniger ermüdend ausfiel. Unstreitig als das vorzüglichste, was literarischer Seits geboten war, ergab sich ein von Ludw. Aug. Frankl und Ad. Schmidl gemeinschaftlich verfaßtes Gedicht in der Form eines Wechselgespräches zwischen Aristophanes und einem dramatischen Dichter der Neuzeit und von Frankl und Castelli vorgetragen. Das Gedicht soll in der Wiener Zeitschrift erscheinen und wird wohl im wahrscheinlichen Falle der Streichung in irgend ein auswärtiges Blatt übergehen. Doch erwähne ich eines optativen Passus darin, der dahin lautete, daß die Moräste, wo jetzt die Frösche quacken, ausgetrocknet werden und zu Saatfeldern erblühen möchten, aus denen Lerchen emporstreben, die sich jetzt nur noch bei uns im Wappenschilde befänden, aber es nicht zum freien Gesang gebracht hätten. Eine improvisirte und im schönsten Fluß abgehaltene Rede Schuselka's sprach allgemein an, namentlich die Bemerkung, daß die freisinnigen Ideen, welche die Bessern bei uns aussprechen, und deren unverholener Ausdruck B. so sehr in der öffentlichen Meinung geadelt hat, nicht jugendlichen Brauseköpfen und Fantasten, sondern gewiegten Männern zuzuschreiben seien. Außerdem hielten sich alle poetischen wie prosaischen Aeußerungen innerhalb der Schranken einer klugen Mäßigung, und selbst ein dem vorgedachten Redner entschlüpftes Wort, wodurch er Bauernfeld's Drama als ein politisches Ereigniß bezeichnete, ward nicht ganz gebilligt. In der That hätte man B. einen üblen Gefallen erwiesen, es anders zu halten, da er weit entfernt ist, sich die Rolle eines politischen Löwen aneignen zu wollen, sondern sich mit der ihm natürlichen Stellung begnügt, vom Standpunkt des gereiften Patrioten und eines von Natur den Geistesfesseln abholden Dichters die Leuchte über das entwürdigende Treiben in literarischen Dingen zu halten. Dennoch dauerte dem bescheidenen Manne das Schwingen des Rauchfasses schon zu lang und er hieß den von Zeit zu Zeit auf sein bärbeißiges äußeres Wesen gerichteten Tadel als eine wahre Erfrischung herzlich willkommen. — Nebst dem Castelli'schen Gedicht erhalten Sie anbei noch einige bei dieser Gelegenheit vorgetragene Kleinigkeiten **). Die Tonkunst zeigte sich nicht minder dienstwillig und

---

*) **Zoll für Zoll.**

An den Dichter des Zollvereins.

Was jüngst Du sangst so frank und bieder,
Vom Zollverein, das schöne Wort,

brachten die rühmlich bekannten Dessauer, Baron Lannoy, Nicolai, zum Theil Ausgezeichnetes; namentlich hatte der gemüthvolle Tondich-

---

Es tönet tausendstimmig wieder,
Es pflanzt von Gau zu Gau sich fort.

Nicht ich sang' wohl von dem Vereine
Nach dir zu singen nochmal an,
Der Zollverein, den ich vermeine,
Der ist: ein jeder Zoll ein Mann!

Es war des deutschen Kriegers Walten,
Nicht blos ein Werk der Phantasie,
So plastisch kann nur sich gestalten
Der Dichter in der Poesie.

Ein jeder Zoll ein deutscher Krieger,
Für's Schöne dort, für's Gute hier,
Und Ritter stets, wo auch nicht Sieger
Und stets — mit offenem Visir.

Doch wunderbar! Der uns die Schranken —
Den Zoll verwünschet fern und nah,
Vom Handel weg, und von Gedanken,
Sitzt selber heut' als Zöllner da.

Doch braucht er drob sich nicht zu schämen,
— Weil uns das Herz ist worden voll —
Von unsrer Liebe ihn zu nehmen,
Der freie Mann, den freien Zoll!

Joseph Wertheimer.

Toast.

Wohlauf Ihr Guten und Getreuen,
Die Gläser an den Mund gesetzt,
Recht ist's, daß wir den Mann erfreuen,
Der uns so oft erfreut, ergötzt.

Sieh, Oestreichs Sohn, von Oestreichs Söhnen
Umgeben Dich in frohem Braus;
Auch fehlt es uns nicht an Helenen,
Die aber feiern Dich zu Haus.

ter Dessauer ein altes Soldatenlied von Zinkgreff vortrefflich für einen Männerchor mit Trommelbegleitung gesetzt. So waren die drei von der Concordia vertretenen Künste auch hier bestens repräsentirt und das Zweckessen war auch nicht wie früher ganz als Nebensache behandelt worden. Vergessen Sie nicht, daß ein Wiener nie über diesen Punkt ganz hinwegstreift. Witz und selbst barocker Scherz fehlten auch nicht. Als lustige Person par excellence und im bessern Sinne des Wortes muß ich hier den auch als lyrischen Local- und als dramatischen Dichter bekannten Alexander Baumann erwähnen, den ich als komisches Genie bezeichnen möchte und der nach meinem individuellen Gefühle weit die sehr überschätzten patronirten Leistungen unserer Wiener Komiker Scholz, Nestroy u. s. w. hinter sich läßt, schon dadurch, daß er die verschiedenartigsten Charaktere, den ungarischen Patrioten, wie den schüchternen Schuljungen, den Stockengländer wie den Wiener Bruder Liederlich mit gleicher Virtuosität und sarkastischer Schärfe reproducirt, leider aber in dieser Eigenschaft dem größern Publicum durch eine sogenannte höhere Stellung entrückt bleibt. Zur Ergänzung nur noch, daß bei der ungezwungensten Fröhlichkeit ein feines Gefühl des Anstandes und der Urbanität vorwaltete; so, als ein berühmter ausländischer Schriftsteller, dem jedoch die Feder ungleich besser als die Zunge zu Gebote steht, den Toast auf Uhland ausbrachte und hierzu der Einleitung des Schiller'schen „Ehret die Frauen ꝛc. ꝛc." zu bedürfen glaubte, die sattsam bekannten zwei Verse aber viermal versetzte, bevor er sie herausgebracht, wurde kein lautes Lachen gehört, so viel Mühe es auch Manchem kosten mochte, ernsthaft

---

An Täuschungen, Leichtsinn und Liebe
Das, glaub' nur, haben wir genug,
Und wer ist unter uns, der schriebe
Gewissenhaft sein Tagebuch.

Zu einem tücht'gen deutschen Krieger
Kaum Einer ward von uns bestellt,
Doch jeder wäre gern ein Sieger
Wie Du auf jener Bretterwelt.

Und jedes Herz ist unsers Gastes
Und seiner andern Thaten voll,
Ist Dir, blick her, ein wohlverfaßtes
Getreues Liebesprotokoll.

Zweckessen sind nicht ganz geheuer,
Wo man Champagner trinkt und spricht,
Auch dies hier ist ein Abenteuer,
Doch sicher unser letztes nicht.

Löwenthal.

Digitized by Google

zu bleiben. Auch darf ich nicht unerwähnt lassen, daß Manche, die vermöge ihrer literarischen Stellung und ihres Verhältnisses zu B. und zu der von ihm repräsentirten Geistesrichtung hier wohl an ihrem Platze gewesen wären, sich der unter diesem, der unter jenem nichtigen Vorwande ausschlossen, denn es fehlt der Mattherzigkeit sogar der Muth, sich als solche zu bekennen. — So sehr man den ungarischen Schutzverein in's Lächerliche zu ziehen gesucht hat, und was zieht man denn heute zu Tage nicht in's Lächerliche, so kann ich Ihnen doch aus guter Quelle versichern, daß den hiesigen Fabrikanten dessen Wirkungen sehr fühlbar sind; so hat z. B. im verflossenen Monat selbst von den mit Rohstoffen handelnden Mancher nicht den sechsten Theil seiner frühern Geldlösung gehabt, indem der hauptsächlichste Abzug nach Ungarn in großem Maße unterbleibt, ohne daß sich die Lücke noch anderweitig füllen ließ. Dabei ist nicht zu übersehen, daß sich allerdings das Fabrikwesen in Ungarn noch nicht seiner Kindheit entwunden hat. — Spaßhaft ist ein Anderes, nämlich der, wie in jedem Jahr, so auch heuer wieder auftauchende Rumor eines Geisterspukes in einem hiesigen Vorstadthause, dem man jedoch bereits auf den Grund — in Ratten gekommen sein will. — Daß Hofrath Amberg, bisheriger Polizeidirector, zur Hofstelle übersetzt ward und Muth, früher Polizeidirector in Prag, an dessen Stelle kam, wissen Sie wohl bereits; auch daß sich ein hiesiger Frauengesangsverein auf Anregung und unter Leitung der Gesangskünstlerin Madame van Hasselt-Barth vorläufig nach dem Muster des Männergesangvereins gebildet hat. —

P.

11

Zur Sittengeschichte der neuesten Philosophie.

Max Stirner: der Einzige und sein Eigenthum.*)

Als ich das Buch gelesen, fielen mir unwillkürlich die Berliner Garde-Lieutenants ein. Bisher hatte ich Alles eher vermuthet, als einst mir vorstellen zu müssen, daß in der Berliner Garde die Philosophie und dazu noch die allermodernste, zeitgemäßeste, einzig wahre und berechtigte Lieutenantsdienste versehe, aber siehe da die Thatsache meines Einfalles war da und wer kann für seine Einfälle? Aber nein, im Grunde war mein Einfall so wunderlich nicht. Die neueste Philosophie hat in ihren tollen Kreuz- und Quersprüngen fast jeden Tag ein Neues, einen neuen Begriff, eine neue Idee auf den Thron gehoben; es hatte Jeder auf seiner Hut zu sein, mit einem Theorem aufzutreten, wenn er nicht seine Vorgänger an Originalität oder richtiger an Seltsamkeit überbieten konnte; je frazzenhafter und verzerrter

*) Leipzig, bei Otto Wigand, 1844.

der Gedanke das Leben abspiegelte, desto mehr wußte er sich Beifall zu verschaffen: warum sollte man nicht auch einmal auf den Gardelieutenant verfallen und ihn, wenn nicht gerade an Waffenrock und Helm, so doch in der Phantasieuniform der philosophischen Phrase als ein Höchstes und Letztes, als das Ziel und den Endpunkt der Weltgeschichte hinstellen! Zudem ist der Gardelieutenant doch so zu sagen auch ein Mensch und außerdem der Unterschied zwischen ihm und dem reinen Sein einer bekannten und vielberufenen Philosophie, ein so gar großer eben nicht. — Ich beruhigte mich also über meinen Einfall. —

Diese allerneueste Theorie, die Max Stirner angekündigt, läßt kaum ein anderes Interesse im Menschen zu, als das der gedankenlosesten Blasirtheit, wie sie eben am heutigen Ballet ihren entsprechenden Ausdruck gefunden. „Eine leichte Tänzerin gegen tausend in der Tugend grau gewordne Jungfern!"*) Denn was ist Keuschheit und Tugend? Ein „Sparren", ein lächerliches „Spukgebilde", dem eine „besessene" Welt huldigt. Der wirklich persönliche und einzig und alleingescheidte Mensch ist über all dergleichen, was Grundsätze, Ideen, Prinzipien heißt, hinaus und frei davon. Unverwehrt bleibt es dir freilich, auch einmal eine Idee zu haben, auch einmal mit einem Grundsatze dich zu spreizen, auch magst du immerhin einmal ein Prinzip hegen, aber dich ihm zu eigen geben, es zu deinem Wesen erheben, deinem Thun zum Grunde und zum Ziele legen, das ist Narrheit, die allergründlichste Narrheit von der Welt. Nur so weit es die Kurzweil schafft, dich belustigt, weil du gerade nichts Besseres vorhast, etwa weil heute ein langweiliges Stück im Opernhause gegeben wird, warum solltest du da nicht auch einmal Eifer für die Tugend zeigen? Aber, um Himmelswillen nicht, „hier stehe ich, ich kann nicht anders," denn das, Freundchen, ist der „Kernspruch der Besessenen".

Da wird einem Manne, der mit Pöklingen handelt, der Korb mit seiner Waare gestohlen**). Ich kenne den Dieb so wenig, als den Bestohlenen, was schiert mich die ganze Sache? Ich werde doch nicht des Teufels sein und etwa gar eine sittliche Entrüstung über das Verbrechen des Diebstahls empfinden.

Ist denn Diebstahl ein Verbrechen, darf man denn ein Dieb nicht sein? Verbrechen hin, Verbrechen her; es gibt weder Gutes noch Böses, weder Sittliches noch Unsittliches, weder Recht noch Unrecht. Das sind alles „pfäffische Unterschiede", die mich, den „Einzigen", „Eigenen" nichts angehen. Ich werde mich also über den Dieb, je nachdem es gerade meine Laune erlaubt, amüsiren oder ärgern, aber

*) Vergleiche M. Stirner, S. 82.

**) Vergl. dazu S. 102.

Digitized by Google

Alles um meiner Laune willen, Nichts von Sittlichkeits- oder Rechtswegen.

„Was mir gerade recht ist, das ist Recht. Und wäre etwas der ganzen Welt nicht recht, mir aber wäre es recht, d. h. ich wollte es, so frage ich nach der ganzen Welt Nichts. So macht es Jeder, der sich zu schätzen weiß, Jeder in dem Grade, als er Egoist ist; denn Gewalt geht vor Recht, und zwar mit vollem Rechte".*) Du hast zu Allem Recht, was du thust, thue es nur, du genießest mit Recht, eben weil du genießest, und laß dich nicht irre machen durch das Gerede von einem natürlichen Rechte, von einem solchen, das im Wesen des Menschen begründet sei. Was du gerade bist in jedem Augenblick, sei es, wo oder wann es sei, das ist dein Wesen und zwar dein einzig wahres und wirklich eigenes Wesen. Denn, indem du es in allgemeinen Gedanken und Grundsätzen auszusprechen und diese als ein Gesetz geltend zu machen unternimmst, so entzweiest du dich nur, baust dir aus dir selber einen Himmel und darin einen Gott, vor dem du närrischer Weise niederfällst, da er doch dir, als seinem Schöpfer, seine Huldigungen darbringen sollte. Du wirst also wieder etwas Heiliges haben, das dich in deinen Eigenheiten belästigen und stören wird; denn das Geheimniß der Eigenheit und Einzigheit ist die Frivolität, der eben Nichts heilig ist.

Es existirt von Gaudy ein Gedicht an die große Firma: Lump und Compagnie, hier ist die Philosophie derselben. Der Lump nur ist der wahre König der Welt.

Ich hätte das Alles nun recht ernsthaft zu widerlegen versuchen sollen, mir Mühe geben, ausführliche Reductionen und langathmige Argumente zu häufen, um darunter das Stirnersche „Ich" zu erdrücken. Ich werde mich wohl hüten. Wer garantirt mir denn, daß nicht eben dieses Ich seine Kurzweil mit mir treibt und eine höhnische Lache über den Narren aufschlägt, welcher das Vorgebrachte für baaren Ernst des Wahrheitssinnes nimmt? Um das, was der gewöhnliche Mensch Wahrheit nennt, ist es dem Ich nun doch einmal nicht Ernst; es denkt und spricht vielmehr, wie es ihm gerade seine Laune eingibt, wie es in Folge etwa eines verdorbenen Magens will, was hilft da alles Raisonniren? Es will, und damit basta!

W. Friedensburg. —

---

*) Siehe Seite 249.

Digitized by Google

III.

Notizen.

Censur. — Geschichte Cromwell's von Robert Southey. — Allgemeine Polemik. — Erklärung, von Dr. Martin Luther. — Die Kunst, zu verdächtigen. — Ein neues Obercensurgericht. — Die Frakbande. — Gerüchte. — Berichtigung. —

— (Brieflich aus Wien.) Seltsam, gerade in dem Augenblick, wo man geschärfte Maßregeln gegen die auswärtige Literatur ergreift und selbst den juridisch politischen Leseverein, der bisher eine gewisse Ausnahmsstellung genoß, wieder mit der chinesischen Mauer umschanzen möchte, tauchen mit großer Bestimmtheit Gerüchte auf, die uns langgewünschte Verbesserungen hoffen lassen wollen. Es heißt, daß die Censur an die mit der vereinigten Hofkanzlei verbundene Studienhofcommission übergehen und somit von der Polizeihofstelle getrennt werden soll. Damit wäre auch ein bedeutsamer Personenwechsel zu erwarten, indem der jetzige Hofkanzler Graf Inzaghi an die Stelle des in Ruhestand zu versetzenden Obersten Kämmerers Grafen Czernin träte und der bisherige Landesgouverneur von Steiermark, Graf Wickenburg, zum Hofkanzler befördert würde und zugleich als Präsident der mit den Censurgeschäften betrauten Studienhofcommission fungirte. Es scheint, als wollte man durch diesen Instanzenwechsel der Presse eine dem preußischen Obercensurgericht ähnliche Concession machen. Die milde Umsicht des Grafen Wickenburg, dessen gewinnende Persönlichkeit den deutschen Naturforschern noch in Erinnerung sein wird, könnte allerdings manche Uebelstände unseres, allen Winden der Willkür preisgegebenen Censurwesens beseitigen.

— Bei Ernst Schäfer in Leipzig erscheint in einer vortrefflichen Uebersetzung die Geschichte Cromwell's von Robert Southey. Man hat das Buch im Pulte des verstorbenen Dichters gefunden und es hat wegen seiner revolutionären Ideen um so größeres Aufsehen machen müssen, da man den Verfasser bei Lebzeiten mit zu den Tories zu zählen gewohnt war. Und es ist nicht nur der Tory Southey, es ist Southey, der poeta laureatus, der die große Pension von der Königin bezogen, der Verfasser höchst frommer und langweiliger Legenden, der eine Geschichte so kernigen, reichen Inhalts liefern konnte. — Sie beginnt mit der Auseinandersetzung der verschiedenen Constitutionen und mit der Vergleichung der englischen mit denen des Continents, wobei mancher scharfe Seitenhieb auf unsere Constitutiönchen fällt; dann folgt die einleitende, endlich die Geschichte Cromwell's. — Der Historiker hat sich nie vom Dichter zu irgend einer Extravaganz hinreißen lassen, er hat den Dichter nur benutzt, um die Thaten und Gestalten körperlicher, anschaulicher darzustellen. — Es ist interessant,

Digitized by Google

zu vergleichen, wie der deutsche Historiker Dahlmann poetisch wird, und der englische Dichter sich durch und durch als kühlen Beobachter, als praktischen Nutzanwendungsmenschen bewährt. — Ueberhaupt ist dieses Buch das beste Supplement zu Dahlmann's Geschichte der englischen Revolution. G.

— Es ist immer ergötzlich, wenn sich die beiden Allgemeinen zanken. Man sollte glauben, Eine werde der Andern den Spiegel vorhalten, um ihr die Runzeln ihrer doctrinären Bedächtigkeit, die schlaffen Züge ihrer diplomatischen Blasirtheit, um ihr Servilismus rc. vorzuwerfen? O nein! Beide kommen einander fürchterlich radical vor! So wurde unlängst in der Deutschen Allgemeinen die Augsburger von einem Berliner des Radicalismus beschuldigt, weil sie allerdings in preußischen Angelegenheiten Momente hat, wo sie mit der Wahrheit herauszuplatzen droht. Dafür wird in der Augsburger mit jedem Posttag ein ähnlicher Stein auf die Deutsche Allgemeine geworfen, weil diese aus Oesterreich neben manchem Ungegründeten öfters sehr begründete Dinge bringt, die man in Augsburg nicht drucken kann. — Und Deutschland soll einig werden?!

— Was für eine „Erklärung" würde der Doctor Luther loslassen, wenn er jetzt lebte und die Deutsche Allgemeine von voriger Woche lesen könnte! Da hat Jemand aus Thüringen über Luther's Kraftsatz für unbedingte Rede- und Preßfreiheit mit einer Salbung von zwei Spalten gepredigt und kommt endlich zu dem Resultat, daß Alles gut ist, wie es ist. — Laßt die Geister auf einander treffen und platzen, sind ungefähr Luther's Worte; nur wo sie die Faust rühren wollen, da schreitet mit der Faust ein. — Wörtlich führt der gemüthliche Thüringer diesen Spruch an, und was folgert er daraus? Man solle allerdings reden und schreiben lassen, aber, — aber — nur nicht zu arg. — Darum also Räuber und Mörder! Und diese Ohnmachtsmenschen renommiren mit „ihrem" Luther! —

— Ein Inserat in der Augsburger Allgemeinen weis't nach, daß der Ankläger Vischer's in derselben Zeitung eine Stelle aus den „Jahrbüchern der Gegenwart," die er anführte, verfälscht hat. Lehrreich ist ferner die Beleuchtung der Perfidie, mit der auch der kleinste Nebenumstand, bei Vischer's Inauguralrede, zum Behuf der Verdächtigung benutzt ward. Daß die Rede frei vorgetragen wurde, galt für Politik; wäre sie ausgearbeitet gewesen, hätte man in jedem Satz die raffinirteste Berechnung gesehen. Die Mäßigung, die im Tone der „Jahrbücher" herrscht, wird als Schlauheit ausgelegt, als ein Mittel, um die „Zähne des Drachen" mit Sicherheit in den allmälig aufzulockernden Boden des Vaterlandes zu säen; der kleinste Mangel

an Mäßigung aber wäre jakobinisch genannt worden u. s. w. Die Verketzerer handeln überall und in allen Fächern nach Einem System. Es wäre Zeit, daß Jemand „die Kunst, zu verdächtigen" schriebe.

— Der König von Baiern scheint in höchst eigener Person eine Art Obercensurgericht darstellen zu wollen. Man hört, er habe befohlen, ihm alle Schriften über Baiern vorzulegen, damit er selbst über ihre Zulässigkeit urtheile. Ob diese Verdicte so tolerant ausfallen werden, wie beim preußischen Obercensurgericht? Jedenfalls wird König Ludwig Gelegenheit bekommen, sich über die Zustände seines Reiches gründlicher zu unterrichten.

— In Paris ist man einer Gaunergesellschaft auf die Spur gekommen, die alle Sue'schen Pikanterien übertreffen soll. Es sind lauter feine, gebildete, anständige Leute, Männer der bonne société, so daß man sie die „Frakbande" nennt. Einzelne haben bisher in der Bourgeoisie eine angesehene Stellung eingenommen. Da wird man gewiß wieder Zeter schreien über die Pariser Sittenverderbtheit. Es ist daher noch zu bemerken, daß die Koryphäen der Bande aus Vidocq's Schule hervorgegangen sind; süße Früchtchen aus dem Garten der Geheimpolizei. — Im Tageblatt von Kleinparis würde man eine solche Gelegenheit gewiß nicht vorbeigehen lassen, um endlich den Frak in Verruf zu erklären. Aber die Großpariser sind in der That unverbesserlich.

— Auch die vagsten Gerüchte haben ihre Bedeutung, als Symptome der allgemeinen Stimmung. Sonst trug sich die deutsche Fama jeden Augenblick mit einer Revolution in Paris; jetzt fabuliren die Pariser von Constitution in Preußen, Umwälzung ꝛc. Ein hartnäckiges Berliner Gerücht träumt seit mehreren Monaten von einer Geistesstörung des Czar Nikolaus. Jetzt meldet die Staatszeitung, er sei ernstlich unwohl; ein Brüsseler Blatt sogar, er sei todt und man suche nur, das wichtige Ereigniß noch zu verheimlichen.

— Durch Versehen ist in der vorigen Nummer in einer Corresp. aus München ein Passus stehen geblieben, der schon in der letzten Nummer des vorigen Jahrgangs gestanden hatte. Wir bitten die geneigten Leser um Entschuldigung und hoffen, den kleinen Verlust gelegentlich wieder einzubringen.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Deutsche Scenen aus dem vorigen Jahrhundert.

Nach italienischen Familienpapieren von F. Gustav Kühne.

I.

Von Bamberg bis Erlangen.

So bin ich denn nun mitten in diesem wunderbaren Deutschland, das mir oft genug eben so wunderlich erscheint. „Hier werdet Ihr Euch wohl fühlen", sagte Pater Burkhardt zu mir, als wir in dem ersten deutschen Gasthaus unsere Herberge hielten und die ersten Laute dieser nordischen Barbaren an unser Ohr schlugen. „Hier werdet Ihr Euch wohl fühlen!" sagte er mit einem Gemisch von Gutmüthigkeit und Spott, „hier zu Lande kann Jeder nach seiner Façon selig werden!" Es ist dies einer jener Aussprüche des Königs der Borussen, dessen Witzworte in der ganzen Welt umlaufen. Dieser Friedrich scheint mit Bonmots aus der Voltaireschen Schule sein Zeitalter eben so sehr beherrschen zu wollen, als er mit deutscher Faust Provinzen des heiligen römischen Reiches an sich reißt. Man rüstet sich abermals gegen ihn, um seinen Anmaßungen zu begegnen, während man doch an allen Ecken und Enden seinem starken Geiste huldigt, seine Einfälle bewundert oder belacht. Ich erinnere mich, daß der Schrecken seines Namens selbst bis nach Rom drang und der heilige Vater sich ernsthaft bekreuzte, als Monsignore Borgia ihm bei Tische als Würze eines jener vielen Pfefferkörner des königlichen Witzes anbot. Vielleicht ist es eine Art Rache, daß wir in unserm Staatskalender diesen Borussenkönig noch immer als einen brandenburgischen Marchese aufführen. Freilich bleiben wir damit gar weit hinter der Weltgeschichte zurück! Wenn wir gewisse heilige Väter befragen, so ist dieser Friedrich der wahre Antichrist und alleroberster

Beelzebub, womit wir ihm denn wieder als einer höllischen Majestät zu viel Ehre erweisen.

Pater Burkhardt's Mission ging zunächst nach Dillingen, dem Sitze des Bischofs von Augsburg. Aber wir verfehlten dort den Prinzen des sächsischen Hauses, der dies Bisthum mit dem von Trier vereinigt. Wir reisten in Eilmärschen durch Baiern, und nur die kriegerischen Bewegungen zwangen uns, im Kloster Banz Rast zu halten. Pater Burkhardt hat hier Freunde und verschaffte auch mir einen Umgang, den ich mir nicht besser wünschen könnte. Wäre der Glaube der alten Mutterkirche überall in Deutschland so aufgeklärt, wie unter diesen gelehrten Benedictinern, so bliebe nur zu hoffen, daß die protestantischen Christen auch ihrerseits geneigt wären, sich zu einer neuen Kirchengemeinschaft mit uns zu verbrüdern. Der Prälat, Abt Valerius, ein langer hagerer Mann, hat eine gewisse redliche Ehrwürdigkeit, die keineswegs einem finstern Aberglauben in die Hände arbeitet. Er zeigte uns die kostbare Monstranz des Klosters. Auf der einen Seite besteht sie aus großen Aehren von Diamanten, die das Brod des Herrn vorstellen; auf der andern aus Trauben von Rubinen, die auf den Wein beim heiligen Abendmahl deuten. Pater Burkhardt äußerte einen Zweifel über die Echtheit der Diamanten. „Ich weiß," sagte der Abt, „man trägt sich mit dem Gerücht, einer meiner Vorgänger habe aus dem Erlös der echten Steine den Ankauf unserer Bibliothek bestritten. — Es ist genug," fügte er mit seiner ruhigen Würde hinzu, „wenn der Glaube des Volks an die Wirkungen der Monstranz echt ist! Wir, die wir die Wissenden sind, schöpfen doch ganz wo anders Kraft und Erhebung." — Er wies dabei mit dem Stolz eines gelehrten Bewußtseins auf die Räume, wo die Bücher stehen. Pater Placidius, der Oberbibliothekar des Klosters, stand neben uns und fühlte sich in seinem ganzen Werthe. Auch Pater Beda, der exegetische Schriften verfaßt hat, auch Pater Franciscus, der aus dem Französischen übersetzt, Alles ist hier Schriftsteller und selbst einige Laienbrüder schreiben Choralbücher auf Pergament ab, mehrere von den frommen Vätern sind äußerst geschickt in der Malerei der Initialen. Pater Johannes, der Mathematikus, ein kleiner lebhafter Mann, ist mit einem Grundriß vom Klostergebiet beschäftigt, auf den er jedes Haus, jede Hütte und jedes Ställchen, genau vermessen,

Digitized by Google

einträgt; die Einkünfte und Abgaben beschreibt er daneben im Texte. Er wies uns auch seine Sammlung von Mineralien und Petrefacten, die er beim Vermessen des Landes zusammentrug, und bei dieser Veranlassung war es, wo dieser kleine rührige Mann uns unter vier Augen die Zweifel gegen die Echtheit der Steine in der Monstranz erhärtete. „Thut Nichts zur Sache!" sagte er mit seinem gutmüthig listigen Lächeln, „unechte Steine sind doch immer noch mehr werth, als eine unechte Gurgel des Ritters Sanct Georg und ein falscher Finger der heiligen Gertrud, was sie beides da drüben im Bamberger Domstift in natura aufweisen wollen!" So offen, naiv und leutselig sind hier Priester der alten Mutterkirche! Ich glaube, sie wären, wenn man ihre gute Einsicht walten ließe, reif zu einem guten Einverständniß mit den christlichen Ketzern. Sie sind aufgeklärt genug, um ihren Verkehr mit Protestanten in jeder Weise zu pflegen. Der Dienst im Kloster ist gering, die Observanz nicht streng, man kann hier ganz seinen Studien leben. In welchem Zustande dabei das Volk verbleibt, ist freilich eine andere Frage. Ich fürchte, die Aufklärung hält sich unter den Deutschen in geschlossenen Logen fest und erschrickt vor sich selber und dem tausendfachen Zwiespalt, den sie anregt, wenn sie sich mit scheuem Tritt hinaus in die Wirklichkeit wagt. Gegen die Mißbräuche erklären sich diese wohlgesinnten Benedictiner unter einander ganz offen. Dazu gehört hier zu Lande die Procession nach der Kirche zu den vierzehn Heiligen auf dem nahen Staffelstein. In Italien ist der Cultus kindisch, in Spanien fanatisch und blutdürstig, in Deutschland, scheint es, geht er nicht selten Hand in Hand mit Völlerei und Ausschweifung. In diesen Tagen fand hier die Procession statt. Ein Franciscaner führte die weit und breit herbeigelaufenen Schaaren und gab gleich im Voraus Absolution für die auf der Wallfahrt selbst begangenen Sünden. Und daran fehlt es denn auch niemals, wie mir die Patres sagen. Acht Tage wimmelt es in den Schenken von Trunkenbolden und die Jungfrauen im Dorfe spüren die Folgen der Wallfahrt noch weit länger und schwerer. Ich glaube, man nennt das deutsche Gemüthlichkeit. Auch sagen die Deutschen gern, es gehe bei solchen Festen mitunter recht „con amore" zu. Diesen Ausdruck gebrauchen die guten Deutschen selber. Der kleine Mathematikus, der den Dingen immer auf ihren naturhistorischen Grund geht, machte etwas ärger-

Digitized by Google

liche Bemerkungen darüber; auch wußte er die Entstehung des Festes sich in seiner possirlichen Art zu deuten. Die Bauern trinken hier stark ihren braunen Gerstensaft und wenn Einer zu viel des Guten gethan hat, so sagen sie: er ist selig, oder: er sieht den Himmel für einen Dudelsack an. „Wenn die Landleute, namentlich zur Winterszeit," erzählte der freundliche Pater Johannes, „auf's Feld gehen, so zechen sie erst recht tüchtig, und aus solcher Seligkeit stammen vielleicht die vierzehn Heiligen, die im funfzehnten Jahrhundert einem Bauern mitten auf dem Felde erschienen." — So mit Naturgeschichte und gemüthlichem Bedürfniß Hand in Hand erklären sich die Deutschen manche ihrer Heiligengeschichten. — Das sind freilich nicht die Germanen, wie ich sie zu finden glaubte!

Am fürstlichen Hofe zu Bamberg ist Nichts von jener schlichten Erhabenheit, Nichts von jenem dunklen Tiefsinn, den ich in den rechtgläubigen Ländern des heiligen römischen Reichs deutscher Nation erwartete. Auf dem Petersberge liegt die Residenz des Bischofs von Bamberg, der zugleich mit Würzburg belehnt ist. Adam Friedrich, ein geborner Graf von Seinsheim, ist ein Mann der Aufklärung, zieht ausländische Manufacturisten herbei und liebt Pracht und ästhetisches Vergnügen. Er spricht fast nur französisch und seine Günstlinge sind immer einige Pariser Abbés, die an seinem Hofe à la Voltaire den Schöngeist machen. Seine Zeit ist ziemlich regelmäßig auf Jagden, italienische Opern und französische Komödien vertheilt. In Pommersfelden, einem seiner pompösen Lustschlösser, sahen wir neulich ein Schäferspiel, in welchem sich mein Landsmann, der berühmte Zachini, bewundern ließ. Auch die Frau des fürstlichen Hofkapellmeisters, Signora Fracassini, welche die besondere Gunst Sr. bischöflichen Gnaden besitzt, wird als Bravoursängerin gefeiert und von den Herrn am Hofe vergöttert. Die Musik in den Kirchen ist hier allerorts ganz opernmäßig, Trabanten mit Stäben stolziren mit großem Schaugepränge in den Hallen auf und ab, während römische Paradesänger ihre wollüstigen Töne gurgeln. An die Strenge der ambrosianischen Kirchenregel gewöhnt, wie sie in Mailand herrscht, wo kein üppiger Geigenton im Tempel Gottes laut werden darf, muß mir die Weltlichkeit des deutschen Kirchendienstes um so mehr auffallen. Vergeblich hab' ich bis jetzt auf jene erhabene geistliche Musik gelauscht, an welcher Deutschland so reich sein soll. Wo find' ich überhaupt den Ernst, der dieser Nation in-

Digitized by

wohnen soll? In welchen Höhlen lauert er, an welchen Ketten liegt er gebannt? Dieses Volk verkriecht sich vor sich selbst und hat seine eigene Natur verloren. Ich weiß freilich nicht, wie dies hundertfach zersetzte Deutschland dazu kommen kann, einen gemeinsamen Gedanken zu fassen, um zu sich selbst zu kommen. Jeder Fußbreit Landes hat hier eine andere Gestalt. Hier sind nicht blos, wie bei uns in Italien, die Städte zu Staaten, die Provinzen zu Reichen und die Stämme zu besondern Völkern geworden; hier ist fast jedes Dorf gegen das andere verbarrikadirt, äußerlich durch Schlagbäume, Mauthen und Zollsperren, innerlich durch provinzielle Vorurtheile, die jeder kleinste Ort mit der Halsstarrigkeit eines Vierfüßers festhält. Jeder ist hier eifersüchtig auf den Andern, will selbständig sein auf Kosten des Andern, hält sich gegen den Nächsten verschanzt, und das Wort „Heimtücke" scheint mir so recht eine deutsche Erfindung. Um sich gegen den Nachbar trotzig abzuschließen, erträgt man zu Hause die feigste Sklaverei. Diese hundertfache Selbständigkeit der vielen einzelnen Punkte, die kein großer Gedanke mehr bindet und eint, nennen sie ihre Freiheiten. In einer Provinz betet man an, was in der nächsten als Teufelei verschrien wird. Einer und derselben Sache baut man hier Altäre, dort Kerker, und so ist dies tiefsinnige Volk, das immer das Größte erdachte und es nie festzuhalten, nie nach außen hin zu gestalten wußte, unselig zerworfen, zerrissen, in seinen Fundamenten aufgelöst. Es ist, als ob der Zwiespalt wie ein Fluch auf diesem Volk lastete. Aeußerlich ist der Deutsche so phlegmatisch, und innerlich verzehrt ihn fast ein seltsamer Drang nach den Geheimnissen der Geisterwelt. Sie bücken sich vor der hergebrachten Tyrannei und stiften ganz im Stillen heimliche Vereine, wo sie der Freiheit Altäre bauen. Die Fürsten schwelgen in fremdländischen Genüssen und verachten die grobe Faust, die sie doch hält und trägt. Die Priester seufzen oder lächeln über den finstern Glauben und lassen das Volk doch in seiner dumpfen Nacht. — Wie werd' ich die Andersgläubigen finden? Haben sie sich ganz abgelöst vom Zusammenhang mit ihren Brüdern? Oder sind sie von einer Sehnsucht nach Einigung mit der alten Kirche erfüllt? Haben auch sie vielleicht nur die Kraft zum Zwiespalt, ohne den Punkt zu finden, wo der Christ dem Christen, der Mensch dem Menschen die brüderliche Hand zum Bunde reicht? Sie wissen nicht recht, was ihnen Christus ist. Die Einen beten zu

ihm als zu dem Gott der Gnade, vor dem die Creatur in ihrem Nichts zusammensinkt. Sie stellen ihn sehr hoch, aber erheben sich nicht zu ihm. Die Andern drängen sich keck ihm zur Seite, nennen ihn ihren weisen Lehrer, einen aufgeklärten Menschen, der die reinste Moral gepredigt, aber sich leider soviel Wundergeschichten aufbürden ließ. Also bis zum Wunder, bis zur Anerkennung der Macht des Geistes über den Leib bringen sie es nicht? Wer fühlt nicht, daß das Christenthum reich genug ist, um alle diese Secten zu umfassen, in denen bald das Herz, bald der Verstand vorherrschend Sprache gewonnen! Aber sie haben den Mantel Christi in tausend Stücke zerfetzt, und jede Partei hält den abgerissenen Zipfel für den ausschließlichen Inbegriff seiner heiligen Erscheinung auf Erden! In der freien Reichsstadt Ulm, die in ihren Mauern nur lutherische Christen duldet und einem Reformirten kaum für Eine Nacht ein Ruhelager gestattet, las ich an den Straßenecken als Neuigkeit den Anschlag eines Buches mit dem Titel: „Lieber türk'sch als calvin'sch!" — Wie wir in Stuttgart Rasttag hielten, brachte mir der Gastwirth auf meine Bitte um ein gutes deutsches Buch ganz heimlich das Buch der Bücher. Aber es war in einer eigenthümlichen Abfassung, es war die sogenannte Wertheim'sche Bibel. Die alte Bildersprache ist hier in gewöhnliche Ausdrücke, in profane Redensarten von heute verwandelt. Diese gemeine Sprache läßt sich nicht mehr mit Erfolg citiren, oder die Prophetie der Bibel verliert darin ihr Gewicht. Deshalb haben die frommen Leute in Halle die „Bosheit" dieses Uebersetzers entlarvt. Es sei in tausend Jahren kein so heilloser Betrug gespielt. Der Gastwirth zur goldenen Gans in Stuttgart schlug mir im „Reichspostreuter" aus alten Jahrgängen die Verbote auf. Die gute Stadt Nürnberg hat das Vergehen, diese Bibel zu lesen, auf funfzig Thaler gutes Courant angeschlagen. Kursachsen meinte, das Verbrechen sei hundert Thaler werth, und die Krone Preußen verstieg sich bei Confiscation der Wertheimer Bibel auf hundert Goldgulden. „Wir in Stuckert," sagte der gemüthliche Wirth und schob listig sein Käppchen auf's linke Ohr, „wir in Stuckert haben nitt so eiteln Preis drauf g'setzt, aber geheim halte müssen wir's dennoch; unser Herr Pfarrer in der Kirche hat siebenundzwanzig Sonntage über die Frechheiten des gottlosen Herrn Schmidt gepredigt." Dies ist der Name des Uebersetzers. Es sind etwa funfzehn Jahre her, da ward er in Wert-

Digitized by Google

helm auf die peinliche Anklage des Reichshoffiscals gefänglich eingesteckt. Sein Proceß sollte auf Kosten des fränkischen Kreises geführt werden; da aber der fränkische Kreis sich nicht dazu verstehen wollte, so zog sich die Untersuchung in die Länge. „Inzwischen," sagte mein guter Wirth, „hat man den Inquisiten entwischen lassen!

Noch peinlicher aber als die Anklage des Reichshoffiscals find' ich die heimliche Auflaurerei der Leute unter einander, um auszumitteln, wes Glaubens Kind man sei. Und wehe dem, den ein besonderes Gelüst nach den geheimen Schätzen des Christenthums bei Andersgläubigen dazu treibt, die Grenzen seiner ihm angeborenen Kirche zu überschreiten! Nach der Ueberzeugung der gründlichen norddeutschen Gelehrten steht der Verlust der ewigen Seligkeit darauf. Und so eifrig sonst die Herren vom Worte Gottes sich bei Hofe um weltliche Gunst bemühen, in diesem Punkte hauen sie blind drein mit der Faust, ich meine mit der Zunge, die manchem deutschen Mann wie eine Faust aus dem Maule hängt. Als die Prinzessin von Wolfenbüttel an den spätern Kaiser verheirathet wurde, schrieb der gelehrte Fabricius eigens ein Buch, um nachzuweisen, daß den katholisch Gläubigen nicht das ewige Heil jenseits entzogen bleibe. Aber ein zelotischer Herr Löscher widerstritt dieser, wie er sagte, gar frechen Behauptung; der katholische Glaube, sagte er in einer grausamen Schrift, sei ein Gräuel Gottes. Die Facultät der kleinen Hochschule zu Helmstädt vertheidigte ihren Fabricius, aber die Tübinger verketzerten die Helmstädter, und die Helmstädter verunglimpften die Wittenberger, die ihrerseits wieder mit den Hallensern darüber zerfielen, und diese, die Hallenser, als die allerfrömmsten Leute, verdammten alle Welt. Die Sache ward hochverrätherisch, denn die arme unschuldige Seele der Prinzessin von Wolfenbüttel lief Gefahr, von den wüthenden deutschen Gelehrten zerrissen zu werden. Als der große Kanzel- und Kathederstreit ausgetobt hatte, war Jeder so klug wie zuvor. Die hartköpfigen Hofprediger in Wolfenbüttel blieben der Meinung, ein Glaubenswechsel, er sei zu Gunsten der katholischen oder der reformirten Kirche, ziehe den Verlust der ewigen Seligkeit nach sich. Als sie dem Herzoge wegen seiner Zustimmung in die Heirath gar das Abendmahl verweigerten, machte er von seinem Hausrecht Gebrauch und jagte sie zum Lande hinaus — Ich erzähle hier ganz einfache, wahre deutsche Historien. — Deutschland

hat also auch seine Inquisition, nur handhabt sie Jeder, Lutheraner wie Katholik und Calvinist, wie er mag und kann, auf eigne Faust. Es kann hier also, wie der König der Borussen sagt, Jeder „nach seiner Façon" selig, aber auch nach der Façon dessen, der die Oberhand hat, die Treppe hinunter und zum Hause hinausgeworfen werden. Bricht er dabei den Hals, so ist das nur dieselbe Façon, in der er Andern ihr leibliches und ewiges Wohl streitig macht. Die tiefsinnige deutsche Freiheit, beruht sie vielleicht auf dem alten berühmten deutschen Faustrecht? — —

Von Bamberg bis Erlangen macht man nur einen Weg von vier bis fünf Meilen, und doch fühlt man sich plötzlich auf diesem kleinen Raum in eine ganz andere Welt versetzt. In Bamberg fette Triften, volle, runde Gesichter; im Wirthshause schwere Schüsseln, daß der Tisch kracht; unter'm Krummstabe, sagen die Leute, ist gut wohnen! Im protestantischen Erlangen auf magerem Sandboden lauter helle Gesichter, eilige Füße, nie ruhende Hände. Dort das satte Behagen des reichen Ackerbauers, hier die flinke Rührigkeit der Gewerbe. In Bamberg hohe Häuser mit einer Architektur voller Pomp und Stolz, aber schmutzig und Nachts ohne Erleuchtung. In Erlangen niedrige, profane Häuser, aber reinlich und Nachts mit Laternen erhellt. — Man spricht mir viel von einem Gegensatze zwischen Ober- und Niederdeutschland. Mir däucht, man hat diesen Unterschied fast überall gleich bei der Hand und wenige Meilen genügen, ihn zur Erscheinung zu bringen. Die ganze Natur dieses Volkes und Landes scheint diese Mannichfaltigkeit zu bedingen. Hielte nur irgend ein mächtiger Gedanke diese auseinandergefallene Welt der Deutschen zusammen! Aber in diesem Hange zu Gegensätzen zerarbeiten sich alle Kräfte, und mit seltener Hartnäckigkeit besteht Jeder um so eifriger auf seiner Meinung, je dunkler der Gegenstand schimmert, den er mit gläubigem Auge in hellem Lichte zu erblicken meint.

Wir saßen hier in Erlangen ganz harmlos in einer jener rauchgeschwärzten bierklebrigen Tavernen, in denen deutsche Studenten zechen und singen. Es sind dies wilde, wüste Gesellen, in zerlumpten Röcken und zerrissenen Schuhen, in langen Bärten und mit nackter behaarter Brust, den Schläger an der Seite und schnell fertig mit der Faust. Ich dachte beim ersten Anblick an die Lazzaroni Neapels. Wie eine Horde Räuber, die sich um ihre Beute streiten, saßen sie

Digitized by Google

da. Aber sie debattirten über die allerheiligsten Dinge. Ein kecker Bursch, ein reformirter Theolog, mit einer doppelten Schmarre im Gesicht, stellte den Satz auf: Luther sei in vielen Dingen gar sehr „auf dem Holzwege" gewesen, er habe noch an die wirkliche Verwandlung beim Abendmahle geglaubt. Alsbald brach eine heftige Parteiung aus, ob Brod und Wein nur bildlich als Leib und Blut des Herrn zu nehmen seien. Die „lutherischen Dickköpfe" stritten heftig dagegen und während sie so von ihren Gegnern gescholten wurden, schlugen sie auf den Tisch, daß die Bierkrüge zitterten und schwuren den „reformirten Spitzköpfen" den leibhaftigen Tod. „Euer Luther," schrie ein Gegner, „hatte noch den Augustinermönch im Leibe! Hat er nicht auch mit dem Dintenfaß nach dem Teufel geworfen?" Dies gab das Signal, den Teufel wirklich loszulassen. Jeder sah jetzt in seinem Gegner den bösen Dämon und statt des Dintenfasses dienten die Bierkrüge zu Wurfgeschossen. Die Schläger waren blank, Tische und Stühle wurden in Batterien verwandelt und mit wildem Geheul fielen die Kämpfer über einander her. Es floß Blut in diesem Abendmahlsstreit und wir hatten ein wunderbar burleskes Schauspiel von dem praktischen Ernst dieses religiösen Deutschlands. Nur Wenige saßen am Ende des Saales ganz unbetheiligt am Vorfall; sie schlürften ruhig ihr perlendes Bier, während das Blut der Brüder floß und bliesen gemächlich weite Dampfwolken aus ihren Nüstern. „Wir sind Philosophen," sagte Einer von ihnen, mit dem sich Pater Burkhardt einließ. „Wir wissen, daß die Wahrheit weder auf dieser, noch auf jener Seite liegt; sie steht gleich weit entfernt über beiden Parteien." — „Sehr wahr," sagte Burkhardt mit verstecktem Lächeln und drückte einem fremden geistlichen Herrn die Hand, dessen Bekanntschaft er schon früher gemacht zu haben schien. „Laßt sie nur kämpfen, bis sie athemlos am Boden liegen, dann ist auf beiden Seiten die Erndte für uns um so sicherer."

Pastor Dreykorn, so nannte sich der Fremde, schüttelte wehmüthig den Kopf, als wir uns vor dem Tumult auf die Gasse flüchteten. Er ist evangelischer Prediger in der freien Reichsstadt Nürnberg. Er rief sein Wehe über diese Zerwürfnisse des Christenthums, er pries die römisch Gläubigen glücklich, die mitten im Sturm des Lebens nie ohne Steuermann und Kompaß seien. Als er schied, nahm er auch mir das Versprechen ab, ihn in seiner guten freien Stadt

heimzusuchen. Da er in uns die römisch Gläubigen erkannte, mußt' ich auf seine Vertraulichkeit mit Pater Burkhardt schließen, denn wir sind hier in ganz weltlicher Tracht und mit Pässen hergereist, die uns als protestantische Christenkinder bezeichnen. Ich weiß nicht, welche Zwecke mein Begleiter damit verknüpft, aber schon in Ulm hätten wir ja als katholische Christen kein Strohlager zu Nacht bekommen.

Die Stadt Erlangen verließen wir in einem Zustande, der fast an Aufruhr grenzte. Aus dem Streit der Studenten erwuchsen Straßentumulte, an denen die Bürger Antheil nahmen. Der Markgraf, der in diesen Landen gebietet, mußte Dragoner abschicken, um den großen Abendmahlsstreit zu schlichten.

2.

In der Schenke zu Dunkelsbühl.

Wir haben uns vor den preußischen Werbeoffizieren flüchten müssen. In Erlangen hatten sie unter einer Anzahl Studenten, die „scandali halber" fortgewiesen wurden, eine zahlreiche Beute gemacht. Der Markgraf ist der Schwager König Friedrich's, und während er als Reichsfürst seine Truppen stellen soll, läßt er doch überall die dreisten Werbungen für die preußischen Fahnen zu. Das Reich will dem Könige den Krieg erklären, und doch schweifen die blauen Husaren mit einem Rudel junger Bursche bis dicht an die Thore von Nürnberg. In den Schenken singen sie Lieder auf ihren königlichen Helden, und die Jugend verläßt den Pflug auf dem Felde, Bücher und Schreibpult in der Schulstube. Nicht das Handgeld, das die Husaren bieten, der Ruhm des Königs reißt sie fort. In Dörfern und Städten, selbst in Klöstern und am Altar der Kirchen wird geworben; der preußische „Antichrist" scheint wie ehedem der Hunnenkönig ein neues Jahrhundert über Deutschland heraufzuführen. Der

Digitized by Google

Kaiser hat keine Macht, die Kirche kein Ansehen, und diese ganze deutsche Welt hebt sich aus ihren Fugen.

Es ist in diesem Sommer des barbarischen Nordens so heiß, daß das Vieh auf der Landstraße zu verschmachten Gefahr läuft Die Saaten stehen welk; der braune Appenin Italiens kann nicht dürrer sein. Es sind dies die Tage der Hundswuth, wie man hier sagt. Und die Menschen scheinen dabei eben so leicht in Raserei zu gerathen. — Die Schwüle ward so drückend, daß wir ein Obdach suchten. Es war in der Schenke eines katholischen Dorfes, das zu dem sonst protestantischen Gebiet eines Reichsgrafen Walther Friedrich von *** gehört, der seinen Sitz hier in der Nähe hat. Das Gewitter, das schon seit mehreren Tagen am Himmel stand, drohte endlich auszubrechen. Es war Sonntags, das Dorf war menschenleer, und ein Kind, das einzig lebende Wesen im Wirthshause, rieth uns, in die Kirche zu gehen, wo alle Welt sich hingeflüchtet, um durch Gebet den Zorn Gottes abzuwenden. Es war thöricht genug, daß die Menschenmenge sich dort zusammendrängte, wo der Zorn des Himmels sie am ersten erreichen konnte. Aber ländlich, sittlich; wir gingen hin und hörten den Pfarrer reden. Er schilderte, was alle Welt schon wußte, die allgemeine Noth im Lande, aber er verstieg sich, um den Leuten die Hölle heiß zu machen, bis zur Viehseuche und Hungersnoth. Der Pfarrer sah darin die Strafe des Himmels um ihrer Sünden willen, verkündigte die Ankunft des jüngsten Tages, sprach von den ägyptischen Plagen, von der Noth der Kinder Israels in der Wüste und deutete mit ziemlich dürren Worten auf den neuen Nebukadnezar hin, der gegen Kirche und Reich zu Felde ziehe und mit seinem gotteslästerlichen Heidenthum den Zorn des Höchsten über die römisch-deutschen Lande bringe. Wir standen in der Vorhalle unter einem Trupp von Schnurrbärten, die bei diesen Worten eine unruhige Bewegung machten. Es waren preußische Werber, die in Bauernkitteln in der Umgegend ihr Gewerbe treiben. „Ein hübscher Feldprediger für uns!" flüsterte ein Schwarzbart dem andern zu. „O, ich kenne Euch wohl", rief der Pfarrer mit drohender Stimme herunter, „die Ihr es wagt, Euer räuberisches Handwerk selbst hier an heiliger Stätte auszuüben. Ihr Seelenfänger, Ihr Knechte des Baals, gebt Acht: auf Euch wird sich der gerechte Zorn Gottes wälzen!" Mit ausgestrecktem Arme hing der Mann Gottes da oben im

Kasten und schleuderte seinen Kirchenbann und seine Blitze. Aber sein Mund verstummte plötzlich und es schien ihn selbst zu überraschen, als der Donner des Himmels, den er auf die Uebelthäter herabrief, ihm wirklich Red' und Antwort stand. Wie eine Lawine sich von den Bergen löst, so hatte sich aus der Ferne ein dunkles Gemurmel immer näher herangewälzt, bis es sich mit Sturmesgeheul in einem lauten Krachen entlud. Auf einen Augenblick stand die Kirche in Flammen; rasch folgten dann hinter einander mehrere gewaltige Schläge; Alles schrie laut auf in der Angst, das Gebäude möchte bersten und in Trümmern über die ganze Gemeinde zusammenstürzen. Die Menge brach tumultuarisch aus einander, Jeder drängte in's Freie hinaus; man kam erst draußen wieder zur Besinnung. „In der Nähe hat es eingeschlagen, krach, krach!" schrien die Husaren, die den Pfarrer suchten. Dieser ließ sich aber nirgends erblicken. Wir eilten nach der nahen Anhöhe, von wo man die Gegend überblicken konnte. Links und rechts, vor und hinter uns stiegen Flammensäulen auf. Der Blitz hatte auf verschiedenen Punkten in der Nachbarschaft gezündet. Jung und Alt war jetzt bereit, dem nächsten Orte zu Hilfe zu eilen. Spritzen und Leitern wurden hervorgesucht und der prasselnde Regen, der sich plötzlich in Strömen ergoß, hielt uns nicht ab, den Zug zu begleiten.

Erst in der Nacht kehrten wir heim; das Feuer schien auf allen Punkten glücklich gelöscht! Die Schenke wimmelte von Leuten, die auf die verschiedenste Weise von dem Unglück berichteten, daß, seltsam genug, sechs bambergische Dorfkirchen getroffen, während sämmtliche protestantische Kirchthürme, die ganz dicht und zerstreut dazwischen liegen, verschont blieben. Die preußischen Werber, die sich auch hier wieder eingefunden, saßen am runden Tisch mitten in der Stube, zechten und lachten über den Fluch, den der Herr Pfarrer auf sie herabgedonnert. „Unser Herrgott," schrien sie, die Mützen schwenkend, „weiß besser, wen er treffen soll!" Ein Theil der Bauern bekreuzte sich vor ihnen, andere beriethen sich, um die frechen Gesellen hinauszuwerfen; aber Niemand wagte sich an sie. Sie hatten ohnedies beim Brande im nächsten Dorf wacker Hand angelegt und sich das trockne Plätzchen in der Schenke gar wohl verdient. Sie saßen jetzt frei und frank in ihren Pelzjacken da, und die abgeworfenen nassen Bauernkittel, die am Ofen zum Trocknen hingen, lieferten ihnen

Digitized by Google

das beste Zeugniß. Hatten sie gleich ein heidnisches Maul, so waren sie doch beim Löschen in ihrer Christenpflicht nicht faul gewesen. Alsbald schoben sie Tisch und Bänke bei Seite, um zu einem Tänzchen den Raum zu gewinnen. Die grämlichen Alten von der Dorfgemeinde schlichen bei Seite, muntere Dirnen waren bald genug bei der Hand, während die Bauernbursche das Glück der Soldaten mit neidischen Augen duldeten.

Der Hufschlag von Pferden unterbrach die Scene. Einige Männer in Jagdkleidern, ganz durchnäßt, traten mit Geräusch in's Zimmer. Eine hohe, bevorzugte Gestalt, um welche sich die andern drängten, stand mitten im Raum und schien nicht ohne Wohlgefallen die Haufen fröhlicher Leute zu mustern. „Der Herr Reichsgraf!" schrie der Wirth wie vor Entsetzen und stürzte auf die Musikanten ein, die für die Husaren so eben einen frischen Walzer begannen. Bei der plötzlichen Stille im Saale waren Aller Augen auf den gestrengen Herrn gerichtet, der nur ungern das lustige Gesindel störte. So gravitätisch ehrbar die struppigen Brauen über den tiefliegenden forschenden Augen hingen, so gutmüthig schien doch der lächelnde Zug um seine Lippen. „Ich hab' es gern," nahm er das Wort, „wenn es nach gethaner Arbeit lustig hergeht im Volk. Aber da Ihr mich einmal erkannt habt," rief er dem Wirth zu und schlug ihm mit der flachen Hand derb auf die Schulter, „so will ich Euch Allen hier eine gute Lehre geben. Ruft mir die Aeltesten von der Dorfschaft zusammen. — Und Ihr da, Schnauzbärte Sr. Majestät von Preußen, ein Wort mit Euch!"

Die Soldaten hatten sich bei der Erscheinung des Reichsgrafen in den Hintergrund zurückgezogen und bezeigten wenig Lust, seiner Anrede Gehör zu schenken. Einige zogen rasch die grauen Kittel über die Uniform.

„Achtung! Front gemacht!" rief der Fürst jetzt mit starker Commandostimme, und die Husaren standen plötzlich wie eine Mauer vor ihm. „Meint Ihr, Kerle, hier wie die Wölfe in Schafskleidern umzuwandeln?" herrschte er ihnen zu, nachdem er jeden Einzelnen von Kopf zu Fuß gemustert. „Ihr habt drüben im Dorf löschen helfen, dafür sollt Ihr heute meine Gäste sein und die Zeche frei haben. Ich kann heut noch auf das Wohl Eures Königs trinken, denn noch ist er nicht nach der Form Rechtens in römisch-deutschen Landen zum

Digitized by Google

Reichsfeinde erklärt. Morgen aber macht Euch mit dem Frühsten aus dem Staube, sonst soll das Donnerwetter meinerseits in Euch dreinschlagen!"

Die Aeltesten der Dorfschaft waren inzwischen herangetreten und standen ehrfurchtsvoll, seines Winkes gewärtig. „Nun, Ihr Väter der Gemeinde," redete er sie halb spottend an, „der Himmel hat uns, wie Figura zeigt, mit seinem Zorn verschont! Ihr meint wohl, Euer Singen und Beten hab' es gethan? Ja, Profit Mahlzeit, das eiserne Ding mit der goldnen Spitze, das ich Euch auf den Kirchthurm setzen ließ, hat's gethan. Wie ich Euch die Stange einschmieden ließ, da habt Ihr Euch zusammengerottet und Euch gegen die ketzerische Neuerung verschworen. Ihr meint, weil ich ein lutherischer Mensch bin, so hätt' ich einen apparten Herrgott und wüßte Nichts vom echten, vom rechten. Ich sag' Euch, meine Thurmspitzen reichen eben so weit in den Himmel hinein, als die Eurigen. Daß Ihr Vierfüßer an Verstande seid, das weiß ich; aber wenn Ihr noch lange murrt und brummt, daß mein Blitzableiter ein Werk des Teufels sei, so verdientet Ihr, daß ich Euch wechselweise bald von römischen Bettelmönchen, bald von preußischen Werbern schinden und ausplündern ließe. Ich habe, Gott sei Dank, nur dies eine katholische Dorf, aber ich schwör's Euch zu, bei allen Euern neunundneunzig Heiligen, ich will hier so gut, wie in meinen andern Landen, die gesunde Vernunft zu Ehren bringen. Basta, damit Gott befohlen! Oder habt Ihr noch was zu reden?" Die angedonnerten Väter der Gemeinde zogen sich scheu zurück. In hastiger Bewegung und mit den Farben des Zorns im Angesicht fuhr der Reichsgraf im Zimmer noch auf und ab. Die funkelnden Blicke, mit denen er die Anwesenden durchmusterte, schienen noch ein anderes Opfer zu suchen. „Wo ist der Pfarrer? Ich will den Pfaffen sprechen!" rief er seiner Umgebung zu. — „Ich lasse den ehrwürdigen Herrn Pater bitten!" setzte er milder hinzu, indem er sich zu besinnen schien, daß sein barscher Ton Anstoß erregen mußte. — In dem Antlitz des merkwürdigen Mannes lag jenes deutsche Gemisch von barockem Humor und einer gar gutmüthigen Ehrlichkeit des Herzens. Hinter den gewölbten Augenbrauen und auf der hohen Stirn thronte in starken Zügen jene Zuversicht des Geistes, die immer sicher auf Gott zu rechnen weiß, und doch sprach sich in der Muskelkraft dieses biedern Antlitzes ein ge-

Digitized by Google

wisser Trotz aus, der allen Ernstes im Stande schien, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden über seine oft wundersame Weltregierung zur Rechenschaft zu ziehen. Dieser Mann ist vielleicht der leutseligste Herr, wenn man sein Gemüth zu erfassen versteht; er geberdet sich vielleicht wie ein Recke, der mit Lindwürmern kämpft, wenn man seinen Vorurtheilen nicht von der Seite her leise beizukommen weiß. Diesen Eindruck machte mir der Reichsgraf Walther Friedrich. Ich mußte bei seinem Anblick an jene alten germanischen Kaiser denken, die im eisernen Harnisch über die Alpen stiegen, die widersetzlichen lombardischen Städte mit grausamer Härte einäscherten und dann in Rom still die Pfote hinhielten, wo man ihnen die Nägel beschnitt. „Dumme Jungens!“ stürmte er jetzt auf die Schaar junger Bauern ein, die ihn mit offnen Augen und Mäulern anstarrten. „Lassen sich von fremden Kriegsknechten die Mädels wegfischen! Haben doch selbst Knochen im Leibe, um freche Gesellen aus dem Tempel hinauszuwerfen. Schlafmützen Ihr, das habt Ihr von Euerem Flennen und Beten!“

Alles fuhr wie Spreu vor dem Winde zurück, während er im Zimmer auf und ab schnob. Polternd stieg er dann eine Treppe hinauf, wo sein Gefolge ihm den Tisch bereitete. Es sollte uns vergönnt sein, an diesem Mahle theilzunehmen. Einer von den Cavalieren des Fürsten kam zurück, trat auf uns zu und erkundigte sich, wer wir seien. Vater Burkhardt gab uns Beide als Schweizer und als reformirte Geistliche an. Mit dieser Bezeichnung sind unsere Pässe für die nichtkatholischen deutschen Länder ausgestellt. „Seine Erlaucht,“ sagte der Kammerherr, „lassen die fremden Herrn bitten, eine Suppe mit ihm einzunehmen!“ — Die Nacht war nach dem Gewitterregen erquickend genug und lud zur Weiterreise ein, aber die Veranlassung, sich mit der deutschen Erlaucht einzulassen, war für Pater Burkhardt zu verlockend. Sein Geschäft als römischer Werber erlaubte ihm nicht, eine so glänzende Gelegenheit von der Hand zu weisen, und so stiegen wir denn die Treppe hinauf.

(Die Scenen werden fortgesetzt.)

Münchner Skizzen.

Von

Hermann Marggraff.

III.

Die neuere Kunstepoche. — Akademie der Künste. — Glyptothek. — Klenze, Gärtner, Cornelius. — Mißlichkeit der Kunstkritik. — Das Cyklopenauge. — Das Märchen von der häßlichen Frau Wahrheit. — Nachwort. —

Im Jahre 1808 fand durch König Maximilian eine Umgestaltung und Erweiterung der königlichen Akademie der Künste statt, welche der Zukunft der Münchner Kunst eine breitere und zeitgemäßere Basis gewährte. Schelling bekleidete längere Zeit die Stelle eines Generalsecretärs bei derselben. Das bei dieser Umgestaltung erlassene Programm sprach in bedeutungsvollen Worten aus, daß der Kunst fortan ein öffentliches Dasein, eine Beziehung zu Staat und Volk gegeben werden solle. Selbst die Aufhebung der Klöster, so destructiv man auch zum Theil dabei verfuhr, trug doch wesentlich dazu bei, die Staatsbibliothek und die Gemäldesammlungen zu vermehren und bis dahin verborgene Kunstschätze für den öffentlichen Gebrauch nutzbar zu machen.

Immermehr kündigte sich inzwischen der für eine höhere Kunstrichtung in München so entscheidende Einfluß des damaligen Kronprinzen Ludwig, jetzt regierenden Königs von Baiern, an. Fast Alles, was in Königs Maximilian letzten Lebens- und Regierungsjahren für die Kunst geschah oder sich vorbereitete, geschah und bereitete sich unter dem unmittelbaren Einflusse des Kronprinzen. Ein neuer höherer Geist wurde von jetzt an sichtbar, organisirte die Münchner Kunstthätigkeit im Ganzen und Großen und durchdrang sie bis in ihre einzelnsten Verzweigungen. Mit dem Bau der Glyptothek, zu

Digitized by

welcher bereits im Jahre 1816 der Grundstein, man möchte sagen der Grundstein der neuern Münchner Kunst überhaupt, gelegt wurde, begann das große Talent Leo von Klenze's in Wirkung zu treten. An ihm machte die Münchner Architektur eine ähnliche heilbringende Eroberung, wie die Berliner an Schinkel. Wenige Jahre später wurde Friedrich von Gärtner, später der Erbauer des Bibliothek-, des Universitätsgebäudes, der Ludwigskirche, des imposanten Wittelsbacher Palastes u. s. w. zum Professor der Baukunst an der Akademie der Künste ernannt. Die Zukunft der Architektur war somit für München gesichert. Ein Gleiches geschah für die Malerei durch die Berufung von Cornelius, welcher den Auftrag erhielt, die Glyptothek mit jenen so berühmt gewordenen Fresken auszustatten, von denen unläugbar eine neue Aera der deutschen Malerei ihren Anfang nimmt. Abermals, wie in der Zusammensetzung der Gemäldegalerie in der Pinakothek, begegnen sich hier München und Düsseldorf, indem Cornelius, als Director der Düsseldorfer Akademie, mehrere Jahre lang mit den vorzüglichsten seiner Düsseldorfer Schüler München besuchte, um hier während der Sommermonate an den Fresken in der Glyptothek zu arbeiten. Im Jahre 1824 vertauschte der inzwischen zum Vorstand der Akademie der Künste berufene Cornelius Düsseldorf ganz mit München, und so setzte sich, nach vollbrachter Scheidung, wie bereits angedeutet, die epische Anschauung mehr in München, die lyrische Empfindung mehr in Düsseldorf, dort mehr die Historie, hier mehr das Genre, dort mehr die monumentale Freskomalerei, hier mehr die beweglichere Oelmalerei fest. Zu streng sind freilich die Grenz- und Scheidelinien nicht zu ziehen, da man in Düsseldorf auch im Einzelnen schöne Historien-, in München auch treffliche Genrebilder, in beiden Städten aber vorzügliche Landschaften zu malen weiß, nur daß die Düsseldorfer auch in die Landschaft eine mehr subjective Stimmung hineinzulegen lieben, die Münchner sie objectiver und epischer auffassen. Man braucht nur an den Münchner Rottmann und den Düsseldorfer Lessing zu erinnern, um mit der Manier Beider auch zugleich die mehr klassisch epische und objective Münchner und die mehr romantisch lyrische und subjective Düsseldorfer Landschaftsmalerei bezeichnet zu haben. Auf diese Verschiedenartigkeit der Auffassung hat freilich auch der ganz verschiedene Charakter der näheren oder ferneren landschaftlichen Umgebungen beider Städte einen nicht

Digitized by Google

zu verkennenden Einfluß gehabt. Eben so bezeichnend ist es, daß man sich in Düsseldorf, der vorwaltenden Gefühlsrichtung gemäß, mit einseitiger Vorliebe fast ganz auf die Malerei geworfen zu haben scheint, während in München, außer der Architektur, auch die Bildhauerei mit Inbegriff des Erzgusses, die Holzschnitzerei u. s. w. ihre großen Repräsentanten aufzuweisen hat.

Diese neuere Münchner Kunstepoche ist jedoch an Schöpfungen, Namen, ja Richtungen allzureich, als daß ich ein früher freiwillig gegebenes Versprechen, mit dieser Skizze für jetzt zu schließen, halten könnte, ohne in meinen Darstellungen aus München eine empfindliche Lücke zu lassen *).

Ich weiß freilich, daß ich mich einer bedenklichen Aufgabe unterziehe, da ich gar nicht gesonnen bin, der modernen Liebhaberei am Kleinhacken und Metzeln Vorschub zu leisten. Allerdings mag es unendlich leichter und bequemer sein, die Mängel und Gebrechen an einer Person aufzudecken, als ihre Vorzüge in billiger und gerechter Weise zu würdigen. Hierzu gehört, sich in die Seele eines Künstlers hineinzuleben, in seine Eigenthümlichkeit hineinzudenken, seine Schöpfungen gewissermaßen kritisch zu reproduciren und ihm die Stellung anzuweisen, welche ihm innerhalb der geschichtlichen Entwickelung seiner Kunst zukommt. Die entgegengesetzte Methode, nach kritischem Handwerksbrauch über Personen und Richtungen geringschätzig abzusprechen, ist freilich viel leichter, aber auch bereits vergriffen und verbraucht und in gewissem Sinne eine unehrliche Kunst, wie die des Hinrichters, der eben nur das Beil zwischen Kopf und Rumpf fallen läßt, um sein zur Vertheidigung unfähiges Opfer auf das geschwindeste abzuthun. Man sollte endlich anfangen, sich einer solchen wohlfeilen Methode zu schämen. Hiermit ist nun freilich nicht der gerechte und vernünftige Tadel gemeint – wozu hätte sonst wohl Gottsched seine Zeitschrift „die vernünftigen Tadlerinnen" geschrieben? — noch der häufig so wohlthätige und heilsame Tadel, der aus moralischer Entrüstung stammt und als bittre, stärkende Tropfen namentlich gegen die verderbten Magensäfte der Zeit anzuwenden ist; vielmehr erscheint der herbste Tadel oft minder gefährlich, als das süßliche Lob, welches von den Lippen eines höfischen Schmeichlers träufelt, wie der

*) Man sehe jedoch das Nachwort.

Digitized by Google

überflüssige Honig von den Lippen eines naschhaften Kindes. Gewiß jedoch ist, daß man die inhaltlose Kritik wie die gewöhnliche fade Gesellschaftsconversation am liebsten mit absprechenden Bemerkungen und gehässigen Persönlichkeiten würzt, um dem flauen und strohernen Zeuge doch einigen pikanten Beigeschmack zu geben.

Wenn ich die Kunstrichtung in München schon an sich gelten lasse, so komme ich zuvörderst mit den Männern der reinen Praxis in Zwiespalt, welche das ganze Weltgebäude in ein Rechenexempel und ein Zahlenskelett verwandelt haben und überall das Plus und Minus genau abwägen. Ihnen gegenüber werde ich selbst dann nicht mit Ehren bestehen können, wenn es mir auch gelingen sollte, nachzuweisen, welch einen vervollkommnenden Einfluß die hiesige Kunstthätigkeit auf eine Menge Gewerbszweige gehabt hat und wie viele Vortheile der Stadt München, die sonst ziemlich todt erscheinen würde, durch die Kanäle dieser Kunstthätigkeit zugeführt werden. Freilich, was kümmert dieser Vortheil irgend einen Lederhändler in Magdeburg oder Berlin, da er ihn nicht mitgenießen kann? Ein solcher Lederhändler tritt Euch vor die mediceische Venus und fragt: warum, liebreizende Venus, von kostspieligem Marmor, warum nicht lieber von Rindsleder? Ueberhaupt wären rindslederne Bildsäulen für unsere Zeit kein übler Gedanke und ein charakteristisches Symbol. Die Landwirthe haben in diesem Jahre ihre Versammlung in München gehalten. Manche von ihnen mögen freilich weniger Poesie in dem berühmten barberinischen Faun entdeckt haben, welcher eine Hauptzierde der Glyptothek bildet, als in einem jener blumenbekränzten schlampigen Bullen, welche während des Oktoberfestes auf der Theresienwiese ausgestellt waren. Ich ahne auch eine Fülle von Poesie in einer solchen Fleischmasse, welche halb schwärmerisch, halb in höchstem Grade dumm aus kleinen, mit Fett überwachsenen Augen blickt; aber ich bin so gut Egoist wie ein Landwirth, und während dieser vor den barberinischen Faun tritt und fragt: „was habe ich von dieser Statue? Kann ich etwa mit diesem Faun die Viehzucht auf meinen Gütern veredeln?" so trete ich mit gleichem Recht vor einen solchen Musterbullen und frage: „was habe ich von diesem Vieh? Kann ich durch einen solchen an sich gewiß sehenswerthen Anblick meinen Geschmack und mein Gefühlsleben veredeln?" Dem Landwirth ist jene und mir diese Frage nicht zu verdenken, und es wäre schlimm,

wenn der Landwirth sich mehr für den barberinischen Faun, ich mich dagegen mehr für einen tüchtigen Mastochsen interessiren wollte. Freilich, es gibt jetzt Leute, welche der gesammten Menschheit nur Ein Cyklopenauge, nämlich das ihrige, an die Stirn setzen möchten, ohne zu bedenken, daß der Schöpfer selbst so viele verschiedenartige Dinge geschaffen und angeordnet hat, für deren jedes auch ein besonderes Auge gehört, aber kein starres, Allen gemeinsames Cyclopenauge. Wie trist und einförmig wäre dann die Welt! Die Menschheit sähe wie der Landwirth entweder Nichts als Zuchtbullen oder wie der einseitige Politiker Nichts als Zeitungsartikel, die in seinem Sinne geschrieben wären, oder wie der Gastwirth nur liederliche Schwärmer, welche bei ihm die Nächte durchjubeln, um sich den Tag über krank und stumpf zu fühlen, oder wie der Pfarrer nur Kirchengänger und Beicht- und Betkinder oder wie ein eingebildeter Mime in jedem Stücke nur eine einzige Rolle, nämlich die seinige, oder wie Nero am Rumpfe der gesammten Menschheit nur einen einzigen Kopf, um ihn mit Einem Streiche abschlagen zu können.

Die Hauptschwierigkeit erwächst mir jedoch aus einer Eigenthümlichkeit der Künstler, und namentlich der Münchner, welche es nur den wenigsten unter ihnen vergönnt, den gerechten Tadel mit Ruhe, den ungerechten mit würdevollem Schweigen, das gerechte Lob aber mit jenem bescheidenen Dank hinzunehmen, welcher dem echten Künstler doppelt wohl steht. Es ist dieselbe Klage, die der Grenzboten-Correspondent über die Berliner Kunstausstellung in Bezug auf die Künstler Berlins erhoben hat. Treffend war die Aeußerung, welche ich neulich von Jemand hörte: wer einen Künstler tadelt, hat nur Einen gegen sich und Alle für sich; wer einen Künstler lobt, hat nur Einen für sich und Alle gegen sich; und man könnte hinzusetzen: wer sie Alle durch einander lobt, hat zwar Keinen gegen sich, aber auch Keinen für sich. So stehen sie immer noch auf dem Standpunkt, wie ihn Göthe in „Künstlers Apotheose" bezeichnet:

Das Lied, das ich so gerne singen mag,
Das mag nicht Jeder gern vernehmen;

aber nicht einmal nicht gern vernehmen, sondern auch wo möglich nicht unerwiedert und nicht ohne einen kreischenden Gegengesang lassen. Was aber helfen die Reclamationen hiesiger berühmter Künstler in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, z. B. gegen die gelinden

Digitized by Google

und durchaus anständig ausgesprochenen Einwürfe Dingelstedt's, die sich am Ende doch nur auf eine mehr individuelle Liebhaberei zurückführen lassen, gegen die Drapirung der Götheſtatue? Hier sucht man zu berichtigen, und plötzlich taucht ein viel herberer und schneidenderer Angriff gegen die Weise des berühmten und wirklich genialen, vielleicht aus leider fortdauernder Kränklichkeit reizbaren Meisters in der Berliner Vossischen Zeitung auf, oder jenseits des Kanals erlaubt man sich, wie vor zwei Jahren etwa das „Athenäum", Ausfälle gegen den „deutschen Phidias", welche die Ausstellungen und Einwürfe der einheimischen Journalistik an Bitterkeit weit hinter sich lassen. Und was erreicht man mit diesen Reclamationen, diesen Verdächtigungen, dieser Empfindlichkeit und Gereiztheit? Die so angegriffenen und verdächtigten Correspondenten und Kritiker müssen zuletzt die hiesigen Künstler im Geheimen für undankbar halten; öffentlich aber sind sie zu erklären gezwungen, daß sie es ehrlich und gut mit der Münchner Kunst meinen, wie sie durch jene oder diese Schrift, jenen oder diesen Aufsatz bereits zur Genüge bewiesen hätten. Allmälig aber unterlassen sie, um ferneren Anfeindungen und Verdächtigungen nicht mehr ausgesetzt zu sein, die undankbare Mühwaltung, über die Münchner Kunst überhaupt zu schreiben, weil sie trotz des besten Willens Mißdeutungen nicht immer entgehen können, und das Feld bleibt dem böswilligen Raisonnement, den unzähligen, von vornherein abgesagten Gegnern der Münchner Kunstrichtung, welche häufig sich nur auf Gerüchte und auf bloßes Hörensagen stützen, allein überlassen. Könnten die Münchner Künstler nur diese Empfindlichkeit und Reizbarkeit ablegen, so wären sie unfehlbar die prächtigsten und liebenswürdigsten Leute von der Welt. Der echten Genialität, wie sie hier so mancher Künstler wirklich besitzt, müßte es, denk' ich, leicht fallen, sich über die schnell verrauschenden Meinungen und individuellen Ansichten des Tags erhaben zu fühlen, statt immer und immer wieder Verwahrungen gegen sie einzulegen.

Eduard Gans spricht in seinem, in den Dioskuren mitgetheilten Aufsatze über die „Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" von der autochthonischen Bildung der Altbaiern und äußert bei dieser Gelegenheit: „Sie betrachten die Fremden, die man herbeizuziehen bemüht ist, wie Eindringlinge, deren man füglich entbehren könne." Allerdings ist man hier vor norddeutschen Kolonen ein wenig auf

der Hut und meint, sie kämen hierher, um die Ueberlegenheit ihrer norddeutschen Bildung zu zeigen und die Einheimischen aus ihren Stellungen zu verdrängen, während doch die Annahme, daß sie von den Liebenswürdigkeiten Münchens und von einem wirklichen Interesse für die Stadt sich angezogen fühlen, bei weitem näher liegt. Trotzdem ist es Thatsache, daß hier viel mehr außerbaierische Deutsche in öffentlicher Wirksamkeit sind, als z. B. in dem sonst so geschmeidigen und liberalen Sachsen außersächsische. In dieser Hinsicht darf Preußen allen deutschen Staaten, Berlin allen deutschen Städten Muster sein. Man fragt da nicht: woher des Landes? man fragt da nur nach der Intelligenz und moralischen Tüchtigkeit. Ueber diesem wahrhaft großstädtischen und großstaatischen Zug sollte man billigerweise so manche weit verschriene unliebenswürdige Eigenschaft der Berliner vergessen. Freilich sind in Deutschland die moralischen Tugenden und Untugenden sehr ungleichmäßig vertheilt, und die einfach tiefe Natur des Schwaben läßt sich mit der beweglichen, geistig coquetten Natur des Berliners in einem und demselben Individuum vereint gar nicht denken. Was den Baier betrifft, so ist sein Vertrauen zu erwecken schwer, aber auch eben so schwer es zu verlieren. Er macht nicht viel Worte, aber sein Wort hält er in Ehren. Möglich, daß auch hier wie überall die echte Biederkeit nicht die Regel ist, aber sie ist wenigstens als Ausnahme häufiger als in vielen anderen deutschen Gegenden von höherer Allgemeincultur.

Wer in seinem Vertrauen auf die Menschheit erschüttert ist, der komme nur dreist hierher, wenn an ihm der moderne Culturfirniß den menschlichen Kern nicht zu sehr überdeckt hat; er wird, bei einigermaßen günstigen Umständen, redliche Seelen genug finden, welche sein vom Hagelschlage bitterer Erfahrungen niedergeschmettertes Menschenvertrauen wieder aufrichten werden. Mit dieser in sich abgeschlossenen Ehrenhaftigkeit der besseren Altbaiern steht auch ihre Abgeschlossenheit gegen die Presse in einem Zusammenhange, den sich der Denkende leicht wird enträthseln können.

Indeß erlaube man mir, da ich gegenwärtig gerade mit einem sehr wahren Märchen: „Von der häßlichen Frau Wahrheit, die von Haus und Hof vertrieben wurde," beschäftigt bin, diese Abtheilung meiner Münchner Skizzen mit einer Rhapsodie über die Wahrheit abzuschließen. Die Wahrheit ist eigentlich ein garstiges Geschöpf;

Digitized by

selbst der Bettler mag sie nicht leiden, keine Partei auf ihre rauhe Stimme hören, Niemand ihr in Palast oder Hütte auch nur den kleinsten Winkel einräumen. Hörte man auf sie zur rechten Zeit, so würde man sie zur ungelegenen Zeit nicht zu fühlen brauchen. Hieraus ist alles Unheil der Staaten, wie der Familien und Individuen bisher hervorgegangen. Wer von sich behauptet, er könne die Wahrheit in allen Fällen und unter allen Bedingungen vertragen, der spricht schon nicht mehr die Wahrheit. Die Bewunderung, die man den Todten zollt, solchen Todten, welche die Wahrheit gesprochen haben, ist äußerst wohlfeil und für Nichts zu achten. Mancher Fürst, mancher Hochgestellte ergeht sich vielleicht in den schönsten und anerkennendsten Ergüssen über den freisinnigen Ulrich von Hutten; träte er ihnen aber mit gleicher Kraft, Wahrheit und Entschiedenheit als Lebender gegenüber, so würde man ihn im Lande umherjagen wie den alten Hutten. Die Zeit ist vorüber, wo Luther an den Herzog Moritz und den Kurfürsten Johann Friedrich, welche sich um die die Stadt Wurzen befehdeten, die derbkühnen Worte schrieb: „Sie sollten sich schämen vor der Welt; vernünftige Leute würden ihren Krieg ansehen, als schlügen sich zwei betrunkene Bauern um ein zerbrochenes Glas, oder zwei Narren um ein Stück Brod.“ Damals hörte man noch auf die Stimme der Wahrheit, so rauh und grob sie klang; beide Fürsten ließen von der Fehde ab und verglichen sich gütlich. Ja freilich, wäre die Reformation nicht geschehen, jetzt geschähe sie nimmermehr. Es geht uns mit der Wahrheit wie dem Macbeth mit Banquo's Geist; sie ist unversehens immer wieder da und immer wieder schrecken wir vor ihr zurück wie vor einem Gespenste, weil wir uns bewußt sind, sie mehr als einmal meuchlings gemordet zu haben. Die kleinen Nachfolger Luther's, unsere Superintendenten und Generalsuperintendenten vertragen nicht einmal die Wahrheit, wie sollten sie sie rein und ungeschminkt verkündigen?

Mit allem liberalen Absolutismus und allem absolutistischem Liberalismus, mit aller communistischen Vornehmheit und vornehmen Communisterei, mit aller salonmäßigen Glanzwichse, die wir an unser dickes deutsches Schuhwerk wenden, mit aller unsrer aristokratisch demokratischen Zwitterbildung von Georges Sand und Gräfin Hahn-Hahn, von Hegelianismus und Christenthum, von Mirabeauismus und Maratismus, von Dandysmus und Sansculottismus, von aus-

ländernder Sklaverei und undeutscher Großrednerei, mit all unserm Cliquen-Provinzial- und Localjournalismus und mit all unserer allgemeinen Besonderheit kommen wir für's erste nicht weiter, ehe wir nicht natürlich und einfach und rein und ohne selbstischen Aufputz aussprechen lernen, was Jeder in Wahrheit denkt und fühlt. Sind wir nicht besser, als Andre uns darstellen, nun wohl! so haben wir uns so lange geirrt; sind wir dagegen besser, nun wohl! so haben sich die Andern geirrt. Der moderne Mensch hält aber gar zu leicht sein Gesicht und seine Gestalt für schön und reizend, weil die Schneider- und Haarkräuslercultur ihn zierlich herausgeputzt hat. Dies sollten sich aber nicht allein die Individuen, als noch mehr ganze Parteiungen und Richtungen in Politik, Literatur und Kunst gesagt sein lassen.

Nachwort.

Mehrere Umstände haben mich veranlaßt, diese Abtheilung meiner Skizzen einige Tage liegen zu lassen, um ihnen folgendes Nachwort beizufügen. Die Empfindlichkeit gegen das gedruckte Urtheil, — denn das oft unendlich schroffere geheime Gerichtsverfahren des gesprochenen ist in seinen unterirdischen Minen und überdeckten Gängen meist unangreifbar — hat hier bei Vielen einen seltenen Grad erreicht. Man mag sich der hiesigen Kunst und ihrer Repräsentanten gegen ihre Feinde und Neider noch so warm und uneigennützig annehmen, so sieht sich doch jede individuelle Ansicht, welche nicht als unbedingtes Lob auftritt, leicht Verdächtigungen und Berichtigungen ausgesetzt, denen gegenüber der einfache Schriftsteller am besten thut, dem Recht der Selbstvertheidigung zu entsagen und sich mit dem Bewußtsein zu trösten, daß er es mit der Münchner Kunst ehrlich und gut gemeint habe. Meine letzte Skizze wird daher wohl ungeschrieben bleiben, nicht weil ich muthlos geworden bin, sondern weil ich für den sauern Schweiß meiner Feder keinen offenbaren Undank einernten will.

Wenn zwei Deutsche zusammensitzen und über ein Hauptprinzip und zwölf Nebenpunkte vollkommen einverstanden und nur in einem dreizehnten ganz unwesentlichen Nebenpunkte abweichender Meinung sind, so geschieht es wohl, daß sie, die sich bis dahin so gut zu ver-

Digitized by Google

ständigen und zu vertragen wußten, um dieses einen Punktes willen in erbitterter Stimmung und erklärter Feindschaft von einander scheiden; denn daß unter allen Völkern die Deutschen das disputirsüchtigste und rechthaberischste Volk sind, wird uns willig von allen übrigen Nationen eingeräumt. Daher die vielen literarischen Zänkereien und Klopffechtereien in Deutschland! Daher die Erscheinung, daß sich Jeder als ein abgeschlossenes Heiligthum betrachtet, von dem man den Schleier nicht wegziehen dürfe! Daher aber auch die Menge versteckten und heimlich bohrenden Neides, die hinter dem Zaune lauernde Chicane, die verleumdungssüchtige Bosheit der Zunge, welche im Geheimen schädlicher wirkt, als offen die Feder des Journalisten! Wollte man sich doch darüber immer klarer machen, daß die Publicität für die Wunden, die sie schlägt, auch die entsprechende Heilkraft besitzt! daß, wer keinen billigen und anständig ausgesprochenen Tadel verträgt, auch in keiner Weise gelobt zu werden verdient! daß man nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen und nicht jeder individuellen Ansicht, welche vielleicht nur dem Augenblick ihre Entstehung verdankt und insofern unüberlegt erscheinen konnte, durch Entgegnungen eine unnöthige Wichtigkeit beilegen sollte! daß man endlich, wo eine Entgegnung um der Sache selbst willen nöthig ist, wenigstens jede Wendung vermeiden müsse, die auch nur den leisesten Schein einer Denunciation, der politischen und bürgerlichen Verdächtigung zulassen könnte! Denn wer wollte für Entgegnungen, die eine wirkliche Belehrung enthalten und zur Aufklärung über gewisse streitige Angelegenheiten dienen, nicht dankbar sein?

Es ist nicht zu läugnen, daß frecher oder anmaßender Tadel die Künstler häufig verletzt, oder daß Unwissenheit, die im Technischen ein Wort mitzureden sich erkühnte, die Kritik überhaupt in ein lächerliches Licht gesetzt haben mag; aber sie hat auch so manche richtige und beherzigenswerthe Ansichten ausgesprochen, die man vielleicht nur zu wenig beachtet und gewürdigt hat; sie hat wesentlich dazu beigetragen, den Ruhm der Münchner Kunst und die Namen ihrer Repräsentanten im gesammten deutschen Vaterlande wie über die civilisirte Welt überhaupt auszubreiten; und in Ansehung und Anerkennung dieser wichtigen Dienstleistungen, welche die Kritik verrichtet hat, sollte man Anstand nehmen, die Wohlwollenden mit den Uebelwollenden zugleich in Anklagestand zu versetzen und nach einem und

Digitized by Google

demselben Rechtsparagraphen abzuurtheilen. Gerade der wohlwollende Eifer weiß die einzelnen Worte nicht genau abzuwägen, während es einen allgemeinen Münzfuß für den Styl Derjenigen gibt, die eben gar keine Meinung haben und nur das genaue Echo ihrer Vorsprecher im Souffleurloche sind.

Gewarnt durch mancherlei Beispiele, werde ich mich in meinen ferneren kleinen Berichten nur mit den Schöpfungen solcher Künstler befassen, von denen ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß sie die Freiheit der Meinung, die wie Luft und Licht Gottesgabe ist und Gemeingut sein sollte, und das Recht des öffentlichen Urtheils zu respectiren wissen. Möchte man im Auge behalten, daß ein Schriftsteller, dem die ganze Welt mit ihren Erscheinungen hinlänglichen Vorrath bietet, nicht nöthig hat noch gezwungen ist, auch die Kunst zum Gegenstande seiner Betrachtung zu machen und daß, wenn er dies thut, er der Kunst nur eine freiwillige Huldigung abstattet! Hat man die Wohlwollenden zum Schweigen gebracht, so möge man es sich selbst zuschreiben, wenn die Schadenfrohen Spottlieder anstimmen, die Neidischen triumphiren und die Uebelwollenden allein das Feld behalten! Solche Uebelstände, die aus einem fast künstlich erhaltenen, zu einseitigen Isolirungssystem hervorgehen, werden von Niemand tiefer gefühlt und schmerzlicher beklagt, als von einsichtigen und gebildeten Münchnern selbst, die theils einer ältern Generation angehören und den muntern Aufschwung der Münchner Kunst, wie die lebendige literarische Periode, als hier Spindler, Duller und viele Andere novellistisch und journalistisch thätig waren, miterlebt haben, theils als Zöglinge der Gegenwart mehr oder weniger von dem ganz naturgemäßen Drange erfüllt sind, sich der etwas eng begrenzten Localsphäre zu entreißen und an dem weitschichtigen Allgemeinleben der Zeit mitempfindend, mitdenkend und mitstrebend inniger Theil zu nehmen. Solche treffliche ältere und jüngere Männer werden gern einen Theil ihrer windstillen Gemüthsruhe für das Bewußtsein aufopfern, daß die Zeit von ihnen und sie von der Zeit einen mehr oder weniger erheblichen Gewinn zogen.

Die Franzensveste bei Brixen.

(Aus dem Tagebuche eines reisenden Militärs.)

Auf dem Wege über den Brenner, zwischen Sterzing und Brixen, eine kleine Stunde von diesem letztern Ort, kommt man an den Werken vorbei, welche diese Straße sperren, das Eisakthal beherrschen und diesen strategisch höchst wichtigen Punkt sichern sollen. Niemand wird seine Bedeutung in Abrede stellen, wenn er bedenkt, daß hier sich die drei nördlich aus Deutschland über den Brenner, aus Italien vom Garda-See und Etschthale über Trient und östlich aus Kärnthen über Dennburg kommenden Hauptstraßen in Brixen vereinigen. Er ist als der Stützpunkt anzusehen, von dessen Besitz die Sicherheit aller Operationen zwischen Italien und Deutschland abhängt; er kann gewissermaßen das Hypomochlium genannt werden, von dem die Hebelarme ausgehen, welche die kriegerischen Kraftentwicklungen auf beiden Seiten der Alpen, im Etsch- und Donau-Thale, bedingen.

Die Befestigung selbst besteht aus zwei abgesonderten, geschlossenen Forts, jedes aus einem System kasemattirter und crénaillirter Werke zusammengesetzt, deren fester, kunstreicher und zweckmäßiger Bau wirklich Bewunderung verdient, und welche auch vollkommen ihrem Zwecke, — der Sperrung des Passes — zu entsprechen scheinen, insofern man nämlich als Axiom annimmt, daß derselbe nicht mit leichter Infanterie umgangen werden könne, wovon sich zu überzeugen eine genauere Untersuchung des Terrains, als uns die Zeit unseres Aufenthaltes gestattete, nothwendig gewesen wäre.

„Bis hierher und nicht weiter" *) — drang Marschall Lefebvre mit seinem Corps, dessen Vorhut, ein Bataillon Sachsen, nach tapferer Gegenwehr hier von den Tyroler Bauern aufgerieben wurde. Die Besitznahme dieses Punktes durch die Oesterreicher, der auch ohne künstliche Befestigung nicht forcirt werden konnte, zwang die Division Bisson im J. 1809 bei Inspruck die Waffen zu strecken, und noch viele andere Ereignisse aller kriegerischen Epochen in Tyrol lassen sich von seiner Occupation oder deren Vernachlässigung ableiten.

Es scheint uns demnach allerdings eine sehr zweckmäßige Maßregel, daß man auf die Sicherstellung dieses Punktes bei Zeiten bedacht gewesen; und insofern ist die Befestigung von Brixen nur als höchst vortheilhaft anzusehen. Dennoch dringen sich uns dabei noch folgende Betrachtungen auf: Tyrol, durch seine geographische Beschaffenheit sowohl als durch den Heldensinn seiner Bevölkerung, zu einer großen Festung an sich, zu einem festen Bollwerk Deutschlands geeignet, hat sich seit Jahrhunderten als solches bewährt. Es ist die einzige Provinz des österreichischen Kaiserstaates, welche der Feind nie erobert hat. Nur durch Traktate nahm er es in Besitz, und es genügte stets der Wille und die Kraft der Einwohner, ihn wieder aus demselben zu verdrängen. Es fragt sich nun, ob die ungeheuern Kosten, welche die Brixner Befestigung veranlaßt haben muß, nicht besser angewendet gewesen wären, wenn man sich darauf beschränkt hätte, statt dieses Riesenbaues blos die wichtigsten Päße am Lech, der Scharnitz, der Eisak und der Etsch zu befestigen, auf den Brixner Höhen etwa ein paar Thürme oder geschlossene Redouten zu erbauen, mit dem Rest der Summen aber dem ganzen Lande eine militärische Organisation zu geben, welche die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus durch Nachlaß der Steuern noch mehr befestigt, den kriegerischen Sinn durch dahin bezweckende Uebungen erhöht und dadurch die Selbstvertheidigung um so mehr vorbereitet hätte. Würden im Jahre 1809 und 1814 die Franzosen oder Baiern außer Kuffstein noch eine zweite Veste, wie diese bei Brixen, inne gehabt haben, so hätte die Insurrection im J. 1809 schwerlich so schnelle und reichhaltige Erfolge mit sich gebracht, und der Rieder Vertrag im Jahre 1813 wäre

*) Steht auf einer Standsäule in der Nähe von Brixen.

Digitized by Google

so leicht nicht geschlossen worden. Ohne Festung gehört Tyrol immer Oesterreich, so lange in den Herzen der Einwohner die alte Anhänglichkeit in glühenden Buchstaben geschrieben steht; mit einer Veste, mit einem „Zwing-Tyrol“ kann es durch einen Federstrich auf ewig verloren gehen! —

Aber auch angenommen, daß die Befestigung von Brixen zweckmäßig, ja nothwendig und die dazu erforderlichen Kosten disponibel seien, scheint es uns doch ausgemacht, daß dieselbe in dem Defensiv-System der Monarchie auf keinen Fall die nothwendigste und dringendste im Vergleich mit andern gefährlichen Punkten ist. Gesetzt auch, ein Krieg mit Frankreich bräche aus, so wird der Feind, im Falle er am Mincio und an der Etsch siegt, gewiß lieber auf der Straße von Vicenza nach Udine, gegen Laibach und in das Herz der Monarchie dringen, als sich an dem felsigen Tyrol den Kopf anrennen, besonders wenn man im Gegensatz mit den früheren Kriegen annehmen darf, daß die würtembergischen und bairischen Heere sein Debouchiren gegen Bregenz, Augsburg und an den Inn verwehren.

Wie ganz anders aber stellt sich für Oesterreich die Gefahr im Falle eines Krieges mit Rußland heraus. Das Glacis von Ungarn, Gallizien, ohne einen festen Punkt mit zwei unvertheidigten Façen; — die Kehle, die Karpathen, ohne eine Vorbereitung zur Vertheidigung! Man denke sich zwei russische Armeen, eine von Warschau, die andere von Brody kommend, immer concentrisch wirkend, bei jedem Succes sich vereinigend, im schlimmsten Falle aber sich auf die Weichsel oder den Bug zurückziehend und das verfolgende Heer zu einer excentrischen Bewegung zwingend, wodurch es seine Basis, die Sau oder die Karpathen freigibt! Lassen wir noch, und diese Annahme ist im Falle eines russischen Krieges die wahrscheinliche, eine dritte Heeresabtheilung in der Wallachei und Moldau, am linken Ufer der jetzt schon de facto, wenn auch nicht de jure unter dem Flügel des russischen Adlers rauschenden Donau, gegen Siebenbürgen vorrücken, so können sich diese feindlichen Streitkräfte im Herzen von Ungarn die Hand reichen, auf ihrem Wege nur das kleine Carlsburg und das unbedeutende Leopoldstadt bis zu dem noch unvollendeten Komorn finden, — oder gegen Wien vorrücken, wo Ollmütz die erste und letzte Schranke ist, die sich ihrem Vordringen entgegenstellt!

Sollte also eine Festung in Gallizien, ein tüchtiger Waffenplatz in Oberungarn, etwa bei Kaschau oder Eperies, und einer in Siebenbürgen bei Hermannstadt oder Szay Varos, nicht Mängel im österreichischen Defensiv-Systeme sein, denen abzuhelfen die beim Brixner Bau verbrauchten großen Summen besser angewandt gewesen wären?

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Das Odeon. — Nachlässigkeit der Polizei und Mäntelemeute. — Berres und Endlicher. — Geymüller. — Eine Wunderhöhle. — Tschech und die philosophische Bildung der Berliner.

Man muß die Vergnügungssucht der Wiener kennen, um sich eine Vorstellung zu machen von der Spannung, mit welcher die gesammte Bevölkerung der Eröffnung des seit neun Monaten zum Tagsgespräch gewordenen großen Ballsaales in der Jägerzeile entgegensah. Die Wiener sind in diesem Punkte sehr ehrgeizig und grämen sich nicht wenig, daß Berlin, das knauserige Berlin, wie sie es nennen, ihnen hierin einen Vorsprung abgewonnen hat und in dem Kroll'schen Etablissement eine der französischen Hauptstadt würdige Festlocalität besitzt. Auf diesen gekränkten Ehrgeiz speculirend, hat es nun ein ehemaliger Blechwaarenfabrikant, Namens Fischer, unternommen, mit fremdem Geld, denn sein eigenes Vermögen ist nur gering, eine ähnliche Halle zu erbauen und man muß gestehen, der Mann hat von seinem früheren Beruf wenigstens die Kunst behalten, mit der Trompete der Reclamen vortrefflich umzugehen, so daß die willfährigen Journale monatelang eine förmliche Blechmusik organisirten, deren unverwüstliches Thema das Odeon war. Selbst der Neid muß demselben eine prachtvolle Eleganz und eine seltene Großartigkeit der räumlichen Verhältnisse lassen, denn der Saal hat eben so viele Klafter in der Länge, als der Stephansthurm in der Höhe, nämlich 72, die Breite beträgt 32 und die Höhe 8 Klafter. Blumengärten und plätschernde Springbrunnen schmücken den großen Saalraum, dessen Boden blos zum Theil mit Parketten zum Tanzen belegt worden, indeß der größere Theil mit sogenanntem Gypsstein gefestet ist. Rings um diese weite Halle streift eine Doppelgalerie, in welcher

Digitized by Google

zahlreiche Divans entgegenwinken, von denen man mit Bequemlichkeit die dufterfüllten Räume mit ihrer bunten Menschenmenge überblicken kann. Wer diese Galerien in beiden Etagen, auf welchen zugleich soupirt wird, langsamen Schrittes durchwandelt und sich die Sitzenden und Gehenden besieht, wird kaum in einer vollen Stunde seine Wanderung zurückgelegt haben. Doch alle diese Vorzüge haben die 4000 Besucher dieses Locales über die Entbehrungen nicht getröstet, die sie in der That erdulden mußten und wohin man namentlich den Mangel eines Rauchzimmers rechnet. — Es ist unverantwortlich, wie nachlässig unsere Polizei sich bei der Prüfung solcher Anstalten benimmt, welche dem Vergnügen des Publicums dienen sollen; man scheint dabei lediglich von der Voraussetzung auszugehen, für die Ballfreunde müsse Alles gut sein. Wäre dem nicht so, würden unmöglich derlei bedauerliche Störungen vorfallen können, wie sie am Abende des Eröffnungstages wirklich vorgefallen sind und welche sogar die Einschreitung einer bedeutenden militärischen Hilfe nothwendig machten. Womit will man die unbegreifliche Nachlässigkeit entschuldigen, daß die hiesige Baupolizei dulden konnte, bei einem Ballsaal von diesem Umfang, der an 10,000 Personen fassen kann, blos ein einziges Garderobezimmer anzulegen, dessen Thüre obendrein der Oeffnung eines Hundestalles gleicht? Nimmt man an, daß die Besorgung eines Mantels u. dergl. blos eine halbe Minute in Anspruch nimmt, so sind bei einer Anzahl von 4000 Ballgästen schon 33 Stunden erforderlich! So mußte es wohl geschehen, daß eine förmliche Mäntelemeute ausbrach, bei der trotzdem, daß die Soldaten zur Aufpflanzung der Bajonette commandirt wurden, in Folge der Kolbenstöße mehrfache Verwundungen Statt gefunden haben sollen. Viele ergriffen den vernünftigsten Ausweg und fuhren ohne Oberrock von dannen und ließen erst am folgenden Tage ihre Kleidungsstücke bei der Polizei requiriren.

In der letztern Zeit hat der Tod wieder starke Ernte gehalten und dabei auch manchen Baum entwurzelt, der ein Lebensbaum für Wissenschaft und Kunst gewesen und dessen Schatten die Zurückgebliebenen schmerzlich vermissen werden. Dies gilt ganz vorzüglich von dem kunstreichen Professor Dr. Berres, der als erster Professor an der Hochschule segensvoll wirkte und eine der ersten Zierden der medicinischen Facultät war, die noch immer die Glanzseite unserer Universität bildet. Er war ein echter Priester der Wissenschaft, rastlos und vielseitig und dabei von den liebenswürdigsten Sitten. Aus Göding in Mähren gebürtig, schwang er sich vom einfachen Badergehilfen zu der ansehnlichen Stellung empor, die er bei seinem frühzeitigen Hintritt einnahm. In dem Alter von 21 Jahren, 1817, wurde er bereits Professor der Anatomie an der Hochschule zu Lemberg und kam 1830 in gleicher Eigenschaft an die Wiener Universität. Sein großes und eigentliches Lebenswerk ist die „Anthropotomie", die besonders in der

Digitized by Google

zweiten Auflage 1835 dem Verfasser einen europäischen Namen verschaffte, indem er, zumal die Embryonologie darin, mit den scharfsinnigsten Entdeckungen bereicherte. Mikroskopische Anatomie war sein Lieblingsstudium, dabei trieb er jedoch noch mancherlei und warf sich enthusiastisch auf alles Neue. Kaum erscholl die Kunde von Daguerre's wundervoller Entdeckung wie eine Zaubermythe durch die Welt, so unternahm auch schon Dr. Berres die kostspieligsten Versuche, bis es ihm gelang, das von den Wellen des Lichtes gezeichnete Bild festzuhalten und durch den Druck zu vervielfältigen. Die Zeichnungen zu seinen anatomischen Schriften fertigte er alle selbst an, wie er denn überhaupt ein gewandter Zeichner und Maler war und eine auserlesene Gemäldesammlung besaß. Bemerkenswerth bleibt es, daß Berres Autodidakt gewesen und niemals den akademischen Gradus erworben, denn seinen Doctortitel erhielt er als Auszeichnung, ebenso wie Dr. Endlicher, der berühmte Botaniker und Polyhistor, der so eben eine Chinesische Sprachlehre in Lieferungen erscheinen läßt; ein neuer Beleg, daß Endlicher nicht blos ein gelehrter, sondern auch ein witziger Kopf ist.

Berres' Vater war Wundarzt auf dem Lande und stammte von einem spanischen Soldaten, Perez mit Namen, ab, der während des dreißigjährigen Krieges in Deutschland zurückgeblieben und daselbst seßhaft geworden war. — Der durch seinen kolossalen Bankbruch berüchtigte Banquier Geymüller hat aus dem Staate Ohio in Nordamerika hierher das Ansuchen gestellt, man möge ihm die straflose Rückkehr nach Oesterreich gestatten, indem er sich anheischig mache, sich mit seinen Gläubigern abzufinden. Wenn nun auch die Concursmasse durch den raschen Verkauf alles unbeweglichen Gutes und durch die zahlreichen Zahlungseinflüsse von Schuldnern des Geymüller'schen Hauses täglich anwächst, so zwar, daß, nachdem die auswärtigen Posten, deren Pfänder meist in den Kellern der Bank lagen und zuerst ausgelös't werden mußten, bereits befriedigt sind, Allen, welche eine gesetzliche Forderung an den Fallirten zu stellen haben, einstweilen vierzig Procente ausbezahlt werden können, und denselben weitere funfzehn Procent in Aussicht gestellt sind, der gütlichen Abfindung durchaus kein Hinderniß im Wege steht: so kann der mit Steckbriefen verfolgte Geymüller auch darum nicht zurückkehren, weil bei der zuständigen Criminalbehörde nicht weniger als achtzehn Klagen wegen Betrugs anhängig gemacht worden, deren Untersuchung ihren geregelten Gang fortgeht und gänzlich unabhängig von der Ausgleichung des Geldpunktes dasteht.

In der Nähe des Schneeberges war vor einiger Zeit eine merkwürdige Höhle entdeckt worden, die an interessantem Inhalt der berühmten Adelsberger Grotte Nichts nachgibt, und was Großartigkeit des Gangnetzes und Phantastik der Bildungen be-

Digitized by Google

trifft, diese noch überbietet. Der Besitzer, ein Herr von Steiger, hat sie Hermannshöhle gekauft und alles Mögliche gethan, um sie dem Besuche der Naturfreunde zugänglich zu machen, zu welchem Zweck Treppen und Geländer besorgt, ja selbst da, wo das Auge sich an den wunderlichen Formen dieser unterirdischen Märchenwelt weiden kann, Kronleuchter angeschafft wurden. Jetzt, wo der Eigenthümer über zweitausend fl. für die Besuchsfähigkei' und Ausschmückung der Berghöhle verwendet, hat sich plötzlich in der Person des Baron Dietrich ein Käufer gefunden, der dieses Naturwunder gegen eine namhafte Summe an sich gebracht und sie sicher der Oeffentlichkeit nicht entziehen wird.

Die Nachricht von der Hinrichtung des Königsmörders Tschech hat, wenn man anders die Wahrheit reden soll, in den hiesigen Kreisen einen höchst mißgünstigen Eindruck hervorgebracht; nicht als ob die Rechtmäßigkeit derselben dem geringsten Zweifel unterliegen könnte, aber die höhere Klugheit hätte, so meint man allgemein, in diesem Falle das Beil der Justiz abwenden sollen, denn die Gesetzgebung, die schon auf den bloßen Mordversuch gegen die Person des Monarchen die für den vollbrachten Mord bestimmte Strafe bemißt, hat das Staatsoberhaupt dadurch in die schöne Lage versetzt, in allen jenen Fällen, wo die verbrecherische Absicht an den Umständen gescheitert, das Recht der Begnadigung zu üben. Der gesunde Instinkt des Volkes nimmt es unter solchen Umständen niemals gut auf, wenn die Staatsgewalt, von keiner äußeren Nothwendigkeit gedrängt, den Richterspruch strenge vollziehen läßt und auf die mißliche Doppelstellung, die das Staatsoberhaupt als Object des beabsichtigten Mordes und als oberster Richter dem Angeklagten und der ganzen Gesellschaft gegenüber einnimmt, gar keine Rücksicht genommen ward. Am meisten jedoch hat sich das loyale Preußenthum in den Augen des österreichischen Volkes lächerlich gemacht, durch die Lamentationen in öffentlichen Blättern, welche eine ganz wunderliche Theorie von der solidarischen Haftung der gesammten Nation für die That eines Einzelnen aufstellten, die man mit bestem Recht einen christlich-germanischen Unsinn nennen könnte. Kann es in der That etwas Empörenderes geben, als die Bornirtheit, die sich darüber streitet, ob Tschech ein Slave oder Deutscher sei, und was jetzo zu thun wäre, um die befleckte preußische Nationalehre wieder rein zu waschen? Diese Blätter haben erst unlängst den Mangel philosophischer Geistesbildung in Oesterreich tadelnd herausgehoben, aber das können wir denen draußen mit voller Beruhigung antworten: Besitzt der Oesterreicher auch nicht die Philosophie der Schule, weiß er auch nicht wie Andere mit der wissenschaftlichen Terminologie eitles Schaugepränge zu treiben, so wohnt ihm doch eine gesunde Anschauung der Dinge inne, die er besonders dann erst recht zu schätzen weiß, wenn er an jenen, die sich als die Erbpächter

Digitized by Google

der Intelligenz geberden, Aeußerungen wahrnimmt, die unter dem Niveau des gesunden Menschenverstandes liegen. Als vor ungefähr zehn Jahren ein pensionirter Offizier aus den gemeinsten Motiven seine verbrecherische Hand gegen den damaligen Kronprinzen erhob und der Anschlag auf ähnliche Weise vereitelt wurde, da meldete sich Niemand, der sich des Namens Reindl geschämt und darüber gestritten hätte, ob der Verbrecher ein Deutscher, Italiener oder Slave sei. Diese sublime Vornirtheit war dem Staate der Intelligenz aufbewahrt, wo die Philosophie wild wächst, aber die Leute noch immer von unten herauf gerädert werden. Noch jetzt dienen mehrere Namensvettern des in den Kerkern von Munkacs gestorbenen Mörders in dem kais. Heere, aber keinem von ihnen ist es in den Sinn gekommen zu glauben, daß sechs gleichlautende Buchstaben ihn schänden könnten. Und doch sind wir Oesterreicher anerkannt loyale Unterthanen, die Alles begreifen, nur einen solchen romantischen Unsinn nicht, wie ihn der preußische Nationalschwung zu Tage gefördert.

Von der Freiung. —

II.

Aus Berlin.

Huber's Guerillaskrieg. — Zweifel an der Wirksamkeit des Localvereins. — Hermes. — Brüggemann. — Rauwerk. — Woeniger. —

Seitdem Herr Huber glaubt, in seinem Janus das schwere Geschütz gegen den flachen Liberalismus und Radicalismus abgeschossen zu haben, hat er nun auch einen Guerillakrieg gegen einzelne Persönlichkeiten angefangen, die das liberale Prinzip vertreten wollen. Und wer könnte die Natur des Guerillakrieges besser kennen, als Herr Huber, der über spanische Zustände ein dickes Buch geschrieben hat, welches freilich zu manchen seiner gegenwärtigen Ansichten eben so wenig paßt, als Heinrich Leo's „Vorlesungen über die Geschichte des Judenthums" zum gegenwärtigen Standpunkt dieses Hallischen Löwen. Das große Berliner M. in der Augsburger Allgemeinen hat allen Geifer und Groll des Herrn Huber auf sich gezogen und er geht in seinem Furor so weit, daß er es wagt, seine frühere Beschützerin und Ernährerin, die Augsburger Allgemeine Zeitung, mit jenen geputzten Frauenzimmerchen zu vergleichen, welche in unserm Kroll'schen Locale häufig die feine Welt zu spielen suchen. Nicht genug, daß er in der Deutschen Allgemeinen gegen das Berliner M. und die Augsburger Allgemeine zu Felde zieht, unverwüstlich, unermüdlich ist er, wie man es in einem Guerillakrieg sein soll, und im edlen Rheinischen Beobachter des ehrlichen Professor Bercht beginnt der Feldzug gegen das M. noch einmal auf's Neue. Das M. hatte sich einige Parteien in Preußen construirt, bei dieser Gelegenheit allerlei liebenswürdige Jon-

gleurkunststücke angewendet und sich in coquetten Paradoxen gefallen; das christlich-germanische Gemüth des Herrn Huber, als es die rothe Farbe des Jacobinerthums nun von ferne gewittert, bekam sogleich den Koller und da dieses edle Gemüth sich nicht an die Polizei wenden konnte, so hat es sich an die Deutsche Allgemeine Zeitung und den Rheinischen Beobachter gewendet. Man glaube indeß auswärts nicht, daß Herr Huber der große Mann ist, dem sich die preußische Regierung zur Vertheidigung ihres Prinzipes in die Arme geworfen. Herr Huber, der sich überall in Mißverhältnisse hineingebracht hat und der Nichts lieber wollte, als Marburg verlassen, hat sich der Regierung weit mehr angetragen, als daß sie ihn gesucht hat und sie wird ihn jedenfalls, ihn, diesen Bayard des Conservatismus, bald wieder fallen lassen, da er schon angefangen hat, in seinem Janus, der, beiläufig gesagt, hier nirgend gehalten wird, Prinzipien zu vertheidigen und Verdächtigungen auszustreuen, denen die preußische Regierung, der Natur der Sache nach, ihre Beistimmung nothwendig wird versagen müssen.

Obgleich Ihr Journal einen ausführlichen Bericht über die zweite Generalversammlung des hiesigen Localvereines gebracht hat, so fühle ich mich demungeachtet nicht veranlaßt, eben so genau über die dritte und vierte Generalversammlung zu referiren, welche in dieser Woche stattfanden, und worin die Berathung der Statuten endlich geschlossen wurde. Nur allgemeine Bemerkungen will ich mir erlauben; es sind drei bedenkliche Elemente, zwischen denen die Zukunft des Localvereines ruht, das Mißtrauen der arbeitenden Klassen selbst, das Mißtrauen der hohen Industriellen, dann das Mißtrauen der Regierung. Während man ihn in den untern Sphären, wo man vor Noth und Elend den Glauben an Humanität verloren hat, verlacht und verspottet, hat der hohe Industrialismus und die Regierung eine dumpfe Scheu, daß er sich communistischen Tendenzen hingebe, ja sogar ein festes Widerstreben gegen den reinen Associationsgeist, diese edelste Blüthe der Gegenwart, zu erkennen gegeben. Was kann unter solchen Bedingungen werden? Die letzten Generalversammlungen haben uns gezeigt, wohin man steuert, in der Besorgniß, auf jene gefährlichen Prinzipien zu stoßen. Die Arbeiter wollen eine That, sie glauben nicht mehr an Worte, sie wollen eine Selbstbetheiligung bei dem großen Werke; diese scheut man sich ihnen zu geben, man wird Nichts anderes einrichten, als ein neues Bevormundungssystem. Bei der Fassung, welche man den Statuten gegeben, ist an eine durchgreifende Wirksamkeit nicht zu denken. Zwar war die Generalversammlung bemüht, in die bureaukratische Gliederung der Statuten ein volksthümliches Element zu bringen, aber der große Industrialismus und das Comité, welches von den Bedenklichkeiten der Regierung bestimmt worden, beide vereint, wußten der Generalversammlung solche Schläge in's Gesicht zu

Digitized by Google

versetzen, daß der wichtigste §, welcher an dem einen Abend mit entschiedener Majorität angenommen und in dem zwei Bezirksberathungen für jedes Vierteljahr festgesetzt worden, von derselben Majorität schon an dem folgenden Abend wieder verworfen wurde. Dergleichen ist nicht geeignet, Vertrauen einzuflößen. Der Industrialismus, welchem die tiefe Ergründung der Armenfrage zuwider ist, da seine Stellungen und seine Verhältnisse bei einer solchen Gelegenheit, mehr als ihm lieb und vortheilhaft, beleuchtet würden, suchte geradewegs für sich besondere Vorrechte in Anspruch zu nehmen und den Verein ganz und gar in seine Gewalt zu bekommen, indem er behauptete, er kenne die Bedürfnisse und Bedrängnisse des Volkes am besten. Natürlich machte sich eine entschiedene Opposition gegen solche Anmaßungen geltend. Der Industrialismus hat allerdings die großen Bedrängnisse mehrfach herbeigeführt und er muß sie demnach schon kennen, aber eine andere Frage ist es, ob er redlich entschlossen ist, sie aufzuheben. Dieses bezweifeln wir entschieden, der Industrialismus, selbst wenn er es wollte, würde eine solche That nicht vermögen oder er müßte denn sein eignes Wesen aufgeben. Daran denkt er bekanntlich nicht; er will keine gründliche Erörterung der Frage, keine Leitung von innen heraus, er will, um seinen status quo zu erhalten, kleine Concessionen machen, Spar- und Prämienkassen errichten, und wenn er verlangt, daß ihm die Rettung des Volkes besonders anvertraut werde, ihm, der zu dem Volke in keiner humanen, sondern nur in einer rein und kalt geschäftlichen Verbindung steht, so ist das, als wenn die Katze sich um die Krankenpflege der Mäuse bemühen würde. Der große Industrialismus ist der entschiedenste Feind des Berliner Localvereins. Anders ist die Stellung des provisorischen Comité's zu beachten. In ihm ist wirklich guter Wille vorhanden gewesen, allein es hatte sich von vorn herein die Absicht gesetzt, den großen Zweck, den es gilt, im engen Kreise der bestehenden Zustände zu erreichen, deshalb die Furcht vor einem Verbote der Regierung, deshalb zuweilen die Herrschsucht und Eigenmächtigkeit, mit der es der Generalversammlung gegenüber trat, deshalb die Ueberschreitung aller parlamentarischen Formen, die der Präsident sich mehrfach zu Schulden kommen ließ. Das Comité fürchtete den Machtspruch der Regierung, indem es vergaß, daß dieser selbst daran liegen muß, eine Constituirung der Vereine herbeizuführen und dem Pauperismus gegenüber nicht die ausschließliche Verantwortlichkeit zu tragen, es wollte eine Bestätigung des Vereins à tout prix und als es zu seinem Entsetzen bemerkte, daß die Generalversammlung sich über die kleinen Bedenklichkeiten des preußischen Beamtenstaatslebens hinwegzusetzen begann, fing es an, als in der Minorität gebliebene P a r t e i gegen den entschiedenen Willen der Generalversammlung zu intriguiren. Es lag ihm alles daran, die zwei Bezirksberathungen jedes Vierteljahres, dieses einzige volksthümliche Ele-

Digitized by Google

ment der Statuten, rückgängig zu machen, sonst meinte es „werde der Verein zu Grabe getragen.“ Nachdem die Berathung der Statuten vollendet war, erklärte der Präsident, daß das Comité, bliebe der § 12 beibehalten, seine Functionen als beendigt ansehen werde und die Generalversammlung widerrief ihren Beschluß. Um das Comité zu behalten, gab sie sich selber auf; dieselben Redner, welche am vorigen Abende lebhaft und feurig für den § geredet hatten, sprachen heute gegen ihn, von den 249 Stimmen, die gestern seine Annahme herbeigeführt, waren kaum 20 desselben Sinnes geblieben. Die Generalversammlung war deutschsentimental geworden, die Drohung des Comités, abzutreten, hatte 500 Männer im tiefsten ihrer Seele erschüttert und fügsam gemacht, man wollte einen Verein quand même, man hat nicht bedacht, daß es einem so großen Zwecke gegenüber, wie er in den Worten des Statutes: „das Entstehen der Noth mehr zu verhüten, als bestehendes Elend zu beschwichtigen,“ ausgedrückt ist, weit vernünftiger ist, die Unmöglichkeit des Erreichens unter gewissen Hemmungen und Hindernissen offen einzugestehen, als die große Idee durch eine Mißgeburt ohne Kraft und Inhalt lächerlich zu machen und das Vertrauen des Volkes nur noch mehr zu schwächen. Nachdem die Generalversammlung dem Comité, auf Kosten ihres Charakters, auf Kosten ihrer Würde „Vertrauen“ bewiesen, hat dieses die Einreichung der Statuten bei der Regierung übernommen und es ist möglich, daß diese dieselben bestätigt, daß wir einen Verein, daß wir Vorstand, Ausschuß, Bezirksvertreter, ein ganzes Heer neuer Beamten erhalten, aber es täusche sich Niemand darüber, daß trotz des Vereines der Pauperismus alle Schranken der Gesellschaft durchbrechen wird. Eben die, welche sich auf ihren praktischen Sinn beriefen, werden sich als unpraktisch beweisen. Dem Kampf der Debatten, der Erwachung der Geister haben wir Interesse abgewonnen, von den praktischen Resultaten, welche man, mit Concessionen rechts und links gegen alles Bestehende, erzielen will, erwarten wir Nichts.

Hätte indeß die ganze Bewegung gar keine anderen Folgen, als daß durch sie der Regierung sowohl als dem aufmerksamen Publicum gewisse Parteiungen und publizistische Persönlichkeiten klar gemacht und verschiedene Illusionen zerstört worden sind, so wären diese noch immer bedeutend genug. Was die Parteiungen betrifft, so haben das Prinzip des Industrialismus und das der humanen Association ihre Kräfte an einander abgewogen und gesehen, was sie von einander zu erwarten haben. Was die Persönlichkeiten betrifft, so wollen wir hier noch einiger kurz erwähnen und ein verschiedenartiges Dreiblatt zusammenstellen: Hermes, Brüggemann, Nauwerk, die sich alle drei inmitten der allgemeinen Bewegung auf verschiedenartige Weise dargestellt haben. Hr. Hermes ist durch seinen verschiedenartigen Farbenwechsel schon zur Genüge bekannt, er stand auf der Seite

Digitized by Google

des Industrialismus und der Regierung, er compromittirte sich sogar mit größter Seelenruhe für dieselbe. Als beantragt wurde, daß der Localverein sich im Allgemeinen zu den Grundsätzen der Kabinetsordre bekennen möge, trat Hr. Hermes auf und bemerkte: daß es einem Preußen nicht erlaubt sein könne, sich nur im Allgemeinen zu den Ansichten seines Königs zu bekennen: ein guter Preuße werde das auch ganz im Besonderen thun. Solche Behauptung erregte natürlich einen großen Sturm, aber Hr. Hermes behielt seine ganze Ruhe und trat sogar für seine „Ueberzeugung" noch in der Vossischen Zeitung auf, indem er erklärte, daß sein Ausspruch nicht servil, sondern nur loyal gewesen sei. Hr. Hermes muß freilich solche öffentliche Gelegenheiten benutzen, um seine Loyalität am rechten Orte in Erinnerung zu bringen und alle seine Talente zu entwickeln. Aber nicht einmal das Berliner Bürgerthum hat sich durch seine große Ruhe und durch seine Redefertigkeit für ihn gewinnen lassen und wir hörten von einem schlichten Bürger in einer vorbereitenden Versammlung des Localvereins über Hermes und seine Stellung Ansichten aussprechen, deren Offenheit und Energie unser Erstaunen erregte. Männer, wie Huber, Hermes und Rousseau, die sich zu Rittern des Bestehenden machen, sind sehr traurige Spätlinge; das Geschlecht der Genz scheint verloren gegangen. In einer ganz eigenthümlichen Stellung ist uns Brüggemann erschienen. Brüggemann ist eine durch und durch noble Natur. Der Vorwurf der Unredlichkeit trifft ihn nicht, aber er wagt es nie, die Consequenzen seiner eigenen Prinzipien entschieden geltend zu machen. Er steht nicht über den Verhältnissen, er bleibt immer zwischen ihnen. So ist er auch mit sich selber in Widerspruch. Er saß im Comité und half Ansichten vertheidigen, an die er im Grunde seines Herzens nicht glaubt. Aber er bringt solche Opfer, um „praktische" Resultate und einen festen Punkt zu gewinnen. Er will sich „einwurzeln," wie er es selber genannt hat; er vergißt, daß solcher Schlauheit eine nicht geringere, mit aller Gewalt versehene mißtrauisch gegenübersteht, und daß das Terrain, welches er mühselig durch Rücksichtsnahmen aller Art zu gewinnen sucht, dann immer noch nicht sein eignes, sondern der Boden seines Feindes ist. Brüggemann glaubt unterminiren zu können. Dazu sitzen noch viele burschenschaftliche Elemente in diesem charaktertüchtigen Manne. Sollen wir nun noch von Nauwerk reden, so können wir sagen, daß in ihm das Prinzip des gutmüthigen Radicalismus zum Vorschein kommt. Nauwerk, dessen akademische Reden so viel Aufsehen machten, nicht ihres Inhaltes halber, sondern weil sie akademisch waren und man eine große Prinzipienfrage an seine Stellung knüpfte, spinnt seine Gedankengänge, wie ein deutscher Professor aus. Er bewegt sich in scholastischen Formen, er hat ein Schema fertig, wohinein Alles passen muß und wenn er zu einer scharfen Spitze gekommen ist, so

erschrickt er und biegt sie wieder zusammen. Nauwerk machte Vorschläge und brach sie dann wieder ab, bis wenig oder Nichts von ihnen übrig war. Er respectirt das Bestehende aus Gutmüthigkeit und wenn er einmal entschieden auftritt, so wird er es nur, um auch diesen Bergesgipfel bestiegen zu haben und sich um so bequemer in den stillen Thälern der Vermittlung ansiedeln zu können. Von Herrn Wöniger brauchen wir nicht zu reden Wenn er auch große Selbstzufriedenheit bei jeder Gelegenheit zu erkennen gibt, so fehlt ihm doch Alles, um sich als politischer Charakter geltend zu machen. Er kann höchstens den urtheilslosen Bürger durch seine Glattheit gewinnen und auf den scheint er es wirklich abgesehen zu haben. §

III.

Journalistik in München.*)

Eine kurze Skizze der Münchner Journalistik dürfte für die meisten Leser Ihrer Blätter um so weniger interesselos sein, als es gewiß zu den größten Seltenheiten gehört, wenn ein hiesiges Blatt den vaterländischen Boden überschreitet (natürlich mit Ausnahme der historisch-politischen Blätter und des Auslandes, die mehr wissenschaftlichen Inhaltes sind), da unsere Zeitungen über das Gebiet der Hof- und Localneuigkeiten nur selten hinausstreifen. Die einzige Zeitung, die, wie schon ihr Name zeigt, ein politisches Interesse in Anspruch nimmt, ist die „Münchner politische Zeitung.“ Sie ist halbofficiell und könnte auch ohne bedeutende Unterstützung von Seiten der Regierung nicht bestehen. Sie hat sogar in Loco wenig Abonnenten, da dem politischen Bedürfnisse der Bewohner Münchens die Augsburger Allgemeine abhilft, die hier in jeder Spelunke gefunden wird. Die politische Zeitung bringt uns selten leitende Artikel und hat auch auswärts fast gar keine Correspondenten. Ihre Spalten eröffnet sie mit Hof- oder Localneuigkeiten, dann folgen die wichtigsten, andern Blättern entlehnten politischen Begebenheiten. Bei der Auswahl derselben kann ihr jedoch Takt und Unparteilichkeit nicht abgesprochen werden und sie könnte in dieser Beziehung mancher officiellen Zeitung zum Muster dienen. Obwohl streng katholisch, hat sie sich noch immer von jenem ultramontanen Zelotismus, der die Augsburger Postzeitung und besonders die Passauer Kirchenzeitung charakterisirt, frei zu halten gewußt. Seit einem Jahre hat sie sich ein vergrößertes Format und ein Feuilleton zugelegt, das, außer sparsamen Notizen über Theater und Kunst, keine Originalartikel bringt. Als Redacteur dieser Zeitung nennt sich Dr. Beck, Verfasser einer Sammlung Gedichte, die an Inhalt und

*) Nicht vom Verfasser der Münchner Skizzen.

Die Red.

Digitized by Google

Form den Marienliedern von Guido Görres, dem Sohne der „Mystik" und „Deutschlands und der Revolution" würdig zur Seite stehen.
Ein Dioskurenpaar erblicken wir am umwölkten Horizonte unserer Journalistik, das in der Zeitungswelt seines Gleichen gewiß nicht mehr hat — die „Landbötin" und den „Eilboten." Welcher Richtung, welcher Gattung sie eigentlich angehören, ob der kritischen oder politischen, ob der publizistischen oder belletristischen — dieses Räthsel hat bis jetzt seinen Oedipus noch nicht gefunden. Unsre hiesigen Blätter, man muß es gestehen, haben keinen beneidenswerthen Stand. Es wird hier in der Metropolis die Censur auf eine Weise gehandhabt, wie sonst nirgends im ganzen Königreiche; durfte doch während der Ständeversammlung keines unsrer Blätter, mit Ausnahme der politischen Zeitung, die Landtagsverhandlungen bringen, bevor sie nicht die Augsburger Allgemeine gebracht hatte, welche sie dann auch als Quelle angeben mußten. Seitdem Regierungsrath Daxenberger, als Dichter unter dem Namen C. Fernau bekannt, die Censur handhabt, soll sich dieselbe jedoch einiger Milderung erfreuen. Sei dem, wie ihm wolle, es gibt eine negative Liberalität, von der unsre Blätter aber wenig wissen. Die beiden genannten Blätter gefallen sich in einer solchen detaillirten Ausmalung aller, auch der geringfügigsten Hofereignisse, daß jeder auch noch so loyal Gesinnte unangenehm davon berührt wird.

„Es kann den Kön'gen selber nicht gefallen,
„Dies heuchlerisch demüthige Geschlecht."

Diese Blätter haben ferner eine Rubrik „Allerlei", in der Politik und Kunst, Tagesgeklätsche und Feuersbrünste, Wetterprophezeihungen und Theaterrecensionen wie Kraut und Rüben untereinander gemischt sind. Die Landbötin besonders zeichnet sich durch ihren ungeheuern Reichthum und ihre große Auswahl an Unglücksfällen aus. Da bricht im ganzen Königreiche Niemand den Arm, da brennt zehn Meilen in der Runde kein Kamin, wovon sie nicht die erste Nachricht erhält und sie brühwarm ihren zahlreichen Lesern auftischt. Ja, ja ihren zahlreichen Lesern! Die Landbötin hat einige Tausend Abnehmer und wird besonders auf dem Lande stark gelesen. Die Hälfte ihrer Spalten nämlich füllen Annoncen, Ankündigungen von Auctionen u. s. w., wodurch sie besonders dem Geschäftsmanne unentbehrlich ist. Daß dieses Blatt zur Aufklärung viel beiträgt, läßt sich nicht in Abrede stellen, da es sich vermöge seiner löschpapiernen Natur zum Reinigen der Fenster als vorzüglich geeignet bewährt. Der Eilbote bringt auch Novellen und Erzählungen, aus andern Blättern und mit Verschweigung der Quelle, das versteht sich. — Ein besseres Streben läßt sich im „Volksfreunde" und im „Landboten" nicht verkennen; doch überschreitet der erstere nur selten das Gebiet der Localneuigkeiten. Er gibt wöchentlich zweimal ein belletristisches Beiblatt „das

Münchner Conversationsblatt" das großentheils Uebersetzungen und in seinem Feuilleton Theaterkritiken bringt, in denen regelmäßig für Fräulein Denker eine Lanze gebrochen wird. Der Landbote hat seit neuester Zeit besonders durch die Artikel des geistreichen Bruckbrau gewonnen; es ist das einzige Blatt, das nicht immerwährend den Leistungen des Theaterpersonals Weihrauch streut, sondern zur rechten Zeit auch wohl ein Wort des Tadels hören läßt. — Das „Tageblatt" entspricht als solches seinem Endzwecke vollkommen, es berichtet seinen Lesern mit genauer Sachkenntniß und strenger Wahrheitsliebe, daß dieses Haus in jener Straße angestrichen und jenes Haus in dieser Straße mit einer neuen Firma versehen worden ist; es ermahnt hie und da einen Hausbesitzer in rührenden väterlichen Worten, den Schutt vor seinem Hause wegzuführen, wobei es selten seinen Zweck verfehlt. Es verdient übrigens Anerkennung, daß es in diesem seinem Wirkungskreise der ausgedehntesten Preßfreiheit genießt. Das „Morgenblatt" ist nach Form und Inhalt dem Tageblatte fast ganz gleich, unterscheidet sich aber vorzüglich dadurch von demselben, daß es, durch die Ungunst eines tückischen Geschickes fast gar keine Abonnenten hat, während das erstere deren in Menge zählt, was schon deshalb schwer zu begreifen, weil es wöchentlich nur einigemal zu erscheinen braucht, während das Tagblatt täglich erscheint. Seit kurzer Zeit erscheinen hier auch noch die „fliegenden Blätter," eine Bilderzeitung, die oft äußerst witzige Karrikaturen bringt. Die beiden, ebenfalls hier erscheinenden Zeitschriften „das Ausland" und besonders die „historisch-politischen Blätter" sind zu bekannt, als daß sie hier mehr als einer bloßen Erwähnung bedürften. Weniger sind es die „gelehrten Anzeigen," das Organ der Akademie der Wissenschaften. Selbstständige Arbeiten zählen in diesen Blättern zu den außerordentlichsten Seltenheiten, es herrscht in ihnen noch der gute alte Brauch, über eine Kritik wieder eine Kritik zu schreiben, ein Brauch, den der gesundete und erstarkte Sinn unserer Zeit, Dank dem Himmel, schon lange in die literarische Rumpelkammer verwiesen hat. Dies das skizzirte Bild der Münchner Journalistik. Der Krebsschaden, der an unserer papierenen Oeffentlichkeit nagt, ist nicht zu läugnen, und doch wollen wir die Hoffnung nicht ganz aufgeben, daß auch unsere Tagesliteratur bald eine würdigere Stellung einnehmen wird; denn schon ist ein kleiner Theil derselben von einem unverkennbar guten Streben erfüllt.

Z . . .

IV.

Die Schattenseiten der Düsseldorfer Kunstwelt.

Zwei hiesige Künstler, der Maler Camphausen und Ritter werden demnächst mit einem gemeinschaftlichen Werke hervortreten, das,

Digitized by Google

abgesehen von seinem Kunstwerth, schon wegen der Originalität viel Glück unter allen Kunstfreunden machen muß. Sie geben nämlich die „Schattenseiten der Düsseldorfer Kunstwelt“ heraus. Die scharfsinnige Berliner Kritik wird hier sagen: das verstehen wir besser, namentlich wenn wir uns selbst dabei gehörig in's Licht stellen können. Aber tröstet Euch — Ihr versteht das nicht, denn Ihr kennt die Düsseldorfer nicht, und das ist dazu durchaus nöthig. Es sollen nämlich unter obigem Titel alle namhaften Künstler der Düsseldorfer Akademie portraitirt werden, und zwar nicht in gewöhnlichen philiströsen Bildnissen, sondern Jeder in seinem Atelier „mit einer verkürzten Ansicht seiner letzten Werke.“ Der drollige Titel wird dadurch gerechtfertigt, daß man die Figuren alle von der Schattenseite sieht, da ihre Vorderseite bei der Arbeit dem Lichte zugekehrt ist; jeder in seinem Heiligthume, worin es meistens so bunt aussieht, wie in dem Laboratorium eines Adepten des Mittelalters. Bunt sind die Farbenklekse auf der Wand, bunt die Kostümlappen auf den lebenden Modells oder den hölzernen Gliederpuppen, bunt liegen Skizzen, Tabak, Berliner Zeitungen, Fidibusse, Gypsfiguren rc. durcheinander — und doch sehen wir Alles nur in schwarzen Lithographien — also auch dies von der Schattenseite. Inmitten dieser Utensilien steht der Meister an der Staffelei, emsig malend, oder das eben Gemalte betrachtend, oder er sitzt radirend und zeichnend am Pulte, versteht sich, jeder ganz in seinem gewöhnlichen Habit. Die beiden Herausgeber zeichnen die Blätter selbst auf den Stein, man bekommt also lauter Originalzeichnungen. Für's erste haben sie eine Reihenfolge von 24 festgesetzt, darstellend die Künstler: Schadow, Lessing u. Sohn, Hilbebrandt, Schirmer, Schroedter, Kiederich, v. Normann, Schrader, Jordan, Ritter, Hasenclever, Mücke, Plüddemann, Sonderland, Carl Hübner, Scheuren, Stilke, Köhler, Kretzschmer, Canton, Steinbrück, Camphausen und die Künstlerin Baumann. Es sind dies nämlich diejenigen, die zur Zeit anwesend, größtentheils schon in den Entwürfen zur Zeichnung fertig sind. Die Uebrigen folgen, wenn das Werk Anklang findet, was wohl kaum zu bezweifeln sein dürfte. Wer unter den zahlreichen Kunstfreunden, der keine Gelegenheit hatte, die Schöpfer des Schönen in ihrem Wirken und Schaffen zu belauschen; wer ferner unter den Sammlern, der seine Leute alle kennt, hätte dieselben nicht gern im Bilde, und zwar Jeden wie er leibt und lebt? Als Titelblatt kommt ein plastisches Verzeichniß der Modellfiguren und Farbenreiber, klassisch gruppirt, damit man sehen kann, daß sie auch Künstler sind, wie Goethe von ihnen sagt. Das Werk soll in Heften erscheinen, und steht die Herausgabe der ersten Lieferung nahe bevor. W. K.

Digitized by Google

V.

Notizen.

Fichte über die französische Revolution. — Hartmann und die Czechen. — Prutz, ein Hochverräther. — Ein Wort von David Strauß. — Gegen das Tschechenthum. — Wie man eine Constitution macht? — Herr Negrelli. — Narrhalla.

— Fichte schrieb im Jahre 1794 „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die französische Revolution" ein Werkchen, das im Strome der Zeiten vergessen, nur von Wenigen noch gekannt, von den Wenigsten gelesen wurde, indem es ganz vergriffen und aus dem Buchhandel verschwunden war. Ein neuer Abdruck dieses Buchs, der vor uns liegt, war um so mehr ein Bedürfniß, da es — wenn wir einzelne Andeutungen Hegel's ausnehmen — bis auf den heutigen Tag das Bedeutendste, das Gründlichste ist, was je ein Deutscher über die französische Revolution geschrieben hat. Die Kühnheit und Energie des Gedankens und der Gesinnung dieses charaktervollsten deutschen Philosophen ziehen den Leser mit unwiderstehlicher Kraft an. Ein heiliger Eifer für Wahrheit glüht in Fichte, ein gewaltiger Grimm gegen die entsetzlichen Mißbräuche der guten alten Zeit, gegen schnöde Willkür und Unterdrückung, gegen die Feigheit und Halbheit eines in Selbstsucht untergegangenen Geschlechts. Der neue Abdruck dieser Schrift ist um so zeitgemäßer, da der durch die französische Revolution angeregte Prinzipienkampf noch nicht beendigt, da eben jetzt mehr als früher ein Streben nach seiner politischen Entwicklung in Deutschland ist. Was Fichte vor mehr als funfzig Jahren geschrieben, es ist auch heute noch lesenswerth. „Gewaltsame Revolutionen zu verhindern," sagt er, „gibt es ein sehr sicheres Mittel, aber es ist das einzige: das Volk gründlich über seine Pflichten und Rechte zu unterrichten." An einer andern Stelle sagt er: „Es gibt kein Drittes; man muß sich entweder in den Schooß der allein seligmachenden römischen Kirche werfen, oder man muß entschlossen ein Freigeist werden." L.

— Der Deutschen Allgemeinen wird aus Prag geschrieben, daß „die unter dem hussitischen Titel Kelch und Schwert erschienenen Gedichte Moritz Hartmann's dort außerordentliche Sensation machen." Besondere Begeisterung riefen die „böhmischen Elegien" hervor. Eine Schaar von Studenten feierte den Dichter kurz nach Ankunft seines Buches in Prag bei einem rasch improvisirten Festmahl mit Gläserklang, Toasten und Hussitenliedern. „Daß die Czechen," fügt der Corresp. hinzu, „nicht so fanatische Germanophagen sind, als die man sie ausschreit, beweist (der Umstand), daß auch viel Czechen mit beim

Digitized by Google

Feste waren und den echt deutschen Dichter feierten, der seinem Vaterlande zuruft: „An Deutschlands Halse wein' Dich aus!" ".

— Die preußischen Hochverrathsprocesse fangen an, so wohlfeil zu werden, wie die Spatzenorden vierter Klasse, von denen jüngst zweihundertfunfzig Stück auf einmal ausgetheilt wurden. Preußen ist nämlich ein junger Staat, der aber nicht, wie andere Emporkömlinge, auf die Jugend herabsieht; nein, in Preußen kann man's noch zu was bringen und ehe man sich versieht, hat man eine historisch politische Bedeutung. Byron erwachte eines Morgens und fand sich berühmt; ein Preuße kann sehr phlegmatisch zu Bette gehen und über Nacht ist er — staatsgefährlich geworden. Plötzlich stehen die hohen Doctoren vor seinem Bett und sprechen: „Erschrecken Sie nicht. 'S ist blos wegen Hochverrath. Sie haben vielleicht im Vorbeigehen etwas an der Staatsmaschine verrückt oder in Gedanken dem Rad der Geschichte in die Speichen gegriffen. Kleinigkeit! Passirt oft!" — Wenn man zwischen einem Tendenzproceß in Oesterreich und einer politischen Untersuchung in Preußen zu wählen hätte: — die Wahl könnte Einem schwer werden. Das alte Oesterreich thut doch gar zu stolz und aristokratisch; wenn man nicht wirklich, wie ein polnischer oder ungarischer Cavalier, sich mit der Macht, staatsgefährlich zu handeln, ausweisen kann, so bringt man es sein Lebtage nicht bis zum Hochverräther. Einem Literaten thut man schon gar nicht die Ehre an; der wird wie ein Lump behandelt, man setzt ihn auf den Schub, schnauzt ihn grob an, entläßt ihn wie einen Schuljungen mit einer Disciplinarstrafe und behält ihn väterlich im Aug'. Das ist allerdings nicht so gefährlich, aber beleidigend. Preußen dagegen ist viel moderner und gebildeter; Preußen erkennt die Macht der Literatur offen an. Mit Achtung, wie einem tapfern und mächtigen Feinde, begegnet es dem illoyalen Literaten; ja wie ein Privatmann, der gegen den andern processirt, so rüstet sich die preußische Regierung gegen den einzelnen Schriftsteller; sie bietet alle Waffen des Gesetzes, alle juristischen Finten und Paraden auf und geht so weit in ihrer Feindseligkeit gegen ihn, als das Kammergericht nur immer gestattet. Sie vergibt lieber sich selbst, als dem Ansehen, welches die Literatur in der öffentlichen Meinung hat. — In neuester Zeit wenigstens haben sich diese Gegensätze so herausgestellt. — Der neueste preußische Hochverrathsproceß. der gegen Robert Prutz eingeleitet ist, hat noch eine besonders komische Seite. Bereits vor einigen Wochen war er in der Aachener Zeitung angekündigt. Prutz, der Nichts davon wußte, erklärt in der Deutschen und Augsburger Allgemeinen, zur Ehre der preußischen Behörden müsse er die Nachricht für eine müßige Erfindung halten. Allen Lesern der „politischen Wochenstube," die als Anklagegrund angegeben wird, leuchtet es bei dieser Gelegenheit ein, wie wenig Glau=

ben unsere Zeitungen verdienen, da sie so absurde Fabeln verbreiten; — denn die „politische Wochenstube“ hat schöne Verse, einzelne gute Witze, wenig Humor und noch weniger Hochverrätherei. Plötzlich erfolgt eine zweite Erklärung des Dr. Prutz, worin er die erste berichtigt, indem ihm so eben vom Inquisitoriat in Halle wirklich die Hochverrathsanklage zugekommen sei. Er fragt zugleich, wie bei der großen Amtsverschwiegenheit in Preußen die Berliner Correspondenten drei Wochen vorher wissen konnten, was der unbeschränkte Regierungsverstand beschließen werde. Wer weiß aber, ob nicht die erste Prutz'sche Erklärung die zweite nothwendig gemacht hat; die hohen Behörden sahen nämlich erst aus dem Urtheil der Zeitungen, welche schöne Gelegenheit ihnen bald entschlüpft wäre, sich wieder einmal — beliebt zu machen.

Der würtembergische „Beobachter“ enthält einen vortrefflichen, mit liebenswürdiger Milde und Klarheit geschriebenen Aufsatz über die Angelegenheit des Professors Vischer „von einem zur Ruhe gesetzten Denker“ (Dr. David Strauß). Die Stellung der Universitäten zu Staat und Kirche ist in dem kurzen Artikel auf eine Weise bezeichnet, die den Nagel auf den Kopf trifft. Abgesehen davon, daß die Universität keine bloße Staatsdienerfabrik sein solle — da der Staat sie zwar erhalte, aber nicht gestiftet habe, noch als für seine jetzigen Zwecke allein gestiftet ansehen dürfe — fragt Strauß, ob es denn wahr sei, daß die Hochschulen anfingen, minder taugliche Staatsdiener als sonst zu bilden? Ob man denn über die Recepte der jungen Aerzte, über den Geist der jungen Assessoren, über die Verwaltung der Forsten und Gefälle u. s. w. klagen höre? Nein. Blos die Theologie beträfen jene Klagen. Da frage es sich aber, ob eine Kirchengemeinde selbst oder nur eine Partei innerhalb derselben diese Beschwerden erhebe. Immer sei nur der letztere Fall dagewesen. „Ein wirklicher Anstoß, den ein durch die neuere Schule gebildeter Geistlicher seiner Gemeinde gegeben hätte, ist noch gar nicht vorgekommen. Sondern, so oft ein freieres Wort von der Universität her verlautete, wurde im Lande Sturm geläutet über den *möglichen* Anstoß, den die unter solchen Einflüssen erzogenen Geistlichen *künftig* einmal geben *könnten*. Ei so wartet doch ab, ob sie einen solchen wirklich geben und gebet nicht voreilig ohne Noth selbst Anstoß durch Euer Lärmgeschrei! Schon jetzt sind ja viele im Amte, die sich der Richtung der Zeit in der Wissenschaft nicht verschlossen: und sie alle sind bis jetzt so vernünftig und gewissenhaft gewesen, der Gemeinde zu geben, was sie bedarf.“ — Der Streit komme vorzüglich daher, daß die Theologie auch auf außertheologischen Gebieten herrschen wolle, in deren Boden sie in früheren Zeiten Wurzel geschlagen, „wo sie der alleinige Behälter des geistigen Lebens der abendländischen Nationen gewesen.“ Der Aesthe-

Digitized by Google

tiker z. B. habe dagegen das Recht, auf seinem Gebiete die herübergreifenden kirchlichen Wurzeln auszuschneiden, wenn sie dem Anbau des ästhetischen Bodens hinderlich sind. Zuletzt bemerkt der zur Ruhe gesetzte Denker: „Daß die Seite der Vergangenheit in der Regel stark genug besetzt ist, dafür ist gesorgt und es liegt in der Natur der Sache; wer aber die Seite der Zukunft lieber ganz vertilgen möchte, der mordet das werdende Geschlecht im Leib der Mutter."

— Das Tschechenthum soll in Preußen ganz ausgerottet werden. Man weiß, daß schon Ein Namensvetter des Attentäters in Echt umgetauft wurde; jetzt hat eine Namensvetterin desselben, die Frau Bauinspector Tschech in Ratibor, vom König von Preußen die Erlaubniß erhalten, sich Treblin zu nennen. Tschech soll aber in Schlesien sehr häufig vorkommen; wenn daher Alle, die so heißen, bei ihrem König um Namen petitioniren sollten — wie nach der Schöpfung die unschuldigen Thiere, als sie zu demselben Zweck in alphabetischer Ordnung an Adam vorbeidefilirten — so dürfte vielleicht doch einige Verlegenheit entstehen. Wir würden dieser Noth lieber durch ein Decret vorbeugen, welches alle Verwandten oder Namensvettern des Attentäters mit einemmal in Müller, Schmidt oder Schulze verwandelte; vorausgesetzt, daß die Inhaber dieser in Deutschland so populären Namen nicht dagegen protestirten.

— Bezeichnend für die politische Einbildungskraft und Vorstellungsweise des Berliner Publicums ist die jüngste Erfindung der dortigen Fama. Preußen solle eine Constitution kriegen, hieß es; der König hat dem Volke die Maß nehmen lassen und drei verschiedene Verfassungsröcke zur Probe bestellt; welcher dann dem zarten Bengel am besten passen werde, der solle, mit einigen Aenderungen vielleicht, behalten werden. Die drei Musterschneider waren: Ritter Bunsen, Minister von Arnim und Herr von Canitz. Ein hoher österreichischer Staatsmann sollte vorerst die drei Entwürfe corrigiren und Sr. Majestät der König von Preußen sie in letzter Instanz revidiren. — Welcher Berliner Spottvogel hat diesen Witz gemacht? Der Vollständigkeit wegen müßten eigentlich die drei Constitutionsentwürfe erst auch dem Kaiser von Rußland und den andern Potentaten orbis terrarum, dann aber erst dem Bundestag zur Begutachtung vorgelegt werden.

— Herr Louis Negrelli ersucht uns um eine Berichtigung dessen, was über die Staatseisenbahnverwaltung Oesterreichs in Nr. 3. d. J. gesagt wurde. Der Artikel, schreibt uns Herr N., scheine aus richtigen Quellen geschöpft zu sein, enthalte jedoch in Betreff seiner einige Unrichtigkeiten. Wir geben daher gern zur Verbesserung derselben die Hauptdata aus der öffentlichen Laufbahn des Herrn N., nach dessen

eigenen Andeutungen. Negrelli war schon im J. 1819 Praktikant bei der k. k. Prov. Baudirection in Tyrol, war jedoch nie Wegweiser; 1826 wurde er Kreisingenieur-Adjunkt in Vorarlberg, dann Kreisingenieur und mit der Regulirung des Rheinstroms, später mit den Rheinbauten und der Entwässerung des Fürstenthums Lichtenstein beauftragt. 1832 wurde er, nachdem er schon früher den schweizerischen Regierungen in mancher technischen Frage nützlich gewesen, als Wasserbauinspector, mit Genehmigung der öst. Regierung, nach St. Gallen berufen und wirkte für die Umgestaltung aller Straßen in der Schweiz. Eben so war er von 1835 an als Oberingenieur des Vorortes Zürich für die ganze Schweiz thätig. 1840 erst wurde Herr Negrelli als General-Inspector der Ferdinands-Nordbahn berufen, im October 1841 wurden unter seiner Leitung zweiundzwanzig Meilen vollendet. Pecuniär hat er dabei Nichts gewonnen, was ihm seine Stellung in der Schweiz nicht in demselben Maße gebracht hätte; der einzige Vortheil, den er bei Annahme dieser Berufung im Auge hatte, war der, seinem Vaterlande Oesterreich (Herr N. ist Südtyroler) statt dem Auslande dienen zu können. Im Ganzen also, schließt Herr Neg., war seine Laufbahn keine „merkwürdige," wie es in jenem Bericht der Grenzboten hieß, sondern eine „ganz einfache."

— Die Mainzer Narrhalla fängt wieder an, ihre rheinische Lustigkeit auch in dem übrigen reflexionsvollen Deutschland zu verbreiten. Kalisch, von dem das orakulöse Gedicht an den König von Baiern im vorigen Jahre herrührte, ist dieses Mal fern; der Humor steckt aber am Rhein im ganzen Volksleben, nicht blos in einzelnen geistvollen Köpfen. Die Deputirten des rheinischen Provinziallandtags werden durch eine feurige Adresse zur Standhaftigkeit ermahnt und Arnoldi von 4000 Kölnern mit Fackelzug und Festessen gefeiert. Ist das nicht auch Humor? Wir haben es längst gesagt, daß Zweckessen noch gar Nichts bedeuten. Zweckfasten müßt Ihr können.

— NB. Wir ersuchen unsere geehrten Herrn Correspondenten, besonders die aus Wien, Breslau und München, ihre Berichte um etwa drei Tage früher abzusenden, weil sie sonst ohne unser Verschulden stets eine Woche lang liegen bleiben müssen.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Aristophanes und ein Wiener Localdichter.*)

Von

Lud. Aug. Frankl und Ad. Schmidl.

A. Ich grüße Dich! — ich komme aus des Orkus Nacht,
Hieß Aristophanes, als mir das Licht gelacht.
Der Erste bin ich fast seit Urweltzeiten,
Der Einzige, durch manches Meisterstück —
Ihr sagt es — und nur Lumpe sind bescheiden,
Grob sein und selbstbewußt, das ist antik.

L. Ich grüß Dih, ah, gehorsamer Diener,
Du bist a Ratz und ih a Wiener.
Erschrecken thu ih nit, hab kriegt schon Wir,
Der die aum Bugel hat, erschreckt vor nir.
Das Grobsein is ah schon modern,
's ist 'sKräftigste gar oft an unsre Herrn.
Nu, 's freut mich, daß ich hab die Ehr,
Ich bitt nehmt's angre Stuhl, mein lieber Herr,
Des seidt's — das was ih doh noh — ih
Stark übertragen — aber a Genie.

A. Ich komme zu sehen, wie weit nach zweimal tausend Jahren
Ihr mit dem Thespiskarren vorgefahren,
Und seh — Insektenhülsen alle Charaktere,
Das Leben überall herausgeschlüpft,

---

*) Siehe Nr. 5 der Grenzboten. — Das Gedicht ist in Wien von der Censur gestrichen worden, circulirt aber dort in bald hundert Abschriften, so daß wir keinen Anstand nehmen, es auch hier zu veröffentlichen.

Die Red.

Nur selten ein Gedankelchen auf wüstem Meere,
Ein Floh, der über einen Waschtrog hüpft;
Salongeschwätz und Decorationen
Und auf den Reden Schminke fingerdick,
Wie auf dem Angesicht der Histrionen,
Der Held ein preisgegebner Galgenstrick.
Beim Herkules! ich bombardirte Fürsten —
Verzeih, anachronistisch brauch' ich Bombardon;
Ich sagte ihnen frei, wornach wir dürsten,
Ich schalt das Volk im derbsten Redeton,
Feldherren fühlten meine blut'ge Geißel,
Tragöden, Philosophen hab ich oft gerupft,
Frivole Herrn vom Pinsel und vom Meißel
Mit Lapis infernalis scharf getupft.
Was durch die Adern rann dem Volkesherzen,
Durch lust'ge Masken stellt ich's heiter vor,
Und seine Freiheit, Lust und seine Schmerzen
Sah mir der Bürger, einzeln bald, und bald im Chor.
Er kam nicht in's Theater, um zu gaffen,
Er spielte mit und schuf den Ernst, den Spaß,
Was treibt denn Ihr für Spiel, Ihr Musenlaffen!
Zum Teufel! seid Ihr denn kein Volk? he? was?
L. A Volk? Ma sicht's, ös seidt's schon nit von heut.
A Volk? Wir sind a Haufen gute Leut.
Zwa Haufen, muß ich eigentlicher sagen,
Dö G'ringen und dö d'Nasen höher tragen,
An jäder Haufen sein Kumödi extra hat,
Die Volkskomödie die is draußen vor der Stadt
Und in der Stadt ist d'Nationalkomödie,
Da darf kein Spaß drin seyn und lauter Prädi
Ih möchts kein'nd rathen, daß er so was macht,
Worüber man so recht von Herzen lacht.
Da rufen gleich die gstatzten Herrn aus,
Wan's glacht hab'n gnug: das ghört in d'Vorstadt hnaus;
Kurz wann für's Volk bei uns was Aner macht
So wird er nur en Bagatel betracht.
A. Ihr seid kein Volk? Ei, das ist ja das Nächste!

Da belle Cerberus doch drein!
Das Wenigste und doch zugleich das Höchste,
Was Menschen werden können, ist ein Volk zu sein!
Habt Ihr nicht Feinde? Habt Ihr keinen Engel,
Ich wollte sagen Sokrates, verzeih,
Bestechliche Beamte, sonst'ge Flegel,
Berühmte Phrynen, Aerzt', Rechtsfeinde und derlei —
Habt Ihr denn Nichts, was würdig des Karnüffelns sei?
L. Da hat er uns was Neu's erzählt,
Der Musje Ratz, da aus der alten Welt?
Wir habn's schon, aber's derfen is die Sach,
Probir's amahl und schau di an hernach.
Wann Einer nur bei uns an Greißler schiggelt,
Wie Du sogar den Sokrates hast prigelt,
A Kramer und sein Commis hängt an Proceß Dir an,
Bringst seine Streich wo im Theater an,
Probir's, bring aufs Tapet die Elßler und den Genz,
Glei wird a Lermen gmacht, an allen Ecken brennt's,
An Jeder ist da viel zu Hoppadaschi.
An Jeder ist a Gott, all's andr ist Bagaschi.
Des habt's a Volk, für das habt's Alles thon,
Bei uns thut Jeder Alles für sein Person.
A. Person! nun ja, die Maske heißt Person —
Gelingt's Euch nicht, in Masken zu verhüllen
Gestalten, die mit Zorn die Welt erfüllen,
Und sie zu setzen auf des Lächerlichen Thron?!
Was Aristoteles Euch, der Pedant,
Mit seinem Eins in Dreiheit vorgeschrieben,
Ihr habt es nachgebetet lang durch alles Land,
Mein Beispiel scheint den Herrn nicht zu belieben!
Lebendig ist die That und kalt die Regel.
Die Frösche schrieb ich, Wolken und die Vögel.
Im Sumpfe quakt die Wirklichkeit, die Menge —
Die Wolken schweben hoch, das Ideal,
Und zwischendurch verbindende Gesänge.
Von Thaten auf zum Traum, von Nacht zum Strahl.
Habt Ihr Gedankenadler, die zur Sonne dringen,

Um Licht dem quakenden Geschlecht zu bringen?
Die von der Wolken goldner Freiheit reden,
Wenn sie das Sklaventhum des Sumpfs befehden?
Gedankenadler, die melodisch kreisen
Erd' auf zum Himmel auf saphirnen Gleisen,
Daß endlich aller Sumpf zum Saatfeld werde,
D'raus Lerchen Freiheit singen auf der Erde?
Du aus dem Land mit Lerchen in dem Schilde,
Habt Ihr Gedankenadler im Gefilde?
L. Gedanken hab'n wir schon, Gedanken gnua,
Die Vogerln lassen wir fliegen immer zua,
Versteht sich aber allweil nur die klann,
Was so d'Strichvögel und d'Zaunschlupferln san,
Die aber dö du manst, die großen gar,
Die Adlergedanken — no — an so alle Jahr;
Wann's aber ah schon manchmal da sind g'wesen,
So sucht's kein Mensch im Nest, sie bleiben ungelesen.
Uiberhaupt wer da kummat mit Gedanken,
Da wurden sich die Zuschauer schön bedanken;
A bissel a liederlichs Zeug aus'n Französischen übersetzen,
Und anlegen schön mit seidenen Fetzen,
Ein Ehemann, der dumm is und dasi
Und a galante Frau, das ist heut zu Tag gspasi
Da mischt man a Paar lustige Liedeln hinein
Und die ganze Komödie wird fertig sein.
A. Wär ich kein Geist, mir frör das Herz zusammen
In der modernen, gaserhellten Nacht,
Doch sag', gibt's keinen, der im Herzen Flammen
Und auf den Lippen führt der Rede Macht?
Der Schädel spalten kann mit seinen Blitzen
Und, wenn es gilt, die Esel niederwitzen?
Im engsten Raum läßt sich ein Höchstes leisten
Und tiefstes Weh aussprechen sich mit Schmerz,
Da gilt es nur ein männliches Erdreisten,
Gesunden Sinn, am rechten Fleck das Herz.
L. Ah! Herzen sitzen schon noch am rechten Fleck
Und wir haben auch noch Leut' kräftig und keck.

Versteht sich so keck, daß die Keckheit nicht wird schaden,
D'a fallt mir Aner d'rin, der hat besonders gerathen,
Der kann schon schreiben und der traut si,
Wann er a Meinung hat, so sagt er laut sie;
Der läßt's Volk reden, wie ihm der Schnabel is gwachsen
Und nicht nach den Adelung in preußisch Sachsen.
Der hat a Stuck g'schrieba für uns alle miteinand,
Dann wir hängen alle an deutschen Vaterland.
Der hat sich noch niemalen ein bissel genirt,
Ein Jeder kriegt seinen Theil, daß er's gspürt.
Schau's an, Aristophel, schau's an, das Komödispiel,
Das is ganz a Wasser auf Dein Mühl.
A. Nun denn, wo Einer ist, bald findet sich ein Zweiter,
Ein Dritter bald, ein Chor, so greift es weiter.
So recht! Dreschflegelt nur Philisterköpfe
Und stutzt der Abgeschmacktheit frisch die Zöpfe.
In Kunst und Leben bläut den Unsinn nach der Klafter,
Aus Büchern und aus Fenstern ringsum gafft er.
Schafft Werke nur und werft dem Volk sie an die Stirne,
Da regt es sich in noch so langsamem Gehirne.
Nicht früher mit der Arbeit müßt Ihr endigen,
Bis rechter Sinn und That sich verlebendigen.
Auf, meine Nachwelt, auf! daß sich die Lüfte reinigen!
Vor Allem kühn und grob, das wird die Blüth' beschleunigen,
Und wenn dann auf die goldnen Früchte brechen,
Dann komm ich nachzusehen, dann wollen wir weiter sprechen. —

Digitized by Google

Deutsche Scenen aus dem vorigen Jahrhundert.

Nach italienischen Familienpapieren von F. Gustav Kühne.

3.

Der Reichsgraf.

Der Fürst saß schon bei der Suppe und empfing uns mit einer gravitätischen Schwenkung des Vorlegelöffels. Er hatte seine Jagdkleider mit einem alten Schafpelz vertauscht und gewährte uns in der seltsamen Zipfelmütze, die er von irgend einem Bauern geborgt zu haben schien, den Anblick eines Häuptlings jener nordischen Barbaren, die wir in ein fernes Thule versetzen. Sehr willkommen! sagte er in seiner polternden Vertraulichkeit. Geistliche sind mir immer sehr lieb und werth. — Aus Genf? So so! aus der Heimath jenes famosen Sonderlings, Jean Jacques Rousseau, der sein Religionsbekenntniß wie einen alten Rock wechselte. Den einen Rock hielt er sich zum Spazierengehen, den andern zog er Abends an, wenn er schläfrig wurde. Er machte in Sachen unseres Herrn und Heilands so rasch, wie man die Hand umdreht, den Ueberläufer!

Wir hatten uns kaum gesetzt, als er uns aufforderte, ihm über Rousseau unsere Meinung in die Suppe zu brocken!

— Monseigneur! sagt' ich, halten ihn für keinen ehrlichen Menschen?

— Doch, doch! rief er; aber er war nur ein Genie und von Genies halt' ich mir am liebsten, um sie studiren zu können, eine Galerie in meinem Tollhause. Ehrlich? Wen der Voltaire hinterlistig mit seinem Geifer beschmutzt, der muß von Hause aus ehrlich sein, und ich wünschte nur, daß der preußische Friedrich, der sich nun

Digitized by Google

einmal zum Augustus dieser französischen Schöngeister aufgeworfen hat, in seiner Wahl lieber auf den tollen Bürger von Genf gestoßen wäre. Da wär' er doch am Ende auf Quellwasser statt in Sümpfe gerathen. Hat Rousseau recht, so sind alle Menschen Narren, hat Voltaire Recht, dann sind wir alle lauter Schurken. Und das ist, sag' ich, der Sumpf, in den man bei ihm geräth. Ja, mit den elenden, wüsten und doch immer lächelnden Spöttern des Heiligsten gibt sich dieser Friedrich ab, duldet sie in seiner Nähe, gefällt sich in ihrem Umgang und läßt durch den Secretär der Berliner Akademie Lobreden auf sie halten, die er selbst verfertigt, aber die ihm sein boshaftes Waschweib Voltaire erst säubern muß. Deutsche Schriften, die mit den Waffen der Vernunft die Wundertheorien des alten Glaubens bekämpfen, läßt er verbieten, schickt die Drucker nach Spandau!

— Vielleicht, nahm ich das Wort, will die Majestät von Preußen gewisse Aufklärungen über das Christenthum nur innerhalb der Kreise einer gewissen bevorzugten Bildung zulassen; gewisse Ueberzeugungen sind vielleicht nur für das Volk verderblich.

— Volk, Volk! rief der Fürst, wer will da die Grenze ziehen! Ich selbst bin vom Volk und die fürstlichen Liebhabereien von Sanssouci fressen sich wie ein schleichendes Gift bis in's Mark des Volkes. Guter Freund, was die Fürsten in Deutschland privatim treiben, das hat der große Hause noch allezeit nachgeäfft! Laufen sie doch gleich hin, gaffen und sind außer sich, wenn sich Einer mit 'nem Bischen Witz und Scharfsinn geltend macht! Und so wird immer ihr bestes Gefühl, das Gefühl der Hingebung, zur Narrheit und Egoisten füttern sich mit der Liebe des Volkes. Dieser Friedrich ist ein ungewöhnlicher Mensch, weil ihn die Schwäche und Erbärmlichkeit seiner Mitmenschen bedeutend macht; ein Spiegel deutscher Fürstentugend wird nimmermehr aus ihm. Im Grunde paßt er auch zu diesem boshaften Pavian Voltaire. Voltaire hat das Christenthum in Fetzen gerissen, damit er witzig sein kann, und Friedrich stürzt im Interesse seiner Hausmacht das deutsche Reich über den Haufen. Beide haben die Lacher auf ihrer Seite, daß Gott erbarm!

Er hatte während dessen mit der Gabel einen Fasan gespießt, hielt ihn in freier Luft vor sich hin und säbelte links und rechts die Stücke herunter. Hier ein Flügel und da eine Keule! sagte er

Digitized by Google

eben so zornig als wohlgemuth. Schlesien ist ein fetter Bissen! hol's der Kuckuk! was bleibt am Ende vom heiligen römischen Reich übrig?

Er hatte das Geripp des Vogels in der Hand, drehte es nach allen Seiten und warf es den Doggen zu, die im Halbkreise um seinen Stuhl lauerten und über die Beute herfielen.

— Aber wo bleibt nur der Herr Pfarrer, unser Sanct Sebaldus? fragte der Fürst, indem er uns die Schüssel reichte. Dieser wackere Kämpe gegen Preußenthum und Blitzableiter, gegen Aufklärung und alle Naturgeschichte, er wird sich doch nicht vor mir fürchten? Ich kanzele ihn herunter und dazu trinkt er ein Glas Bier. Wenn ich fort bin, kann er wieder kanzeln! Basta!

In dem Augenblick führte der Kammerherr den Gerufenen in's Zimmer. Pater Sebaldus hatte ohne Begleitung einiger Diener des Reichsgrafen seine Wohnung nicht verlassen mögen. Haha! sagte dieser, Ihr habt den Blitz auf die preußischen Werber herabrufen wollen, und da er ganz wo anders eingeschlagen, so meint Ihr, jene Kerle seien mit dem Teufel im Bunde?

Der Pfarrer, ein runder, feister Mann, der von sehr gutem Bier und seinem überlieferten Christenthum lebte, schien auf eine Debatte, wie sie jetzt über ihn ergehen sollte, nicht eingerichtet. Er legte sein vollwangiges Angesicht bald auf die eine, bald auf die andere Schulter, blickte mit schrägen Augen in die Welt hinein und besaß als die beste Waffe zur Entgegnung jenes überwache Lächeln, das selbst der Weisheit einen zu hochmüthigen Anstrich gibt. Es quälte ihn offenbar, über geistliche Dinge hier ganz weltlich verhandeln zu sollen. Er drehte sich furchtsam hin und her, als suchte er im Nothfalle nach dem Loche, das der Zimmermann offen zu lassen pflegt. Vielleicht war er nur auf der Kanzel muthig, wo er von Sodom und Gomorrha sprechen durfte und Gott und Teufel dicht beisammen in der Sacktasche hatte. Lieber Herr Pfarrer, sagte der Reichsgraf, ich glaube, es gibt gar keinen Teufel mehr in der Welt, wohl aber allerhand kleine Teufeleien unter den Menschenkindern. Ihr habt mir die Aeltesten im Dorfe aufgewiegelt, daß sie sich zusammenthaten und bei Eurem Bischof gegen meinen Blitzableiter einen rechtgläubig christlichen Protest einlegten. Hör' Er mal, Herr Pfarrer, ich bitte, wo sitzt da bei Euch das Christenthum? In sechs

Digitized by Google

bischöfliche Dorfkirchen hat das Wetter eingeschlagen, weil sie den Blitzableiter für eine verruchte gottlose Neuerung halten. Ich hab' meinen Kirchthürmen die gottgefällige und segensreiche Erfindung des großen Franklin in Amerika aufgesetzt, und siehe da, wir sind alle verschont geblieben. Wo ist nun da Gottes Hand sichtbar, und wo liegt der Hund begraben? Wenn es noch in der Welt einen Teufel gibt, so steckt er in Eurer Verschlossenheit, Schwerköpfigkeit, Hartnäckigkeit! — Aber kommen Sie her, Herr Pfarrer, und trinken Sie, das Bier ist gut. Ew. Ehrwürden werden es nicht verschmähen, mit einem lutherischen Ketzer anzustoßen. Setzen wir uns, Herr Pfarrer, weil wir doch allzumal Sünder sind, und unser Herr und Heiland saß ja selbst mit den Zöllnern zu Tische.

Pater Sebaldus hatte wieder sein geheimnißvolles Lächeln, das zwischen Demuth, Weisheit und Dummheit schwankte. Ew. Erlaucht hätten nur, sagte er, indem er nach dem Fasanflügel in der Schüssel griff, uns nicht das Glockengeläute verbieten sollen.

— So! fuhr der Reichsgraf heraus. Also in physicis et naturalibus wollt Ihr kein raison annehmen! Herr Pfarrer, unsere Thürme sind vom Wetter verschont, weil die Glocken still hingen und nicht durch die Schwingung der Luft die elektrische Entladung an sich zogen. Nimm doch nur ein Bischen Vernunft an, alter Knabe, und erkläre Dich nicht so breitstirnig gegen alle Naturgeschichte!

Der Pfarrer arbeitete eifrig an seinem Bratenstück und erklärte sich nicht weiter gegen die Naturgeschichte.

— Sehen Sie, so geht mir's mit meinen geistlichen Herrn, sagte der Reichsgraf, indem er sich an uns wandte. Mit meinen evangelischen nicht besser! Hab' ich mir da ganz frisch von der Mutter fort einen funkelnagelneuen Hofprediger verschrieben. Er hat in Tübingen studirt, er hat die besten Zeugnisse und ich zahle ihm, was nur Gottes Wort an einem kleinen Hof verlangen kann. Aber glauben Sie wohl, daß der Mann im Stande ist, mich von der Unsterblichkeit der Seele zu überzeugen? Ich meine, so was man aus dem Grunde hieb- und stichfest überzeugen nennt. Wir debattiren stundenlang hin und her und wenn ich alle seine Argumente aufgezehrt habe, kommt er immer wieder auf den verzweifelten Schlußpunkt: Wenn es keine Unsterblichkeit gäbe, — dann müßte es ja gescheidter sein, wir lebten wie das liebe Vieh. Und ich zweifle denn wirklich

nicht, daß wir bei so bewandten schwachen Beweisgründen allerdings im Stande der Unschuld und der Vierfüßer verbleiben. Da hab' ich nun hier meinen katholischen Pfarrer. Ich will ihn jetzt nicht weiter belangen, denn während er so eifrig die Sterblichkeit dieses Vogels beweist, möchte er sich um die Unsterblichkeit eines so körperlosen Dinges, wie die Seele ist, nicht viel bekümmern. Mit einem Priester von der alten Mutterkirche hätte ich so gerne allen Ernstes einen Disput! — Aber Eins müßt Ihr mir doch sagen, lieber Herr Pfarrer! Was macht denn die alte Nonne drüben? Sie hat die Schwindsucht und heilt durch Händeauflegen. Arzt, hilf Dir selber! paßt auf sie nicht; sie bleibt krank, aber sie macht andere Leute gesund, wie?

— Der Schweiß ihrer Hand ist segenbringend, sagte Sebaldus, sah aber sehr ungläubig aus, während er die Augen verdrehte und that einen kräftigen Zug aus dem Deckelglase, als wüßte er im Stillen sehr gut, von wannen für ihn der Segen fließt. — Wenn es noch eine kräftige frische Jungfrau wäre! sagte der Reichsgraf ganz ernsthaft, ja dann wollt' ich Ew. Ehrwürden von der Richtigkeit der Sache überzeugen! Aber von einer Schwindsüchtigen hol' ich mir nicht die Lebenskraft, geh' ich nicht gradbeinig wieder fort, wenn ich krumm und lahm hinkam.

— Der Glaube thut's! sagte Sebaldus und schlug sein Deckelglas zu.

— Da haben wir's wieder! rief der Reichsgraf, sprang vom Sessel auf, schlug die Hände zusammen und lief wie ein angeschossener Eber auf und ab. In seinem rothbraunen Gesicht stand wieder das Feuerzeichen jenes Fanatismus, der sich für die gesunde Vernunft todtschlagen läßt. Mit Jedem laufe ich immer bis dicht an die Wand und da steht uns gleicher Weise der Verstand still. Götzendienerei, Fetischanbeterei, Vierfüßerei! Pfui der Tausend!

— Die Vierfüßer an der Krippe hatten, mit Ew. Erlaucht gnädiger Erlaubniß, zu ihrer Zeit den ganz richtigen Glauben, sagte der Pfarrer eben so boshaft als einfach und schlicht.

— Ich glaube, sie haben ihn noch! schrie der Reichsgraf und entlud in Blicken und Geberden seinen ganzen Zorn auf den Gesalbten des Herrn. Was man furor teutonicus nennt, ward hier in optima forma ersichtlich.

Fürst und Priester hatten sich offenbar verbissen und festgerannt;

Digitized by Google

es schien mir Zeit, dazwischen zu treten. Monseigneur geben doch wohl zu wenig auf die Macht des Glaubens, unterbrach ich die peinliche Stille. Wunder sind noch alle Tage möglich; aber freilich gehört die ganze entschlossene Willenskraft des Menschen dazu. Wenn der Kranke, der Leidende sich leiblich und geistig vorbereitet, mit ganzer Sehnsucht seiner Rettung nachstrebt, alle seine Kräfte zusammenfaßt, sich endlich wie in letzter Todesangst nach dem Gegenstand des Heils hinschleppt, so kann ihm dort an geweihter Stätte das Wunder der Erlösung werden, gleichviel, ob das Symbol seiner Anbetung eine alte Reliquie, oder der goldpapierne Saum am Kleide der Mutter Gottes ist. In der zusammengenommenen Seelenkraft des Menschen liegt, was wir Wunder nennen, ob es der Pöbel gleich, das Aeußere mit dem Innern verwechselnd, dem Knochen des Heiligen oder der Schleppe der Jungfrau Maria zuschreibt. In dem Willen, der sich fest auf den einen Punkt hinbannt, liegt Allmacht. Und dies, Monseigneur, nennen wir füglich den lebendigen Glauben. Mich dünkt, hierüber könnten sich die Philosophen und alle christlichen Sekten vereinigen.

Der Reichsgraf stutzte und sah mich sprachlos an.

—Und auf diese Weise, nahm Burkhardt das Wort, sind überhaupt die Wunder der Kirche, die wir als Thatsachen kennen, erklärlich. Gefährlich Kranke sind, mit Ew. Erlaucht Erlaubniß, durch die heilige Taufe, die letzte Oelung plötzlich gesund geworden. Der alte Cultus mit seinen Beschwörungen, seinen Exorcismen, seiner Weihung des Wassers und Feuers, seinem Hauchen an die Stirn der Neophyten hat denn doch wohl in früheren Zeiten Wunder verübt, die ein profanes, nachgebornes Geschlecht nicht mehr kennt. Durch die Kraft des Glaubens machte Sanct Patrik in Irland die Blinden sehend. Die alten Könige von Frankreich heilten die Kröpfe durch Handauflegen, die Grafen von Habsburg das Stammeln durch die Berührung ihrer Lippen.

Der Reichsgraf war wieder unruhig geworden, räusperte sich, warf seinen Pelz ab, als wenn es ihm zu schwül würde, und sah uns bald staunend, bald drohend an. Ich weiß nicht, stürmte er Burkhardt an, ich weiß nicht, wie so der Herr Pfarrer aus Genf mir alte Heiligengeschichten vorreiten will. Hat denn das Genfer Christenthum mit Jean Jacques wieder Kehrum gemacht? Ich bin

ein lutherischer Christ. Ich lasse mir blos aus der Bibel demonstriren!

Hiermit gab sich uns der alte Herr, ohne es zu wissen, gefangen. Es schien mir doch Zeit, den Ernst der Sache herauszukehren und die burleske Rohheit nicht bis zu Ende in ihrem Triumphe zu lassen. Die Bibel! rief ich. Kamen die Blinden und Lahmen nicht zum Herrn und half ihnen ihr Glaube nicht? Er legte die Hand auf sie und sie nahmen ihr Bett und wandelten. Die Kraft eines heilig reinen Willens überwindet selbst die Pforten des Todes. Lazarus erstand aus dem Grabe und der todte Jüngling der Mutter zu Naim kehrte zurück unter die Lebendigen. In der Berührung des Herrn lag der Zauber einer geheimnißvollen Kraft. Nennt Ihr diese Kraft eine göttliche, nun gut, aber wenn sein Geist noch in seiner Gemeinde lebt, so müssen auch seine Wirkungen, die Wirkungen des Glaubens, die Wunder, die der Geist über den Leib vermag, noch möglich sein.

— Mann Gottes! rief der Fürst und setzte mir beide Hände auf die Brust. Er fand nicht gleich das rechte Wort. Aber, — aber, stotterte er kleinlaut, da macht Ihr ja den Herrn und Heiland zu einem magnetisirenden Wunderdoctor!

— Nehmt es im großen und heiligen Sinne, sagte ich, und Ihr kommt der Wahrheit näher!

Er sah mich ungläubig, aber doch wie um Schonung bittend, an; über die starken Muskeln seines Antlitzes lief ein leiser Hauch der hilfsbedürftigen Wehmuth.

— Jeder Priester sollte Arzt sein! sagt' ich in der guten Absicht, ihn zu begütigen. Dann würde er wissen, wo die Natur aufhört und der Geist beginnt. Pater Sebaldus z. B. würde gut thun, sich um die Physik zu bekümmern, damit er den Segen der menschlichen Erfindungen begriffe, bevor er die unmittelbare Hilfe Gottes herunterbeschwört.

— Gar nicht übel! sagte der Reichsgraf und klopfte mir wohlmeinend die Schulter. Er fand sich schnell wieder in seiner guten Laune zurecht. Wenn meine Priester die unsaubern Geister austreiben könnten, also, daß sie in die Säue führen: ich wollt' ihnen alle Hände voll zu thun geben. Säue hab' ich genug im Lande.

Er trat an's Fenster und öffnete den Flügel. Eine warme,

Digitized by Google

schöne Mondnacht lag auf den Gefilden. Alle meine Kirchen unversehrt geblieben! sagte der Reichsgraf wie triumphirend still für sich, da und dort und wieder dort. Die bischöflichen Dorfkirchen abgebrannt und mir keine einzige! Bravo Physicus! Vivat Franklin, großer Mensch!

Er schwieg, wie er sich umblickte und uns sah, die wir im Halbkreise hinter ihm standen. Sein großes Auge blieb auf mir haften. Ja, ja, sagte er sehr ernst und ehrlich, haben Recht, es gibt noch Wunder in physicis ac mathematicis. Gar keine Frage, 's ist ein hohes, tiefes, köstliches Wunder, daß der Mensch da drüben jenseits des Oceans, der ehemalige Buchbindergeselle im freien Land Amerika, die simple Maxime auffinden mußte, um den Blitz zu regieren. Das hätte sich weiland Jupiter tonans wohl nicht träumen lassen, daß man ihm in die Hände greifen könnte! Franklin ist ein Zauberer; gar keine Frage! Wie man ein bissiges Hündchen mit Brosamen begütigt, den Fisch im Wasser mit dem Angelwurm födert, so lockt dieser Wundermann mit seiner goldgespitzten Eisenstange mitten aus der verderbenschwangern Wolke den Blitz herunter, wohin er will, bis auf die platte Erde, wo er sich meinetwegen sein kaltes Bett bohrt. — Und das nennen die alten Weiber ein Werk des boshaften Teufels! J, so schlag doch der Blitz, wie er will, in die morschen Gehirnkasten! — Vor funfzig Jahren hätten sie den Franklin, meiner Seele!, noch als männliche Here verbrannt!

Sebaldus lächelte hinüber und herüber, so devot auch äußerlich seine Haltung vor seinem Landesfürsten blieb. Ich glaubte zu verstehen, was er verschwieg, aber ich deutete es mir nach meiner Weise. Wunder gegen Wunder! sagt' ich offenherzig, im Reich des Glaubens und im Reich der äußern Elemente! Warum soll der Geist nicht mehr Wunder thun? meine feste, unerschütterliche Willenskraft nicht auf eine schwache leidende Seele wirken?

Er sah mich gebieterisch an und da ich seinem Blicke eben so fest begegnete, brach er rasch ab. Bleibt mir nur mit Eurer schwindsüchtigen Nonne vom Leibe! sagte er wie beleidigt und hieb mit der Hetzpeitsche unter die Köter, die unter dem Tisch rumorten. Aber Nichts für ungut, meine Herrn! fuhr er fort und schwenkte vor uns seine Jagdmütze. Für dies Mal Gott befohlen! Habe mich sehr gefreut über werthe Bekanntschaft und hoffe, Ew. Ehrwürden

und Hochedelgeboren suchen mich einmal in Belle Promesse heim, wo ich Sommers hause.

Die Pferde hielten vor der Thür und die Cavaliere standen seines Winks gewärtig.

— Kann Er Gold machen? fragte er noch den bestürzten Sebald, der ihm das Geleit bis zur Treppe gab. Der arme Pater sah so unglücklich unter sich hin, als wollte er sagen: nicht wohl möglich! Na! sagte der Fürst, dann nehm' Er's nicht übel, wenn's Andere versuchen! Das Pulver hat Er nicht erfunden, den Blitzableiter hat Er verketzert, nun schrei' Er nicht Zeter, wenn ich im Schmelztiegel ein Bischen Chemie treibe!

Der Pater bückte sich schier zu Boden wie ein Dukatenmännchen. Er wäre vielleicht für sein Leben gern, was das Goldmachen betrifft, dem gestrengen Herrn zu Willen gewesen. Der Hufschlag der Pferde und der Klang der Hifthörner scholl lustig lockend durch die stille lauschende Nacht.

4.

Die Rosenkreuzer in Nürnberg.

Der deutsche Sommer ist sehr launenhaft; auf die glühende Hitze folgt Sturm und Regen und auf den grundlosen Kreuz- und Querwegen nach Nürnberg liefen wir Gefahr, im Moraste stecken zu bleiben. „Echt protestantisches Wetter das!" schimpfte Pater Burkhardt. „Naßkalter Novemberwind, der Einem die Ohren peitscht, als wenn neunundneunzig rationelle Kanzelredner ihr Zungengedresch loslassen!" Der Nürnberger Vetturin, in dessen elendem Kasten wir steckten, sah sich erschrocken um, als sollten die Schimpfworte ihm gelten. Der ehrwürdige Vater fluchte in einem wunderlichen Kauderwälsch von Küchenlatein, Italienisch und Spanisch, das er aus der Indischen Kolonie mitgebracht; dann und wann stößt ein deutscher Laut, wie ein Faustschlag zwischendurch und dann fährt der Kutscher auf dem Bocke wie besessen in die Höhe, fühlt sich getroffen und beginnt brummend einen unorganischen Ideenaustausch. Der gute

Digitized by Google

Burkhardt sollte ganz und gar deutsch fluchen, wie Kaiser Karl der Fünfte mit seinem Herrgott spanisch redete, für seine Geliebte das Französisch für das Passendere hielt und mit Pferd und Stallknecht deutsch sprach. Bei jedem Stoß des Wagens, wo uns ohnedies schon die Rippen krachen, schreit der Alte sein: „Drei Schock Mord!" — Die alten Griechen hatten unter ihren Rhythmen einen Versfuß, den sie Molossus, Bullenbeißer, nannten. In solchem Bullenbeißerrythmus flucht der Alte von früh bis spät. Aber je zorniger er wurde, je mehr er tobte, desto behaglicher fühlte er sich bei diesen Ausbrüchen seines Unmuths. Mich dünkt, es war zum guten Theil deutsches Blut in ihm, obschon ihn seine italienische Mutter in einem genuesischen Kloster zur Welt brachte. „Corpo di Baccho! schon wieder Tribut für das heilige römische Reich, Straßengelder für die Gefahr, den Hals zu brechen, Steuern für ein Pflaster, das eher Wunden reißt als heilt!" Ein Nürnberger Rathsdiener, nach den Feldern des Stadtwappens in weiß- und rothgetiegerter Jacke, stand am Schlagbaum in seinem Schilderhause und wollte cassiren, aber sich nicht das bunte Fell auswaschen lassen Burkhardt mußte in den Regen hinaus und seinen Zettel lösen. Hol' der Guckguck Euere reichsmäßige Freiheit, ehrliche Leute schinden zu dürfen! rief er wild und barsch. Jetzt sind wir auf dem Gebiet der Republikaner. Diese bretterne Wand trennt sie zeitlebens von den bamberger Dörfern, die bei schwerer Strafe kein Nürnberger Freibürger betreten darf.

— Der hochweise Rath der ehrsamen Reichsstadt, sagt' ich, will seine orthodoxen Lutheraner vielleicht vor der Propaganda der Bamberger Bauern oder vor religiösen Reibereien und Raufereien behüten, wie wir sie in Erlangen bei Bier und Branntewein erlebt!

— Ja, hat sich was! lachte Burkhardt, Thür und Thor schützen nicht vor dem Winde, der durch's Schlüsselloch bläst und der Geist fegt wie der Wind durch's Land. Wer nicht kommt, den holen wir!

Ich äußerte die Besorgniß, ob unsere Pässe wohl für giltig befunden werden möchten. — Wenn wir Juden wären, sagte Burkhardt, so könnten wir in Fürth übernachten, dürften aber nur für schweres Thorgeld bei Tage in die Stadt hinein und müßten uns von einem alten Weibe, das darauf vereidet ist, Straß' auf Straß' ab hin und her geleiten lassen. Wir, die wir laut Angabe unserer

Pässe calvinistische Leute sind, müssen dem Gesetze nach in der Vorstadt übernachten, und wenn uns Herr Dreykorn nicht behilflich ist, so fürcht' ich, die protestantischen Bulldoggs beißen uns auch hier noch fort. Daß Gott sich erbarme über diese schnöde Welt! Neunzehn lutherische Patrizierfamilien tyrannisiren das ganze große Nest dieser knechtischen freien Reichsbürger. Was meint Ihr, sollte man's denken! Diese neunzehn Familien lassen sich glänzend füttern, lassen sich „Ew. Gnaden" nennen und sind nur dem Kaiser in Person Rechenschaft schuldig. Die Bürger spalten sich systematisch gewissenhaft in vielerlei Classen und heißen entweder Ehrbare, oder auch Ehrbare und Wohlfürnehme, oder auch Ehrbare und Veste. Und danach zahlen die guten Leute ihre Steuern!

— Ich habe Nürnberg, sagt ich, als einen großen Stapelplatz des deutschen Fleißes rühmen hören.

— O ja, diese lutherischen Düftler machen nette kleine hölzerne Figuren, besonders Heiligenbilder in großen Ladungen für Spanien. Diese Freibürger liefern zentnerweise Brummeisen nach Rußland für die Völker in der Krimm. Die Türken rösten ihren Kaffee in der Pfanne und stoßen ihn in Mörsern. Der Geist der deutschen Kleinlichkeit ist erfinderischer; die Nürnberger machen Kaffeetrommeln und Kaffeemühlen.

— Man rühmt die Nürnberger als Künstler in allerlei Schnitzwerk, warf ich dazwischen.

— O ja, sagte Burkhardt, seht nur, dort hinten ragt die Sebaldaskirche heraus. Da haben sie ihren „englischen Gruß," in Holz gearbeitet, von weiland Veit Stoß. Das wunderbare Kunstwerk hängt vor dem hohen Altar von der Decke herab, aber sie haben es in einen dicken Sack genäht, damit es kein scheeler Blick benagen kann. Wart! wenn wir Euch doch erst bis über die Ohren im Sacke hätten! — Er sah so schmunzelnd aus, als hätt' er Aussicht, einen deutschen Kaziken als Proselyten einzufangen.

Der Regen goß noch immer in Strömen, als wir uns dem Thore der Stadt näherten, die sich das deutsche Venedig nennt. Ja hat sich was mit Venedig! schimpfte Burkhardt weiter, dies Gerumpel aus rothen Ziegelsteinen ist gegen die Lagunenstadt wie ein hohler Zahn gegen pures Elfenbein. Ein Venedig zu Lande? Wären wir doch nur auf dem Trocknen! Und auf dem verzweifelten Pflaster-

Digitized by Google

damme wird uns diese Landgondel auch noch über den Kopf zusammenbrechen!

Die Karosse hielt; und der letzte Schlagbaum der vorsichtig verwahrten freien Reichsstadt erweckte die Hoffnung, daß Gepäck und Papiere hier zum letzten Male untersucht werden möchten.

— Zwei erzkatholische Seelen! lachte Burkhardt vor sich hin, als der roth- und weißgeflickte Sergeant uns offenherzig die Frage vorlegte, ob wir keine verbotene Waare einschleppten. Fire Luft, sagte der Pater, mit der wir Euer ketzerisches Nest noch in die Höhe zu sprengen gedenken!

Bald seufzend, bald lachend wand er sich zum Wagen hinaus, um in's Zollhaus zu treten. Wir waren jedoch der Weitläufigkeiten schnell überhoben; unser braver Pastor Dreykorn hatte für uns gut gesagt und so öffneten sich uns dann, ob wir gleich als reformirte Christen im Rathsbuche verzeichnet wurden, die schweren eisernen Riegel des großen lutherischen Burgverließes. Je strenger die Gesetze, desto leichter die Umgehung, und so hielten wir ungehindert unsern Einzug in die merkwürdige Stadt, in der jedes Haus mit seinen eckigen Schnörkeleien an die Verse des wunderbaren Schusters Hans Sachs, jeder scharfkantig hervorspringende Giebel und Erker an ein Bild vom Meister Albrecht Dürer erinnert. Alles hier ist so hölzern und knöchern, wie jener dichtete, dieser malte, und doch waltet in Allem die stille Erhabenheit einer rührenden Einfalt der Seele. So in aller Demuth stark, simpel, aber kräftig, hausbacken, aber ehrlich treu: mich dünkt, wenn das orthodoxes Lutherthum ist, so wird mir's wohl gefallen in der guten Stadt Nürnberg.

— Ihr seid schon zum Nürnberger reif! lachte Burkhardt. Laßt Euch vom Pastor Dreykorn in den großen heimlichen Bund der Menschenfreunde aufnehmen! Ich gehe ohnedies weiter hinein in's Land. — Er hatte mir schon früher davon erzählt, daß Nürnberg der Mittelpunkt einer großen Verbrüderung sei, die sich durch ganz Deutschland erstreckte und zu der sich Mitglieder aller Religionen bekennten. Die Aufklärung birgt sich in Deutschland wie das erste Christenthum in stillen Höhlen, die man Freimaurerlogen nennt. Seid Ihr ein Maurer? fragt' ich Burkhardt.

— Pst! erwiederte er mit komischer Grandezza. Stumm wie ein Fisch! Laßt Euch nur aufnehmen, es wird zu Eueren Phantasien

und Ketzereien von allgemeiner Menschenliebe passen. Ich mache so mit! Der Dreykorn säet und wir, denk' ich, werden ernten!

— Ihr habt ein Missionshaus in Nürnberg? fragt' ich.

Von unsern 273 Missionshäusern, sagte Burkhardt, zählen wir 160 deutsche und es könnte wohl sein, daß sich auch auf dem Nürnberger Tändelmarkt eine kleine bescheidne Hütte für die Gesellschaft Jesu fände. Aber ganz gemüthlich im Stillen!

— Mitten im alten Lutherthum, das so eifersüchtig auf seine Abschließung wacht!

— Ja wohl, mitten im alten Lutherthum! Wo man die Juden in Fürth absperrt, die Calvinisten zum Loche hinausweist, wittert man den heiligen Loyola nicht. Auch hält er sich ganz still und kränkt keines Menschen Rechte. Ihr seid nun schon seit Jahr und Tag ein Sodale der Gesellschaft und thut noch immer so blöde! Von den 669 Collegien, die wir besitzen, kommen 207 auf das gute römische Reich deutscher Nation, und von den 22,589 Mitgliedern unsers Ordens haben wir 8749 deutsche Gesellschafter. Davon sind freilich nur die Hälfte Priester, aber solche, die so mitlaufen wie Ihr, solche weltliche Coadjutoren sind dem Reiche Gottes auf Erden auch gar sehr willkommen. Plaudern dürfen sie nicht, denn wofür wäre sonst die heilige Inquisition! Und fallen lassen können wir sie ja in jedem Augenblick.

Er sah mich zutraulich lächelnd an, als wär' ich ganz unbedingt der Seinige. Ich erschrack vor dieser Zuversicht seines täppischen Instinktes, als läge hinter dieser Harmlosigkeit ein tiefer, weisheitsvoller Plan. Ich erschrack nicht minder über das ungeheure Reich einer geistlichen Monarchie, die neben der rechtmäßigen Kirche Gottes auf Erden ihre weiten Arme so still und sicher über die Völker hinstreckt.

— Das hat nun Nichts gemein mit dem, was hier in dieser guten Schusterstadt vorgeht! sagte Burkhardt. Auch kümmert mich das wenig; ich gehe weiter und muß sehen, wie ich noch über die Grenze nach Sachsen komme. Ich habe da in dem deutschen Florenz an der Elbe einige wichtige Seelenankäufe zu machen.

— Wozu, fragt' ich dreist, sucht Ihr denn diese Verbindung mit den Maurerlogen?

— Ei, wir suchen Nichts, wir nehmen nur mit, was sich auf un-

Digitized by Google

ſerm Wege findet. Wir ſtören Niemand, kränken Niemand. Wir reichen nur die Hand, wo man ſie uns bietet, ſammeln das Zerſtreute, das ſich zu uns flüchtet, drücken das Verlorene an's Herz, wenn es ſich wieder zu uns findet. Salva venia!

— Soviel ich weiß, ſagt' ich, ſuchen die Freimaurer einen Bruderbund unter Menſchen, gleichviel wes Glaubens Kinder ſie ſind, welchem Volke, welchem Lande ſie angehören. Der Menſch will den Menſchen finden. Das iſt, wie ich denk', der Zweck ihrer edlen, ſchönen Vereinigung.

— Was die Deutſchen thun, ſagte Burkhardt, das thun ſie immer als Menſchen. Sie kommen heimlich zuſammen, legen draußen Pantoffel, Perrücken und Vorurtheile ab, ſchließen die Thüre hinter ſich zu, lauſchen noch einmal durch's Schlüſſelloch und reichen ſich dann großartig im Stillen als Menſchen die Hand. Sie ſind „als Menſchen" ſo lieb und gut! Nachher aber, im Handeln und Wandeln, Thun und Treiben, draußen auf der Gaſſe, reitet jeder immerdar ſeinen ganz beſondern ſteifen Gaul und die Perrücke ſitzt ihm wie angegoſſen auf dem Schädel! Es ſind nur lucida intervalla, wenn ſie ſich ſo univerſell als Menſchen fühlen, Sonntagsgedanken, Feſttagskleider! Montags aber zieht jeder wieder ſeinen Schmierkittel an und dann geht's die ganze Woche über ſo feindſelig unter ihnen her, als wär' dies heilige römiſche Reich ſchier ein Wespenneſt!

— Iſt Paſtor Dreykorn Maurer? fragt' ich.

— Ei, was habt Ihr 'ne loſe Junge! ſchalt der Alte.

— Was kümmert's mich! Meinetwegen iſt er ein Roſenkreuzer! —

Der Wagen hielt an der Jakobspfarre, wo Paſtor Dreykorn hauſt. Ein altes graues Gemäuer, den Bollwerken ähnlich, in welchen ſich weiland die deutſchen Ritter verſchanzten, nahm uns auf in ſeine wüſten Räume. Die eiſenbeſchlagene Thür fuhr raſſelnd hinter uns zu, wir ſtanden in einem weiten Vorſaal mit Eſtrich am wellenförmigen Boden, mit zerbröckelter Stuccatur am Sims; in den Kreuzgängen, die nach beiden Seiten hinunterliefen, hallte unſer Tritt dröhnend nach und wenn man erſchreckt hinter ſich blickte, ſchien der Boden ſich heben, die alten ſteinernen Geſtalten aus den Niſchen treten zu wollen. In die oberen Räume führte eine kleine ſeltſam geſchnitzte Wendeltreppe, die man wie eine Zugbrücke hinter ſich auf-

Digitized by Google

ziehen konnte, falls der Feind im untern Stockwerk Fuß gefaßt. So kriegerisch haust hier das evangelische Wort Gottes; die Geister der alten Ritter im Harnisch halten Wache über seine Echtheit und Reinheit. So dacht' ich, selbst an Pater Burkhardt's Seite, der hier wie ein Bekannter that und wie zu Hause schien.

— Willkommen, Gesalbte des Herren! ertönte eine melodische Stimme aus dem oberen Kabinet, das mein Begleiter öffnete. In einem weiten dunkeln Talar, ein schwarzes Barett auf dem Kopfe, eine hohe, magere, blasse Gestalt, trat uns Pastor Dreykorn entgegen. Er umarmte, er küßte uns, ja auch über mich ergoß sich, als wär' ich ihm längst vertraut, die salbungsvolle Herzlichkeit seines Empfanges.

— So führt Ihr mir denn, werther Bruder im Herrn, sagte er, auf mich weisend, wieder einen Jünger zu, den die Sehnsucht treibt, über die zwiespältige Welt hinüber nach der Wahrheit, die Alle vereinen soll, die Hand auszustrecken.

Das große träumerische Auge des Mannes hing über mir wie eine dunkel umflorte Sonne, während er beide Hände auf meine Schultern legte.

— Ihr wißt, sagt' ich, welchem Volke, welchem Glauben wir angehören?

— O ich weiß, — und weiß auch, daß in den italienischen Klöstern viel Edle im Stillen mit uns verbrüdert sind. Wir kommen von verschiedenen Ausgangspunkten, Christen von allerlei Bekenntniß und von allerlei Zungen, aber wir haben Alle Ein Ziel und wenn der Geist über uns kommen wird, der Tröster von oben, dann werden wir Alle nur Ein Hirt und Eine Heerde sein!

— Amen! sagte Burkhardt und warf sich in den freundschaftlichen Schlafrock, den ihm deutsche Gastlichkeit bereit hielt. Habt Ihr seitdem gute Geschäfte gemacht? fragte er wohlgemuth.

— Der nahe Krieg droht unser Friedenswerk wieder zu stören, sagte Dreykorn. Thöricht, wer jemals auf diesen Friedrich rechnete! Er hat die Logen in Berlin schließen lassen, seinen Prinzen und Ministern verboten, sie zu besuchen. Unser Abgesandter ist bei ihm gar nicht vorgelassen. Die Eitelkeiten der Welt, Macht und Ruhmsucht treiben ihn. Ach! Wohl sind ihm die Religionen gleich, weil sie ihm alle gleich wenig sind! Es war vergeblich, darauf zu bauen, daß der

Digitized by Google

Geist Gottes die verblendeten Spötter jener französisch berlinischen Akademie über Nacht plötzlich überschatten und bekehren werde.

— Also doch unter Freimaurern, sagt' ich mir im Stillen.

— Ist Sanct Germanus wieder hier? fragte Burkhardt.

— Seit mehreren Tagen schon ist er Tag und Nacht thätig, diese Räume hier zur großen Versammlung vorzubereiten.

Ich horchte auf, mochte aber nicht fragen, wer sich hier als „Heiliger von Deutschland" verehren ließ.

— Der Reichsgraf hat noch nicht anbeißen wollen? fragte Burkhardt weiter.

— Er verbleibt in seiner Herzenshärtigkeit, war Dreykorn's Antwort. Er will Nichts wissen von Neuerungen, Nichts vom Anschluß an unser System. Er verweist auf die Statuten von Royal York, die sich an die stricte Observanz der alten Formen halten, und als Großmeister der Loge hat er alle Tochterlogen in Franken und in der Pfalz in seiner Gewalt.

— Um so gewisser ist uns sein zukünftiger Eidam, der Erbprinz von H.

— So Gott ihn stärken wolle in seinem Glauben und Vertrauen! sagte Dreykorn. Er wird erscheinen, um der großen Sitzung beizuwohnen. Burkhardt hatte es sich im Lehnstuhl bequem gemacht, faltete die Hände über den Leib und schien sich dem Herrn ergeben zu wollen. Der alte Reichsgraf, brummte er vor sich hin, ist so zu sagen ein Mann der Aufklärung. Er hat seinen Bauern Blitzableiter auf ihre Kirchthürme setzen lassen. Aber hinter der Aufklärung steckt so gut der Teufel wie sonst wo. Und wenn er gar im Schmelztiegel nach dem rothen Pulver, nach dem Stein der Weisen sucht —

— Er sucht ihn, wo er nicht zu finden ist! seufzte Dreykorn und schritt mit langen Tritten im Zimmer auf und ab. Er stand dann plötzlich vor dem Pater still, der seine gute Natur walten ließ und mit lautem Schnarchen seinen Friedenstractat mit aller Welt abschloß.

Dreykorn lächelte. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!

Ich meinerseits mußte bezweifeln, ob der Geist des guten Burkhardt zu dem willig war, was hier bezweckt wurde.

— Ihr sprecht in lauter Räthseln vor mir, begann ich aus meiner Verwunderung aufzutauchen.

— Ihr haltet mich, ehrwürdiger Herr, für einen Eingeweihten und ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß mein Führer, der mich in den deutschen Landen herumschleppt, so redselig er sonst ist, mich wenig vorbereitet hat zu Eueren Geheimnissen. Ich begleite ihn auf seinen Zügen, weil es mich reizt, unter deutschen Christen die sogenannte reine Lehre kennen zu lernen.

— Nun, und das befähigt Euch hinlänglich, sagte Dreykorn, in unsern Bund zu treten. Wir nennen uns die Gesellschaft zur Verbreitung der reinen Lehre. Nur finden wir diese nicht ausschließlich in den Bekenntnissen der vereinzelten Reformer, sondern in dem patriarchalischen Urchristenthum, dessen apostolische Einfachheit wir wiederherstellen wollen. Dies ist das Feld, auf dem sich die gespaltene Christenheit wieder zusammenfindet, dies der reine Quell der Gnade, der Brunnen, der uns den Trank des unsterblichen Lebens spendet. Wir erstreben eine heilige allgemeine Kirche und halten die wahre ecclesia sancta catholica für älter und heiliger als das Bisthum zu Rom.

Er sah mich forschend an mit Blicken, die aus dem Abgrund einer tiefen, wenn auch dunkeln Seele leuchteten. Er hatte einen Ton angeschlagen, der in meinem Innern seinen Widerklang fand.

— Man hat mir, sagt' ich, von der Verbrüderung der Freimaurer gesagt. Gehören sie zu Euerem Bunde?

— Einzelne Logen, sagte Dreykorn, haben sich uns angeschlossen; wie das ganze System Misraim, und erst kürzlich in Frankfurt die Loge Melchisedek.

— Dieselbe, die auch Juden aufnimmt?

— Dieselbe. Wir lassen sie zu, ob uns schon Symbole bezeichnen, die für ausschließlich christlich gelten. Das Kreuz vereinigt uns und die Rose ist als Symbol des Geheimnisses uns gemeinsam. Aber auch der Jude soll sich der Wahrheit nähern dürfen, wenn der Mensch in ihm nach Wahrheit dürstet. Bekennt er sich nicht wie wir zu Einem Gott? Und unsere Arbeit besteht in dem Ausbau des Tempels Salomonis. Daß dieser Bau sich zu einem Himmelsdome

Digitized by Google

wölbe, der alle Menschen als Brüder umfaßt, das ist unser großes Ziel.

— Ihr nennt Euch Rosenkreuzer? sagte ich schüchtern.

— Der Namen, antwortete er ausweichend, sind so viele wie der Wohnungen im Reiche unsers himmlischen Vaters. Trägt Er selbst nicht viele Namen und keiner erschöpft seine ganze Natur! **Fraternitas Christi** heißt unser Bund für die, die zum Gekreuzigten beten. Als reine Lehre erscheint unser Bekenntniß für die, welche die Satzung der Menschen fliehen. Ein Bund von Brüdern heißen wir denen, die hilfsbedürftig in der Welt irren. Rosenkreuzer nennen sich unsere Chemiker, die nach den verborgenen Quellen der Natur forschen. Wir sammeln, was zerstreut ist, reichen Jedem die Hand, der den Fluch der Vereinzelung mit Schmerzen fühlt. Dich aber, den die Sehnsucht in die Welt hinaustreibt, den Gott zu suchen, den die Menschheit nicht mehr als den Vater Aller kennen will, Dich begrüß' ich als auserlesenen Sohn der neuen unsichtbaren Kirche. Mit diesem Kusse weih' ich Dich ein und unter diesem Zeichen wirst Du der Unsrige werden!

Er machte mit dem linken Daumen ein Kreuz über seinem und meinem Herzen und legte dann meine Hände in einander, sah gen Himmel und sprach ein Gebet, das den Allgegenwärtigen zum Zeugen anrief. Ich stand betäubt und gab mich ihm willenlos hin. Die Gewalt seiner Entzückung trieb mich über mich selbst hinaus. Ich fühlte, daß mich deutscher Geist mit seinem Fittich berührte.

Pater Burkhardt aber hatte alle Viere von sich gestreckt und schnarchte tief und schwer. So sicher fühlt sich heutzutage ein Sohn Loyola's im heiligen römischen Reich!

Ich habe mich hier recht fleißig umgesehen im großmächtigen Schöppenstädt. Wer hier Antiquitätensammler und Raritätenkrämer wäre, hätte von früh bis spät alle Hände voll zu thun. Aber es hält schwer, die Leute zu zwingen, mit ihren schönen Siebensachen herauszurücken. Dies Nürnberg ist eine Welt voll Kunstfleiß aus

alter Zeit, aber die Besitzer kommen mir wie jener Harpagus vor, der seine Schätze eng beisammen in eine Kiste packt und sich Nachts darauf setzt, um sie zu bewachen. Vom langen Wachen jedoch ermüdet, schläft er endlich so fest, daß man ihn leicht bei Seite schiebt und die ganze Kiste fortträgt. Hätten sie ihre Kunstsachen im ganzen Hause ausgebreitet, man würde am Anblick sich ein Genüge schaffen und wer sie so genießt, trägt sie nur geistig fort. Den „englischen Gruß" von Veit Stoß haben sie wirklich in einen Sack genäht. Man könnte sich zum Kirchenraub aufgelegt fühlen. Wo aber der Genuß eines alten Bildes von Albrecht Dürer unverkümmert möglich wird, da athmen wir die echte Luft jener germanischen Kindlichkeit und Innigkeit, die sich im Schooße Gottes so fest und sicher weiß. Hier fährt die Mutter Gottes nicht mit dem Schwung seliger Entzückung gen Himmel, aber sie sitzt des Herrn gewärtig still und lauschend auf dem steinernen Stuhl. Diese Zuversicht im tiefen treuen Auge, warum ist sie jetzt selten geworden in germanischen Landen? hier und da klingt sie noch aus einem alten Kirchenbuchsliede. Unter denen aber, die hier als lebende Gestalten wandeln, find' ich sie nicht mehr. Der alte Geist ist entflohen und die steife Form ist als todte Hülle übrig geblieben. Zu dieser hausbackenen Trockenheit gehört auch das Zeremoniell des Umgangs bei diesen Nürnbergern, die Baron Pölnitz les plus terribles complimenteurs nennt. Heute Morgen trat in seiner getiegerten Amtstracht ein Rathsdiener zu mir in's Zimmer, um mich bei seinem Herrn zum Abendschmause zu laden. Man hat hier gedruckte Verhaltungsmaßregeln, die ein hoher Rath zu veröffentlichen pflegt, um die Sitte der Altvordern festzuhalten. Ich schlage rasch den betreffenden Paragraphen darin nach, und siehe, es ist landesüblich, eine feierliche Einladung zu einer Suppe zunächst eben so feierlich abzulehnen. Erst auf die zweite dringende Aufforderung darf meinerseits eine ungewisse Versprechung erfolgen; eine förmliche Zusage ist erst beim dritten Anlauf des Rothweißgefleckten statthaft. Unter diesem Parlamentiren und Diplomatisiren war so ziemlich ein halber Tag verstrichen.

Auf den Ebenen von Nürnberg haben die Reichstruppen des fränkischen Kreises ein Lager aufgeschlagen. Zwei Jahre lang hat man hin und her debattirt, bis man diese Lanzknechte auf die

Digitized by Google

Beine gebracht. Auch der Reichsgraf Walther Friedrich cantonirt mit seinem Heerhaufen in der Nähe. Sein zukünftiger Eidam, der Prinz Emil von H., nimmt nur als Privatmann Theil, er hat, wie ich höre, seine Wohnung in der Stadt bezogen.

Während dessen sind hier eine Menge Maschinen in Bewegung, die darauf hinauszulaufen scheinen, die zerstreuten Heerden Christi unter Einen Hirten zu bringen. Eine große Versammlung ist im Werke, um die neue Rosenkreuzerloge, die sich die Gesellschaft zur Verbreitung der reinen Lehre nennt, mit dem System der alten Maurer zu vereinigen. Ist es ein Geist der reinen Lehre, der die Gemüther treibt: warum wird dies Werk bei Nacht und Nebel betrieben? — Und so hat denn doch dies deutsche Venedig wie die Stadt der Lagunen für mich ihre Geheimnisse, selbst ihre Schrecken. Der Bund, der hier im Verborgenen geschlossen ist, hat an den Höfen mehrerer Fürsten seine tiefgehenden Verzweigungen. Richten sie auch wie die Geheimnißvollen in Venedig im Dunkeln? — Es gehen in der alten Jacobspfarre, wo nur Luther's Wort laut werden sollte, seltsame Dinge zu. Pastor Dreykorn hielt neulich in der Jacobskirche eine Predigt über die Größe der gnadenvollen Jungfrau. Wer will in dieser Gestalt des alten Glaubens die Macht der Schönheit, den süßen Zauber läugnen, den Dichter und Maler in ihrer Verzückung um die Mutter Gottes weben! Aber ist denn Christus todt im alten Lutherthum?

Ich will nüchternen Geistes Euern Rosenkreuzergeheimnissen die Stirn bieten. Sie sollen mich nicht schrecken, ich will sie prüfen Haar um Haar, Zahn um Zahn, ich will wissen, unter welcher Decke Lug oder Selbsttäuschung sich hier für Wahrheit ausgibt.

Wohl kann ich mir denken, daß nicht jede Offenbarung gleich Gemeingut der Menschheit werden kann, daß sie eine Zeit lang Geheimniß Weniger bleiben muß. Als in früheren Zeiten Physiker und Astronomen gewisse Entdeckungen machten, wurden sie eingekerkert, wo nicht zum Tode verurtheilt. Wurde nicht jener Galiläi so lange im Gefängniß gemartert, bis er in der Angst seiner Seele widerrief? Und er widerrief, was die römische Curie endlich heutzutage zugibt. Jenen Giordano Bruno hatte sie an einem großen Feste feierlich verbrannt, und mancher echte Christ darf unbeschadet um sein ewiges

Seelenheil neben der Spreu von mancherlei Irrthümern in seiner Lehre doch auch Keime der Wahrheit auffinden. Die Wahrheit kommt mitunter zu früh in die Welt. Aber ich will, soll ich eben Eingeweihter sein, dies ganz sein, will mich nicht gefangen geben in Phantasie, Traum und Rausch der Sinne. Habt Ihr Wahrheiten, wohlan ich verlange die ganze Wahrheit.

(Die Scenen werden fortgesetzt.)

Digitized by Google

Die Opposition und die öffentlichen Zustände in Würtemberg.

Stuttgart, Ende Januar.

Uhland und Pfizer. — Französische Sympathien und Antipathien. — Stimmung für Norddeutschland. — Römer. — Procurator Wiest, der würtembergische O'Connell. — Vischer, die Zeloten und die Journalistik. — Der Hofprediger Grüneisen und David Strauß. — Gustav Schwab. — Der Buchhändler Liesching, ein Rüstzeug des Herrn. —

Da und dort ist es vielleicht aufgefallen, daß manche der Häupter unsrer Opposition auf ihrem Entschlusse, die Kammer zu meiden, beharren, während andre von ihnen auf den alten Kampfplatz zurückkehren. Ist dieser Zwiespalt ein blos formeller oder weist er auf tiefere Zerklüftungen im Prinzipe selbst hin? Jene dauernde Zurückhaltung hat bei den Einzelnen verschiedene Gründe. Mehrere Veteranen, unter ihnen Uhland, sind wirklich müde geworden, an Berathungen und Mühen Theil zu nehmen, deren letztes Resultat doch immer wieder durch eine unverwüstliche ministerielle Mehrheit bestimmt wird und von welchen die öffentlichen Blätter stets nur einen so dürftigen, unverständlichen Bericht bringen, daß Manchem auch die Hoffnung, wenigstens auf diesem Wege nützlich zu werden, vereitelt scheint. Mag man eine solche Verstimmung auch im Grundsatze mißbilligen, so viel muß man, um gerecht zu sein, zugeben, daß für Männer, denen blutwenig daran liegt, sich reden zu hören und in den Zeitungen wiederzufinden, Alles aber daran, ihrer Sache zu materiellem Sieg zu verhelfen, es eine nahezu unerträgliche Aufgabe ist, dreißig und mehr Jahre hindurch vor der Festung zu liegen, ohne Aussicht, hineinzukommen. Morgen und übermorgen liegen sie noch davor, wie gestern und heute, morgen und übermorgen eben dasselbe Ausrücken, dasselbe Plänkeln, dieselbe Retraite. — Pfizer's Grund aber ist

noch ein andrer und so originell, daß ihn schwerlich Jemand erräthet, selbst wenn er die katonische Strenge der Ueberzeugungen dieses Mannes kennt oder auch nur seine Vertheidigung der Landesconstitutionen gegen den centralisirenden Einfluß der Bundesgewalt gelesen hat. Pfitzer sagt: Da die Opposition der deutschen Kammern darauf hinarbeitet und pflichtmäßig darauf hinarbeiten muß, das Maß constitutioneller Freiheiten nach Kräften zu erweitern und da in Folge dieser Richtung die Wege der constitutionellen und absolutistischen Staaten Deutschlands immer mehr auseinander gehen müssen, ich aber die Einigkeit Deutschlands um keinen Preis, selbst nicht um den der Freiheit, auf's Spiel setzen mag, so will ich lieber auf Verfolgung des Einen Ziels, der Freiheit, verzichtend schweigen, als für dieses Ziel thätig das ebenbürtige, die Einigkeit, verderben helfen. — Eine nothwendige Folge dieser Gesinnung ist Pfitzer's Abneigung gegen französischen Einfluß in Deutschland. Nicht als ob er zu jener kleinen heiligen Schaar der Franzosenfresser gehörte, welche, den reisigen Fahnenjunker Menzel voran, nichts Französischem Pardon geben. Pfitzer liebt und achtet Frankreich; aber er fürchtet, daß es, in deutsche Angelegenheiten sich mischend, altem Gelüste verfallen könnte, wie der gezähmte Löwe, wenn er Blut sieht. Darum wünscht Pfitzer, — und er soll dies in einem demnächst erscheinenden Nachtrage zu seiner Schrift: Kirche und Staat, näher ausführen wollen — Alles zu vermeiden, was die Wiederkehr eines Rheinbundes, ob auch nur der Geister, anbahnen könnte. — Mit diesen seinen Ansichten steht übrigens Pfitzer, wenigstens hier in Würtemberg, so ziemlich vereinzelt zwischen den Deutschthümlern und der großen Mehrheit der Liberalen. Letztere, ohne sich die von Frankreich drohende Gefahr für Deutschlands Integrität zu verhehlen, schätzen doch in Frankreich das unentbehrliche Kohlenmagazin für jene reinigenden Feuer, in welchen derzeit ganz Europa sein politisch-sociales Erz von den alten Schlacken zu erlösen trachtet. Frankreich ist dieser Partei die unumgängliche Basis für die Politik des Fortschrittes. Sie hofft von Frankreichs gutem Willen wenig oder Nichts, von seiner Bestimmung Alles. — Die Massen jedoch theilen diese Sympathien keineswegs. Und wie kann es anders sein? Die Julisonne ist es nicht, welche dem Privilegium, den weltlichen und geistlichen Hierarchien ihren Waizen blühen läßt: wer also solchen Waizen will aufgehen sehen, wendet sich

ganz wo anders hin. Der Bürger und Bauer kann sich eben so wenig mit Frankreich befreunden, dessen Name ihm eine lange Reihe erduldeter Uebel in die Erinnerung ruft. Von Geschlecht zu Geschlechte ziehen die Traditionen von eingeäscherten Dörfern, zerstörtem Wohlstande, Mord und Plünderung aus Ludwig's XIV. Zeit; dann fraßen wieder die Kriege der Republik und Napoleons so viel an Söhnen und Steuern, die Intendanten, Generale und Armeecommissäre hausten so schändlich: das vergessen die, über deren Gegenden und Familien der Sturm ging, so leicht nicht. Schon die Kriegsschulden, die noch heute sich in dem Steuervolumen fühlbar machen, sorgen für bleibende Erinnerung. Daß die französische Revolution unter den Winkeltyranneien aufgeräumt, die Feudallasten verringert, den Verkehr und die Consumtion verstärkt, die bürgerlichen Rechte da und dort erweitert, dem Beamtendruck merklich abgeholfen hat, diesem Causalzusammenhange nachzuspüren, hat der Mann hinterm Pfluge und in der Werkstätte weder Zeit noch Mittel. Dabei geschieht so Manches, um ja das Vorurtheil zu verewigen. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn in Würtemberg als eine der beliebtesten Scheiben für die Schießübungen des Militärs ein rothhosiger Franzose auftreten muß, der Erbfeind, das Türkensurrogat, auf den die Leute dann auch fanatisch losfeuern! Beiläufig gesagt, wäre ich der französische Gesandte, so würde ich gegen eine solche, die gewöhnlichste Courtoisie in's Gesicht schlagende und höchsten Orts sicher unbekannte Gehässigkeit reclamiren, statt dawider, daß in Lindpaintner's Oper: die sizilianische Vesper, das Fest der h. Rosalie auf die Bretter gebracht wird, worin Herr v. Fontenay, der Vertreter des Julikönigthums, eine unstatthafte Entwürdigung der katholischen Kirche und Veranlassung zu diplomatischem Einschreiten zu finden sich bemüßigt sah.

Um wieder auf die würtembergische Opposition zu kommen, so hindert die Hinneigung zu Frankreich nicht, daß auch (ja vorzugsweise) bei der Opposition — ein schönes Zeichen der Zukunft! — jene tiefe Abneigung gegen alles Norddeutsche und namentlich gegen Preußen, die noch vor zehn Jahren die öffentliche Meinung hier zu Land beherrschte, von einem aufrichtigen und warmen Interesse für die Entwicklung der norddeutschen Zustände überwunden wurde. Es ist eben kein Vorurtheil so steil, die Nothwendigkeit ersteigt es, keine Abnei-

gung so tief, die Wahrheit durchwatet sie endlich doch! Hoffentlich wird es der stehenden Plaisanterie über „Schwabenstreiche“ zuletzt auch so gehen; der gesunde Sinn der neuen Zeit wird sich über diese vom Dünkel mit dem Zufall erzeugte Lüge endlich wegsetzen. Kehrt vor den eigenen Thüren, die Schwabenstreiche sind überall zu Hause. Wie sehr man den Schwaben Unrecht thut, beweisen sie am Hübschesten dadurch, daß sie über dieses höhnische Vorurtheil mit so vielem Humor wegkommen und ihr Augenmerk auf Wichtigeres richten, als auf die Abwehr gegen so stumpfe Bolzen. Wir wiederholen: es ist in dem Verhalten der öffentlichen Meinung zu Norddeutschland ein bemerkenswerther Umschwung eingetreten, den übrigens einzig und allein das Bewußtsein veranlaßt, daß man es mit solidarisch-verbundenen Interessen zu thun hat. — Das Haupt der Opposition in der neuen Kammer wird wohl Römer werden. Doch ist das Häuflein numerisch zu schwach, um auf einen irgend ansehnlichen Erfolg rechnen zu können. Zur Opposition und zwar zur strengsten gehört auch ein Mann, den man im Auslande wenig kennt, Procurator Wiest von Ulm. Man darf diesen merkwürdigen Mann wohl den würtembergischen O'Connell nennen. Schon seit vielen Jahren verfolgt er mit rastlosem Eifer und diplomatischer Gewandtheit sein Ziel: die Befreiung des oberschwäbischen Bodens von den Feudallasten, diesem traurigen Andenken an jene Masse jetzt mediatisirter Abteien, Grafschaften und Baronien, welche die schwäbischen Landkartenmaler des vorigen Jahrhunderts zur Verzweiflung bringen mußten. Wiest durchstöberte alle Organe, er ließ sich Gutachten von der Juristenfacultät zu Tübingen stellen, er organisirte Proceßvereine, blickt und arbeitet nach allen Seiten und bleibt meistentheils Sieger gegen Fiscus und Standesherrschaften. Dann und wann nach einer gewonnenen Hauptschlacht reis't er in seine Bezirke, wo er wie ein Potentat mit Böllerschüssen, Anreden und Festmalen begrüßt wird und die Gelegenheit benützt, neue Agitationen anzuknüpfen. Was er mündlich nicht thut, das vollendet seine Zeitung, die er sich gegründet, der „Donaubote.“ Seitdem die katholische Bewegung in Würtemberg um sich gegriffen hat, verfehlte Wiest, obwohl der Priesterherrschaft abhold, nicht, sich mit an die Spitze dieser Opposition gegen den bureaukratischen Druck zu stellen, und ganz, wie der alte Dan, das religiöse Wesen als Bindemittel unter seinen politischen Mauerkalk zu mischen. — Hinter

dieser oberschwäbischen Aufregung stecken übrigens durch ein eigenes Spiel der Interessen vorzugsweise auch die Mediatisirten, welche sich immer noch nicht darein fügen können, von Stuttgart aus regiert zu werden. „Die Würtemberger,“ sagt achselzuckend der oberschwäbische Standesherr; er betrachtet sein Land als occupirt, er vermeidet es, sich in Stuttgart sehen zu lassen, er bringt seine Söhne nicht in würtembergischem, sondern in österreichischem Militärdienste unter und hält gegen seine Untergebenen streng auf die ihm gebliebenen Ehrenrechte, besserer Zeiten harrend. Die Verbindung mit dem Ultramontanismus paßt herrlich in dieses System; denn jener ist den in Würtemberg gangbaren Regierungsmaximen, welche zu Förderung der politischen Gleichförmigkeit die religiöse Toleranz hegen, spinnefeind. So gewahrt man denn das wunderliche Schauspiel, daß der Adel und seine Unterthanen, die sich sonst der Gülten und Lehen halber stets mit Processen heimsuchen, daß der Hochtory Fürst von Zeil und der Agitator Wiest brüderlich mit einander gehen. Welch ein mächtiger Trieb der Zeit, der solche Gruppirungen schaffen kann!

Dieser Trieb beurkundet sich aber auch recht deutlich in dem Tumulte, welchen die Vischer'sche Angelegenheit hervorgerufen hat. Allgemeines Durcheinanderrennen der Meinungen, Verzweiflungsgeschrei der Orthodoxen, panisches Schrecken der Menge, muthiger Feldruf der Neuerer. Vischer's Inauguralrede hätte ihre Wirkung nicht über den Kreis seiner Hörer ausgedehnt, wenn nicht ein Zionswächter in der Allgemeinen Augsburger Zeitung die Lärmtrommel geschlagen hätte. Dadurch ließen sich Geistliche hier und auf dem Lande zu Kreuzpredigten verleiten: der gemeine Mann wurde alarmirt, das Gerücht wußte von schrecklichen Blasphemien, die Vischer ausgeschäumt hatte, — kurz, jetzt oder nie hatte das Thier des Abgrundes seinen Rachen geöffnet, aus welchem die Philosophie herauszüngelte. Es fehlte Nichts als die Nachricht, daß man zu Tübingen den Teufel am hellen Tag habe auf Stelzen gehen sehen, die Vischer'sche Rede unterm Arm. Das Schönste dabei war aber ohne Zweifel, daß die Donner der Kanzelberedsamkeit losbrachen, ehe der Inhalt der Vischer'schen Rede nur bekannt war. Jetzt ist sie auf Provocation der Eiferer im Druck erschienen — und siehe, von Gotteslängnung keine Spur: wer welche darin findet, ist ein größrer Hexenmeister als Albertus Magnus oder als Albertus Knapp, der

Geistliche von Stuttgart, welcher am deutlichsten von Allen in der Philosophie lauter Teufelsblendwerk erkennt und am Heftigsten wider Vischer aufgetreten ist.

Wichtiger aber, als Vischer's übrigens vortreffliche Rede, unendlich viel wichtiger ist die Haltung, welche der öffentliche Geist bei diesem Anlasse gezeigt hat. Alles stand gegen die Zeloten auf. Der Beobachter, das Blatt der würtembergischen Opposition, das jetzt gegen dreitausend Abonnenten zählt, erschien bis an die Zähne geharnischt mit gediegenen Artikeln für das kirchliche Reformprinzip, welches die eigentliche Zielscheibe der Fanatiker war. Erst heute wieder bringt der Beobachter einen, von einem Pfarrer herrührenden, sehr geistvollen Aufsatz, an zwölf Spalten lang, mit Personalien über Vischer, (der ein Abkömmling des berühmten Nürnberger Künstlers Peter Vischer ist) und mit einer umfassenden klaren und energischen Darstellung des Stands der Parteien. Plötzlich ist sie durch die plumpe Hand des Fanatismus recht vor's Auge der Massen hingezerrt worden, die große Wahrheit, daß die Reformation kein abgeschlossenes Ereigniß, sondern das Prinzip, das siegreiche Recht der ewigen Bewegung des Menschengeistes ist, daß wir von Heute genau dieselbe Befugniß, dieselbe Pflicht, wie unsre Ahnen im sechzehnten Jahrhundert haben, aus unzureichend gewordenen Anschauungen und Dogmen heraus zu geistig Wahrerem fortzuschreiten. Allerdings machte im Schwäbischen Merkur ein glatter, geschniegelter Artikel, welchen man dem Hofprediger Grüneisen zuschreibt, noch vor wenigen Tagen den Versuch, darzuthun, daß der Protestantismus jetzt nicht mehr wie in der Reformationszeit das Recht und den Beruf freier Bewegung, daß er sich vielmehr zu einer Kirche „verdichtet" habe, deren Bibelauslegung nicht überschritten werden dürfe. Ein gleichzeitiger Artikel von Strauß im Beobachter hat aber diese, das Wesen des Protestantismus so schreiend verletzende Behauptung sehr schön widerlegt. Und wohin eine solche consequent führen muß, beweis't Grüneisen noch in demselben Aufsatz; denn er gelangt zu dem Vorschlage, in dem evangelischen Stifte zu Tübingen die Philosophie nicht mehr zu einem nothwendigen Bestandtheile des theologischen Studiums zu machen, sondern es jedem Einzelnen anheimzugeben, ob er wie Zeichnen, Tanzen, englische Sprache u. s. w., nebenher auch philosophische Collegien hören wolle! Das wagt man einer

by Google

Anstalt zu bieten, aus welcher die Paulus, Schelling, Hegel, Strauß hervorgegangen sind! Es wird zu bunt! Aber, wie gesagt, die orthodoxen Eiferer haben einen Stein geworfen, der auf ihre Köpfe zurückfiel. Das Zeter über Vischer's Richtung ist als eine verkappte Denunciation wider die freie Forschung überhaupt früh genug erkannt worden und die Reformpartei hat, zu ihrem bedrohten Panier eilend, jetzt wahrgenommen, daß ihre Mannschaft weit zahlreicher und zuverlässiger ist, als es der „verdichteten" Kirche gegenüber den Anschein hatte. Mit Bedauern übrigens bemerkt man es, daß auch Gustav Schwab, jetzt Geistlicher zu St. Leonhard hier, sich in jene Invectiven gegen Vischer hat hinreißen lassen; sein rasches, feuriges Herz ist mit seiner Billigkeit diesmal durchgegangen. — Sie sehen, auch in dem kleinen Würtemberg gährt und schafft die große Frage der Zeit: privilegirtes Herkommen und innerlich berechtigte Freiheit ringen um die Antwort. Hat man auch nicht mehr die Asche verbrannter Ketzer und Bücher auszustreuen, so gibt es doch noch guten Ruf und bürgerliche Existenzen todtzuschlagen. Auf die Gefahr hin, eines solchen Todschlags verdächtig zu werden, will ich Ihnen doch auch den Namen des Ehrenmanns nennen, der zuerst, in der Augsb. Allgem., das Steiniget! anstimmte: es ist der Buchhändler Samuel Liesching, der es von einem diametral entgegengesetzten Jugendleben in seinem Alter zu einem auserwählten Rüstzeuge des zornigen Gottes brachte.

Wie ich den Artikel übersehe, bin ich erstaunt, Ihnen nur von Politik und Religion geschrieben zu haben. Aber ist dies nicht verzeihlich, wenn man mit ansieht, wie das Schleifrad der Zeit immer hurtiger fliegt, wie es immer schneller das schlechte Eisen zu Schanden macht, den gesunden Stahl aber immer schneidender schärft?

— ? —

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Das Vaudeville und die Kammer. — Guizot als Robert der Teufel. — Französische Backhändel. — Was der Bundestag von einem Kinderballet zu fürchten hat. — Madame Weiß als Hochverrätherin. — Der Ball bei Rothschild. — Die Wiener in Paris. — Die alten Zeiten kehren wieder. — Hamlet und die Legitimisten. — Ein Lübecker als Held eines Mystère de Paris. — Molière. — Professor und Stiefelputzer. —

Mehr als ein Dutzend neuer Vaudevilles und Dramen sind seit dem neuen Jahre an den verschiedenen Theatern hier aufgeführt worden: keins aber ist so dumm, so nichtssagend, so langweilig wie das miserable Vaudeville in der Kammer, wo Molé, Thiers, St. Marc Girardin und ein ganzes Chor anderer Komödianten die abgeschmacktesten Couplets singen mit demselben Refrain: Maroco, Pritchard, Pritchard, Maroco! Wäre nur irgend ein Prinzip, eine Fortschrittsidee, ein einziges mit der Geschichte der Zeit, mit der Zukunft oder Vergangenheit der Nation — der Menschheit will ich gar nicht sagen — zusammenhängendes Haar daran, noch so dünn, noch so schwach, so würde man der Opposition, der Coalition oder sonst einer Sorte Zion mit beiden Händen zuklatschen, daß sie uns von diesem ewigen Guizot, von diesem Stundenzeiger, der noch immer auf die Zwanziger Jahre hinweist, befreien will. Aber mit diesen hohlen Zuckerröhren bläst man keinen Mann weg, der wenigstens das Verdienst hat, ein ehrlicher zu sein. In die Mitte dieses ganzen Höllenchors tritt Guizot wie Robert der Teufel mit seinem grünen Friedenszweig und singt: Sollte ich wegen einer lumpigen Entschädigung von 25,000 Franken, die dieser Pritchard bekömmt, einen Krieg mit England beginnen lassen? Und siehe, diese einfache Arie zerstreut den ganzen Teufelsspuk. Guizot-Robert singt im Turnier, der Vorhang fällt und ein ganzes Jahr geht wieder vorüber, während dessen Frankreich abermals in demselben Gleise

Digitized by Google

fortlaufen wird, ohne an eine Verbesserung seiner socialen Zustände, an eine Erweiterung seiner politischen Volksbildung, an ein geistiges Vorwärts zu denken. Frankreich ist ja glücklich! Die Hühner stecken ja wieder im Topfe wie zu den Zeiten des guten vierten Heinrich's und was hat die Menschheit Höheres zu thun als Hühner zu fressen? Bald wird Frankreich diese sogar gebacken zurichten wie die Oesterreicher, es wird sich vielleicht bis zu der Eldoradohöhe des Gouvernement paternel hinaufschwingen und Schiller's Motto als Devise in sein Wappenschild unter seinen Hahn schreiben: Immer ist's Sonntag 2c. Vive la Charte, Guizot ou la mort!

Wien ist überhaupt hier jetzt sehr in der Mode. Die sechsunddreißig kleinen Wienerinnen, welche unter der Leitung der Madame Weiß hier in der großen Oper ihre Schmetterlingstänze aufführen, verrücken den Parisern die Köpfe. Man spricht von Nichts als von den kleinen deutschen Kindern, man bedauert sie, man bewundert ihr Geschick, ihre Geduld. Ach wenn man erst wüßte, wie die großen deutschen Kinder zu bedauern und zu bewundern sind! Oder sind diese 36 Kinder vielleicht symbolische Figuren? Mystische Repräsentanten des einigen Deutschlands mit seinen 36 Bundesstimmen? Ha, welche Idee! Man hat Schwierigkeiten gemacht, Mad. Weiß ihren Paß hieher zu visiren — wenn Madame Weiß vielleicht hochverrätherisch die Geheimnisse der Bundestagsbeschlüsse durch die arglosen Füßchen ihrer unschuldigen Truppe vor den Augen Frankreichs telegraphirte? Die Franzosen verstehen sich auf Tanzkunst und wissen diese Fuß-Chiffern zu enträthseln, ohne daß die dabeisitzenden Gesandten Oesterreichs und Preußens das Mindeste merken! Es wäre fürchterlich! Ja, je mehr ich daran denke, desto größer wird meine Ueberzeugung, die kleine fünfjährige Adele und die sechsjährige Ida, die jetzt ihre Händchen ausstrecken und in die Höhe sich schwingen wollen, ist dies nicht das Fürstenthum Schwarzenburg und das Fürstenthum Sigmaringen, welche das Prädicat Hoheit gleichfalls beanspruchen? Und dort die zwölfjährige Nanni und die eilfjährige Betty, deren ausgebildeter schlanker Körper die ganze Gruppe dominirt, ist das nicht offenbar Oesterreich und Preußen? Doch nein, wo wäre in Deutschland diese Harmonie, dieses Ineinanderfugen, diese gleichmäßigen Bewegungen, diese Einheit des regulirenden Gesetzes? Und vor Allem, wo ist diese centralisirende Idee, Madame Weiß genannt, diese Weisheit, welche über das Ganze wacht, so daß selbst die centralisirten Franzosen Respect haben? Ja wenn Madame Weiß bereits in St. Petersburg gewesen wäre, dann würden wir diese Symbolik begreifen, diesen einigen Willen, diese starke Seele so vieler Kleinen — so aber kann Madame Weiß kein Symbol sein, und sie ist offenbar Nichts als ein gewöhnliches Weib aus der Josephstadt in Wien, die aus diesem Kindersklavenhandel ein enormes Einkommen zieht.

Doch ich wollte ja sagen, warum Wien hier Mode wird. Also erstens durch das Feenballet der sechsunddreißig Schmetterlinge; zweitens durch einige Clavierspieler, von denen die Herren Mayer und Schulhof die Lions sind; drittens durch den großen Ball des Grafen Apony, von dem Paris volle acht Tage gesprochen und viertens hauptsächlich durch die große Zahl reicher Lebemänner, die das Gouvernement constitutionel auf einen oder zwei Winter — wenn nicht für immer — für das Gouvernement paternell eintauschen wollen, und da diese guten Wiener überall sich herum treiben, so scheint ihre Zahl durch ihre Beweglichkeit verzehnfacht Ob sie etwas mehr als eine gründliche Kenntniß der Quadrille und des Speiszettels der frères provenceaux und des Café de Paris mit nach Hause bringen werden? Genug sie tanzen und essen und sind unter den Deutschen die beliebteste Sorte. Ich fand neulich auf einem Balle bei Mad. Rothschild (darf der Correspondent eines liberalen Blattes einen Rothschildischen Ball besuchen?) einen ganzen Schwarm meiner Landsleute mit so behaglichen Gesichtern, sie schienen an dieser echt pariserischen Mischung der Gesellschaft, wo königliche Prinzen und Stockjobbers, Diplomaten und Industrielle sich berühren, so viel Geschmack zu finden, der wahrhaft geistvolle Luxus dieser Salons schien sie so hinzureißen, daß ich gern gefragt hätte — ist es denn wahr, daß es holt nur a Kaiserstadt, holt nur a Wien gibt?

Eine reiche hübsche Wittwe, Madame C. W....r, die in Wien kaum zu dem Bürgerstande gezählt werden kann, weil sie dem auswählten, aber unemancipirten Volke Gottes angehört, tanzte mit dem Herzog von Montpensier in einer und derselben Quadrille und ihre Augen leuchteten dergestalt, daß ich nicht das Herz hatte, durch eine solche Frage sie aus ihren Illusionen zu stören. — In der Neujahrsnacht haben fünfzig Wiener Gentlemen bei Verron einen „Wiener Ball" gegeben, wobei der eingeladenen Dame beim Eintritt ein Loos, um in der Tombola zu spielen, überreicht wurde. Keins dieser Loose konnte eine Niete ziehen und es handelte sich nur darum, wer ein größeres und prachtvolleres Album, Gemälde ꝛc. gewann. Ist das nicht galant? — Die Ballsucht ist übrigens seit der Julirevolution in keinem Winter so groß gewesen als in diesem, wo Louis Philipp und der Herzog von Nemours das Signal dazu gegeben haben. Wenn man von den Schauspielen, Soireen und Maskenbällen, die diesen Winter in den Tuilerien und dem Pavillon Marsan statt finden, liest (denn dahin kommt allerdings kein Correspondent eines deutschen Blattes — da mit Ausnahme eines einzigen Mitarbeiters des Journal des Debats, auch nicht ein Einziger aus der ganzen hiesigen Journalistik geladen war, was Viele baß ärgerte) so glaubt man sich in die seligen Zeiten Ludwig's XV. und Marie Antoinette's zurückversetzt. Herr Guizot, der mit blassem Angesichte und erschlafften Ner-

Digitized by Google

ven Abends in den königlichen Ballsalons sich erholen soll von den Kämpfen des heißen Tages in der Kammer, weiß allein zu erzählen, was für ein Unterschied in der Stellung eines Ministers zwischen Einst und Jetzt statt findet. Die englische Schauspielertruppe hat in den Tuilerien bereits drei Vorstellungen gegeben: Hamlet, Othello, Macbeth, Heinrich IV. und Romeo und Julie. Die legitimistischen Journale, die auch die kleinste Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ihrer Galle Luft zu machen, vergleichen den jungen Herzog von Bordeaux mit Hamlet und sind so unverschämt zu fragen: Was hat man in der königlichen Loge bei der Stelle sich gedacht, wo der Geist des alten Königs ausruft: O Hamlet, die Schlange, die mir das Leben nahm, trägt jetzt meine Krone! — In Deutschland würde eine solche Phrase, im Herzogthum Altenburg gedruckt, eine Censurverschärfung in allen Bundesstaaten nach sich ziehen. Hier hält man es nicht mehr der Mühe werth, einen Preßproceß darüber zu machen.

Ein kleines Mystère de Paris. Das hiesige Banquierhaus Königswarter erhielt aus Lübeck 26,000 Fres. angewiesen, um sie dem Sohn eines reichen Lübecker Senators, der hier in Verlegenheiten gerathen, auszuzahlen. Dieser, ein sehr junger Mann, weist jedoch die Summe zurück mit der Bemerkung, daß er sie nicht mehr nöthig habe. Er erzählt hierauf den Hergang. Er war von Havre nach Paris gereist und hatte unterwegs die Bekanntschaft eines sehr liebenswürdigen eleganten Franzosen gemacht, der ihm in Paris ein Hôtel als ganz besonders bequem empfohlen hatte und in welchem der junge Deutsche auch wirklich abstieg. Es war sechs Uhr Abends und man setzte sich gerade an die Table d'hôte. Was hierauf mit ihm vor ing, weiß er sich nicht mehr genau zu erinnern; als er des andern Tags aus dem Bette stieg, hatte er blos einen unendlichen Katzenjammer und die vague Erinnerung, daß er bei Nacht getrunken und gespielt. Einen Tag später wurde ihm ein Wechsel im Betrag der obigen Summe präsentirt. Er weigerte sich, diese zu zahlen, und wendete sich an die Polizei, welche — da das Haus als eine Spielhölle längst im Verdacht steht — die Wirthin verhaften ließ. Diese jedoch behauptete, Nichts von dem zu wissen, was in den obern Zimmern zwischen ihren Gästen vorgeht, und da der junge Lübecker nicht beweisen konnte, daß falsch gespielt wurde, so konnte man ihm nicht weiter helfen. Er hatte sich sogleich an ein ihm bekanntes Handlungshaus wenden müssen, um nicht selbst in's Schuldgefängniß zu gerathen. — Die Summe, die seine Verwandten ihm jetzt schickten, wäre zu spät gekommen und konnte daher wieder zurück geschickt werden. Haec fabula docet u. s. w. —

Da Molière durch das Gutzkow'sche Stück in Deutschland eine beliebte Theaterfigur geworden zu sein scheint, so möchte ich die Bühnen auf ein hübsches dreiactiges Lustspiel aufmerksam machen, das ich

Digitized by Google

im Odeon gesehen und welches den Titel führt: Un bouquet à Molière. Es ist sehr amusant — Molière's Vater will seinen Sohn von der Theaterlaufbahn abhalten, was ihm jedoch mißlingt; hübsche Scenen und piquanter Dialog. Der Verfasser heißt Commerson und man erzählt von ihm selbst folgende factische Anekdote. Commerson — bereits ein ältlicher Mann — war zur Zeit der Restauration Professor an der Universität, wurde aber wegen antijesuitischer Vorträge abgesetzt. Am andern Tage nach seiner Absetzung fand man ihn mit einer Schürze um den Leib und einer Bürste in der Hand vor dem Eingang des Universitätssaales, um, brodlos wie er geworden — sagte er — jetzt die Stiefel den Studenten zu wichsen, die er gestern in der Wissenschaft unterrichtet. Dieser trotzige Scandal veranlaßte die Regierung, ihm eine andere Stelle zu geben.

II.

Aus Berlin.

1.

Neue Gerüchte von einem preußischen Constitutionsproject.

Es ist entschieden: wir bekommen eine Verfassung! Und so wollen auch wir denn bekennen, daß wir, als wir noch vor einigen Wochen in diesen Blättern die in französischen Zeitungen enthaltene Nachricht von der den preußischen Landen bevorstehenden Constitution für eine Fabel erklärten, in einem Irrthume uns befanden, den freilich alle Welt hier mit uns getheilt hat. Ja, nicht blos in Paris, sondern auch in Madrid war man früher davon unterrichtet als hier! Sind doch hier Briefe vom Grafen Bresson, dem jetzigen Botschafter Frankreichs bei der Königin Isabella, eingegangen, worin dieser dem Lande, in welchem er seinen Souverain früher vertrat, Glück dazu wünscht, daß es endlich auch in politischer Hinsicht den Fortschrittsstaaten Europas sich anschließe. Aber was werden die beiden alten grämlichen Frau Basen dazu sagen, deren Liebe und Freundschaft der verstorbene Landesvater in seinem Testament uns empfohlen hat? Nun, hoffentlich werden sie uns nachfolgen, oder wenn es ihnen in unserer Gesellschaft nicht mehr gefällt, — was wir jedoch von Seite der ehrlichen deutschen Base weder hoffen noch wünschen — sich ganz und gar dem Osten zuwenden, dem sie mit ihren Institutionen und Strebungen ohnedies mehr angehören, als dem von der Sonne des 19. Jahrhunderts erleuchteten Occident.

Also eine Verfassung, und zwar keine solche, von der das Pariser Charivari sagte, Meyerbeer sollte sie componiren, Tieck den Text dazu schreiben und da Beide es ablehnten, so habe endlich Schelling die Constitution geliefert, deren erster Paragraph also lautete: §. 1. „Das Concrete ist abgeschafft." Wir hoffen vielmehr, sie werde ge-

Digitized by Google

wisse Begriffe, die wir, wie Preßfreiheit, öffentliche und mündliche Rechtspflege, Steuerbewilligungsrecht und Reichsstände, bisher nur als Abstracta kannten, zur concreten Erscheinung unter uns bringen. Freilich kann man in Bezug auf alle diese Dinge nur Hoffnungen und Vermuthungen hegen, und wer weiß, ob sie nicht alle getäuscht werden, aber es ist doch schon erfreulich, hoffen zu können, während man seit 1841 auch die Hoffnungen bereits aufgegeben hatte.

Der König, der, wie es heißt, im Staatsministerium auf bedeutenden Widerspruch stieß, soll das Verfassungsgesetz selbst ausgearbeitet haben und dieses, wird hinzugefügt, soll den nächstens zusammentretenden Provinziallandtagen vorgelegt werden. Auch der Prinz von Preußen, der dem Throne zunächst steht, soll mit dem Verfassungsproject nicht einverstanden sein; da der Prinz jedoch ein Ehrenmann ist und seinem ganzen Charakter nach keine Aehnlichkeit mit einem gewissen früheren Agnaten eines andern Königshauses hat, so ist auch von ihm nicht zu besorgen, daß er bei der Gelangung zum Throne nur die eigenen Ansichten befragen und ein von seinem Bruder ertheiltes Gesetz, das dem Lande lieb geworden, wieder aufheben werde.

Täuschen die hier verbreiteten Gerüchte nicht, so sollen bereits im Herbste dieses Jahres die ständischen Vertreter der Monarchie hier zusammenkommen. Wäre dies wirklich der Fall und würde durch die neue Verfassung die bürgerliche Freiheit in Preußen zur vollen Wahrheit, dann hätte wohl ganz Deutschland das Jahr 1845 als eine neue Aera zu betrachten, als eine Aera, von welcher des deutschen Volkes Gleichstellung mit den mächtigsten und freiesten Nationen Europas datirte!

Justus.

2.

Probst Zöllner und die Correspondenten. — Die beiden Grimm. — Politischer Takt der Berliner. — Zweierlei Politiker. — Volksstimmung. — Jenny Lind, Wilhelm Kunst und der Balletmeister Taglioni. — Die orthographischen Fehler Friedrich's des Großen. —

Der Zweck dieser Briefe aus Berlin, die ich einer freundlichen Aufforderung des Herrn Redacteurs zufolge, für die „Grenzboten" beginne, soll keinesweges der sein: einen Total-Ueberblick für die Leser auf berlinische Zustände und Ereignisse zu eröffnen, sondern im Gegentheil, ich will darin Nichts als bestrebt sein, einzelne Momente, die mich interessiren und über die ich glaube im Stande zu sein, etwas nicht ganz Unrichtiges zu sagen, beliebig herauszuheben und zum Gegenstande meiner Besprechung zu machen. Meine Correspondenzen werden auf diese Weise eigentlich Nichts anderes, als gesammelte Eindrücke sein, die ich mich bemüht erweisen will, darin zu fixiren.

Es darf daher Niemanden wundern, wenn er Dinge und Ereig-

nisse von mir mit Stillschweigen übergangen sieht, die von andern Seiten her mit großen Acclamationen aufgenommen worden, ebenso wenig, als es Jemand in Erstaunen versetzen kann, wenn er gewahrt, daß ich über Gegenstände schreibe, die von Andern wenig oder gar nicht in Betracht gezogen sind.

Mir scheint, daß die Leser durch eine solche Art von Correspondenzen mehr gewinnen, als sie im Stande sind dabei zu verlieren. Sie sehen eine originelle Anschauungsweise ihre Constructionen machen, ihre Gedanken, Ideen, Reflexionen bilden, die, wenn sie auch dann und wann einmal barock sein mögen, doch tausendmal besser sind, als die Wiederholungen von Neuigkeiten, welche den Lesern durch die politischen Blätter schon viel früher und zur Genüge hinterbracht worden sind. Diese Neuigkeiten können Einem schon dadurch zum Ekel werden, weil fast Jeder, der sie berichtet, die Gelegenheit wahrnimmt, alle die abgenutzten Schlagwörter der Zeit, die er aufgegriffen und eingesammelt hat, auf einmal wieder loszuwerden. Diese Helden der Gelegenheit, die, wenn sie gegen eine politische Maus zu Felde ziehn, die ganze Rüstkammer der liberalen Phraseologie zu plündern pflegen, kommen mir wie der verstorbene berlinische Probst Zöllner mit seiner Anekdote vom Schusse vor. Er konnte nur heiter sein, wenn er seine Anekdote vom Schusse erzählt hatte. Er war so lange in Todesangst in einer Gesellschaft, so lange er seine Anekdote nicht anzubringen vermochte. Er rückte unruhig auf seinem Stuhle; er schnupfte nicht; der Schweiß stand ihm auf der Stirne; er konnte sich zuletzt nicht anders helfen, als daß er mit der Schnupftabakdose verstohlener Weise auf den Tisch schlug: Fiel da nicht ein Schuß? Apropos Schuß! Da fällt mir ein u. s. w.

Die meisten Correspondenten machen es eben so. Es ist ihnen nicht möglich, eher zur Sache zu kommen, als bis sie diese eingesammelten abgegriffnen Redensarten, auf welche die herrschende Gegenwart ihren Stempel gedrückt hat, haben loswerden können. Sie befleißigen sich daher eines ähnlichen Kunstgriffes, wie Probst Zöllner; verstohlener Weise schlagen sie mit ihren Gedanken an die Handlungsweise eines Charakters und fragen: War das nicht Gesinnung? Apropos Gesinnung. Da fällt mir ein u. s. w.

Es wäre sehr schön, wenn die Gesinnung als solche einen so großen Werth, eine so wichtige Bedeutung für sie hätte, daß sie deswegen fortwährend im Munde führten; aber sie ist ihnen im Gegentheil Nichts, als der Anknüpfungspunkt für ihr Phrasenwerk. Wir würden uns täuschen, wenn wir Deutsche uns einbilden wollten, die Gesinnung sei bei uns in eben dem Grade eine Nothwendigkeit geworden, als sie uns ein Bedürfniß ist. In Deutschland stehen wir erst an der Schwelle dieser Nothwendigkeit. Wir desavouiren noch Niemanden, der keine Gesinnung annehmen will, sondern höchstens

nur Jemanden, der eine von sich wirft. Der Skandal einer Gesinnung erst ist im Stande, Jemanden zu brandmarken; erst wenn er sich damit compromittirt, vermögen wir Deutschen es über uns zu bringen, ihm Widerwillen oder Verachtung an den Tag zu legen.

Berlin hat Beispiele davon aufzuweisen. Das nächstliegende haben uns die beiden Grimms in ihrem damaligen Benehmen gegen Hoffmann von Fallersleben dargeboten. Es ist aber allerdings schon ein gutes Zeichen, daß man anfangt, für dergleichen Gesinnungsdemonstrationen ein Gedächtniß zu behalten, denn es ist doch sehr bemerkbar, um wie viel unpopulärer und entfremdeter diese beiden Männer der deutschen Jugend seitdem geworden sind. Ich glaube, sie werden eine Geburtstagsfeier, wie die damalige, nicht mehr erleben. An ihrer, zu dieser Zeit abgegebenen Erklärung hat sich der schöne Enthusiasmus der akademischen Jugend für sie in Trümmer geschlagen, den nothdürftig zusammenzukitten vielleicht alle ihre literarischen und gelehrten Forschungen nicht mehr im Stande sein werden.

Ein gesunder Takt wird Berlin in dieser, wie überhaupt in politischen Angelegenheiten nicht abzuläugnen sein. Wenn ich das Wort politisch gebraucht habe, so setze ich voraus, daß man es in seiner weitesten, nicht in seiner strengsten Bedeutung nimmt, weil heut zu Tage Alles politisch ist, die Seehandlung, wie das Postporto, die Kirche wie das Theater, der Atheismus, wie der Pietismus. Dieser letztere ist hier sogar durch die Politik in Mode gekommen, so daß, was mich anbetrifft, ich nicht umhin kann, hinter jedem Pietisten einen großen Politiker zu vermuthen.

Die Politiker haben von je durch irgend etwas an ihrem Wesen eine Sympathie an den Tag gelegt, die sie wie einen großen zusammenhängenden Orden hat erscheinen lassen. Eine Zeitlang war es gäng und gäbe, daß die Politiker als Freigeister, als Libertins auftraten. Sie spielten Karten, verführten Weiber und dichteten schlüpfrige Chansons. Den lieben Herrgott sahen sie wie einen guten Nachbar an, bei dem man zu Gaste geht; dem man die Hand drückt vor Augen und hinter dem Rücken ein Schnippchen schlägt. Es war die Epoche Friedrich's des Großen und Voltaire's, die Epoche, in welcher Gott der Düpirte sein sollte. Nachher emancipirten sich die preußischen Politiker von diesem französischen Einflusse, sie wurden echt deutsch, ritterlich und gottesfürchtig. Sie trugen schwarze Schnürröcke, Kanonenstiefel, Hemdkragen und langes Haar. Es war dies in der Zeit der sogenannten Freiheitskriege. Heut zu Tage sind sie pietistisch. Sie gehen mit dem Gesangbuch unter dem Arm und halten Betstunden. Sie werden fett und zeugen keine Kinder. Der Wahlspruch, den ein Politiker in einem Immermann'schen Lustspiele ausspricht, und der lautet: „Der Mensch muß mitunter die Wurst einer Pflicht nach der Speckseite eines Vortheils werfen, sonst

Digitized by Google

kommt er nicht durch diese Zeitlichkeit" scheint die große Moral zu sein, der die Politiker nachzuleben für gut erachten.

Hiermit aber wollte ich nur die Politiker ex officio bezeichnet und charakterisirt haben. Die Politiker des Volkes sind von allen diesen Dingen stets entfernt gewesen, und sind es heut zu Tage auch von dem Pietismus. Aber nicht davon allein, sondern noch von vielen andern Sachen. So z. B. von der Sympathie für Rußland und der Antipathie gegen Frankreich. Und darin, um auf einen früheren Ausspruch zurückzukommen, zeigt Berlin besonders jenen Takt, von dem ich weiter oben gesprochen habe. Nur die Regierung ist für Rußland, das Volk ist dagegen. Schon das Interesse, mit welchem das Buch von Cüstine über Rußland hier in Berlin aufgenommen wurde, ist ein Beweis davon. Die täglichen Aeußerungen, wie man sie an öffentlichen Orten oder in Gesellschaften vernehmen kann, sind noch bei weitem schlagendere Belege.

Für Frankreich aber gibt sich immer mehr und mehr eine Hinneigung zu erkennen, die ihre tiefsten Wurzeln in dem Interesse ausbreitet und verzweigt, das wir gegenwärtig anfangen an den segensreichen Entwicklungen der Industrie zu nehmen.

Es hat ordentlich etwas Rührendes, wenn man sieht, welche Theilnahme man hier für die Verhandlungen der zusammengetretenen Kammern in Paris zu finden vermag. Einestheils liegt darin die Hinneigung für Frankreich deutlich genug an den Tag gebracht, andererseits aber spricht sich darin auch lebhaft die Sehnsucht aus, die man darnach empfindet, die preußische Nation in ähnlicher Art vertreten und zu ihrem Wohle arbeiten zu sehen. Diese Sehnsucht manifestiren jene Petitionen, die man für die diesjährigen Landtagsverhandlungen einzureichen beflissen ist, in keinem verminderten Grade. Auch in Berlin werden solche vorbereitet, eine darunter für Preßfreiheit und ein Preßgesetz.

Was die Berlinische Gesellschaft von Anfang dieses Jahres bis Ende Januars sonst noch bewegte und in Anspruch zu nehmen vermochte, ist geringfügiger Art. Einmal ist es Jenny Lind, ein andermal Wilhelm Kunst, endlich die Neuigkeit: daß der Balletmeister Taglioni die Concession für ein großes Theater erhalten, welches in der Jägerstraße erbaut und für die italienische Oper und das große Ballet ausschließlich eingerichtet werden soll.

Außerdem hat es hier in der gelehrten Welt einiges Aufsehen erregt, daß Ackermann, welcher beauftragt worden ist, die Werke Friedrich's des Großen in französischer Sprache gesammelt herauszugeben, dieselben in einer so fehlerhaften Weise hat drucken lassen, daß wahrscheinlich ein Umdruck nöthig sein wird. Er, der Herausgeber, hat sich eine eigne, funkelnagelneue Orthographie erfunden, die nicht giltig befunden wird, um so weniger, als neben dieser sich auch Irrthümer ein-

geschlichen, die allerdings unverzeihlich sind. So hat er „le grand electeur“ z. B. „le grand-relecteur“ drucken lassen, so daß aus einem großen Kurfürsten ein Groß-Kurfürst geworden ist.

Ueber die Verhandlungen in dem Verein zur Hebung der unteren Volksklassen ist von andern Seiten her für die Grenzboten berichtet worden, so daß ich dieses Kapitel hier füglich übergehen kann.

Feodor Wehl.

III.

Aus Wien.

Associationsgeist; Akademie der Wissenschaften; Verein zur Besserung entlassener Sträflinge. — Die Mäßigkeitsvereine, der Clerus und die Finanzen. — Der verstorbene Prinz von Nassau und Erzherzog Karl. — Kanalprojekt von Küstendsche nach Czernawoda; Oesterreich gegen Rußland. — Die industrielle Agitation in Ungarn. — Tumulte in Pesth. —

Der Geist der Association bricht sich immer mehr und mehr bei uns Bahn, und wenn die Erscheinungen, welche er vor der Hand in's Leben ruft, auch nicht eben epochemachend sind, so gereichen sie gleichwohl der innern Triebkraft des Volksbewußtseins zur Ehre. Sie wissen, wie ängstlich man hier die geistigen Bewegungen überwacht, und wie ungern man den selbsteigenen Entschließungen des Bürgers einen freiern Spielraum gewährt. Auch hierin haben die materiellen Interessen die Bahn gebrochen, und es wurden zuerst die gewerblichen Vereine concessionirt, da man sich mit der Aussicht trösten mochte, daß dieser Liberalismus goldne Früchte trage. Auch die Harmloseren unter den schönen Künsten wurden in ähnlicher Weise begnadigt, und während Maler und Tonkünstler sich in feste Gesellschaften vereinen durften und vollends die Actientheorie hilfreiche Unterstützung fand, wollte es mit der Akademie der Wissenschaften nicht recht vorwärts, und so oft auch in den Zeitungen das bedeutungsvolle: „Pst! jetzt kommt sie!“ erscholl, in der Wirklichkeit ist sie durch gar Nichts angekündigt worden. In der jüngsten Zeit trat auch ein Besserungsverein in's Leben, der sich der aus den Strafanstalten entlassenen Verbrecher annimmt, und somit scheint sich eine Emancipation der moralischen Tendenzen zu zeigen, welche fortan neben den materiellen das Vorrecht besitzen sollen, das Gestaltungsprinzip der Association in sich aufzunehmen. — Als einen neuen Beleg, wie das Associationsprinzip bei uns auf dem sittlichen Gebiete rasche Eroberungen mache, führen wir blos die blitzschnelle Ausbreitung der Mäßigkeitsvereine in Schlesien und Galizien an, wo die Geistlichkeit so klug war, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Viele Tausende haben bereits das Gelübde der Mäßigkeit abgelegt und die Zahl der Mitglieder steigt mit jedem Tage. Es kann der katholischen Kirche nicht anders als sehr vortheilhaft sein, wenn sie ihren Einfluß durch

Digitized by Google

thätigen Eifer für die Ausbreitung einer so reinen Sache beim Volke verstärkt und dem Staate selbst kann durch den erhöhten Fleiß und die geläuterte Moralität der Einwohner kein Nachtheil entstehen, wohl aber selbst eine finanzielle Ersparniß in Bezug auf Gefängnißwesen, Gerichtskosten, Versorgungshäuser und Heilanstalten, was leicht entschädigen dürfte für den augenblicklichen Ausfall in den Grundsteuern, den die plötzliche Einstellung der Branntweinerzeugung nach sich führen kann. Darum muß man sich billig wundern über den langen Widerstand, der der Anerkennung dieser Vereinswirksamkeit von Seite der Behörden entgegengesetzt wurde; selbst die oberste Justizstelle ward über die Zulassung der Mäßigkeitsvereine in den kaiserlichen Staaten vernommen, welche diese Frage lediglich vom Standpunkte der Gesetzmäßigkeit auffassen konnte, während doch die Beurtheilung der eigentlichen Frage außerhalb der juristischen Sphäre liegt und ganz der höhern Administration zugehört, welche sie als ein Problem der Volkserziehung hinnehmen und lösen muß. Es scheint, daß nur die Anführerschaft des Clerus die Besorgnisse der Staatsverwaltung beschwichtigen konnte, welche sich nicht von der Furcht losmachen kann, jeder harmlose Verein könne insgeheim und unter Umständen zu politischen Zwecken mißbraucht werden und der Concessionsbrief blos dazu dienen, ein gefährliches Parteigetriebe zu bedecken. Daß die Wirkungen der erwähnten Vereine bereits überall sichtbar hervortreten, darüber sind alle Stimmen einig und der Schreiber dieser Zeilen selbst war in der Lage, sich von der Wahrheit zu überzeugen, indem die zahlreich nach der Hauptstadt reisenden schlesischen Leinwandhändler, eine vordem durch ihre Trinklust verrufene Kaste, jetzt wie umgewandelt sind.

Der nach langjährigen Leiden verstorbene Prinz von Nassau, der als Oberst aus der Armee geschieden, war einer der bekanntesten Lebemänner unserer nichts weniger als pietistischen Aristokratie und selbst die vielfach erprobte Kunst des Gräfenberger Wasserarztes konnte ihm das vergeudete Leben nicht erhalten, dem er mit 40 Jahren Lebewohl sagen mußte. Sein körperlicher Zustand war zuletzt so hinfällig, daß der Kammerdiener mehrere Stunden brauchte, um seinen Herrn in die Kleider zu bringen und ihm zwischen die wunden Zehen frische Baumwolle zu stecken. Der Prinz war der Schwager des Erzherzogs Karl, der bekanntlich eine Prinzessin von Nassau zur Gemahlin hatte, seit deren Tod er nicht wieder geheirathet. Man versichert, daß die Kasse des erlauchten Schwagers von dem stets geldbedürftigen Prinzen häufig in Anspruch genommen worden und der Hingang desselben den Erzherzog von einem hoffnungsvollen Schuldner befreit habe.

Sie haben ohne Zweifel in den Zeitungen gelesen von den Kanalplänen, welche mit der Reise des Obersten Birago in der Türkei in Verbindung gebracht wurden, und der lautgeführten Polemik über die technische Ausführbarkeit eines Kunstflusses von Küstendsche nach Czer-

Digitized by Google

nawoda, welche von dem Baron von Vinke, einem preußischen Offizier bestritten wird. Man hat schon die Bausumme genannt, welche zu der Realisirung des Projectes erforderlich wäre, und von der Bereitwilligkeit, womit man von Seite der österreichischen Regierung in dieses Vorhaben einzugehen geneigt sei Aus guter Quelle kann ich Ihnen indeß die Versicherung ertheilen, daß dieses Kanalproject keineswegs zu Stande kommen wird, und die Sache lediglich als eine diplomatische Demonstration betrieben wurde, um Rußland zu nöthigen, die seit Jahren gegen alle Vertragspflicht versandeten Sulinamündungen zu reinigen. Es waltet hier dasselbe Verhältniß wie in Betreff des Sundzolles in Preußen, und so wie man dort nicht daran denkt, kostspielige Kanalbauten zu unternehmen, sobald man die dänische Regierung dahin bewegen kann, ihrem historischen Rechte auf die Börse anderer Seefahrer in gütlicher Weise zu entsagen, eben so wenig denkt man hier daran Landdurchstiche zu bewerkstelligen, so lange man hoffen darf, mit der bloßen Miene des Wollens denselben Zweck zu erreichen. Es ist wahr, Oberst Birago hat die Donau mehr im Auftrage des Hofkriegsrathes und zu militärischen Zwecken bereist, allein eine merkantil-politische Mission lag darum nicht weniger im Sinn seiner Fahrt. Die Donau dürfte bei der Lösung der orientalischen Frage bald eine sehr wichtige militärische Rolle spielen, denn sie bildet die Grenze des russischen Reiches gegen die morsche Macht der Osmanen, und bei einem Angriff der Russen liegt viel daran, diesen großen Strom als Operationsbasis zu gewinnen. Dazu aber ist es nöthig sein Bett zu kennen, sein Hochwasser zu studiren und genaue Karten und Messungen von den Ufern zu besitzen. Das Portefeuille des Obersten Birago und der ihn begleitenden Offiziere ist sicher nicht leer geblieben; auch das zu Titul an der Donau am Einfluß der Theiß garnisonirende Tschaikistenbataillon mit seiner Flußflotille soll vermehrte Berücksichtigung finden und eine neue Organisation erhalten. Es wäre überhaupt der Mühe werth, der deutschen Lesewelt die im Süden Ungarns angehäuften Streitmittel zu schildern, damit sich diese selbst eine Meinung bilden könne über den Ausgang des unvermeidlichen Zusammenstoßes Oesterreichs und Rußlands auf dem türkischen Wahlplatze; nur wenige wissen etwas von der Donauflotte und von den kriegerischen Colonisten an der türkischen Grenze, welche jetzt aufgehört haben die Pest abzuwehren, sondern vielmehr die Vorposten der Civilisation gegen die moskowitische Macht und Barbarei geworden sind, die mit scharfem Blick den verdächtigen Bewegungen des Gegners folgen, wenn sie sich auch noch nicht von der Stelle gerührt haben. Die Geschichte der Donauflotte steigt mehrere Jahrhunderte hinauf, und bereits bei den beiden Belagerungen Wiens durch die Türken agirten die Geschwader dieser Binnenflotte mit, und es sind wahrlich nicht die letzten unter den ruhmwürdigen Thaten je-

ner Zeit, die auf diesen hölzernen Mauern vollbracht wurden. Man darf es nicht verschweigen, daß jene politischen Hellseher, welche immerdar glauben, Oesterreich überliefere sich ganz und gar dem Strom russischer Entwürfe und ziehe nicht die Möglichkeit nothwendigen Kampfes in Betracht, im Irrthum befangen sind. Sie sehen blos die lauten Handlungen und bemerken die stillen Vorbereitungen nicht, die dieser Voraussicht zu Ehren getroffen werden. So bereisten im vergangenen Sommer mehrere Generalstabsoffiziere das Königreich Ungarn, um die Communicationsmittel des Landes zu studiren und namentlich den Zustand der Straßen in allen Jahreszeiten und die Subsistenzfähigkeit der verschiedenen Gegenden kennen zu lernen, lauter Notizen, die zur Kriegführung unumgänglich sind. Man sieht daraus, daß die Regierung Ungarn für das künftige Schlachtfeld hält, und da sie Galizien ohne Festung läßt und blos den durch die Karpathen nach Ungarn führenden Engpaß Dukla befestigt hat, so kann man daraus gleichfalls interessante Schlüsse ziehen in Betreff der von ihr befolgten Politik; Galizien erscheint ihr durch den Russenhaß und eine Volkserhebung hinlänglich gesichert, und wenn Umstände eintreten sollten, unter denen sich die Bedingungen dieser Annahme verwischen, so kann das Ergebniß derselben den Russen eben so wenig Vortheil bringen, als Oesterreich; ein gleichmäßiger Schaden ist eigentlich keiner.

Aus Ungarn laufen täglich besorglichere Nachrichten ein; die nationale Partei regt sich gewaltig und die industrielle Agitation macht reißende Fortschritte. Der Schutzverein war blos eine negative Bestrebung, die leicht in's Ziellose verlaufen konnte, da ihr kein naheliegender Zweck vorschwebte. Nun hat er aber auch eine positive Gestalt gewonnen, indem er einen Ableger, den Fabriksverein erzeugte, der sich mit den industriellen Köpfen in's Einvernehmen setzt und vorläufig ein Kapital von 1 Million Gulden aufbringen will, um den Unternehmungsgeist zu ermuntern und die leisen Regungen der ungarischen Fabrikation thatkräftig zu unterstützen. Während der Schutzverein von den Häuptern der radicalen Partei der Magnaten- und Ständetafel, dem Grafen Bathyany und dem Journalisten Kossuth ausging, stellten sich an die Spitze des Fabriksvereins die ersten Beamten der ungarischen Krone, die Grafen Keglovich, Dessewfy u. A., wodurch der Regierung wahrscheinlich die Garantie geboten werden soll, daß dieser Verein niemals den Geist der Mäßigung verläugnen und namentlich nicht zu einem Deckmantel für andere politische Tendenzen benutzt werde. Bisher hat die industrielle Agitation in Ungarn den österreichischen Fabriken blos geschadet, ohne dem Lande selbst zu nützen, denn wenn die erstern eine Stockung ihres ungarischen Absatzes erfahren und durch das Fallissement vieler Abnehmer in Pesth beträchtliche Summen einbüßen, droht den ungarischen Grundbesitzern selbst wieder ein naher Ausfall ihres Bodenertrages, da die Wollhändler Oester-

Digitized by Google

reichs nur geringe Bestellungen in Ungarn machen können, weil die Tuchfabriken Böhmens und Mährens in der sichern Erwartung, für dieses Jahr nur wenig Tücher dahin ausführen zu können, sehr geringen Bedarf haben und sich auf ihre Vorräthe stützen.

Inzwischen haben, wie die neuesten Privatbriefe melden, die aufgeregten Leidenschaften der brausenden Jugend in Pesth bereits zu sehr ernsthaften Vorfällen geführt, welche durch das Einschreiten der bewaffneten Macht geschlichtet werden mußten. Die Kaufleute befolgten nämlich aus Klugheit die leicht vorauszusehende Taktik, den vom Ausland bezogenen Waaren die Aufschrift „Rein vaterlandisch" aufzuheften und machten anfangs mit Hilfe des patriotischen Fanatismus die glänzendsten Geschäfte. Doch bald kamen die Consumenten auf den Betrug und geriethen, von den Spottreden und höhnischen Glossen der deutschen Presse, welche ihnen unaufhörlich zurief, man gönne ihnen das unschuldige Vergnügen, sich für ein Fabrikvolk zu halten, aufgestachelt, gegen die Söhne Merkurs in Harnisch. Die Folge waren die Erstürmung und Plünderung mehrerer Kaufläden und die Verwundung vieler Tumultuanten, als zuletzt das Militär gegen diese merkantilische Emeute aufgeboten ward.

Von der Freiung. —

Aus München.

Carneval. — Der Metzgersprung. — Die historisch-politischen Blätter für Preßfreiheit und gegen das preußische Obercensurgericht. — Mozart's Idomeneo. — Antigone und Laube's Struensee. —

Der Carneval ist in München angekommen, das heißt, die Langeweile, die sich das ganze Jahr hindurch in unserer Stadt breit macht, hat jetzt die Maske vorgenommen, wir Münchner aber, die sie genau kennen, wir lassen uns durch diese Maske nicht täuschen, wir wagen es, trotz dieser quasi offiziellen Lustigkeit zu gähnen, so recht aus vollem Herzen zu gähnen. Wir haben maskirte Akademien und Redouten, abonnirte Bälle und Künstlerbälle. Von einer Volksbelustigung aber, von einer Belustigung, wie sie die Städte am Rhein bieten, keine Spur. Für dergleichen Vergnügungen herrscht aber auch hier kein Sinn; die Bockhalle, das ist des Münchners Narrhalle. Die einzige unserer Carnevalsbelustigungen, an der das eigentliche Volk Antheil nimmt, ist der jeden Faschingsmontag wiederkehrende Metzgersprung. An diesem Tage nämlich versammeln sich Nachmittags zwei Uhr im hiesigen Rathhause alle Lehrlinge der ehrsamen Metzgerzunft und begeben sich von da aus, in Bärenfelle gehüllt, auf den Schrannenplatz, woselbst sie von den Tausenden, die schon seit dem frühen Morgen den Platz füllen, mit donnerndem Jubel begrüßt werden. Sie springen hierauf in den sogenannten Fischbrunnen, der zur Hälfte mit Wasser gefüllt ist. Von diesem ihrem wässerigen Standpunkte aus

werfen diese Bärenhäuter Aepfel, Nüsse u. s. w. unter die Gassenjungen, die sich zu Hunderten um den Brunnen geschaart haben. Hat sich nun ein dichter Schwarm zusammengedrängt, um diese Früchte seines mehrstündigen Harrens zu genießen, so gießen die Metzger scheffelweise das Wasser auf jenen Punkt, wo der Knäuel am dichtesten ist und die armen Jungen stäuben wie vom Blitze getroffen auseinander. Die Frucht, von der sie genossen, scheint aber nicht vom Erkenntnißbaume gewesen zu sein, denn kaum sind sie auseinandergesprengt, so folgt von Seiten der Metzger eine neue Bescherung, von Neuem drängen sich die tropfenden Jungen hinzu, von Neuem werden sie begossen. Dieses ist die eigentliche Belustigung des Publicums und ein schallendes Gelächter desselben verkündet die jedesmalige Taufe der Gassenjungen. Diese Carnevalsbelustigung verdiente schon deshalb genauere Auseinandersetzung, weil man ihr wenigstens jene Trockenheit nicht zum Vorwurfe machen kann, an der unsere übrigen Faschingsvergnügungen so sehr leiden. — Doch genug des Scherzes, jetzt zu etwas Ernsterem. — Die „historisch-politischen Blätter" haben sich für Preßfreiheit erklärt. Sie können sich leicht vorstellen, daß diese Erklärung dahier, von Freunden und Gegnern der Preßfreiheit mit großem, wenn auch entgegengesetztem Interesse aufgenommen wurde. Man sieht ihr ordentlich die Wehen an, unter denen sie das Tageslicht begrüßte. Daß diese Erklärung von Seiten der historisch-politischen Blätter nicht aus Liebe zur freien Presse, sondern nur aus Unmuth, in Preußen verboten zu sein, hervorgegangen und gleichsam eine oratio pro domo sua ist, nimmt ihr Nichts von ihrer Wichtigkeit. Freilich bringt schon die neueste Nummer einen Artikel, in welchem dem pr. Obercensurgerichte wegen Freigebung des Rongeschen Briefes mit großem Aufwande von Sophistik Parteilichkeit zum Vorwurfe gemacht wird, aber auch er schließt mit den Worten; „Preßfreiheit sei auch unsere Losung." Nun, wenn von dieser Seite die Preßfreiheit erkämpft wird, so wollen wir die „gute Presse" als solche von ganzem Herzen anerkennen. — In unserm Theater wurde endlich die vielbesprochene Mozart'sche Oper „Idomeneo" gegeben. Wahrlich, an diesem Abende feierte, trotz des Doppelsternes in der „Allgemeinen", die Langeweile ihre Orgien. Wenn auch das Verdienst, dieses Werk des großen Meisters den Motten entrissen zu haben, alle Anerkennung verdient, so halten wir es doch für eine übelverstandene Pietät, das Stück mit seinen ursprünglichen Längen unverkürzt auf die Bretter gebracht zu haben. Ein anderes Stück, auf dem schon der Schutt von Jahrtausenden ruht, wird auch hier, so sagt man, zur Aufführung kommen: — die Antigone des Sophokles. Das Isarathen will in dieser Beziehung dem Spreeathen nicht nachstehen. Thiersch wird unser Tieck sein. — Laube's „Struensee" wurde vor einigen Tagen zum Zweitenmale gegeben, bei übervollem Hause und mit einem Beifalle,

Digitized by Google

dessen sich seit Jahren kein neueres Stück auf unserer Bühne zu erfreuen gehabt hat.

Z..

V.

Herr Lewald und seine Polemik.

Das bisherige Treiben der Lewaldschen Europa war kürzlich in diesen Blättern einer strengen Kritik unterworfen worden. Wir wissen bis jetzt von keiner einzigen Stimme, die sich zur Vertheidigung des Herrn Lewald erhoben hätte — außer seiner eigenen. Aber sucht sich denn Herr Lewald selbst zu vertheidigen? Ganz und gar nicht; wozu auch? Haben wir ihm doch blos seine gesinnungslose Betriebsamkeit, seinen Stumpfsinn für alle höheren Interessen, seinen gänzlichen Mangel an literarischem Ehrgefühl vorgeworfen! Das sind Bagatellen, auf die ein Mann wie Lewald nur spöttisch den Mund verzieht. Literarisches Ehrgefühl?! — Chimäre! Höhere Interessen!? — Bah, mir werden Sie doch nicht weis machen wollen, daß es dergleichen gibt. Gesinnung? — Herr Lewald coquettirt damit, er ist beinahe stolz darauf, daß er keine Gesinnung hat; und er verhöhnt ganz offenherzig uns arme Gesinnungsnarren, die wir's für unsere verfluchte Schuldigkeit halten, irgend einem Volksinteresse zu dienen. — In der That, nicht Ein Wort zu seiner Vertheidigung hat Herr Lewald vorgebracht; seine Entgegnung besteht darin, daß er den eigenen Schmutz seinem Gegner in's Gesicht wirft; da er sich nicht reinigen kann, möchte er seinen Gegner verunreinigen. Herr Lewald ist sehr heruntergekommen; wir erwiesen ihm die Ehre, ihn vom Standpunkt des Publicisten anzugreifen, und er antwortet im Tone des Herrn Wiest! — Wie soll man eine Polemik bezeichnen, die mit den Worten anfängt: „Wer kennt nicht den kleinen schönen J. Kuranda?" — Bisher sprach man von einer schönen Literatur: dem Genie der Europa war es vorbehalten, der Kritik diese neue Bahn zu brechen; denn fortan wird eine würdigere Eintheilung in schöne und nicht schöne Literaten stattfinden. Irgend eine Art von Maßstab muß selbst Derjenige haben, der alle höhern Prinzipien verachtet, und für den Kammerdiener der Literatur wüßten wir allerdings kein angemesseneres Prinzip, als das von Herrn Lewald gewählte. Nur Eines sollte Herr Lewald nicht vergessen. Wir wissen, wie sehr ihm daran liegt, den Schein zu retten, die Dehors zu beachten. Der pfiffige Kammerdiener der Literatur wird doch für mehr gelten wollen, als er ist; wozu hätte er seine Pfiffigkeit? So viel gefällige Routine besitzt er schon und so viel Gutmüthigkeit gibt es noch unter deutschen Schriftstellern, daß er ein Paar Autoren von Namen und Gesinnung dahin bringt, mit ihren harmlosern

Erzeugnissen einmal in der Europa zu erscheinen. Arm in Arm mit diesen „Freunden" — sie werden doch nicht so grausam sein, öffentlich gegen solche Vertraulichkeit zu protestiren — tritt er dann vor und sagt, innerlich lächelnd: Seht da habt Ihr auch Gesinnung; ich kann im Nothfall auch einen ehrbaren Salon machen. Aber Herr Lewald vergißt die Rücksichten, die er diesen Herren schuldig ist; der Wirth selbst stört sein eigen Spiel und fällt aus der Rolle. Wir wünschten — so sehr wir die Schwierigkeit der Sache einsehen — Lewald hätte einen jener Gönner und Freunde für sich antworten lassen. So aber hat er im eigenen Hause einen Skandal verführt, der den achtungswerthen Gästen, die jährlich ein Paar Mal seinen Salon beehren, nicht lieb sein wird.

Offen gestanden, so läppisch mir von jeher das Schriftstellerthum des Herrn Lewald vorkam, so hätte ich doch eine männlichere Polemik von ihm erwartet. Hat der Jupiter von Baden-Baden keine stärkern Blitze für mein Lewaldläugnerisches, Europalästerliches Haupt? Oder glaubt er grade dadurch zu triumphiren, daß er einen Prinzipienstreit in einen trivialen und persönlichen verwandelt; daß er mich auf den Sumpfboden locken will, auf welchem die kleine Journalistik von ehedem, zum Ergötzen eines süßen Pöbels, ihre Capriolen sprang? Auf diesen Boden kann ich ihm allerdings nicht folgen; ich würde mich sogar schämen, eine solche Polemik nur veranlaßt und nicht lieber die kleinlichen Maliceen der Europa im vorigen Jahr ruhig geduldet zu haben. Allein ich spreche hier nicht blos in meinem, sondern auch im Namen einer besseren Journalistik, welche den Lewaldschen Fischweiberton längst in Acht und Bann gethan hat. Wir schreiben hier Niemandem Streben und Ehre vor; wir verlangen von Herrn Lewald keine hohen Grundsätze. Aber wenn der literarische Kammerdiener den aristokratischen Mentor machen will, wenn der Modemann, auf sein feines Glanzpapier und seine groben Begriffe pochend, seinen ungläubigen Hohn über jede bessere Bestrebung laut auszugießen wagt: so ist das ein Skandal, der auch den persönlich Unbetheiligten empören wird und nicht ungestraft hingehen darf.

Herr Lewald also ist noch vom ancien régime der deutschen Journalistik, welches freilich nicht den feinen Spott und die geistreiche Tournüre des politischen französischen ancien régime hatte. Allein auch auf der Seite ist Herr Lewald schlecht beschlagen. Weil er keine Gesinnung hat, darum besitzt er noch nicht Esprit und Gewandtheit. Im Gegentheil, Lewald ist ein so entnervter Gegner, daß es ungroßmüthig wäre, von allen Waffen Gebrauch zu machen, die man gegen ihn besitzt, und doch wird er mich wahrscheinlich oft noch zwingen, auf ihn zurückzukommen! Um ihn daher in den Stand zu setzen, eine ordentliche Polemik mit gleichen Waffen durchzufechten, erachte ich es für

Digitized by Google

nöthig, ihn durch einige Lectionen in der journalistischen Kunst etwas vorzubereiten. Möge seine Herrlichkeit es nicht mißdeuten, daß ein um zwanzig Jahre jüngerer Schriftsteller ihm, dem bemoosten, mit so vielen Wassern und Oelen gewaschenen Haupt, Unterricht zu ertheilen sich herausnimmt. Allein möge er bedenken, daß der Thron älterer Schöngeister nicht sicherer vor dem Sturze ist als der Thron der älteren Bourbonen. Herr Lewald, der in der Kochkunst eben so große Kenntnisse hat wie Ludwig XVIII., hat auch den bourbonischen Fehler mit ihm gemein, Nichts gelernt und Nichts vergessen zu haben, (was eins ins andere gerechnet ein sehr kleines Facit bildet). Da nun aber Herr Lewald mit dem neuen Europa eine jüngere Januardynastie bilden will, so wird ihm der Unterricht eines jüngeren Schriftstellers, der seine journalistischen Studien durch mehrere Jahre theils in Paris, theils in Brüssel gemacht hat, dabei sehr zu Gute kommen.

Zuerst muß ich Ihnen bemerken, Herr L., daß der Kunstgriff ganz veraltet ist, von einem Journal, welches uns angreift, zu sagen: „wir haben es nicht zu Gesichte bekommen,“ „es ist nirgends zu finden,“ „blos ein Freund hat uns davon geschrieben“ u. s. w. — Das ist seit der Arche Noa's so oft da gewesen! Auch darf ein Journalist nur solche Lügen sagen, auf die man ihm nicht kömmt. Mit welchem Gesichte wollen Sie aber vor die Hunderte von Personen hintreten, welche das Carlsruher Casino besuchen, wo die Grenzboten seit langer Zeit aufliegen? Sie sagen ferner, Sie lesen die Grenzboten nicht. Dies ist ein sehr unkluges Bekenntniß; Sie geben dadurch Ihrem Gegner eine ungeheure Blöße. Geben Sie Acht, wie ich dies sogleich gegen Sie benutzen werde: „Wie? Ist Herr Lewald ein ahnenreicher Aristokrat, ein großer Poet, ein von der Wissenschaft absorbirter Gelehrte, daß er keine Journale lies't? Herr Lewald muß die Grenzboten, ja noch viel schlechtere Blätter muß er lesen, denn es ist sein Handwerk. Tausende von ernsten, vielbeschäftigten Männern sitzen bis spät in die Nacht in Casinos und Lesezimmern, um den Discussionen der Tagesfragen in den großen und kleinen Blättern zu folgen und Herr Lewald ignorirt vornehm die Journalistik, er lies't nicht, lernt Nichts, er ist sich selbst genug. Ist's ein Wunder, wenn ein solcher Schriftsteller dann in seinem Krämergeist versumpft, da er alle Anregung der Zeit egoistisch, müßiggängerisch von sich hält?

So unjournalistisch und schlecht angewendet die affectirte Vornehmheit in Ihrem Pensum war, so muß ich Ihnen dagegen viele Lobsprüche ertheilen für die sehr geschickte Art, womit Sie des Umstands Erwähnung thun, daß ich (vor sechs Jahren — das verschweigen Sie sehr richtig) beim österreichischen Gesandten in Stuttgart zu Tische geladen war. Das verdächtigt, unterminirt, erweckt Muthmaßungen gefährlicher Art — bravo Basilio. Fahren Sie fort auf diesem Wege, es zeigt von Talent, von sehr ausgebildeter Verleumdungskunst. Es

war ganz geschickt, daß Sie die Nebenumstände verschwiegen. Hätten Sie erzählt, daß einige Tage nach Aufführung meines Dramas in Stuttgart (nachdem ich ein Jahr dort lebte) der gegenwärtige Theaterintendant, Herr von Taubenheim, mir sagte, der österreichische Gesandte habe erfahren, der Verfasser sei ein Oesterreicher und den Wunsch geäußert, Herr von Taubenheim möge ihm denselben vorstellen, so würde die erwähnte Tischeinladung allen verdächtigenden Beigeschmack verloren haben. Auf einen Fehltritt muß ich Sie jedoch aufmerksam machen. Es gibt eine journalistische Regel, die heißt: Nicht Jeder darf Jedes sagen. Um gewisse Dinge vorzubringen, muß man einen reinen Charakter und vor Allem Charakter haben. Wer Ihren Ruf hat, muß vorsichtiger sein. Ihre Geschichte vom österreichischen Gesandten hätte aus einer liberalen Feder ganz natürlich geklungen, so aber fragt sich Jedermann: Wie kömmt der Lewald dazu, einen solchen Vorwurf zu machen? Sie vergaßen, daß Herr Willkomm einen Brief publiciren ließ, worin Sie ihm schreiben: Ihr sehr interessantes Bruchstück konnte nur deshalb (in der Europa) keine Aufnahme finden, weil wir in Oesterreich über tausend Abonnenten (im Vorbeigehen gesagt, eine Lewaldische Aufschneiderei) haben; eine respectable Zahl, für die man etwas thun muß! Und Sie, Sie haben die Stirne, auf mich eine grinsende Hindeutung zu machen? Auf mich, der, obschon meine Familie in Oesterreich lebt, doch sich nicht abhalten läßt, nach Kräften die Krebsschäden zu beleuchten, welche den Fortschritt und die Entwicklung meines Vaterlandes hindern. Die Grenzboten haben in letzterer Zeit in Oesterreich ein schärferes Verbot erhalten, — während Ihre Europa die Ehre des „transeat“ genießt. — Sehen Sie, indem Sie mich verdächtigen wollen, ziehen Sie die Aufmerksamkeit zu Ihrem Nachtheile auf sich selbst und Sie haben da nicht nur einen schlechten, sondern, was in Ihren Augen viel ärger ist, einen dummen Streich gemacht. — Ganz unjournalistisch ist der Spott, daß die Grenzboten ihren Herausgeber von sonstigen literarischen Productionen abziehen; Sie allerdings, der Sie Ihr Blatt mit Rosenöl und französischem Abfall füllen, der in der Literatur nur den Erwerb sieht, können nicht begreifen, was der Journalismus, der ehrliche, wirkenseifrige Journalismus an Schmerzen und Freuden, an Liebe und Haß aufzehrt. O glauben Sie mir, der Journalismus hat auch seine Poesie, wie er seine Hölle hat. Wer wie Armand Carrel, wie Paul Louis Courier schreiben könnte, gäbe das Gewässer aller Ihrer gesammelten Schriften für eine solche Feuerzeile. Sehen Sie nur um sich, Herr Lewald, sehen Sie die große Zahl besserer deutscher Männer, die mit seelentreuer Ueberzeugung der Tagespresse dienen, und Sie werden gewiß Nachsicht mit mir und Andern haben, daß wir es vorziehen, dem Streben ihrer „unproductiven“ mannhaften Thätigkeit uns anzuschließen, als Ihrer müßigen und unnützen Fruchtbarkeit. Die Bücher

Digitized by Google

machen es nicht allein! Oder glauben Sie, daß nicht auch andere Schriftsteller, die jahrelang für ihr eigenes Blatt und für andere Blätter thätig waren, ihre zerstreuten Aufsätze in drei, vier Bänden sammeln und dann unter dem süßen Titel „Aquarellen" herausgeben könnten? Sie allerdings sind über derlei scheue Zurückhaltung hinaus. Dafür aber sind Sie auch „der große Kaufmann im Süden", der Cockeril, dessen Fabriken Alles erzeugen; Sie sind die „Seehandlung" unserer Literatur, die mit Allem Handel treibt. Welchen Artikel führen Sie denn nicht?

Nun segne Gott Ihren Handel, er vermehre sich und gedeihe! Glauben Sie mir, Sie haben keine Neider zu befürchten. Geben Sie zu Ihrem Europa noch ein Asien heraus. Der Kaufmann verbindet ja mit einem Federstriche zwei Welttheile! Aber treiben Sie Ihr Geschäft in dem neuen Europa geschickter; loyaler kann ich Ihnen nicht zumuthen *).

Herr Lewald mag zu vornehm sein, sich gegen Angriffe auf seine journalistische Wirksamkeit zu vertheidigen; wir sind es nicht, wir sind stets bereit, dem Publicum Rechenschaft zu geben. Dem Publicum, nicht Herrn Lewald, mögen auch die folgenden Aufschlüsse über die Grenzboten gelten.

Die Grenzboten wurden im Jahre 1841 in Brüssel gegründet. Es war dies zu einer Zeit, wo die deutschen Journale keineswegs die belgische Sprach- und Nationalfrage aus dem gesunden Gesichtspunkte betrachteten, wie heute, und Belgien überhaupt sehr über die Achsel ansahen. Die Grenzboten haben nicht den Dünkel, einen großen Erfolg in dieser Beziehung erstrebt zu haben; manche Anregung jedoch dürfen sie sich zuschreiben. Fast alle politischen Journale Deutschlands brachten Auszüge aus unsern Artikeln oder druckten sie ganz nach. Daß die Idee, welche wir damals mit Eifer vertraten, keine chimärische war, hat sich durch den Vertrag zwischen dem Zollverein und Belgien klar herausgestellt. Allein je mehr die deutsche Tagespresse den belgischen Fragen ihre Aufmerksamkeit schenkte, um so überflüssiger wurde es, ihnen ein eigenes Blatt ganz zu widmen. Dies, so wie die Censur- und Communicationsschwierigkeiten, mit welchen die Grenzboten gleich vom Anfang an zu kämpfen hatten, veranlaßten die Redaction, sie nach Leipzig zu verlegen. Mit dieser Uebersiedlung trat

---

*) Herr Lewald hat es nicht gern, wenn deutsche Schriftsteller reisen; er fürchtet, sie kommen ihm dann auf die Spur, wie er seine Bücher fabrizirt. Ein Beispiel. In Mailand kaufte ich bei Tendler und Schäfer Lewald's Handbuch über Italien und freute mich recht über dessen praktische Brauchbarkeit. Später kaufte ich in Rom ein anderes Handbuch l'Italie comfortable par Valéry. Und siehe da, ich hatte eine und dieselbe Geschichte zweimal. Lewald hat den Valéry Wort für Wort übersetzt, ohne mit einem Sterbenswörtchen den wahren Autor zu verrathen.

Digitized by Google

das Blatt in eine neue Phase; sein Gesichtspunkt erweiterte sich, aber die nationale Grundfarbe blieb auch ferner sein Hauptelement. Leipzig ist ein glücklicher Kreuzweg für deutsche Journalistik. Dresden und Berlin als Nachbarstädte, Oesterreich durch die Eisenbahnen immer näher gerückt, nach Mitteldeutschland und dem Rhein in einigen dreißig Stunden correspondirend, erhält es die Nachrichten aus den entgegengesetztesten Enden fast zu gleicher Zeit. Und doch paralysirt dieser große Vortheil doch keineswegs die Erbkrankheit der deutschen Presse, den Mangel an einem Centralpunkt wie London und Paris. Nur einigen wenigen Zeitungen gelang es durch große Mittel, diesen Mangel theilweise — nicht ganz! — zu heben, indem sie namhafte Schriftsteller an den entgegengesetztesten Orten durch große Honorare veranlassen, ihnen Zusendungen zu machen; der größte Theil unserer Tagespresse aber, der keine solche Opfer bringen kann, muß sich mit dem begnügen, was ihm an localen Kräften zu Gebote steht oder was der Zufall, die Parteileidenschaft oder der Dilettantismus ihm aus der Ferne zuwirft. Durch solche wahllose Beiträge sind namentlich die Zeitschriften versumpft. Denn in der That, was soll den Schriftsteller von Bedeutung verlocken, seine Thätigkeit einem Blatte zuzuwenden, das, abgesehen von allem pecuniairen Sporn, ihn nicht einmal durch seine Nähe zur Mitwirkung reizt. Dazu gibt es noch eine Art von Mitarbeitern, die keine Schriftsteller von Profession, einem Journale aber oft wichtiger sind als diese, ich meine die Männer der Praxis, der Administration, die oft angeregt sind, über ihr Fach Mittheilungen zu machen, wenn sie der Person des Redacteurs vertrauen können und vor Indiscretionen sich gesichert wissen. Derlei Männer wagen es fast nie, in die Fremde an unbekannte Redactionen zu schreiben und thun sie es, so geschieht es anonym und die Redaction, die keine Garantie für die Wahrheit hat, ist dann genöthigt, die Einsendung unbenutzt zu lassen.

Die Grenzboten, um nicht in das Schicksal der Europa und ähnlicher Zeitschriften zu verfallen, haben einen eigenthümlichen Weg eingeschlagen. Der Redacteur dieser Blätter hat den Versuch gemacht, dieselben abwechselnd aus verschiedenen großen Städten zu redigiren. Ohne zu warten, was der Zufall ihm aus Wien, aus Berlin u. s. w. bringen wird, hat er sich selbst dahin begeben, um sein Blatt während einiger Monate im Jahre von dort aus zu leiten. Er hat seinen eigenen Correspondenten gemacht, wo ihm ein solcher fehlte, bis er sich die Mitwirkung solcher Männer errungen, die seine Gesinnung theilen und für sein Blatt sich interessiren. Was an Briefen und Beiträgen in Leipzig für die Grenzboten einläuft, wird ihm durch die Post nachgeschickt, und letztere nehmen dann ihren Weg wieder dorthin zurück. Die Rubrik „Notizen" schreibt größtentheils unser geistvoller Mitarbeiter, Herr J. Kaufmann, und die Leser werden wahrscheinlich diese

kleinen, aber scharf geschriebenen Aphorismen für keine unnütze Verzierung dieser Blätter halten. Bis hierher war dieser kleine Artikel geschrieben, als mir die zweite Entgegnung des Herrn Lewald zu Gesichte kam. Wahrscheinlich hat man ihn darauf aufmerksam gemacht, daß sein „Kurandaspiegel' keine Widerlegung und vor Allem keine würdige Antwort sei. Indem er nun das Versäumte nachholen will, verfällt er bald wieder in den erwähnten Fischweiberstyl, worin ich ihm gern das Feld räume, bald in einen Ton weinerlicher Demuth, der eben so widerlich ist wie seine sonstige Anmaßung. Er möchte den unschuldig Verfolgten spielen, er möchte das Publicum rühren. Es ist aber wahrlich kein Muthwille gewesen, was mich zwang, das unwürdige Treiben seines Blattes zu enthüllen; es gibt eine Art journalistisches Fatum, dem man, ohne der Feigheit beschuldigt zu werden, nicht ausweichen darf. Lewald's Taktik im letzten Jahrgang seines Blattes war der Art, daß ich mich moralisch genöthigt sah, ein Wort über ihn zu sprechen. Künftig wird auch dieser Zwang keine Kraft mehr haben und ich werde mich bemühen, dem Beispiel des ehrenhaften Redacteurs des Stuttgarter „Morgenblattes" zu folgen, der vor zwei Jahren eben so ein Gegenstand der Lewald'schen Personalangriffe war, wie diesmal der Unterzeichnete. Auch jetzt will Herr Lewald die Grenzboten nur zufällig „durch Vermittlung eines Freundes" gelesen haben, während doch jenes Heft (Nr. 1) als Probeblatt in 2500 Exemplaren an alle deutschen Buchhandlungen verschickt wurde. Herr Lewald behauptet, er habe mir vor sechs Jahren, da ich das erstemal aus Oesterreich kam, mehrere Artikel als unbrauchbar zurückgestellt, ist aber so naiv, den Commentar dazu selbst zu geben, indem er bemerkt, das Cotta'sche Morgenblatt (zu dessen thätigsten Mitarbeitern ich vor Begründung der Grenzboten gehörte) habe diese unbrauchbaren Arbeiten aufgenommen. Noch rührender ist seine Besorgniß um meine weitere literarische Ausbildung; ich soll fleißiger an größeren Werken arbeiten, verlangt er. Herr Lewald wird hoffentlich nicht fordern, daß ein Schriftsteller, der gewissermaßen noch am Anfang seiner Laufbahn steht, gleich zwanzig Bände bei ihm einreichen soll pro venia redigendi. Indeß zu seiner Beruhigung mag es dienen, daß grade in den nächsten Wochen ein Beweis von der außerjournalistischen Thätigkeit des Unterzeichneten die Presse verlassen wird. Herr Lewald kann sogar ein Recensionsexemplar bekommen und sich rächen *).

J. Kuranda.

---

*) Dem Wiener Correspondenten der Europa kann ich abermals blos eine Note widmen. Vielleicht ist schon dies eine Raumverschwendung. Denn wir sind eigentlich nicht dazu da, daß solche Federn sich an uns abschleifen und schreiben lernen. Hoffentlich haben unsere Leser die brillante Polemik dieses höchst würdevollen Mannes in der Europa nicht überschlagen und ich brauche ihrem Urtheil nicht vorzugreifen. Nur auf drei Punkte darin will ich auf-

merksam machen, die Herr Lewald, als Redacteur, hätte corrigiren können. Dieser Wiener scheint den Begriff: „moralische Ueberzeugung" noch nicht zu kennen und für gleichbedeutend mit Moralität zu halten; denn er verwundert sich mit drei, vier Ausrufungszeichen darüber und begreift nicht, daß es eine Verleumdung ist, wenn man das Ergebniß seiner moralischen Ueberzeugung wie eine Thatsache ausspricht, um Jemand anzuklagen. Zweitens will er von Herrn Rank's Benehmen gar nichts Schlechtes gesagt haben, wohl aber, wie er selbst gesteht, Etwas, was „die Liberalen (notabene, auch ihn) schmerzlich berührte"! Drittens will er Das, was auf der Prager Polizei zwischen vier Wänden im Verhörzimmer vorging, weder sich selbst construirt, noch von Mitwissern der Polizei gehört haben, dennoch aber aus guter Quelle wissen. Denn der Wiener Corr. berief sich sogar in seiner ersten Entgegnung auf Documente. Welches sind nun diese Documente? Man höre! Liberale Leute in Wien haben es ihm erzählt! — Wenn diese Liberalen aber nicht Beisitzer beim Prager Verhör waren, wer hatte es ihnen gesagt? Vielleicht wieder ein Paar „liberale Leute." Und diesen? Vielleicht wieder ein Liberaler oder Serviler u. s. w. Also was man in Wien von ein Paar Liberalen über das Benehmen eines jungen Schriftstellers im Gefängnisse erzählen hört, das schreibt man gleich nach Carlsruhe in die Europa und bleibt dabei ein solider, würdevoller, ehrenwerther Mann; wir aber, die wir ein so leichtsinniges oder (was noch schlimmer wäre) besonnenes Umspringen mit dem guten Ruf eines jungen Autors rügen, wir sind natürlich die Klätscher, die Denuncianten, das Gezücht u. s. w. u. s. w.!

Weil wir ihn fragten, ob er mit der Polizei so „vertraut" sei, weil wir ihm vorwarfen, daß er sich zum Organ eines „Vertrautengewäsches" mache, sollen wir ihn denuncirt haben. Seht nur, wie empfindlich der Würdige ist, der selbst so unempfindlich mit der Ehre Josef Rank's umgegangen. Wie könnte übrigens von der Denunciation eines wohlweislich obscur Bleibenden die Rede sein? Wir wissen freilich, daß ein österreichischer Corresp. für ein auswärtiges Blatt sich nicht gut öffentlich nennen kann; ein Solcher wisse aber auch, daß er über manche Angelegenheiten, zufolge seiner Stellung, nicht competent ist; sondern er schweigt hübsch fein von Dingen, die eine öffentliche und persönliche Verantwortung so nöthig machen. Sonst dürfte jeder Corresp. aus Oesterreich, von den dortigen Censurgesetzen blos Vortheil ziehend, dem ersten Besten die Ehre abschneiden und sich dann hinter den Umstand flüchten, man dürfe ihn nicht um seinen Namen fragen, um seine theuere Ruhe nicht zu gefährden. Ueberdies gibt es ja Mittel, sich persönlich unter vier oder acht Augen mit einander bekannt zu machen. Kurz nachdem die Grenzboten die erwähnte Rüge (wegen Rank) gebracht hatten, befand ich mich in Wien. Eine dritte Person, Dr. — n —, kam zu mir und verlangte im Namen des Anonymen einen Widerruf mit der Drohung, daß der Corresp. mich sonst persönlich zur Rechenschaft ziehen werde. Ich verweigerte natürlich den Widerruf, mit der Bemerkung, daß ich keine Behauptung meines Blattes zurücknehme, ehe mir die Beweise von ihrer Unrichtigkeit geliefert würden. Was die persönliche Rechenschaft betreffe, so wollte ich drei Tage in meiner Wohnung bis 1 Uhr den Unbekannten oder seinen Freund erwarten. Zwei Herrn, die ich nöthigenfalls nennen kann, (Dr. med. P. und Prof. S. . .), waren Zeugen dieser Erklärung. Ich wartete drei Tage, ich wartete einen Monat. Vergebens. Jetzt ruft mir der Ehrenmann auf dem etwas weiten Umweg über Karlsruhe nach, ich sei ein Verleumder ꝛc., wenn ich ihm nicht Ehrenerklärung gäbe. Er hätte sie näher haben können.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur I. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Die Marquise von Villette.

Erlauben Sie mir einige Worte über dies neue Stück der Frau Charlotte Birch-Pfeiffer, welches ich in Dresden habe aufführen sehn. Es knüpfen sich daran wohl einige weitere Bemerkungen und Folgerungen, welche dem Wesen Ihrer Blätter näher stehn als Theaterangelegenheiten. Theaterangelegenheiten, heißt es bereits in manchen Zeitungen, fangen wieder an zu überwuchern, als sollten wir in die Zeit zurückgeführt werden, da die Abendzeitung noch für interessant galt. Ist dies nicht ein Irrthum? Wird da nicht ein unüberlegter Mißbrauch mit Stichwörtern getrieben? Hat nicht das Stichwort „Theaterangelegenheit" längst seinen Charakter geändert? Einst hatte es weiter Nichts zu bedeuten, als Angelegenheit der Schauspieler. Die sogenannten darstellenden Künstler, zu denen sich der geringste Mime rechnete, waren das Ein und Alles der Berichte. Das literarische Werk, das politische Moment verschwanden dahinter. Ist nicht dies schon ganz anders geworden? Man fragt nur noch um Hauptpersonen, um bedeutende Fassung, um Bedeutung überhaupt. Die bloße Theaternotiz, die bloße Curiosität ist längst verschwunden. Und unter welch veränderten Umständen tritt übrigens die Theaterangelegenheit jetzt auf in öffentlichen Blättern! Als ein wichtiges Bereich neuer literarischer Schöpfung, als ein glücklich wiedereroberter Punkt, in welchem Literatur und Nation in unmittelbare Wechselwirkung treten. Sollte man nicht mit besserem Recht behaupten können: die gedankenlose Klatscherei weilt jetzt bei denen, welche unter so veränderten Umständen alte Stichwörter wiederholen und welche ein größeres Genüge darin finden, die kleine Zeitungsnotiz zehnmal wiederzudrucken, als einem selbständigen Urtheil nachzutrachten über

ein neues Werk? Thäten sie Letzteres, sie würden ergiebigere Folgerungen finden für öffentliches Leben, als die Wiederholung von Alltagsnotizen erwecken kann.

Das Urtheil im Publicum und das Urtheil in der Tagespresse über ein neues Theaterstück bedarf auch noch gar sehr der Ausbildung. Dies hat sich mir aufgedrängt bei der Marquise von Villette.

Das Stück ist ganz und gar verschieden von dem, was wir sonst unter einem Birch-Pfeifferschen Stück verstehen, und dennoch les' ich hie und da, zum Beispiel so eben in einem Berichte aus Carlsruh, Urtheile über das Stück, welche es ohne Weiteres mit Thomas Thyrnau und Mutter und Sohn in Eine Kategorie stellen und beseitigen. Solch ein Mangel an Geschmack oder an Gewissenhaftigkeit ist sehr beunruhigend.

Ich schicke voraus, daß ich zu den entschiedensten Gegnern der Roman-Stücke von Frau Birch-Pfeiffer gehöre, und daß ich mit dem entschiedensten Mißtrauen an diese Marquise von Villette kam. Aber dies Stück ist grundverschieden von den übrigen Stücken der Verfasserin. Es ist eine selbständige, mit vieler Geschicklichkeit behandelte Composition, die sich ganz organisch und großentheils anmuthig zum Schlusse bringt. Das Thema ist: Lord Bolingbroke liebt die junge Villette, einen Schützling der Frau von Maintenon, und erobert sie sich zur Gattin mitten unter Intriguen des französischen Hofes. Er ist Friedensunterhändler mit dem greisen König Ludwig XIV., welcher eine persönliche Vorliebe für die junge Marquise hegt; er ist Protestant und weicht nicht einen Fingerbreit von seiner diplomatischen Aufgabe und seinem Glauben und erobert sich die Gattin doch. Dies ist eine feine Aufgabe für ein Charakterlustspiel. Die schwache Seite der Composition ist das zu weit gehende Eingreifen des Herzogs von Maine, welcher im vierten Akte den Lord Bolingbroke entführen läßt und vor einer verlarvten Gesellschaft sogenannter Jakobiten durch blanke Degengewalt zur Unterschreibung eines Friedenstraktates zwingen will. Hier muß Bolingbroke in etwas Theaterprinz werden, und das Grelle dieses Aktes geht über Linien und Farben des übrigen Ensembles und über die Grenzen geschichtlicher Wahrscheinlichkeit hinaus. Uebrigens wäre zu den Mängeln nur hie und da eine plumpe Erwiederung im Dialog zu rechnen. Aber auch diese ist selten, auch der

Dialog ist reich an anmuthigen und glücklichen Wendungen, und da der letzte Akt sich wieder ganz in den leiseren Ton der ganzen Anlage findet und die Lösung auf geistvolle und graziöse Weise zu Stande kommt, so scheidet man mit einer dankbaren Anerkennung von diesem Stücke.

Das Publicum war in der Mehrzahl wohl auch dieser Meinung und nahm das Stück günstig auf. Aber es spendete seinen lebhaftesten Beifall dem Schlusse jenes herausfordernden vierten Aktes, und es hatte sich zur ersten Wiederholung des neuen Stückes nicht eben zahlreich eingefunden. Bei näherem Zufragen entdeckte ich bald, daß man im Urtheile unsicher war und tappte, und daß man sich geneigt zeigte, über einige Langweiligkeit zu seufzen.

Solcher Vorwurf kann nur von einem Publicum kommen, welches nicht mehr mit voller Sammlung hinhören mag, sondern nur starker Erregungsmittel bedürftig ist. Darüber ist gar sehr unter uns zu klagen, unter uns, welche wir an Sinnigkeit den Franzosen so sehr überlegen zu sein glauben. Der Franzose hört viel aufmerksamer, ja angestrengter im Theater zu, als der Deutsche. Ich spreche nicht einmal von der Länge des Zuhörens, und daß er ungeschwächt vier Stunden widmet, während uns schon drei Stunden ein Opfer scheinen. Ich spreche nur von der Art des Zuhörens. Die Scribeschen Expositionen, welche in Frankreich vollständig aufgenommen werden, müssen bei uns gewöhnlich um die Hälfte gekürzt erscheinen. Spricht nun auch der französische Schauspieler schneller, fehlt der unsrige auch darin, daß er zu Viel betont und die Aufmerksamkeit abnützt, es bleibt immer noch ein großes Deficit der hingebenden Aufmerksamkeit übrig für unser Publicum. Es ist gar sehr der Mühe werth, daß wir bei der Reform unsers Theaters ein besonderes Augenmerk darauf richten, daß unser Publicum den vorbereitenden Scenen, den leisen Uebergängen und Vermittelungen eines Stückes größeren Antheil schenke.

Oertlichkeit und Zeitungsstyl sind uns allerdings hinderlich. Oertlichkeit insofern, als jede Gattung von Theaterstücken, die gröbste und die feinste, auf derselben Bühne und großentheils vor demselben Publicum erscheinen muß, während eine Stadt wie Paris schon durch das Theatre français, selbst durch das Odeon und Gymnase, dem neuen Stücke einen gewissen, der Aufnahme zuträglichen Charakter beilegt. Zeitungsstyl insofern, als die wirklich Kundigen selten oder

Digitized by Google

gar nicht für die ersten Mittheilungen durch die Presse sorgen, und daß die gewöhnlichen Referenten den Ton überstimmt haben durch zu starke Ausdrücke. Es ist kaum zu sagen, wie sehr dies Bedürfniß starker Ausdrücke der Production schadet, der Literatur, ja dem Theater selbst schadet. Von Beifall, von günstiger Aufnahme zu sprechen, genügt schon lange nicht mehr! Man ist schon mißtrauisch, man schüttelt den Kopf, wenn nicht von vielfachem Hervorruf, von Halloh die Rede ist. Die Autoren also, welche in Aufnahme bleiben oder kommen wollen, müssen auf starke Mittel bedacht sein. Ist dies wohl der Entwickelung einer Kunst förderlich?

Bei dem vorliegenden Stück nun hätte die Presse eine ganz besondere Aufgabe. Das alte Publicum der Verfasserin stutzt und kommt bei solchem Stück nicht in Bewegung, nur etwa der vierte Akt gefällt ihm. Das bessere Publicum ist überrascht durch den unerwarteten Styl dieses Stücks und entschließt sich langsam zum Beifalle. Hier also war es Aufgabe der Presse, rasch zu sagen: Seid aufmerksam! Die Verfasserin hat ihren wohlfeilen Weg in diesem Stücke ganz verlassen, hat einen sehr beachtens- und anerkennungswerthen eingeschlagen; zeigt, daß ihr dafür dankbar seid, bestärkt sie in dieser Richtung, wir haben gar wenig Talente, welche ein solches Stück zu Stande bringen!

Geschieht dies? Nicht daß ich wüßte. Obiger Bericht aus Carlsruhe zeigt das gerade Gegentheil.

Es ist dies eine der Gelegenheiten, daß die Presse auf die Probe gestellt wird, ob sie nachbete oder ob sie gewissenhaft sei in Feindschaft gegen Sachen.

In ähnlichem Zusammenhange ist die vielfach berechtigte Feindschaft gegen die Theaterleitung des Herrn von Küstner in Berlin so eben auf dem Wege, Feindschaft gegen die Sachen in Feindschaft gegen die Person ausarten zu lassen. Sie tadelt Herrn von Küstner auch für eine gute That. Er hat strenge Theatergesetze erneuert, welche für die Berliner Anarchie hinter den Coulissen unerläßlich waren; und weil nun die kleine Armee von Berliner Personal aufschreit und den alten Schlendrian behalten will, stimmt wohl hie und da die Presse mit in das Horn, aus welchem „nieder mit Herrn von Küstner!" zu vernehmen ist. Die Presse möge sich hüten! Sie ist nur mächtig, oder bleibt wenigstens nur mächtig, wenn sie gerecht ist.

Digitized by Google

Sie hat hierbei sogar Herrn von Küstner zu unterstützen, daß er nicht bei Erneuerung der Iffland-Brühlschen Gesetze stehen bleibe, sondern seiner ausgesprochenen Absicht gemäß weiter vorgehe zu Anordnungen, welch in den heutigen Umständen nöthig erscheinen. Um so nachdrücklicher wird sie dann ihre früheren Anforderungen an die Theaterleitung geltend machen können.

H. L.

Digitized by Google

Deutsche Scenen aus dem vorigen Jahrhundert.

Nach italienischen Familienpapieren von F. Gustav Kühne.

5.

Die Rosenkreuzer in Nürnberg; Einweihung des Neophyten.

Ich eilte nach dem Hause des Senators, der mich feierlich „zur Suppe" einladen ließ. Er ist vom hohen Rathe vielleicht der Einzige, welchen die Gesellschaft zur Verbreitung der reinen Lehre zu ihren Mitgliedern zählt. Ich fand eine große Anzahl fremder Prälaten versammelt. Einige in der einfachen Tracht der protestantischen Landpfarrer mit dem schlichten Zopf à la grenadier prussien, Andere in hohen wolkigen Perücken mit breiten Busenschleifen und feinen Manschetten, süß duftend wie Clienten der Pompadour, alle Finger voller Ringe, als wären sie jeden Augenblick in dem Falle, einer italienischen Bravoursängerin oder einem schmeichelhaften Narren für seinen witzigen Einfall ein Zeichen ihrer Gunst verabfolgen zu lassen. Es waren dies die lächelnden Inhaber der fetten Pfründen in Franken und der Pfalz. Auch an weltlichen Herrn fehlte es nicht, noch an den Männern des Mars, die wohl danach aussahen, den kleinen Degen der Etiquette, den sie an der Seite trugen, auch handhaben zu können. Ihre schweigende Würde verrieth, daß sie hier auf Commando die Werkzeuge einer vielleicht ihnen selbst unbekannten Sache abgaben. Es konnte mir nicht entgehen, daß auch Schüler Loyola's in der Versammlung waren, hatten sie gleich in Tracht und Haltung alle Kennzeichen abgethan. An ihrer schleichenden Gewandtheit, ihrer feinen leutseligen Fügsamkeit, an der versteckten Herrschlust, die hinter welt-

kluger Demuth lauert, sind sie wohl unter Hunderten herauszufinden. Und wenn sich das Alles verläugnen oder durch die Formen allgemeiner Weltbildung mildern läßt, so bleibt noch immer eine gewisse süßliche Zudringlichkeit,' die den echten Schüler Loyola's bezeichnet. Doch kenn' ich nun freilich auch schon evangelische Männer Gottes, die durch eine gewisse wehmüthig salbungsvolle Grandezza unüberwindlich sind.

Als Monsieur Latour konnt' ich mit Allen verkehren, ohne vorzugsweise ein Gegenstand der Beachtung zu sein. Das Gespräch blieb eine Zeitlang zerstreut, es bildeten sich hie und da Gruppen, aber es fehlte so geistig wie auch äußerlich ein Mittelpunkt. Es begann, so was man hier zu Lande ein gemüthliches „Kannegießern" nennt. Das eigentliche Thema, das die Herrn zusammengeführt, blieb bei Seite und ich war ungewiß, ob hier blos Mitglieder zur Verbreitung der reinen Lehre oder auch Maurer und Rosenkreuzer versammelt seien. Ich bin überzeugt, daß von der Gesellschaft der reinen Lehre nur wenige Mitglieder eigentliche Rosenkreuzer sind, so wie es unter den zahlreichen Maurern vielleicht nur Wenige gibt, welche den Kern der Freimaurerei kennen. — Endlich fuhren mehrere Karossen vor und es erhob sich ein reges Leben in der Gesellschaft. Eine Deputation in weiten Talaren eilte die Treppe hinunter, um die neuen Gäste zu empfangen. Die Flügelthüren sprangen auf, die vornehmsten Herrn machten Spalier und die Durchlaucht von H. erschien mit glänzendem Gefolge. Der Prinz ist von mäßiger Gestalt, blond, blaß, beinahe fahl und in seinem ganzen durchaus bürgerlichen Wesen unscheinbar, wenn man nicht in den zerstreut umherflackernden Blicken seines schönen weichen Auges den Tiefsinn der träumerischen deutschen Natur merkwürdig findet. In seinem schlichten Gewande verrieth der junge Fürst, der einige Zwanzig zählen mag, beinah Nichts, was seine Stellung in der Welt bezeichnet. Er erschien unter seiner mit Ordensbändern und Sternen reich decorirten Umgebung wie eine strahlenlose, feuchte Wintersonne.

Ich stand nahe genug, um die Unterredung des Fürsten mit unserm Wirthe zu vernehmen, der in der allerhöchsten Gala seiner Amtstracht und mit majestätischer Quarréperücke in immerwährender Schwebe vor ihm auf- und niederwogte.—Der Markgraf von Bayreuth kommt nicht! flüsterte der Prinz ihm zu. Es ist vielleicht das

letzte Mal gewesen, als er uns neulich besuchte. Natürlich, wenn König Friedrich die Logen vernachlässigt, kann sein Schwager nicht mehr den regen Antheil an unsern Arbeiten nehmen. Auch ist der Markgraf sonst übel daran. Während wir Alle rüsten müssen, um im Nothfalle unser Reichskontingent zu stellen, hat er alle Hände voll zu thun, um zugleich uns und seinem natürlichen Bundesgenossen zu genügen.

— Se. Erlaucht, der Reichsgraf Walther Friedrich? fragte der Senator.

— Wird kommen, fuhr der Prinz fort, aber heimlich und nicht als Großmeister seiner Loge, sondern nur als ihr Abgeordneter. Royal York lehnt jeden Vorschlag ab, die neue Loge mit dem alten Systeme freundschaftlich auszugleichen. — Ich wage viel, lieber Senator, indem ich bei so bedrängten Zeiten der Mahnung Gehör gebe, selbst den Hammer zu führen. Sehen Sie daran meinen guten Willen, der großen Sache förderlich zu sein. Wer weiß, wie bald schwere Zeiten unser Friedenswerk stören werden!

Während der Prinz, sich zu Andern wendend, einen weiten Gang durch die Zimmer antrat, theilte sich vor ihm der Strom der Gesellschaft und wogte hinter ihm drein. Ich wollte folgen, aber in dem Augenblicke vertrat mir Pastor Dreykorn auf der Schwelle des kleinen Zimmers, in dem ich stand, den Weg und hielt mich zurück. Er schloß die Thüre hinter uns ab, nahm mich feierlich bei der Hand und sprach: Es ist Zeit, die Brüder sind versammelt!

— Was habt Ihr mit mir vor? fragte ich gleichgiltig. Wollt Ihr einen Maurer oder Rosenkreuzer aus mir machen?

— Ob Ihr zu jenem oder zu diesem reif befunden werdet, wird der, der Euch einweiht, entscheiden. Der große Bund führt zur Gründung eines universellen Christenthums, das Sache der Menschheit wird. Mir gelten die Mittel gleich. —

— Mann Luther's! dacht' ich still für mich, Jesuit wider Willen!

— In den Genossenschaften der Maurer und der Rosenkreuzer, sagte Dreykorn, sehe ich nur Mittel zum Zweck. Diesem Zweck Euch entgegenzuführen, bin ich beauftragt. Welche Durchgangspunkte Euch bevorstehen, darüber wird Euer eigenes Verhalten die Bestimmung geben. Nur zum Gelöbniß des Stillschweigens wird man Euch nö-

Digitized by Google

thigen; sonst bleibt Euch auch noch mitten in den Prüfungen die Wahl frei!

— Wohlan, so führt mich, sagt' ich entschlossen.

— Nimm diese Binde um, mein Sohn, Du bist schon zur Stelle.

— Hier? fragte ich; ich meinte, ein Tempel sei Euer Haus!

— Wohl, ein Tempel des unsichtbaren Gottes, und wo Zwei in seinem Namen versammelt sind, ist er mitten unter uns!

Ich knüpfte das Band um die Augen und fühlte nur noch, daß ein dichter Schleier über meinen Kopf geworfen wurde. Eine Thür öffnete sich, aber es schien nicht jene, die zur Gesellschaft führte. An der Seite meines Führers schritt ich einen langen, schmalen Gang hinunter. Ich weiß nicht, wechselte Dreykorn mehrmals die Hand, die er mir reichte, oder ging ich an der Reihe vieler Menschen hin, die sie mir wechselweise drückten. Meine Einbildungskraft ward rege und ich glaubte mich schon in der Mitte der versammelten Brüder. Es war jedoch Alles still und ich wußte nicht mehr, an wessen Seite ich eine kleine Wendeltreppe hinunterstieg. Der Weg wurde dann uneben, ich fühlte einen steinernen Fußboden und der Lärm der Straße kam mir näher. Ich ward in einen Wagen gehoben, mehrere Begleiter rückten sich neben mir zurecht und im scharfen Trabe ward ich fortgeführt. Auf meine Frage, ob mein erster Führer mich verlassen, ertönte aus fremdem Munde das Gebot zu schweigen. Nach etwa fünf Minuten hielten wir und stiegen aus. Es war mir, als sei es die Jacobspfarre, vor der wir angelangt. Ich ließ mich eben so willig aus dem Schlage heben; ein Thorflügel, der hinter uns zufiel, schnitt uns von dem Geräusch der Straße ab und tiefes Schweigen umgab mich wieder. Neue Führer, so schien es mir, reichten mir wieder links und rechts die Hand, ich glaubte vor den alten steinernen Rittern des Hauses die Musterung zu passiren Aber das Echo, das sonst auf jeden Fußtritt im Corridor schallte, war erstickt, die Räume schienen von Menschen angefüllt. So ward ich Trepp' auf und ab durch ein Gewirr von Gängen gezogen. Als wir Halt machten, schwand plötzlich mit einem donnernden Getöse der Boden unter meinen Füßen; ich schwebte schaukelnd in der Luft, bis ich rücklings in ausgestreckter Lage wieder festen Halt unter mir fühlte. Die Binde war mir von den Augen gefallen; aber ich starrte nach

wie vor in völlige Finsterniß. Ich tappte mit den Händen umher, ein verschloßner Raum hielt mich eng umfangen. Mit der Schwüle der Luft wandelte mich der Gedanke an, ich sei lebendig eingesargt. Wie ich ungestüm gegen den Deckel über mir stieß, fiel er zurück und eine dämmerige Ampel beleuchtete von oben die kleine gewölbte Halle, in der ich mich befand. Das Gemach hatte ganz die Bauart einer Todtencapelle und ich war nicht ganz ohne die Aufregungen von Furcht und Widerwillen, als ich aus meinem schwarzen Gehäuse sprang, dessen Sargdecke ich schon von mir geschüttelt. Ueber dem Stuhl neben mir lag ein dunkles Gewand nebst Stab und Pilgerhut. Auf dem Tische lag ein Todtenschädel, aus dessen Augenhöhlen ein bläuliches Licht funkelte. Brod und ein Krug Wasser standen bei Seite. Die Bibel lag aufgeschlagen und mein Blick fiel auf die Stelle: die reinen Herzens sind, werden Gott schauen! Das ist freilich der Wahlspruch, dem ich huldigen möchte, und dies um mich her sind die Symbole des geheimnißvollen Brunnens, wo man Wahrheit und reines Leben schöpft. Es schien, als sollte der Neuling, der nach Wahrheit dürstet, sich auf die einfachen Elemente der Welt besinnen. — Unter dem Buch der Bücher fand ich einen Abraxas, einen jener geschnittenen Steine aus den Kabinetten der alten egyptischen Tempel, auf dem die Namen Jao, Jehovah und Sabaoth wunderbar verschlungen sind. Ich erinnerte mich, daß Dante, der alte geweihte Dichter meines Volkes, die Gottheit in denselben Symbolen schildert. Gott Vater sitzt auf dem Stuhl im Mittelpunkt der Welt. Christus schwingt ein Bündel Sonnenstrahlen um sein Haupt. Der Hahn, das Bild des frühen Erwachens, deutet auf den anbrechenden Morgen. Christus trägt auf dem Schilde vor seiner Brust das Wort Jao im Dreieck. Die Umschrift des Steines, den ich vor mir hatte, lautete in Chiffern: Gib mir Gnade und Sieg, denn ich habe dich, der du warst, der du bist und sein wirst, bei deinem verborgenen Namen gerufen!

Von dem Brod und Wasser mochte ich Nichts genießen, so sehr ich auch das Bedürfniß fühlte; ich wollte die Fasten, die man mit mir bezweckte, streng halten. Darin seid Ihr Meister und Kenner der menschlichen Natur, Ihr Pfleger der alten Mutterkirche. Fasten und leiblich sich bereiten thut's freilich nicht! sprach der Reformator des Glaubens. Wohl aber thut's der Geist, der dabei zu sich selber

kommt! Ich lehnte mich an die Wand zurück und gab meine Sinne an die Dämmerung hin, die sich um mich breitete.

Ein lateinischer Kirchenchoral drang jetzt an mein Ohr. Wir haben ihn eingesargt, so ungefähr war der Sinn des Liedes, und mit ihm die Irrthümer des Lebens, den Aberglauben der Völker und den Wahn aller Religionen. Frei von ihnen feiere sein Geist die Auferstehung! Der Chor schwieg und eine Orgel wiederholte noch die einfache Weise des Liedes. Wie aus einem Sprachrohr, aus weiter Ferne und doch vernehmlich, erscholl jetzt die Stimme eines Mannes, dessen Gestalt mir unsichtbar blieb. Ich ward feierlich befragt, ob ich in die Gesellschaft zur Verbreitung der reinen Lehre aufgenommen sein wolle. Auf meine Bejahung sprach der Mann aus dem Dunkeln: So zeige Dich stark, dem hergebrachten Glauben Deiner Kirche, sowie der Sitte und der Gewohnheit Deines Volkes zu entsagen. Du trittst hier der Wahrheit um einen Schritt näher. Besinne Dich und stehe mir Rede, wie Du den Inhalt unserer Ueberzeugungen aufzufassen vermagst. — Die alten Gnostiker, die aus den Kabbalisten hervorgingen, sagten ihren Eingeweihten, daß der, welcher den Gekreuzigten anbete, auf der untersten Stufe der Wesenleiter stehe, und daß im Gegentheil derjenige, der die Kraft habe, einzusehen, ein Mensch könne kein allmächtiger Gott sein, die tiefere Weisheit inne habe. Die Kreuzfahrer brachten diese Lehre aus dem Orient und die Tempelherren, die dafür bluteten, haben sich zu ihr bekannt. Mit ihnen begann die Reform des christlichen Glaubens und diese Wahrheit legte den Grundstein zum wahren Tempel Salomonis, zur unsichtbaren Kirche, an welcher die Menschheit im Geheimen baut. Es ist leichter, zu einem Christus, der Gott ist, zu beten, als in ihm die wunderbare Kraft menschlicher Herrlichkeit zu begreifen. Den schönen Mythus von der unverletzten Jungfräulichkeit, die den Jesus von Nazareth gebar, wollen wir Dir nicht rauben, er ist älter als die christliche Kirche, er gehört zu den ältesten Sagen, welche die Menschheit von Anfang an in ihrem Schooße trug. Unter den Chinesen fühlte die Mutter des Chao-Hao beim Anblick eines Sternes, dessen Licht in ihre Seele drang, lebendiges Leben unter ihrem Herzen. Bei andern kindlichen Völkern drängte sich eine glänzende Wolke an den Busen einer Jungfrau und der Gott überschattete sie, oder ein Regenbogen, die Brücke zwischen Himmel und Erde, senkte sich in ihr

Herz und sie ward die Braut des Herrn. Bei den Aegyptern wiegte sich die keusche Isis im Lotoskelch, dem Symbol der geheimnißvoll zeugenden Natur. Die ersten Christen nahmen die Rose mit dem Dorn als Zeichen dieses Geheimnisses und als Rosa mystica verehrten sie die Jungfrau Maria. Wir wollen vom Glauben der Völker nicht den Duft verscheuchen, nicht das Farbenspiel, das ihn umgibt, mit roher Hand verwischen, aber wir, die wir die Eingeweihten sind, müssen Märchen und Wahrheit unterscheiden lernen. Amen! Steh' uns Rede, Neuling, bevor wir Dich zu den Geheimnissen unseres Tempels zulassen.

Der Redner schwieg und ich hätte wohl eines längeren Besinnens bedurft, um über so tiefe Sachen in aller Einfalt und Klarheit mein Bewußtsein zusammenzufassen. Mir stieg ein Widersinn in der Rede, die ich vernommen, alsbald zu Kopfe. Christus soll nicht Gott sein! hatte die Stimme aus dem Dunkeln gesagt. Christus ein Mensch? Nun wohl! Wenn er aber ein so göttlich reiner Mensch war, daß kein Fehl in ihm befunden wurde, warum soll ich seine heilige Natur nicht eine göttliche nennen? Sind wir Alle Kinder Gottes, warum ist Er dann nicht der Sohn, der einzig reine, wahrhafte, bis in alle Ewigkeit giltige? Warum, wenn es der Brücke zwischen Himmel und Erde bedarf, halt' ich nicht an diesem Grundpfeiler der Wahrheit fest? Ihr Männer da im Finstern, sagt' ich, deren dunkle Weisheit ich gern ganz fassen und an's helle Licht ziehen möchte, Ihr habt da im Glauben der Menschen einen Unterschied aufgerufen, den die Welt bisher wohl noch nicht kannte. Ihr wollt nicht, daß ich im Heiland den Gott anbete, welcher Mensch ward; aber Ihr gebt zu, den Menschen in ihm zu sehn, der den Quell der Gottheit in sich entdeckte. Die Menschen brauchen vielleicht einen Gott in seiner Person. Was die Völker bedürfen, das glauben sie; und was sie glauben, ist ihre Wahrheit. Mich freilich drängt es mehr, einen Bruder von gleicher Art und gleichem Blut in ihm zu sehen, der mir die Möglichkeit bestätigt, der reine Mensch könne noch alle Zeit das Göttliche in sich selber finden. Er hat den Gott im Menschen entdeckt: warum soll ich ihn nicht Gott nennen? Und wenn Ihr den Zwiespalt in den Religionen tilgen wollt, nun so denk' ich, hierin liegt der feste Mittelpunkt der Eintracht aller Zeiten und aller Völker!

Digitized by Google

Laßt mir wenigstens die Freiheit, über dies Geheimniß zu denken wie ich es vermag!

Die Wand mir zur Seite öffnete sich plötzlich und Dreykorn, in einem weiten Talar, mit den Symbolen eines Priesters aus dem Orient, trat zu mir in's Gemach. Er ging schweigend auf mich zu, legte die Arme um meine Schultern und küßte meine Stirn; ich sah in seinen leuchtenden Augen eine Thräne schimmern.

— Ich begrüße Dich hiermit, sprach er feierlich, als Mitglied unseres Bundes, als Sohn der unsichtbaren Kirche, als Bruder der reinen Lehre!

— Ich habe Nichts gethan, sagt' ich, als einen Zweifel gegen Euch erhoben, ob Ihr wohl klar genug den Punkt der Eintracht im Christenthum gefunden!

— Nichts als einen Zweifel? entgegnete Dreykorn. O, mein Freund, der Zweifel ist der Anfang aller Wahrheit; das lehren Dir schon die alten griechischen Weisen. Im Gefühl des Zwiespaltes liegt der Beginn der Eintracht. Das ist ja eben das Unheil in den christlichen Sekten, daß sie in der Ueberzeugung von ihrer Alleingiltigkeit nicht zum Gefühl des großen Unglücks kommen! Er wechselte mit mir die Zeichen des Bundes, steckte mir einen Ring an den Finger und das Werk war gethan, ich war bei Nacht und Nebel ein Mitglied der reinen Lehre. Dreykorn verschwand, als ein Männerchor aus der Ferne einen Lobgesang des Höchsten begann. Rasch wechselte dann die Scene um mich her und es begann hinter den Wänden, über der Decke und unter dem Fußboden eine raschelnde Bewegung, als wenn hundert geschäftige Hände die kleine Halle zertrümmern wollten. Die Ampel erlosch und nur der Todtenkopf gab sein bläuliches Licht von sich. Nach einer langen Stille erscholl von oben herab eine Stimme: Verlangst Du, wie man uns sagt, Eintritt in den Tempel Salomonis?

— Zeigt mir den Tempel! sprach ich, und ich will Euch Antwort geben, ob mich nach der Einweihung in Euern geheimen Dienst gelüstet!

— So hülle Dich in die Pilgertracht, nimm den hänfenen Strick um den Leib und strecke Dich abermals in die vier Bretter des engen Sarges, der den Leib des Sterblichen umfängt, bevor sein Geist in den Tempel des Lichts tritt.

Ich that, wie mir befohlen, und der Deckel des Sarges fiel über mich zu. Bald aber nöthigte mich die Beklemmung in dem engen Raume, die bretterne Hülle wieder von mir zu stoßen. Es war noch dieselbe Halle, die mich umfing, aber Kerzen brannten rings im Gewölbe und ein Kreis schwarz verhüllter Gestalten umringte mich. Der eine der Vermummten, der am Fuß des Sarges stand, lüftete seinen Mantel und ich glaubte in bekannte Züge zu blicken.

— Unser Glaube, so begann er, ist nicht der Glaube der Welt. Wir suchen das Dunkel, weil das Auge der Sterblichen noch nicht das helle Licht erträgt. So gelobe, bevor Deine Prüfungen beginnen, heiliges Stillschweigen über Ort, Zeit und Personen, die Dich umgeben. Unser Bund will die Menschheit in ihre Rechte setzen, aber die Menschheit ist es, die unser Thun noch verkennt und verfolgt. Die Wahrheit ist auf dem Schauplatz der Erde noch immer ein Martyrthum. Schwöre also, Zeit Deines Lebens geheim zu halten, was Du in dieser Nacht siehst und hörst!

Die Männer entblößten ihre Degen, die Klingen blitzten im Schein der Kerzen, die zwölf Spitzen waren plötzlich auf meine Brust gesenkt. Ich sprach den Eid nach der Formel des Redners.

— Wo Du ihn brichst, so harret Dein der Tod! ertönte es einstimmig aus dem Munde der Zwölf. Ein zuckender Blitz und ein rollender Donner folgte diesen Worten.

— Genug, genug! rief ich. Wozu sucht Ihr mich zu schrecken? Zeigt mir die Gestalt Euerer Wahrheit! Ich hatte mich rasch erhoben, um den Redner in's Auge zu fassen. Er trat hinter die Vermummten zurück. In meinem Rücken ertönte die Antwort: Isis, die heilige Mutter der Natur, zu der wir beten, verhüllt Dir ihre Gestalt, bis Du den siebenten Grad eines Rosenkreuzers erreicht haben wirst. Lerne zuvor ihre Schleier und die Symbole unserer Maurerei verstehen und antworte auf die vorgelegten Fragen, damit wir daraus erkennen, welchem Grade Du entgegenreifst. Wenn die erste Hülle von der geheimnißvollen Göttin fällt, so wirst Du vier Thiere erblicken, die sie umgeben. Lerne im Löwen die Erde, im Delphin das Wasser, im Adler die Luft, im Salamander das Feuer erkennen!

Mit flammenden Zügen erschien die Gestalt der Göttin, mit den vier Elementen bildlich umgeben, an der dunklen Wand vor mir.

Digitized by Google

— Glaubst Du, fuhr der Redende fort, daß diese Elemente dem Geiste dienstbar sind?

— Welchem Geiste? fragte ich. — Der Sprecher schwieg. — Es gibt der Geister viele, fuhr ich fort. Wenn Du Deine Seele rein hältst von aller Befleckung des Irdischen, frei von der Trübung der Begierde, wenn Du Dein mißgestaltetes Ich und die mißgeformte Welt um Dich her vergissest, den Urquell der Dinge wiederfindest und jenen stillen See betrittst, auf dessen Wassern der Geist Gottes schwebt, — dann hast Du Gewalt über die Natur, dann bist Du mächtig über die Elemente. Ich glaube, daß der reine Geist das vermag, glaube, daß seine Kräfte sich in geweihten Augenblicken ausdehnen über die Welt, das Auge weiter sieht, das Ohr tiefer hineinhorcht in den Zusammenhang der Dinge. Ich glaube an die heilige Hildegard, an jenes Mädchen von Orleans, an die heilige Brigitte von Schweden. Ich glaube, daß die Elemente dem reinen, gotterfüllten Willen dienstbar sind. Das ist mein Glaube, und ich weiß nicht, seht Ihr darin eine gereinigte oder ungereinigte Lehre!

Es war sehr still im Raum, der Redner hatte sein Wort verloren, ein Anderer schien ihn nicht ablösen zu wollen. Hatte sie mein Glaubensbekenntniß irre gemacht? Was verlangt Ihr sonst noch? fragt' ich. Wollt Ihr auch wissen, woran ich nicht glaube? Nun denn, so hört! Man hat mir gesagt, es gebe eine Kunst, die Metalle aufzulösen und neu zusammenzusetzen, eine Wissenschaft, die Materia prima, jene Substanz, aus der Gott den ersten Menschen schon in seiner Leiblichkeit unsterblich schuf, wieder aufzufinden. Ich habe von der Gabe gehört, das physische Leben zu verlängern. Um hier glauben zu können, verlange ich Zeichen und Thaten! Ruft mir Geister herbei aus der Vergangenheit, aus der Zukunft, einen Geist, dem ich eine Frage über Sein und Nichtsein vorlegen kann, einen Geist, der mir Rede steht über mein Schicksal, Rede steht über einen Zweifel, der mir Mark und Adern durchbrennt!

— Zeichen und Wunder sollen Dir werden! sprach der Redner. Jetzt fehlen Dir noch die Sinne zur Wahrnehmung des Ueberirdischen! Du wirst draußen harren müssen, bis ein heller Wetterschlag der Wahrheit Dir die verschlossene Pforte zum Tempel des Lichtes öffnet. Lerne zunächst die Symbole unseres Bundes kennen!

Auf ein gegebenes Zeichen erschien an der Wand ein großes

Digitized by Google

lateinisches T, das auch zugleich die Form des christlichen Kreuzes abgeben konnte. An seinem Fuße kauerte ein Pelikan, der seine Jungen mit dem eigenen Herzblut nährte. Dies ward mir als das Bild gedeutet, unter welchem die Rosenkreuzer arbeiteten. Auf die Frage, ob ich die Kabbala kenne, mußt' ich mit Nein antworten und erhielt die Deutung, sie sei die mündliche Ueberlieferung, welche Moses in den vierzig Tagen und Nächten auf dem Sinai von Gott empfing. Mündlich ging sie auf Josuah, auf die siebenzig Aeltesten und auf die Propheten über und wurde als die eigentliche Auslegung des Gesetzes von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. Auch nachdem sie aufgezeichnet, ward sie nie übersetzt, damit sie nicht in andern Sprachen andere Deutung erhielte. Der Tempel, begann der zweite Redner wieder, in welchen Du morgen als Laie eintreten wirst, ist demjenigen ähnlich, in welchem die Freimaurer arbeiten. Als die Leviten des wahren Lichtes wollen wir Dir einige Zeichen deuten, damit Du nicht ganz als Neuling unter die Brüder trittst. Der Candelaber mit sieben Armen und sieben Lichtern deutet auf die sieben Planeten und die sieben Wissenschaften. Die zwei Säulen, die Du erblicken wirst, erinnern an die Wolke, die den Kindern Israel am Tage voranging, und an das Feuer, das sie bei Nacht durch die Wüste führte. Mit Granatäpfeln und Lilien sind unsere Hallen wie der Tempel Salomo's geschmückt und in der Vereinigung dieser Symbole hast Du Dir reine Freundschaft und unschuldige Geselligkeit zu denken. Der Stern der Maurer ist der Stern der heiligen drei Könige, die nicht weltliche Fürsten waren, sondern Magier. Dieser Stern leitet den echten Maurer auf allen seinen Wegen. Wenn Du uns mit Akazienzweigen geschmückt siehst, so erkenne in diesem lignum salutis das Holz, aus welchem das Kreuz Christi gezimmert wurde. Dieser Baum bedeutet uns eine Trauer, auf die bald Freude folgt. Die Leviten hatten den kubischen Stein, einen Eckpfeiler vom zerstörten Tempel Salomo's mit geheimer Inschrift. Auch die Maurerei hat dies Modell aller andern Steine und seine Inschrift ist für sie nicht mehr geheim, sie lautet: brüderliche Liebe, Hilfe, Wahrheit! Unter Winkelmaß und Kompaß verstehe die Verbindung des alten Gesetzes mit dem Gebote der Menschenliebe. Das Buch mit den sieben Siegeln deute Dir nach Deinem Gefallen, entweder als die heilige Schrift mit den sieben Wissenschaften, oder mit den sieben

Digitized by Google

Sacramenten der Kirche, wenn Du römisch bist. Als Rosenkreuzer wird Dir später die geheime Zahl deutlicher werden. Die Leviten feierten ein Fest, das Mysterium des verlorenen Wortes, das noch heute für den Maurer Geltung hat. Wenn die Juden in der babylonischen Gefangenschaft den Tod ihres göttlichen Meisters betrauerten, so meinten sie unter diesem Hiram die Freiheit, den Glanz und die Herrschaft ihres Volkes. Auch uns ist Hiram ein Meister und Märtyrer, und ein altes Maurersystem sagt, Hiram sei Christus und seine drei Mörder seien Judas, Kaiphas und Pilatus. Wenn Du uns bei den Arbeiten in der einen Hand die Kelle, in der andern den Degen führen siehst, wie der Maurer im Grade des schottischen Ritters erscheint, so schlag' das Buch Nehemiä auf und Du wirst erfahren, daß der neue Tempelbau also begonnen ward, die Kelle ihn förderte, der Degen ihn gegen die Feinde schützte. Lerne überhaupt begreifen, daß die wahre Maurerei das Ergebniß dreier Religionen ist; aus dem, was Egypter, Juden und Christen der Welt überlieferten, erwächst der neue Tempelbau für die Menschheit. Und hiermit, schloß er seine Rede, indem ich Dich als Maurer und Bruder begrüße, um Dich dereinst zum Rosenkreuzer heranreifen zu sehen, lerne das Zeichen kennen, unter welchem Du Dich den Genossen kenntlich machst. Ich wiederholte das Zeichen im Kreise der Zwölf und Jeder verschwand, nachdem ich es mit ihm gewechselt.

Ich war nun überzeugt, ein Maurer zu sein, obschon nur ein Maurer von der Loge Rose et Croix. Eine Zeitlang beschäftigte mich noch der neue Zusammenhang, den ich später freilich in den wirklichen Freimaurerlogen ganz anders geordnet fand. Körper und Seele waren mir endlich abgemüdet, die Nacht mußte vorüber sein und ich sank ermattet in einen tiefen Schlaf.

Draußen stand vielleicht die Sonne schon hoch, als ich, vom Bedürfniß nach Speise gequält, erwachte. Ich fand mich in derselben Umgebung wieder. Nur ein silberner Pokal, der vor mir auf dem Boden stand, zog meine Neugier auf sich; eine grüne dicke Flüssigkeit blinkte im schimmernden Gefäß. Ich führte ihn rasch an meine Lippen. Der betäubende Duft reizte mich, aber ein leiser Schauer, der mich plötzlich schüttelte, hieß mich auf den Genuß des Trankes verzichten. Ich dachte nicht an Gift, aber ich bin doch Italiener genug, um Tränke zu kennen, die den Geist gefangen nehmen, indem

sie eine gewisse narkotische Begeisterung hervorrufen. Vielleicht steckte in diesem dunkelgrünen Wein die Befähigung, Geister zu sehen. Ich wollte mit nüchternen Sinnen den Geheimnissen und den Offenbarungen entgegengehen, die man mir bereitete. Um jeder Versuchung zu widerstehen, schüttete ich rasch den Inhalt des Gefäßes an den Boden und bedeckte die feuchte Stelle mit dem Kruge. In demselben Augenblick hört' ich schon Tritte; zwei neue Gestalten traten ein und grüßten mich als Bruder mit dem Gruß des Bundes. Der Eine hob den Pokal in die Höhe und überreichte ihn dem Zweiten mit einem Augenwink, an dem ich wahrnahm, daß es ihnen nicht gleichgiltig erschien, ihn geleert zu sehen. Wie ich mich bereit erklärte, ihnen zu folgen, tauchten sie ein Stirnband in eine rothe Flüssigkeit und knüpften es mir um den Kopf. Sie selbst trugen ein Gleiches; ich hatte die Vorstellung, es sei mit warmem Aether durchnetzt. Ich fühlte mein Blut in Wallung gerathen; vielleicht fehlte mir nur noch die Wirkung des dunkelgrünen Weins, um einen Dämon des Aufruhrs in mir zu entzünden. Du bist schon zur Stelle, hieß es, als ich auf die Thür deutete. Ich blickte um mich und in der That hatte sich der Schauplatz um mich her schon verwandelt. Es war noch dieselbe Grotte, grau und fahl, aber die Wände schimmerten durchsichtig und lösten sich wie Nebel auf. Die Felder im Mauerwerk wurden lebendig, seltsame Thier- und Menschengestalten, mich zu schrecken und zu locken, traten mir entgegen und wichen zurück, wenn ich nach ihnen griff. Meine beiden Führer waren verschwunden Aus der Ferne ertönte eine Musik, deren sanfte Accorde immer mächtiger anschwollen. Die Kerzen um mich her vereinigten sich zu einem Strahlenkranz und aus den ungewissen Wolken, in die sich die Wände des Gemachs auflösten, hoben sich dunkelrothe Säulen, aus deren Knäufen und Kapitälern lebendige Blumen mit buntem Farbenspiel hervorsprangen. Die kleine Todtenhalle hatte sich nach und nach in einen strahlenden Festtempel umgestaltet, dessen Kerzenschein das Licht des Tages beschämen konnte. Ich stand in einer offenen Rotunde, die den Mittelpunkt von mehreren Hallen abgab, die sich nach den vier Himmelsgegenden öffneten. Ich sah alle die Insignien, die mir der Sprecher gedeutet hatte, den Stern, die Akazien, die Candelaber, nur die Lotosblume, die sich in riesenhafter Gestalt mitten in der Rotunde aus dem Boden erhob, war

Digitized by Google

mir noch neu. Der Stengel ragte wie ein Baum in die Kuppel hinauf. Ihre Blätter schlossen sich oben zu einem Kelch zusammen und das Gewölbe über ihr gab den Anblick des gestirnten Himmels. Ich war in diesem glänzenden Gebäude mit meinem dunklen Pilgergewand der einzige unscheinbare Gegenstand. Es dauerte nicht lange, so füllte sich die eine von den vier Festhallen, die an den mittlern Tempel stießen, mit Gestalten in vielerlei Tracht. Dunkelblau, himmelblau, blau und weiß, Einige mit rothen Mänteln, je nach dem Grade und der Bedeutung ihrer Würde. Während eine Harmonika ihr nervendurchzitterndes, seelenzernagendes Spiel begann, gruppirten sich Alle um eine hervorragende Gestalt, vor der sie die Akazienzweige senkten. Wie die alten Hierophanten trug dieser ihr Meister auf einem Gabelkreuz eine Platte von Metall, auf der ich die Worte las: Wahrheit, Weisheit. Alles in seinem Anzuge schien sinnreich. Ueber dem gestickten purpurnen Gewand trug er ein Oberkleid von der Farbe der Unschuld. Ein Diadem, mit Edelsteinen geziert, deren Zusammenstellung auf die Macht Gottes deutete, zierte seine Stirn. Als die sinnverwirrenden Glastöne des Instrumentes schwiegen, ertönte aus dem Kelch der Lotosblume eine sehnsüchtig klagende Frauenstimme: Isis ruft Euch Sterbliche! Wer wird den Schleier heben der mich verhüllt! Ich seufze schon Jahrhunderte lang nach Erlösung! So erscholl es aus der singenden Blume und es war mir, als regte sich im Kelch ein schmerzbeklommenes Herz, als sei jedes Blatt ein Arm, der himmelan nach Hilfe griff. Die Versammelten waren inzwischen niedergekniet, nur der Großmeister stand aufrecht, den Blick auf mich gerichtet. Sein Haupt umstrahlte mit zitternden Flammen ein dunkelrother Schein. Er trat auf mich zu und winkte mir näher.

— Neuling, sprach er nicht ohne Würde; die enge Zelle des Grabes hat sich um Dich her in eine Festhalle der Freude verwandelt. Also ist der Uebergang von der Finsterniß zum Licht, vom Tode zum Leben; in dem kleinen Punkt des Erdendaseins liegt der Ring der Ewigkeiten. Unser Streben ist, aus dem Gegebenen die Zukunft, aus dem Bekannten das noch Verborgene zu entwickeln. Wir heißen Dich, willst Du an unsern Arbeiten Theil nehmen, im Kreise willkommen und bekleiden Dich mit den Insignien der untersten Stufe unseres Bundes. An dem kleinen Ringe, den ich an

Deinen Finger stecke, findest Du die vier Buchstaben: I. A. A. T. Sie bedeuten: Ignis, Aër, Aqua, Terra. Es strebt der Geist die vier Elemente sich dienstbar zu machen. Weder im Feuer, noch in der Luft, im Wasser und in der Erde bist Du heimisch. Lerne die Gewalten kennen und in ihrer Kenntniß die Macht, sie zu beherrschen. Kenntniß ist Macht. Dir steht eine Frage frei an die elementare Geisterwelt, und wofern Dein Sinn rein, Dein Herz voll Zuversicht und Vertrauen ist auf den göttlichen Baumeister der Welt, wird Dich die Pythia unseres Bundes, die in den Blättern der Lotosblume schläft, erhören. Tritt jetzt zurück in die kleine dunkle Halle zur Seite, überblicke Dein Leben im Gebet und sammle Deine Gedanken zu einem Wunsch, der Dein Schicksal berührt und Deinem Herzen der liebste ist.

Er schwieg und der Gesang begann von Neuem. Während dessen hatten mich dienende Brüder mit der Schürze bekleidet, mir Winkelmaß und Kelle in die Hände gedrückt. Als sich neue Ankömmlinge in der noch leer gebliebenen Halle zeigten, ward ich rasch in ein kleines dunkles Seitengemach geführt, wo ich, abgeschlossen von den weitern Vorgängen, mir selbst überlassen blieb. Ich setzte mich ermüdet auf den Säulenschaft und versank mit meinen Empfindungen in die Vergangenheit meines Lebens. Also, man will mich kennen, mein Schicksal verstehen, mir meine Zukunft aus meiner Vergangenheit deuten! — Ich verlange Nichts als Aufklärung über ein mir dunkel gebliebenes Ereigniß meines Lebens. Meine Wünsche sammelten sich bald um den einen Punkt, der mir der theuerste und liebste war. Kann der geheime Bund über höhere Kräfte gebieten, haben sie eine Fernschau, die bis in entlegene Länder, eine Seelenkunde, die bis in fremde Herzen reicht, wohlan, so sollen sie mir ein Räthsel lösen, ein Geheimniß enthüllen!

Die Stille in dem dunklen engen Gemach ward mir drückend. Mir fehlte der Trank, der mich hier in der Einsamkeit zu Visionen befähigen sollte. Je nüchterner ich war, desto unruhiger ward das Verlangen nach Wechsel und Bewegung. Ich tappte rings an den Wänden hin, ob sich nirgends ein Gegenstand der Zerstreuung, nirgends ein Ausgang entdecken ließ. Die Thür, die zur Rotunde führte, war fest und sicher; aber gegenüber schien das Getäfel beweglich. Wie ich mich gegen die eine Säule lehne, drück' ich plötz-

lich eine Feder nieder und sinke rückwärts in eine Oeffnung, die kaum groß genug war, um für eine Thür zu gelten. Sie führte auf einen schmalen Gang, an dessen Ende eine Lampe brannte. Ich trat schüchtern hinein, lauschend und horchend. Eine Stimme rief oben, eine zweite antwortete ebenfalls im Stock über mir. Ich legte mein Ohr an die dünne Bretterwand, ich hörte Italienisch, ich hörte meinen Namen. Er hat getrunken, er ist der Unsrige. Rasch fülle den Pokal von Neuem, Rosette. Der Prinz ist reif, der Prinz muß trinken! —

— Eben so stark? fragte eine weibliche Stimme. —

— Nicht nöthig; denn ist er schon ein Deutscher, so scheint er doch matt und schwach!

— Bei All' dem, Filippo, ist er ein schöner Mann! Ein schwärmerisch loderndes Auge!

— Pah, mit blassen, fahlen Wangen! Ein fieberhafter Mensch und doch kalt! Ein kaltes Fieber! — Rosette, ich fürchte um Deinen guten Geschmack, bist Du länger aus Wälschland fort! — Aber sahst Du schon die Merkwürdigkeit in der Gesellschaft? Weißt Du schon, daß ein Weib unter uns ist?

— Du meinst mich, Filippo.

— Nicht doch, wir sind mit Donner und Blitz die Götter im Olymp, bei uns ist Alles möglich. Aber unten im Gewühl dieser Sterblichen, ein Rosenkreuzer im Unterrock, ein Dragoneroffizier in der Schürze!

Ein lautes Gelächter unterbrach die weitern Mittheilungen. — Still! rief noch die männliche Stimme, die deutschen Bären sind hinten im langen Speisesaal versammelt. Sie debattiren über ihre reine Lehre sehr hitzig und dunkel. Vielleicht entscheidet endlich noch die Faust, wenn der Verstand nicht ausreicht. Gleichviel! Ist der Prinz nur unser! Diese Nacht muß über unser Schicksal entscheiden, Rosette! — Die Redenden entfernten sich, ich folgte ihnen athemlos den Gang hinunter. Die Schuhe hatt' ich abgezogen, um meinen Tritt zu verdecken. Eine kleine hölzerne Treppe brachte mich in den obern Söller. Ich konnte der Lockung nicht widerstehen, merkte mir die Windungen, um den Rückweg wiederzufinden, und tappte auch hier von Lampe zu Lampe in dem Gewirr von Gängen und Schluchten weiter. Ich befand mich in einem ganz andern Theil des Hau-

Digitized by Google

ses, es reizte mich, den Höhlenbau der Jacobspfarre kennen zu lernen; vielleicht war ich auch im Stande von ungeahnter Seite her der geheimnißvollen Gesellschaft in die Coulissen zu blicken. In der That sah das Sparren- und Lattenwerk unter dem Dache des Gebäudes einem alten Theater sehr ähnlich. Ausgebrannte Sonnen und verbrauchte Feuerräder hingen neben allerlei Trödel von Decorationen aus Pappe, bunter Leinwand und Flittergold. Plötzlich hob sich eine Fallthür, ein Mann trat heraus, schritt dicht an mir vorüber, verschwand aber bald im Dunkel. Die Klappe blieb offen und ein Gewühl von Stimmen drang aus dem untern Raum herauf. Ich trat zwei Stufen hinunter, steckte den Kopf in eine runde Oeffnung und fuhr, vom Glanz der Lichter geblendet, zurück. Wie durch ein Oeil de boeuf übersah ich hier den weiten erhellten Saal, wo Kopf an Kopf gedrängt in feierlicher Spannung einem Redner lauschte. Es mochte eine alte Festhalle der deutschen Ritter von ehedem sein; mein Ochsenauge steckte zwischen den Schnörkeln der alten Stuccatur. Auf die Gefahr hin, ertappt zu werden, blieb ich hier Zeuge der Verhandlungen. Zu beiden Seitend es Saales liefen Bänke und Galerien hinunter, jede Loge hatte für ihre Abgesandten Platz und Rang, Sitz und Stimme in der Berathung. Alle waren in ihrer Arbeitstracht, mit Schürze, Kelle und Ordensband; die Würdenträger mit ihrer besondern Auszeichnung. Dicht vor mir präsidirte der Prinz mit den Insignien eines Großmeisters seiner Landesloge, den Hammer in der Hand. Ein Tisch mit Schriften und Briefen stand vor ihm, Secretaire und Beamte traten leise ab und zu, seines Winks gewärtig. Ihm gegenüber hatten sich in der Versammlung zwei Gruppen gebildet, die, wie Ankläger und Angeklagte in Gerichtssälen, durch Schranken von einander getrennt waren. In jeder Partei führte Einer auf hervorragendem Sitze das Wort. Ich verständigte mich bald über das Thema, das hier verhandelt wurde. Die Loge Rose et Croix hatte die Anerkennung und Aufnahme in den Bund der Maurerei nachgesucht. In ihrem Redner glaubte ich Einen von den Männern wiederzuerkennen, die mir das rothe Band um die Stirn geschlungen. Um seinen Gegner, den deputirten Meister von Royal York, hatten sich die Anhänger des alten Logensystems geschaart. Er selbst saß auf seinem breiten, hochlehnigen Sessel, in einen weiten Mantel gehüllt, dessen Falten zum Theil sein Gesicht verhüllten. So wie er sich

Digitized by Google

jetzt erhob und sein Ueberwurf von den Schultern zurückfiel, erkannt' ich in ihm den Reichsgrafen Walther Friedrich, den körnigen Mann der gesunden Vernunft, wie er sich selbst gern nannte. Seine Züge waren heute drohend, die große blaue Zornesader funkelte auf der hohen breiten Stirn; sein Auge verkroch sich bald hinter den dunkeln struppigen Brauen, bald sah es schräg zur Seite nieder, wie unwillig, hier im Incognito als bloßer Abgeordneter seiner Loge Rede stehen und an sich halten zu müssen. Dieser deutsche Jupiter eines kleinen Landes hätte gern mit Blitz und Donner zwischengefahren und der Sache ein Ende gemacht. Er nahm nur als Bevollmächtigter von Royal York das Wort und behielt, wie es schien, den Reichsgrafen in der Tasche. Bei All dem war jedes seiner Worte ein kräftiger Faustschlag im Namen der gesunden Vernunft. Er wollte nicht, dahin ging sein Gutachten, daß einem Mitglied von Rose et Croix der Eintritt in die alten Maurerlogen erschwert werde; wie es denn auch umgekehrt billig wäre, daß jeder Maurer in Rose et Croix als Gast oder Mitglied Aufnahme finden dürfe. Allein diese ganze neue Verbrüderung, die sich auf alte Rosenkreuzerei stütze, als förmliche Maurerei anzuerkennen, laufe gegen den Entschluß der Constitution von York, die sich noch vor vierzehn Jahren von allen Neuerungen losgesagt habe, da es ihr Zweck sei, die Gesetze und Gebräuche in alter ursprünglicher Reinheit zu bewahren. Nun höre er gar viel von den Plänen zur Verbreitung einer reinen Lehre in religiöser Hinsicht, aber dies Werk werde so sehr im Trüben und Dunkeln betrieben, daß er vielmehr geneigt sei, die ehrenwerthen Herrn zu fragen, ob hinter ihrer gereinigten Rosenkreuzerlehre nicht alte Finsterniß lauere, gleichsam wie man einen alten Pelz mehrmals überziehen könne und altes unverwüstliches Unterfutter sich doch immer wieder durchfresse. Er wolle hier nicht spotten, schloß er seine Rede, aber er lasse sich nie ein X für ein U machen, weder als Mensch, noch als Maurer, noch als sonst was in der Welt! Basta!

Er setzte sich nieder, daß der Stuhl unter ihm krachte. Auf eine stürmische Bewegung in der Versammlung folgte alsbald eine lautlose Stille. Der Prinz wiegte den Hammer unschlüssig in der Hand; er schien nicht das rechte Wort zu finden, um die Verhandlung vom Schiffbruch zu retten. Einer aus der Masse der Rosenkreuzer erhob sich rasch und nahm das Wort. Er sprach nicht ohne Bewegung,

fast mit mühsam unterdrückter Erbitterung. Er sprach französisch und zwar mit einem Dialekt, an welchem man den Russen errieth. Wie ich später hörte, war es ein Graf Golowkin, ein Neffe des unglücklichen Abenteurers und Günstlings gleiches Namens, der in Sibirien umkam. Diese Familie, ursprünglich polnischen Geblütes, muß nun einmal, wie es scheint, zu jeder Intrigue in Europa ihre Deputirten schicken. Der Protestantismus der tyrannischen Hochkirche Altenglands, sagte er, habe den Verdacht gehegt, der Bund der Rosenkreuzer stände im Dienste Roms. Es sei deutscher Männer unwürdig, hierin Englands Vorurtheilen beizupflichten. Die Geschichte des Rosenkreuzerbundes liefere weit eher vom Gegentheil das Zeugniß. Zur Zeit des unheilvollen dreißigjährigen Krieges hätten die Rosenkreuzer die Sache der bedrückten Protestanten zu der ihrigen gemacht. Auf den mildgesinnten Kaiser Matthias war jener hartherzige Ferdinand gefolgt, dem die meist protestantischen Stände ob der Ens die Huldigung versagten. In der Darstellung seines Lebens erzählte der Rosenkreuzer Andreä von den Reisen nach Oesterreich, die er auf Anstiften des dortigen protestantischen Adels unternahm. Er gestehe ganz harmlos ein, in Linz einen geheimen Auftrag gehabt und viele der reinen Lehre zugethane Edelleute dort um sich versammelt zu haben.

— Will man die Maurerei zum Deckmantel von allerlei heimlichem Aufruhr und Empörung machen? erscholl die barsche Stimme des Reichsgrafen herüber. — Allgemeiner Tumult schien die Antwort auf diese Frage.

— Wir sprechen hier als Maurer, nahm der Reichsgraf das Wort und erhob sich von Neuem. Sein Auge flog über die Versammlung hin und her und wo sein Blick haften blieb, kehrte die Stille zurück.

— Ich bin hier Nichts als der Abgesandte meiner Loge. Als solcher erheb' ich meine Stimme. Vergessen wir nicht, daß es die Maurerei nicht mit dem Wirrwarr der Religionsmeinungen zu thun hat. Meine Herren, wir sind weder Schönredner noch Katheder-helden, wir gehen in die Loge, um den Disput loszuwerden. In der Religion werden wir geboren und erzogen; gut! Die Maurerei setzt das Christenthum voraus; gut! Aber deshalb eben debattirt sie nicht über Glaubenssachen. Die Kirche macht uns zu Christen, die

Maurerei zu Menschen. Damit holla! Hat Jemand was dawider? Er rede! Wir bitten darum.

Ein scheues Geflüster flog durch den Saal. Der Prinz saß kleinmüthig da und blickte gesenkten Hauptes zu Boden; er schien nicht der Mann, die Sache zu lenken, die er doch zu begünstigen schien.

— Hochwürdiger Herr und Bruder, begann der Großmeister von Rose et Croix einen Anlauf gegen Royal York Es war Derselbe, der die Feierlichkeiten zu meiner Einweihung eröffnet hatte. Ich hielt ihn für irgend einen jener vielen deutschen Universitätsprofessoren, die immer nur aus allzu großer Gelehrsamkeit, nie aus Leidenschaft sündigen. Sie trüben freilich oft das klarste Wasser, aber nie aus bösem Willen, immer nur aus allzu vieler Wissenschaft, die sie unverdaulich durcheinanderrühren. — Die Maurerei, sprach der gelehrte Mann, erzieht uns zu Menschen! Welch ein schönes Wort! Wie liegt darin bündig und klar auch das Ziel unseres Strebens, der großen Verwirrung der Welt gegenüber, ausgesprochen! Nur glauben wir nicht bereits an diesem Ziele zu stehen. In Deutschland hatten die Rosenkreuzer religiöse, in England politische Richtungen. Welcher Bund, — und ich nehme die Maurerei nicht aus, — ist frei von dem, was ein Zeitalter bedrängt? In England war ein königliches Haupt unter dem Beile gefallen, es erfolgte jene Zeit der vandalischen Rohheit, jene Zeit der Puritaner. Der Sohn des rechtmäßigen Stuart war geflüchtet, aber in Schottland und Irland gab es treue Seelen, die im Stillen ihm huldigten. Sie versammelten sich im Tempel Salomo's. Sie trauerten über den erschlagenen Hiram, ihren Herrn, sie deuteten auf das verlorene Wort, das da Sohn und Vernunft bedeutet. Die Wiedereinsetzung der königlichen Familie war in den britischen Logen schon beschlossen, noch ehe General Monk mit ihnen im Bunde den geflüchteten Karl zurückführte. Seitdem war in England die politische Mission der Rosenkreuzer erfüllt, ihre gesellschaftliche blieb noch unerledigt. Unsere religiöse Aufgabe ist die Duldung zu befördern. Unsere gesellschaftliche Arbeit strebt die harten Wunden, die sich die Leidenschaft der Welt geschlagen, mit milder Hand zu heilen. Unsere wissenschaftliche Arbeit ist es, die Gesetze der Natur zu erforschen und hier, hochwürdiger Herr und

Bruder, bei Allem, was dem Menschen und Christen heilig ist, hier gibt es noch Geheimnisse!

Der Redner schwieg und sah den Gegner fest und sicher an; er schien seines Sieges über ihn gewiß zu sein. Aller Augen, gespannt und erwartungsvoll, waren auf den Vertreter von Royal York gerichtet; von ihm schien jetzt die Entscheidung der Sache abzuhängen. Dieser fühlte mit Unwillen, daß er der Gegenstand der gesammten Aufmerksamkeit geworden war, warf sich verlegen in seinem Sessel hin und her und suchte sich ungeschickt in die Falten seines Mantels zu verkriechen. — Geheimnisse! warf er barsch hin, gewohnt mit sich selbst zu sprechen. Wunder, Aberglauben, Alles läuft am Ende auf die tolle Wirthschaft hinaus, wo der Mensch, der sonst aufrecht gehende Mensch, auf allen Vieren kriecht und im feuchten Kothe nach seiner verlorenen Vernunft sucht. Ich habe auch meinen Aberglauben, aber ich behandle ihn als Privatsache, suche ihn nicht einzuschmuggeln, wo er nicht hingehört. Wenn das so fortgeht, daß jeder unruhige Kopf seine Scrupel zum Allgemeingut der Menschheit machen will, dann wird noch jeder Barbier mit chemischen Versuchen, jedes alte Weib mit Hokuspokus in die Maurerei hineinpfuschen wollen. Ich hab' erst neulich einen sogenannten Wundermann, der mir im Topfe das rothe Pulver mischte, die Treppe hinuntergeworfen. Er verwechselte mir bei der Fixirung des Quecksilbers die Tiegel und ich hätte den Betrüger gern geohrfeigt. Jeder Apothekerjunge, der den Mörser stößt und dem das Gewürz in's Gehirn steigt, wird noch kommen und sagen, er habe ein Rosenkreuzergeheimniß! Meine Herren, wenn Einer durchaus Gold machen will, so setze er sich zu Hause still in den Winkel, verrichte seine Nothdurft und thue, was er nicht lassen kann. Aber vor das allgemeine Forum gehört das nicht! Damit basta! Royal York empfiehlt sich. Ich meinestheils, meine Herren, wünsche zu Nacht eine gesegnete Mahlzeit! — Er nahm den Mantel um, schob seine Allongenperücke zurecht, stülpte den Dreimaster auf, grüßte mit einer Handbewegung den Prinzen, die Gesellschaft, und verließ mit stürmischem Gepolter den Saal. Ein großer Theil seiner nächsten Umgebung, ich weiß nicht, waren es Mitglieder seiner Loge oder sein Gefolge, drängte sich ihm nach. Erst nach seiner Entfernung machte sich der Eindruck, den er hinterlassen, in der Versammlung laut. Es war nicht sowohl die Be-

Digitized by Google

schämung über den vereitelten Versuch zu einem Ausgleich mit den alten Logen, als vielmehr die burleske Art und Weise, wie man sich zurückgewiesen sah, was eine allgemeine Empörung hervorrief. Die Leidenschaftlichen unter den Rosenkreuzern erklärten sich für beschimpft, die Mäßigen kamen nicht zu Worte, der Sturm der Aufregung drohte in Thaten überzugehen, ich sah mehrere Degen blitzen. Es schien Niemandem mehr möglich, die Ordnung wieder herzustellen, der Lärm wuchs zu einem wilden Getöse.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Kurze Uebersicht der neuesten Erscheinungen der historischen Literatur.

Wir leben in einer Zeit der Vielschreiberei. Wie viel von dem, was im verflossenen Halbjahr die Presse verlassen hat, wird schon im nächsten Decennium der Vergessenheit anheimgefallen sein! Und nach einem Säculum? Welche von den vielen tausend Büchern dieses einen Halbjahres mögen dann wohl noch genannt werden?

Wir haben seit Thun's Trennung von Hinrichs jetzt zwei halbjährige Bücherverzeichnisse. Es ist schwer zu bestimmen, welchem von beiden man den Vorzug geben soll. Beide gewähren durch die vorausgeschickten einzelnen Rubriken einen nützlichen Ueberblick in jede einzelne Wissenschaft. Bleiben wir bei der Rubrik der Geschichte stehen, was gibt es da für interessante Neuigkeiten?

Das Feld der Geschichte ist auch dieses Mal reich angebaut. Im Betreff der Quantität ist keine Klage möglich, im Betreff der Qualität könnte die Ernte reicher ausgefallen sein. Ausgezeichnete Originalwerke sind dünn emporgesproßt. Das nimmt in sofern kein Wunder, als Quellenstudium mühsam ist und nicht blos Jahre, sondern oft ein Menschenleben zur Vollendung eines tüchtigen historischen Werkes erforderlich ist. Wundern muß man sich aber, wie die sonst so ängstlichen Buchhändler eine Menge historischer Schriften in Verlag nehmen, die Nichts anders als Compilationen sind und selbst für das Volk kaum ein augenblickliches Interesse haben. Deren haben wir bereits, wie Sand am Meer, und doch häuft sich die Masse mit jeder Woche zum Nachtheil von mühevollen Quellenschriften und Originalwerken unabsehbar an.

An einer Zeitschrift für die Geschichtswissenschaft in großem

Digitized by Google

Maßstabe, welche alle Erscheinungen auf diesem Gebiete der Wissenschaft, wie eine Centralsonne, in sich faßt, gebrach es seither ganz. Mehrfache Versuche mißglückten. Die Geschichte wurde in den allgemeinen Literaturzeitungen oft stiefmütterlich behandelt, oder wenigstens sehr unsystematisch und nur in ihren vorzüglicheren Erscheinungen dem Publicum vorgeführt. Die Pölitzischen Jahrbücher haben fortwährend einzelne historische Werke einer Besprechung gewürdigt, aber ihre Hauptrichtung gehörte der Staatswissenschaft an. Wir begrüßen demnach die neue von Adolf Schmidt in Berlin im verflossenen Jahre gegründete Zeitschrift für Geschichtswissenschaft mit Freude. Tüchtige Männer stehen an der Spitze und die bereits gelieferten Abhandlungen haben Werth und Bedeutung.

Deutschland ist nicht arm an historischen Gesellschaften. Diese haben jedoch nicht Deutschland als Gesammttheil vor Augen, sondern nur einzelne Theile des großen Ganzen. Verkennen wir nicht das Gute, welches solche provinzielle Gesellschaften zu Tage gefördert. Durch sorgfältige Erforschung von Specialitäten wird die deutsche Geschichte immer mehr Licht und Wahrheit gewinnen. Alles ist willkommen, was das große Ganze fördert. Zu wünschen ist dabei nur, daß wir einen Centralpunkt für die deutsche Geschichte gewinnen, wo die vielen zerstreuten werthvollen Aufsätze besprochen und systematisch geordnet werden, da es so schwer und oft unmöglich ist, sich Einsicht in die hier und da zerstreuten Aufsätze zu verschaffen. Wie reich die historische Literatur einzelner Bezirke und Provinzen ist, ergibt sich aus einer Zusammenstellung der verschiedenen Leistungen. Wir haben ein Archiv für die Geschichte Frankfurts, für die Geschichte von Ober-, baiern, Oberfranken und Unterfranken, für die Geschichte von Hessen der Schweiz und die Herzogthümer von Livland, Esthland und Kurland, Jahrbücher von Meklenburg, Würtemberg, dem Niederrhein und St. Gallen, Mittheilungen der Gesellschaften zu Basel und Zürich, nordalbingische Studien, Baltische Studien, Verhandlungen des Bamberger hist. Vereins und des Altmärkischen und des Museums in Böhmen, Zeitschriften für die Geschichte Hamburgs, Hessens, Westphalens und endlich auch Tirols und Vorarlbergs. Rechnet man hierzu noch die Abhandlungen der königlichen Akademien zu Berlin und München, die historischen Taschenbücher von Raumer und von Hormayer, welche höchst schätzbare Abhandlungen dem Publicum dar-

geboten haben, und die allgemeinen Literaturzeitungen, so wird man finden, daß es weder an Sinn für historische Forschungen, noch an Gelegenheit zu deren Niederlegung fehlt, wohl aber an einem Hauptorgan für Geschichte selbst.

An Handbüchern der Geschichte für Schulen fehlt es nicht, im Gegentheil gibt es deren so viele und brauchbare, daß es unbegreiflich ist, wie jährlich eine Menge neuer noch zum Vorschein kommen, ohne irgendwo Besseres als die bereits vorhandenen zu bringen. An kleineren Weltgeschichten für's Volk ist auch kein Mangel. Außer der von Steger erscheint auch eine von Held und Corvin, welche sich durch ihre Illustrationen Bahn brechen wird. An einer guten Weltgeschichte in größerem Maßstabe für das Volk fehlte es bislang. Die von Becker und Rotteck füllten einstweilen die Lücke aus. Aber die erstere, ursprünglich für die Jugend geschrieben, ist in ihren Ueberarbeitungen eine regellose Masse geworden, welche nur gute einzelne Partien enthält. Letztere, für ein hochgebildetes Publicum berechnet, wird durch ihre Freisinnigkeit, Gedrungenheit und Kraft der Sprache, durch ihre Begeisterung und ihren Adel stets eine Zierde unserer Literatur bleiben; aber es läßt sich nicht läugnen, daß sie viele Einseitigkeiten und dabei oft dürftige wissenschaftliche Grundlagen hat, und daß insbesondere die alte und selbst die mittlere Geschichte an Gehalt den letzten Bänden sehr nachsteht. Mit großer Freude ward demnach die Weltgeschichte von Schlosser begrüßt. Doch ist nicht er, sondern einer seiner wackern Schüler, Dr. Kriegk, an die Ausführung gegangen. Die bereits erschienenen Hefte zeigen von großem Fleiß, von Gewissenhaftigkeit und Klarheit. Es läßt sich daraus bereits schließen, daß sie die beste Weltgeschichte für's deutsche Volk werden wird; doch ich vermisse darin Wärme und Begeisterung; dies mag seinen Grund darin haben, daß Kriegk mit aller Gewissenhaftigkeit die Quintessenz der Schlosserschen Forschungen zu geben bemüht ist, und in diesem Streben mehr im Stoffe, als über dem Stoffe steht. Die ausziehende und zusammenfügende Hand sollte weniger sichtbar sein! Mit dem sechsten Bande ist auch Leo's Weltgeschichte beendigt, ein Werk voll Geist und Gelehrsamkeit, aber unsystematisch geordnet und voller Sonderbarkeiten und Verkehrtheiten. Es ist Schade, Schade für die Wissenschaft und Jugend, daß ein so mächtiger Kopf, wie Leo von Haus aus war,

seinem früheren Glauben untreu, jeder freisinnigen Erscheinung und Richtung auf dem Gebiete der Geschichte und Religion Tod und Verderben geschworen hat. Leo's Weltgeschichte ist von den Katholiken mit Jubel aufgenommen worden, bei Protestanten kann und wird sie nie Anklang finden, weil sie gegen das protestantische Prinzip gerichtet ist. Schlüßlich weise ich noch auf Klemm's mit eben so großem Fleiße, als Gelehrsamkeit geschriebene allgemeine Kulturgeschichte hin, deren dritter Band die Hirtenvölker der passiven Menschheit zum Vorwurf hat.

Die Geschichte des Alterthums ist stiefmütterlich weggekommen. Ein einziger Deutscher hat das schon vielfach ausgebeutete Feld bearbeitet, nämlich Drumann, welcher mit dem sechsten Bande seine Geschichte Roms im Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung geschlossen hat. Dieses von Fleiß und Gelehrsamkeit strotzende Werk wird trotz seiner Schwerfälligkeit und Ungenießbarkeit eine Zierde historischer Quellenforschung bleiben, wenn auch eine Menge von Hypothesen und neuen, oft einseitigen Auffassungen der Charaktere und Thatsachen von der Kritik zurückgewiesen worden sind und noch werden. Uebrigens schließt Drumann's gelehrtes Werk keineswegs eine geistreiche Bearbeitung dieses Zeitraumes aus, macht sie sogar zum Bedürfniß. Ein zweites Werk über römische Geschichte kommt uns aus England zu und wird ungerechter Weise eine Fortsetzung der Geschichte Niebuhr's genannt. Ein Dr. Schmitz, Zuhörer Niebuhr's, hat es gewagt, die Vorlesungen dieses unsterblichen Mannes zu veröffentlichen. Ist es an sich schon etwas Gewagtes, die Vorlesungen eines Dritten zu veröffentlichen, so ist es um so riskanter bei einem Geiste, wie Niebuhr, der seine Vorträge ganz frei hielt und so schnell, und indem er vor Geist und Feuer seine kaum ausgesprochenen Gedanken gleichsam überhüpfte, auch so unzusammenhängend sprach, daß seine Schüler von seinem Vortrage zwar hingerissen wurden, aber nicht im Stande waren, denselben niederzuschreiben. Darum scheuten sich deutsche Gelehrte, Niebuhr's Vorlesungen zu veröffentlichen, zumal der Meister diese Zeit nur theilweise erst durchforscht hatte, wie aus ihnen selbst hervorgeht. Niebuhr's Geist ist darin unverkennbar, aber die Skizzen sind nur kurz und mangelhaft und bewegen sich in gewaltigen Sprüngen. Zeiß in Weimar überträgt sie in's Deutsche und Holländische mit Sorgfalt. Was

möchte Niebuhr dazu sagen, daß seine Vorlesungen erst in's Englische, aus diesem in's Deutsche übertragen werden? Auf ein Prachtwerk will ich noch aufmerksam machen, auf Houbens Denkmäler von Castra vetera und Colonia Trajana, zu welchen Fiedler Erläuterungen gegeben hat.

Mehr Bearbeiter als das Alterthum hat das Mittelalter gefunden. Gaupp hat mit großer Gelehrsamkeit die germanischen Ansiedlungen und Landtheilungen in den Provinzen des römischen Weltreiches in ihrer völkerrechtlichen Eigenthümlichkeit und mit Rücksicht auf verwandte Erscheinungen der alten Welt und des späteren Mittelalters dargestellt. Hansen lieferte schätzbare Beiträge zur Geschichte der Völkerwanderung, Müller veröffentlichte den vierten Theil seiner schwierigen, widerspruchsreichen, aber dankenswerthen Untersuchungen über die Territorialverhältnisse Deutschlands im Mittelalter, und zwar während der Zeit des zehnten Jahrhunderts. Von Sybel erörterte nicht ohne Glück, aber nicht erschöpfend, die wichtige Frage über die Entstehung des deutschen Königthums. Einen wichtigen und noch fehlenden Beitrag zur deutschen Geschichte erhielten wir in der fleißigen Geschichte des rheinischen Städtebundes von Schaab und sehen mit Interesse der Fortsetzung entgegen. Die Geschichte der Hohenstaufen von Sporschil, in seiner bekannten Weise für's Volk fließend dargestellt, gedieh bis zu ihrem Ende. Auch die Geschichte der Kriege Karl's des Kühnen von Burgund durch v. Rodt ward mit dem zweiten Theile beendigt. Von Lichnowsky's Geschichte des Hauses Habsburg brachte der achte Theil uns Kaiser Friedrich III. und dessen Sohn Maximilian I. in interessanter, aber nicht erschöpfender Darstellung. Die Vollendung des Werkes kann nun wenigstens nicht durch den Fürsten selbst erfolgen, da diesen ein Schlagfluß in München dem Leben entrissen hat. Die Geschichte der römischen Päpste von Ranke, dem geistreichsten Historiker Deutschlands in der Gegenwart, liegt bereits in dritter Auflage vor und, wie vorauszusehen, nicht in letzter.

Am meisten kultivirt ward das Feld der neueren Zeit. Ein höchst dankenswerthes Unternehmen ist die von Leske in Darmstadt begonnene Bibliothek der neueren Geschichte, welche sich die Aufgabe gestellt hat, die vorzüglichsten Geschichtschreiber des Auslandes vom Anfange des sechzehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart zu

Digitized by Google

veröffentlichen. An der Spitze des Unternehmens steht Dr. Külb. Begonnen ist bereits Guicciardini's Geschichte von Italien. Möge dieses Unternehmen nicht ohne Bestand sein! Nicht minder dankenswerth ist die aus dem königl. Archiv und der Bibliothek de Bourgogne zu Brüssel durch Dr. Lenz veröffentlichte Correspondenz des Kaisers Karl V. Der unerschöpfliche Sporschil ist auch an eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges gegangen, welche auf Kosten der Protestanten das kais. römische Interesse vertritt. Die Schriften über die französische Revolution und deren Folgen mehren sich jährlich. Die Denkwürdigkeiten, welche in Bezug darauf Bruno Bauer und Edgar Bauer zu veröffentlichen begonnen haben, erregten viel Aufsehen. Fortgesetzt wurde die Geschichte der Kriege in Europa seit 1792 bereits bis zum elften Bande und von Schneidawind's allg. Gesch. der französischen Kriege erschienen auch wieder mehrere Bändchen. Thier's Gesch. der franz. Revolution ward mehrfach übersetzt und von seiner Gesch. Napoleons liegen ebenfalls zwei Uebersetzungen vor. Auch die Schriften Guizot's werden den Deutschen vorgeführt. Meines Wissens zum ersten Mal seine allgemeine Geschichte der europäischen Civilisation, akademische Vorlesungen, welche ein neues Document von dem liebenswürdigen französischen Esprit sind, welcher deutschen Geschichtsschreibern so fühlbar abgeht. Nicht uninteressant ist auch das Erscheinen seiner Geschichte der Revolution in England von der Thronbesteigung Karl's I. bis zu seinem Tode gerade in der Gegenwart, wo die Geschichte der englischen Revolution von einem hochgefeierten Deutschen, Dahlmann, bereits nach kurzer Zeit in dritter Auflage erschienen ist. In letzter Zeit hat keine historische Schrift in Deutschland so reißenden Abgang und Anklang gefunden, als die ebengenannte Dahlmann's. Auch die Gesch. der serbischen Revolution von Ranke, dessen erste Schrift, hat eine zweite Auflage erlebt, so wie Burkhardt's allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, ein durch Gesinnung und Feuer der Darstellung ausgezeichnetes Werk, bereits die dritte. Neben ihr bricht sich in Deutschland die nicht unwichtige Geschichte der zehn Jahre 1830—40 von Louis Blanc neuerdings Bahn. Auch die Geschichte der vereinigten Staaten von Bancroft, welche in ihrem Vaterlande großen Anklang gefunden hat, wird uns zum ersten Mal in einer Uebersetzung dargeboten.

Digitized by Google

Schlüßlich sei noch mehrerer Biographien gedacht, welche zum Theil mit Sorgfalt geschrieben sind. Hierzu rechne ich Friedrich II. von Höfler, Friedrich den Großmüthigen von Dietrich, Peter den Großen von Binder, Herbart Graf zu Münster in den zu Jena erscheinenden Lebensbildern, Karl IV. von Große, Erzherzog Karl von Duller, Louis Philipp von Birch und außer mehrern Schriften für's Volk über Gustav Adolf und Kaiser Joseph die in neuen Auflagen erschienenen werthvollen Biographien Gustav Adolf's von Gfrörer und Friedr. Wilhelm's III. von Eylert. Auch einzelne Länder und Provinzen wurden theils für die Wissenschaft, theils für das Volk bearbeitet. Die Schweiz von Sporschil, das Elsaß von Strobel, Baden von Mone, das Haus Wittelsbach von Wolf, Oesterreich von Meynert, Steiermark von Muchar, Böhmen von Jordan, Preußen von Tetzner, Sachsen von Gretschel und Schweden nach Mollins Text.

Dr. K. Haltaus.

Digitized by

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Eugene Sue und Graf Duchatel. — Prostitution in Paris und in deutschen Hauptstädten. — Ein Abenteuer der Grafen Thun und Salm und die entente cordiale zwischen den englischen und französischen Gaunern. — Ruge, Marr, Börnstein, Bernays und die Gerüchte von ihrer Ausweisung. —

Der „ewige Jude“ obgleich viel matter als die „Mystères de Paris“ hat doch einige socialistische Fragen wieder aufgeregt. Graf Duchatel hat seine Ministerphantasie von diesem Roman entzünden lassen, er hat eine strengere Beaufsichtigung der Irrenhäuser angeordnet, damit so liebenswürdige und geistvolle Rothköpfchen wie Mademoiselle de Cardoville in Zukunft nicht mehr von ihren Verwandten in den Narrenthurm gesteckt werden können. Komische Zeit! wo Romanscenen Ministerdecrete hervorrufen — oder besser noch: ernste Zeit! wo selbst Romane zu Staatsschriften werden und die Lämmer Stoßhörner bekommen. Noch eine zweite Frage hat der Sue'sche Roman auf's Tapet gebracht. Man will eine Revision der Gesetze über die Prostitution. Es ist dies ein etwas gefährliches Thema, um in einem deutschen Blatte davon zu sprechen; die deutsche Prüderie (die heimlich der französischen Efronterie Nichts nachgibt und nur zartere Ohren, aber kein besseres Gewissen hat), sträubt sich verschämt, wenn man derlei Erbübel zur öffentlichen Sprache bringt. Aber da bekanntlich in Berlin eine eben so tugendhafte als unüberlegte Maßregel ihrer Ausführung entgegen geht, so sollte doch ein öffentliches Wort darüber gesprochen werden, ehe es zu spät ist und die aus bestimmten Häusern verjagte Sünde sich durch die Thüren eines jeden Hauses schleicht. Das wichtige Buch, welches ein berühmter Pariser Arzt vor zehn Jahren über diesen traurigen Gegenstand geschrieben, ist in Deutschland wohl bekannt (es ist bei Brockhaus eine Uebersetzung davon

erschienen) und wenn es gleich den Titel führt: die Prostitution in Paris*) so ist das Hauptresultat desselben in allen größern Städten Deutschlands troß ihrer affectirten Tugendhaftigkeit an den Straßenecken eben so leicht zu finden, als in dem lasterhaften Paris. Der Grundsatz der französischen Gesetzgebung hat sich bisher als der praktischste bewiesen; ein Uebel, das man nicht ausrotten kann, muß man zwingen, aus seinen Schlupfwinkeln an's Tageslicht zu kommen, um es wenigstens streng bewachen zu können. Der deutsche Charakter mit seiner Scheu vor aller Oeffentlichkeit, der lieber hundert Justizfehler bei verschlossenen Thüren begehen läßt, um nur nicht zwei Personen öffentlich zu compromittiren, bleibt sich auch hier treu. Der moralische Schein ist ihm mehr als das moralische Sein. Der Schein ist allerdings durch das französische Prinzip mehr verletzt. Aber Tausende und Tausende von Personen sind dadurch vom Untergange gerettet. Wie viel gewissenhafter, moralischer und vorsorglicher handelt die Stadt Paris gegen die Fremden, die sie besuchen, als z. B. eine bekannte deutsche Meßstadt, die in dieser Beziehung eine traurige Celebrität genießt. Paris hat durch seine klugen Maßregeln aufgehört, jene Stadt der Seuche zu sein, als die es früher gegolten. Kann jene tugendhafte deutsche Meßstadt Gleiches von sich rühmen? Freilich der moralische Ruf ihrer Munizipalität ist gesichert, sie ignorirt die Existenz der entarteten weiblichen Klasse, von der zu jeder Messe gegen Tausend ihre Pilgerfahrt nach der heiligen Stadt antreten, sie ignorirt sie wie der Herzog von Modena die Juliusrevolution nicht anerkennt. Ist die Julirevolution darum ausgerottet? Gäbe es eine Statistik, welche die Klagen der Fremden, welche Paris besuchten, mit den Klagen derer, welche jene Meßstadt besuchten, in Tabellen zusammenstellte, so würde das Resultat nicht zum Vortheil der Letzteren ausfallen. Ich will das Bild hier nicht ausmalen, ich will nicht alle abscheulichen Folgen jener unzeitig offiziellen Scheinheiligkeit schildern, die sich um das Laster nicht kümmert, weil sie affectirt, es nicht zu kennen; aber von einer einzigen Seite sei erlaubt, den Schleier zu lüften. Die ernsthaftesten englischen und französischen Journale sprechen davon ohne Scheu, warum soll ein deutsches Blatt nicht mit Zurückhaltung davon sprechen dürfen? Von den tausend leichtsinnigen Geschöpfen, die jährlich aus Böhmen, Schlesien u. s. w. nach jenen Messen ziehen, um unter Allem, was dort feilgeboten wird, auch ihre Reize auf den Markt zu bringen, gibt es Viele, die von weit her mit vielen Kosten diese Reise unternehmen im Vertrauen, daß die Schönheit, mit welcher sie die gutmüthige Natur ausgestattet, ihnen zu einem hundertfachen Ersatze verhelfen werde. Oft sind es infame Sklavenhändlerinnen, welche im civilisirten frommen Deutschland mit einem ganzen Harem von Leib=

*) De la prostitution dans la ville de Paris par Parent-Duchâtelet.

Digitized by Google

eigenen auf dem Markte anlangen. Wie! wenn ein Unglück gleich am ersten Tage der fürchterlichen vier Handelswochen ein so armes Geschöpf trifft? Sie hat nicht die Mittel abzureisen, die infame Sklaventreiberin will ihre Auslagen nicht verlieren — sie muß bleiben, sie ist so schön, so verlockend. Und die eine Elende, wie viele Opfer fallen ihr durch vier Wochen! Und nicht blos die leichtsinnige Männerjugend, sondern auch Familienväter, die vom heimathlichen Herd entfernt, büßen einen Augenblick des Vergessens mit schwerer, vielleicht unabwendbarer Strafe; die Messe, auf die sie durch Monate ihre Hoffnung setzten, von der sie den Lohn ihres angestrengten Jahresfleißes, eine festere Begründung der Zukunft für Familie und Haus erwarteten, wird ihnen durch einen unbewachten Augenblick eine Quelle des Verderbens. Ha, schreien die Zeloten, solche Sünder ereilt die Rache mit Recht! Aber die Behörde einer Stadt, die ihr Bestehen und ihren Reichthum jenen Fremden dankt, dem Fleiße, der unermüdlichen Familiensorge, welche diese Sünder eines Moments (die oft zu den edelsten und rechtlichsten Menschen gehören) in ihre Stadtmauern führt, einer solchen Behörde steht es schlecht an, Rache unter ihren Augen ausführen zu sehen. Ihre Aufgabe ist es, die Gäste zu schützen und vor Unglück zu wahren, nicht Gastfreundschaft blos hat sie zu üben, sondern die Pflichten eines Wirthes, den seine Gäste nähren. O über die Frommen, die vor lauter Sittlichkeit das Unsittlichste beschützen. —

Was nun die hiesige Gesetzgebung betrifft, so finden die tolerirten Tempel der Ausschweifung viele tadelnde Stimmen. Nicht nur weil die Polizei dem niederträchtigen Handel, der dort geübt wird, eine gewissermaßen gesetzliche Sanction gibt, sondern weil die juridische Erfahrung gelehrt hat, daß solche entartete Anstalten ein Herd der Verführung und systematische Schulen der Infamie sind. Sobald ein solches Etablissement einmal besteht, so muß es, um seinen Bestand zu sichern, immer neu sich recrutiren und welches Mittel schreckt wohl die elenden Creaturen zurück, die solche Speculationen unternehmen? Die armen Opfer, die in die Hände dieser Seelenmäckler gefallen sind, haben oft nur aus Verzweiflung den Schritt gethan, mit dem besten Vorsatz: sobald ihre Schulden oder sonstige Verlegenheit vorüber wären, den scheußlichen Ort zu fliehen. Aber ein fürchterlicher Contract erwürgt sie; sie sind dem Etablissement verfallen, ihre Zeit, ihre Gesundheit, ihre Schamhaftigkeit, Alles gehört ihm; es hat blos für Nahrung und Kleidung zu sorgen und es wird ihm leicht, sein Opfer durch kleine Geldvorschüsse für immer als dienenden Schuldner zu binden. Die Polizei gibt, sobald sie einem solchen Hause ein Patent ertheilt, diesem fürchterlichen Contracte gesetzliche Kraft. Dagegen erhebt sich nun die Stimme der Socialisten! Mag sein — sagen sie — daß man die Prostitution dulden muß, da es kein besseres Mittel gibt,

Digitized by Google

ihre Folgen zu begränzen, und lasterhafte Naturen nie verhindert werden können, über sich selbst zu disponiren. Aber diese mittelbare Prostitution, dieses in Regimenter eincorporirte Laster, diese Commanditen der Unzucht vernichte man. Ich weiß nicht — es ist mir nicht bekannt, wie das neue Polizeigesetz lautet, welches in wenigen Monaten dort zur Ausführung kommen soll, aber man hüte sich in den Fehler der hiesigen Gesetzgebung zu verfallen, ohne dessen Vortheile zu adoptiren.

Ich habe die vorige Woche von einem jungen Lübecker erzählt, der ein Opfer falscher Spieler geworden. Ein Prozeß, der diese Woche öffentlich verhandelt wurde, hat abermals zwei Deutsche als Opfer hiesiger Gauner gezeigt; es sind dies zwei österreichische Cavaliere, Graf Salm und Graf Thun. Sie machten die Bekanntschaft einiger englischen Gentlemen, die in der höhern Gesellschaft viel herumkommen. Bei einem Souper wurde ein kleines Kartenspiel vorgeschlagen; die Weinflasche enthielt Narkotisches und unsere ehrlichen Landsleute verloren auf Ehrenwort gegen das perfide Albion jeder an 10,000 Franken. Indessen klagten sie nicht. Ein junger Engländer aber, der Opfer eines ähnlichen Betrugs wurde, war nicht so großmüthig. Er zeigte die Sache den Gerichten an und nun erst traten die beiden Deutschen als Zeugen auf. Es wies sich aus, daß eine ganze Gesellschaft falscher Spieler sich organisirt hatte, die durch narkotisches Getränke und mit Hilfe einer reizenden Engländerin, Miß Emma Kain, die während des Spiels durch kleine Coquetterien das Opfer zu zerstreuen suchte, mehrere reiche Fremde ausbeutete. Altengland schickt den französischen Filous Verstärkung. Die Allianz zwischen Frankreich und England wird, wie man sieht, mit jedem Tage inniger. Ist es auch im ernsthaften Spiel auf die Deutschen abgesehen?

Ruge, Marx, Bernays und Börnstein haben wirklich von der Polizei die Weisung, sich von Paris zu entfernen, erhalten. Indessen ist Vieles unrichtig, was in deutschen Blättern darüber gemeldet wurde, und es ist viel zu wichtig, daß Frankreichs Handlungsweise gegen politische Flüchtlinge gehörig beleuchtet werde, um nicht diese Irrungen aufzuklären. Es wäre traurig, wenn die deutschen Regierungen sagen könnten: Seht Ihr, Euer gepriesenes Frankreich macht es nicht besser als wir! Vorerst ist also zu bemerken, daß keiner der vier genannten Schriftsteller bei seiner Ankunft sich der Behörde als politischer Refugié erklärte. Alle Vier kamen mit Pässen hier an. Das Gesetz über politische Flüchtlinge kann also keine Anwendung auf sie haben, die Behörde machte, nachdem ihr die Denunciation zugekommen, Gebrauch von dem gewöhnlichen Geschäftsgange, der turbulenten Fremden den Aufenthalt verweigert. Die Denunciation trifft also ganz allein die ganze Gehässigkeit dieses Vorfalls und die Denunciation ist um so unsinniger, als das Journal: „Vorwärts", welches als Grund der Anklage diente, zu erscheinen aufgehört hat. Um nun

Digitized by Google

aber auf die hiesige Behörde zurückzukommen, so darf man nicht vergessen, daß selbst für den Fall, jene vier Herren wären in der Eigenschaft politischer Flüchtlinge hier, der Regierung das gesetzliche Recht zusteht, ihnen einen bestimmten Aufenthalt zuzuweisen. Nach diesem Rechte wird Don Carlos in Burges festgehalten und ein großer Theil der spanischen und polnischen Flüchtlinge haben Aufenthaltsorte entfernt von Paris angewiesen. Von diesem Gesichtspunkte wäre das Verfahren der hiesigen Behörde, auch wenn jene vier Deutschen als Refugiés politiques sich erklärten, zu rechtfertigen, obgleich nicht zu entschuldigen. Denn anders ist es mit solchen Flüchtlingen, von denen politische Bewegungen zu fürchten sind, oder Conspirationen mit einer revolutionären Partei ihrer Heimath, und anders verhält es sich mit einigen deutschen Gelehrten (ich will, um keine Ausnahme zu machen, auch Herrn Börnstein so nennen!) die ihren literarischen Arbeiten leben und deren Vaterland sich mit Zoll- und Opernhausangelegenheiten beschäftigt und nicht mit Revolutionen. Aber ich muß es wiederholen, es sind keine politischen Flüchtlinge. Ueberdies hat keiner von ihnen eine entschiedene Ausweisung erhalten. Bernays ist in's Schuldengefängniß von Sct. Pelagie eingesperrt worden, weil er die Strafe für die uncautionirte Herausgabe des „Vorwärts" nicht aufbringen zu können behauptet, Börnstein, der ein Correspondenz- und Uebersetzungsbüreau hat, ist sogleich bei der ersten Reclamation der fernere Aufenthalt bewilligt worden. Ruge hat nicht reclamirt und lebt ungestört hier weiter. Marx allein ist abgereist, und zwar mit zwei Pässen versehen, wovon der eine die Ausweisung enthält, der andere aber ein ganz regelmäßiger französischer Paß ist, mit welchem er wie jeder französische Bürger die ganze Welt durchreisen kann. Dieß ist gewiß nicht brutal und zeigt, daß es blos einer einzigen Reclamation von seiner Seite bedurft hätte, um auch fernerhin in Paris leben zu können. Man kann es aber einem trotz der Reinheit seines Wandels so gekränkten Manne nicht verargen, wenn er davon keinen Gebrauch machen will. Marx ist nach Brüssel gereist, wohin ihm seine Familie nachfolgen wird. Von den vier Genannten sind nämlich drei verheirathet. Nicht vergessen darf ich übrigens, daß Ruge, der bekanntlich in Dresden sein Bürgerrecht wieder beansprucht hat, von dem hiesigen sächsischen Gesandten die freiwillige Versicherung erhielt, daß er von der Denunciation auch nicht die leiseste Kunde früher hatte, als Ruge selbst; und daß seiner Rückkehr in die Heimath auch nicht die mindeste Schwierigkeit im Wege liegt, falls er sich dahin wenden wollte.

II.

Aus Wien.

Der Herzog von Koburg-Kohary und die Legitimisten. — Ein Fiasko. — Das Drama des Hochverräthers. — Pyrker und der Ultramagyarismus. —

Der Herzog von Koburg, der sich in Folge eines gastrischen Fiebers schon dergestalt schlecht befand, daß die Aerzte an seinem Aufkommen zweifelten, ist jetzt auf dem Wege der Besserung, und die Expressen, die seine Kinder nach Wien beriefen, sind contremandirt worden. Die herzogliche Familie bewohnt noch immer das unansehnliche Palais auf der Favoritenstraße in der Nähe der Ritterakademie, indeß der Ausbau des prachtvollen Palastes auf der Bastei eingestellt ward. Ueber den Grund dieser Verfügung sind mancherlei Gerüchte in Umlauf, von welchen wir blos eines erwähnen wollen, wornach Etiquettezwiste den Aufenthalt des mit der Prinzessin Clementine von Frankreich vermählten Prinzen August am hiesigen Hofe unmöglich machen sollen. Auch besteht hier noch immer eine strenge Partei voll legitimistischen Geistes, welche es den Sprößling der jüngern Linie der Bourbons würde mannichfach fühlen lassen, daß der Glanz der neuen Dynastie aus dem Pulverdampf einer Volkserhebung hervorblitzte, und der königliche Purpur aus einer Blouse geschnitten worden; das erwähnte Palais des Herzogs von Koburg-Kohary steht nun, nachdem es ungeheure Summen verschlungen, mit seiner Säulenfronte öde und schneebelastet da, die Fenster geschlossen, das Erdgeschoß mit Brettern verzimmert, und die Schwalben bauen im Frühling ihre Nester in den Gemächern, deren rohe, ungemalte Wände keine Fürstenkinder beherbergen werden. Unter diesen Umständen wäre es allerdings das Zweckmäßigste, wenn sich, wie allgemein behauptet wird, nach dem Wunsche des Herzogs ein Käufer fände, der nicht eben ein fürstlicher zu sein brauchte. Anfangs wollte es sogar der Gastwirth vom Schwan erwerben, um es in ein Hôtel umzugestalten. Manche meinen, es könnten im Laufe der Zeit noch Verhältnisse eintreten, die dem Könige von Portugal ein so wohnliches Asyl an der Donau sehr willkommen machen würden. — Ich habe im letzten Briefe vergessen, Ihnen den Fiasko zu melden, welchen eine Novität auf der Hofbühne gemacht hat. Es war ein von Herrn Fritsche, der pseudonym Herr von Braunau heißt, einem Roman der Friederike Bremer nachgebildetes Schauspiel, welches den ganzen kolossalen Mißgriff, Roman und Drama für identisch zu halten, mit den grellsten Lichtern zur Anschauung brachte. Trotz der Anwesenheit des Hofes ließen sich energische Stimmen des Mißfallens vernehmen. Es ist kaum denkbar, daß ein so erfahrner Theaterdirector, wie Herr von Holbein, nicht das Mißgeschick dieses „Woldemar" vorausgesehen haben sollte, allein der Leiter einer Hof-

Digitized by Google

bühne hat manchmal Rücksichten zu beobachten, von denen sich die Philosophie des Publicums Nichts träumen läßt, und die ihn zwingen, sich gegen die eigene bessere Ueberzeugung den Dolch in die Brust zu stoßen. Der Verfasser des Woldemar war ehedem Erzieher des jetzigen Fürsten Clary, und da sich Herr Fritsche durchaus für einen echten Dramatiker hält, so ist es wohl ganz natürlich, daß sich der ehemalige einflußreiche Zögling für die Producte seines Mentors verwendet. Dieser Zug gereicht ihm zur Ehre, trotz der Langeweile, welche das Stück dem Publicum brachte. — Eine komische Verlegenheit bringt unserm Burgtheater die unvermuthete Nachricht von der Anklage des Dichters Prutz in Halle auf Majestätsbeleidigung. Jetzt, da die Regisseure bereits öffentlich angekündigt haben, daß sie „Moritz von Sachsen" als Benefize gewählt, wird der Verfasser dieses Stücks in einem engbefreundeten Staate kriminell behandelt. Wir sind neugierig, wie sich unsere Hofbühne dem grauenvollen Dilemma gegenüber fassen wird, und ob es im fünften Decennium des 19. Jahrhunderts in Oesterreich erlaubt ist, dramatische Werke von Majestätsverbrechern auf dem Burgtheater aufzuführen und offenbaren Demagogen in Gestalt k. k. Tantiemen eine Leibrente zuzusichern.

Seit einigen Tagen verweilt hier der greise Dichter, Erzbischof Ladislaus Pyrker, der schon aus dem einzigen Umstande unsere vollste Theilnahme in Anspruch nimmt, weil er so zu sagen ein Märtyrer des Deutschthums in Ungarn ist. Man kann es ihm dort niemals verzeihen, daß er, obschon in Ungarn geboren und im Besitz eines ungarischen Bisthums, gleichwohl in deutscher Sprache gedichtet, da er die ungarische nicht minder gründlich versteht. Vergebens wartete der Sänger auf seine Aufnahme in die ungarische Akademie zu Pesth, die so viele kleine Geisterchen zu Mitgliedern zählt, bis endlich in dem verwichenen Jahre der Ausschuß die Aufnahme Pyrker's als Ehrenmitglied aussprach. Das Motiv dieses Beschlusses war indeß nicht etwa das natürlichste, das naheliegendste, nämlich die Verherrlichung des vaterländischen Talents, sondern, man staune, die Schenkung einer Anzahl von Bildern an das Nationalmuseum in Pesth! Pyrker ist der Vertraute des Hofes, und namentlich wird derselbe bei religiösen Fragen, die der Entscheidung des Landtags unterliegen, zur Vorberathung gezogen, so wie denn auch die versöhnliche Lösung der Streitsache wegen der gemischten Ehen auf dem letztverflossenen Reichstage nicht ohne seine thätigste Mitwirkung zu Stande gekommen. Sein jetziger Aufenthalt in der Residenz hat indeß blos einen persönlichen Grund, indem Pyrker seit längerer Zeit von einem heftigen Gesichtsschmerz gequält wird, dessen Heilung bisher der ärztlichen Kunst nicht gelungen, weßhalb er die berühmtesten Heilkünstler der Hauptstadt zu Rathe ziehen will. Was den ehrwürdigen „Sängergreis" besonders rühmlich auszeichnet, das ist der Geist der Mäßigung, welchen

er in Bezug auf die Hauptstreitfrage des Tages, ich meine den Sprachenkampf, entfaltet. Pyrker besitzt zu tiefe klassische Bildung, um sich in das Parteitreiben der Ultramagyaren hineinzufinden, weßhalb er auch nicht ihre Gunst genießt. Diese Mäßigung ist um so schätzbarer, als sie leider gegen das barsche Verfahren mancher ungarischen Bischöfe absticht, welche kein Mittel verschmähen, um die Magyarisirung auf ihren Diöcesen-Ländereien zu befördern, wofür sie sich alsdann in den Organen der ungarischen Parteipresse pflichtschuldigst beräuchern lassen. Sie werden ohne Zweifel in den Zeitungen gelesen haben, in welcher Art der Bischof von Waizen gegen seine deutschen Gutsunterthanen verfährt, um sie dem Schafstall der alleinseligmachenden ungarischen Nationalsprache zuzuführen. Der Glaube muß sich zu diesem niedern Treiben mißbrauchen lassen, und die Kanzel wird zur Buchstabiranstalt und das Gotteshaus zur Schulstube gemacht. Dabei haben diese Seelenhirten häufig nicht einmal die Entschuldigung für sich, vom Geiste des Magyarismus angesteckt zu sein, sondern sie treiben die Sache lediglich aus Speculation, und kümmern sich wenig um Nationaleinheit und Sprachensieg; was sie bewegt, mit dem Magyarismus gemeinschaftliche Sache zu machen, das ist die Einsicht, daß die Mehrzahl der Gesetzgeber Magyaren sind, und nun glauben sie durch Nachgiebigkeit in dieser Sphäre und glänzenden Patriotismus im linguistischen Felde die Concession zu erhaschen, daß der Reichstag nicht endlich einmal an die schon oft beregte Frage der geistlichen Dotirung gehe und den Bischöfen ihr fabelhaftes Einkommen bürge. So bezieht der Erzbischof von Gran als Primus von Ungarn jährlich 500,000 fl. Revenuen, während der Erzbischof von Wien nur 75,000 fl. und jener von Salzburg gar nur 36,000 besitzt. —

Mitten in die Geigentöne Strauß'scher Walzer und in die bacchantische Freude des Mummenschanzes klirren die Ketten der polnischen Staatsverbrecher, die von dem Tribunal zu Lemberg abgeurtheilt wurden. Die Weisheit der Regierung hat dafür gesorgt, daß der schauerliche Eindruck durch das milde Wort der Begnadigung, das vom Throne ausging, geschwächt ward, und man ist ihr die Gerechtigkeit schuldig, die Klugheit des Schrittes anzuerkennen. Polen bleibt einmal eine eiterige Wunde im europäischen Staatsleben, und die betheiligten Mächte müssen sich daran gewöhnen, daß man sie wie ein Arzt den Kranken, nicht wie ein Jurist den Verbrecher behandle. Placet, schrieb Maria Theresia, welche Bossuet's Idee, die Bibel und die Diplomatie zu vermählen, zu realisiren bestrebt war, unter den Theilungsentwurf Polens, placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen, wenn ich aber schon längst nicht mehr bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird. — Als alle meine Länder, schreibt dieselbe Fürstin in ihrem Briefe an den Minister Kaunitz in vollster Offenheit, ange-

Digitized by Google

fochten wurden, und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreient wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns ist, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit so beängstigt mich befunden und mich sehen zu lassen schäme. Dieser Brief an Kaunitz, der der klare Ausdruck einer keuschen Politik ist, sagt mehr, als zehn Bände der Raumer'schen Quellenkunde und bricht über die Staatskunst des 18. Jahrhunderts rücksichtslos den Stab, deren Zauberstimme die Vernunft der österreichischen Monarchin kaum übertäubt haben würde, hätte sich Maria Theresia nicht damals in hohen Jahren befunden, und ihre „vigueur," wie sie sich selber ausdrückt, beträchtlich abgenommen. — Der Gnadenakt erstreckt sich auf alle Verurtheilte, die mit Ausnahme von 8 der Hauptschuldigen, welche Festungsstrafe antreten, in Freiheit gesetzt wurden, indem ihnen die vierjährige Untersuchungshaft als Strafe anzurechnen ist. Nach der offiziellen Bekanntmachung sollen außer dem Plan zum Umsturz des Bestehenden auch die Tendenzen des Communismus bei den Verschwornen Eingang gefunden haben. Jedenfalls wäre es von hohem Interesse, wollte die Staatsregierung über diesen Prozeß geeignete Veröffentlichungen geben. Die diesem Staatsprozeß zu Grunde liegende hochverrätherische Verbindung steigt bis in die Jahre der Volkserhebung im russischen Polen hinauf und hatte sich bei einem Lager der galizischen Garnisonen auch unter den Truppen verzweigt. Junge Offiziere und Cadetten bildeten den militärischen Ableger des Complotes, der von den Kriegsgerichten abgeurtheilt ward. Ein Offizier erschoß sich in der Untersuchung und von den Uebrigen wurde kein Einziger hingerichtet, sondern alle kamen auf die Festung. Die in die Sache verflochtenen Civilpersonen wurden vor das Criminalgericht zu Lemberg gezogen, welches die Untersuchung mit großer Strenge führte und die Fäden der Verschwörung so ängstlich verfolgte, daß die Akten auf Wagen nach Wien geschafft wurden, und die Verhöre in allen Theilen der Monarchie, wohin sich die ehemaligen Glieder des Bundes zerstreut hatten, gar kein Ende nehmen wollten, bis höhern Orts der Befehl ertheilt ward, die Untersuchung nicht mehr, als bereits geschehen, zu erweitern, sondern die Sache endlich spruchreif zu machen. Fünfundvierzig verfielen dem Strange, und nur das Gnadenwort des Kaisers hinderte die Vollstreckung und übergab acht derselben dem Kerker, von welchem man hofft, daß der Besuch des Kaisers im kommenden Sommer ihn gleichfalls öffnen werde. Der Unglücklichste der Verurtheilten ist wohl der Advokat Dr. Smolka, ein junger Mann, der eben die juristische Praxis angetreten und sich sehr vortheilhaft verheirathet hatte, als das Ungewitter über ihn losbrach. Smolka, der einen starren Sinn besitzt und sich das Geständniß nicht leicht

Digitized by Google

entreißen ließ, wurde mit Stockstreichen bestraft, wie dies bei hartnäckigen Inquisiten Gebrauch ist. Der Inquisitionsprozeß beruht auf der Nothwendigkeit des Geständnisses und so lange das Geständniß nothwendig ist, darf es das Publicum nicht Wunder nehmen, wenn es von Anwendung der Tortur hört, die nur mit dem gegenwärtigen Prozeßverfahren zugleich abgeschafft werden kann.

III.

Aus Dresden.

Eine deutsche Erbsünde. — Das Collegium der Stadtverordneten und eine Petition in Geburtsnöthen. — Das Wahlgesetz; Grundbesitz und Intelligenz. — Landtagsordnung und Hofrangordnung; die Hofräthe und die Lieutenants. — Der Prager Bahnhof; die Confessionswirren. — Brutus, schläfst Du? — Theater. —

Eine der deutschen Erbsünden ist bekanntlich das Bevorworten; es ist uns zur anderen Natur geworden, Nichts für und durch sich selbst sprechen zu lassen; prätentiöse Bescheidenheit, ein ahnungsvolles Gefühl eigener Schwäche oder die süße Gewohnheit des Hangens am Herkömmlichen, Alles das gibt jedem für die Oeffentlichkeit geschriebenen oder gesprochenen Worte den christlichen Liebesmantel einer Vorrede unausbleiblich mit. Ich bin noch zu gue deutsch und dresdnerisch, um zu meinen Berichten, die ich für die Grenzboten beginne, nicht auch bevorwortend zu bemerken, wie dürftige Ausbeute die localen Stoffe unserer Residenz mir bieten werden. Politik — besteht in ihrer Richtung nach Außen so ziemlich nur dem Namen nach; unser Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ist ja nur ein Stiefkind des Ministeriums der Finanzen. Unsere innere Politik bewegt sich zwar nach Kräften und zeitgemäß, aber die Resultate dieser Bewegungen sind in der Regel so schwach oder so verspätet, daß sie einen nach Außen hin fühlbaren Anstoß nicht geben. Die Landtagsperioden bringen hier noch am ersten etwas Fluth. Literatur — liegt in unserer Residenz in jeder Weise darnieder. Wir haben hier keine Notabilitäten mehr, außer etwa Carus, v. Wachsmann, Bürk uud Ida Frick; doch verwahre ich mich hierbei ernstlich vor jedem Verdacht der Ironie. Unsere Residenz selbst dagegen bietet in ihren socialen und municipalen Lebensäußerungen Dieses und Jenes, was bald eine ernste, bald eine komische Auffassung zuläßt. Namentlich ist das Collegium der Stadtverordneten, der Vertreter unserer Bürgerschaft, noch immer in einem chaotischen Kampf mit der Zeitrichtung begriffen. Jedem Versuche eines Fortschrittes stemmt sich meist die Reaction mit einem ganzen, das frische Leben ankränkelnden Gefolge von Zopfbedenken entgegen. So war jüngst von einem Stadtverordneten beantragt, es möge aus dem Stadtrathe und den Stadtverordneten eine gemischte

Digitized by Google

Deputation niedergesetzt werden, um eine Petition an den bevorstehenden Landtag vorzubereiten für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafverfahrens und Geschworenengerichte — Preßfreiheit — ein neues Wahlgesetz. Da sind denn aber sofort Zweifel rege geworden, ob ein Stadtrath und das ihm zur Seite stehende Stadtverordnetencollegium in ihrer behördlichen Eigenschaft und Stellung wohl auch befugt seien, dergleichen Anträge an die Ständeversammlung zu richten, oder vielleicht mit anderen Worten: ob sich nicht der Magistrat der Residenzstadt durch eine solche Schilderhebung mißliebig machen könne. Ueber die Nothwendigkeit der Reform des Strafverfahrens und der damit eng zusammenhängenden Preßfreiheit ist bereits allseitiges Einverständniß vorhanden; aber auch unser Wahlgesetz bedarf einer Revision und Modification, da aus der Erfahrung verflossener Landtage das Resultat sich herausgestellt hat, daß der Grundbesitz einen zu überwiegenden Einfluß theils auf die Wahlfähigkeit, theils auf die Entscheidung gewisser, collidirende Standesinteressen berührender Fragen ausübt. Zwar ist daraus kein Vorwurf gegen die ursprüngliche Gestaltung des Wahlgesetzes herzuleiten; denn damals fehlte die Kammerpraxis; nachdem sie aber nunmehr genugsame Gelegenheit gehabt hat, sich zu bilden, sollte man auch nicht Anstand nehmen, zunächst der neuen Landtagsordnung ernstlich auch an nothwendige Umänderungen des Wahlgesetzes zu denken, damit namentlich auch die nicht grundansässige Intelligenz für die Volksvertretung gewonnen werden könnte. Geschieht dies freilich nicht, dann bleibt der liberalen Partei am Ende Nichts übrig, als, wenn sie den oder jenen Mann in der Kammer sehen will, ihm vor allen Dingen durch freiwillige Beiträge den Wahlcensus zu verschaffen, ähnlich, wie bereits vorgeschlagen worden ist, Beiträge zur Ermöglichung einer Wiederwahl Todt's zu sammeln. — Vielleicht zieht die neue Landtagsordnung auch eine neue Hofrangordnung nach sich. Die alte liegt freilich sehr im Argen, und es ließen sich darüber gar manche statistische Ergötzlichkeiten berichten. Statt aller nur die eine, daß die Justizbeamten, und was darunter, bei Hofe gar nicht rangiren; jene nur dann, wenn sie das Hofrathsprädicat führen und auch dann nur, um den Unterlieutenants nachzutreten, — Männer, welche im Joch des haarbleichenden, furchenziehenden Staatsdienstes sich krumm gelebt haben, jungen Leuten, die kaum der Cadettenschule entwachsen, bereits zu ansehnlicher Repräsentation (d. h. einer solchen, die nur angesehen werden will), gelangt sind. Solche Contraste sind zu komisch, um ärgerlich zu sein: sie ragen noch aus jener Zeit der Puderwolken und der kurzen Hosen herüber, wo die Hofluft als das ausschließliche Eigenthum der Menschen „vom Geblüt" betrachtet ward, wo das Offizierspatent das Eingebinde und die Sinecure des armen Adeligen war, und alles Uebrige — la canaille hieß. Doch das hat sich wenigstens im Aeußern und der Form nach ja nun geändert, und

so könnte man Anstandshalber auch jene alte Ruine abbrechen oder übertünchen; eine solche Restauration würde eine kluge Maßregel genannt werden. Ist doch selbst ein Mitglied unsres Königshauses in die Reihen der dramatischen Dichter, dieser neuesten Verfechter und Märtyrer der Zeitideen, getreten: warum sollten sich jene starren Standesversteinerungen nicht endlich lösen?

Das Tagesgespräch dreht sich hier stetig um zwei Punkte: den Prager Bahnhof und die Confessionswirren; ja auf wiederholte Anfragen in unserem „Anzeiger," ob Dresden schlafe, (ähnlich wie: Brutus, schläfst Du?) wir dsogar schon ein Meeting zur Besprechung einer Petition für Sachsens Presbyterialverfassung nach Leipzigs Vorgange vorbereitet. So ist es doch immer noch gut, daß wir in unsrer Schwesterstadt eine Anregerin — und in uns selbst den löblichen Nachmachens-Trieb haben; denn sonst — hätten wir wohl noch lange nicht ausgeschlafen.

Das Theater bringt uns in diesen Tagen Laube's „Struensee." Es hat schwere Geburtswehen zu überstehen gehabt*); statt seiner sollte durchaus das gleichnamige alte Kind Michel Beers untergeschoben werden; doch ist dem lebenden Dichter sein gutes Recht, besonders durch kräftige Einsprache unsers Oberregisseurs, Herrn Ed. Devrient, gewahrt worden. Dem Stücke wird mit theilnehmender Spannung entgegengesehen: der gegen den Adel revolutionirende Minister Struensee ist ein Stoff, aus welchem sich zeitgemäße — fromme Wünsche formen lassen. *.

IV.

Notizen.

Raczynski und die Polen. — Radicalismus der Augsb. Allgemeinen. — Weiße Sklaven. — Druckfehler.

— Wer etwa „die ungöttliche Komödie"**) gelesen, den hat der Selbstmord des Fürsten Raczynski in Posen an die Hauptfigur jenes merkwürdigen, etwas mystischen Dramas gemahnen müssen. Diese Hauptfigur „der Mann" genannt, ist eine glänzende Personification jener aristokratischen Patrioten, die sich in der Ahnengruft gegen den Sturm der Zeit verschanzen; sie hassen den Status quo, der Polens Tod besiegelt, und doch graut ihnen davor, den unabsehbaren Metamorphosen der demokratischen Bewegung, die nur ein neues Polen schaffen könnte, sich und ihre traditionelle Herrlichkeit hinzugeben. Denn unwillkürlich identificiren sie ihre Familie mit dem Vaterland, ihren Wappenschild mit der Nationalität, die altritterlichen Tugenden mit menschlicher Tugend, Ehre und Glauben überhaupt; so erblicken sie in

*) Ist bereits am 9. mit glänzendem Erfolge gegeben worden. D. R.
**) Aus dem Polnischen übertragen. Leipzig, bei J. J. Weber 1840.

der hereinbrechenden Umwälzung durch die moderne Generation den Untergang der Gesellschaft und Gesittung Europas. Der Wahn, daß mit ihnen die letzten Säulen Polens und mit diesen zugleich Civilisation und Christenthum untergehen müssen, ist ihnen eine tragische Genugthuung. Die letzten Scenen „der ungöttlichen Komödie" (deren Verf. selbst Aristokrat) schildern einen polnischen Aufstand; diese Schilderung trägt aber mehr den Charakter einer allgemeinen socialen Revolution, mit den Farben von 1793 gespenstisch ausgemalt, und geht zuletzt in eine Art Weltgericht aus; „der Mann" fällt im Kampfe gegen die anarchische Wuth des Pöbels, ein Märtyrer seiner aristokratischen Ueberzeugungen, das Schwert in der Hand. Solch ein Tod war dem unglücklichen Raczynski nicht vergönnt. — Man richte aber nicht zu streng; auch demokratische Polen sind auf ähnliche Weise untergegangen. Wir haben gewiß keine Vorstellung von den Schmerzen, die ein polnisches Gemüth zerreißen, beim Anblick des langsam zerbröckelnden Vaterlandes und im Seitenblick auf den behaglich besonnenen Fortschritt anderer Völker, die zum Glück für den Einzelnen, wenn auch nicht für die Gesammtheit, phlegmatischer und unempfindlicher geartet sind. Von den slavischen Brüdern wird der polnische Patriot, aus panslavistischer Verblendung, als Egoist (!) aufgegeben, und bei uns Deutschen findet er auch nur Sympathie auf dem Papiere; selbst das nicht überall. Solche Einsamkeit muß gräßlich sein. In unsern großen Zeitungen macht sich sogar jenes grunddeutsche Philisterium breit, welches dem Gefallenen Nichts als Moral predigen kann und ihm das Thörichte seiner Revolutionslust, die Oberflächlichkeit seiner politischen Ansichten, die Eitelkeit seiner Hoffnungen sehr gründlich nachweist. Freilich, in den Jamben unserer Trauerspieldichter erkennen wir die heroischen Leidenschaften mit Vergnügen an, da sind wir selbst hochtönend und hochtrabend; wo wir ihnen im Leben, auf dem Boden der wirklichen Welt begegnen, machen wir den Schulmeister gegen sie. Die meisten Zeitungen waren unlängst voll des gemüthlichsten Lobes für die musterhafte Ordnung, die der tüchtige Polizeimeister Abramowicz in Warschau hergestellt. Darauf aber schilderte ein Brief „von der polnischen Grenze" in der Augsburger diese Warschauer Ordnung, die darin besteht, daß kein Mund von allgemeinen Dingen zu flüstern wagt, und die nur die Seufzer der Familien erstickt, deren Söhne man bald nach Sibirien, bald nach dem Kaukasus schleppt — wegen Communismus. Wahrscheinlich ein Communismus, wie der in Galizien, wo Oesterreich dreihundert Denuncirte, in guter Einsicht ihrer Harmlosigkeit, amnestirt hat. Aber selbst jener Berichterstatter „von der polnischen Grenze" hält sich sehr „objectiv." Der eisigen Faust Rußlands, die in Polens innersten Eingeweiden wühlt, weiß er nur die Consequenz nachzurühmen: anders beurtheilt er die polnische Propaganda, welche verbotene Bücher nach Polen schmuggelt. Die Propa-

ganda, meint er, wisse recht gut, daß sie über hundert Familien nutzloses Unglück bringe, aber sie „schiebe einzelne Tirailleurs vor, als Opfer," deren Untergang den Haß gegen Rußland nähren muß. Eine feine jesuitische Auslegung! Liegt denn die Erklärung nicht näher, daß die Propaganda eben auch aus Polen besteht, die nach polnischer Weise eben so tollkühn wie sanguinisch in ihren Hoffnungen sind? Grade so reden die Philister, wenn sie sagen: Die Polen hätten 1830 nicht so verrückt fechten sollen, dann wäre nicht so viel Blut geflossen.

— Jetzt haben wir die Augsb. Allg. wirklich auf einem Anlauf zum Radicalismus ertappt; Herr Huber hat so Unrecht nicht. Die Augsburger wagt es, sich über die Reuß-Ebersdorfischen Staaten versteckter Weise lustig zu machen; indem sie einen idyllischen premier Ebersdorf aus dem offiziellen Tageblatt dieser Residenz nachdruckt, bemerkt sie, es sei ein „denkwürdiges Actenstück." Was ist da Denkwürdiges? Darf der Fürst von Ebersdorf nicht eben so gut sein 25jähriges Jubiläum stillschweigend feiern lassen, wie ein König von Baiern oder Hannover? Noch ersichtlicher wird die böswillige Tendenz der Augsb. Allgemeinen, wo sie mit gesperrter Schrift von den sämmtlichen reußschen Militärcorps spricht. Die reußsche Armee gehört eben so gut zum Bundescontingent, wie die preußische, die Nation der Reußen gehört zum einigen Deutschland so gut, wie die der Preußen, und der Fürst der Reußen ist durch den deutschen Bund eben so unverletzlich, wie der König von Preußen. Auch in den Reußschen Staaten kann man wegen Majestätsbeleidigung angeklagt werden. Wer aber ein Mitglied des deutschen Fürstenbundes beleidigen kann oder irgend eine der Institutionen des deutschen Bundes umstürzen will, der rüttelt am Bestehenden, der muß nothwendig radical sein. Die Augsb. hüte sich, daß sie nicht in den Reußschen Staaten verboten werde.

— „Weiße Sklaven oder die Leiden des Volkes," heißt ein neuer Roman von E. Willkomm, von dem sich der erste Band bereits unter der Presse befindet. Der Verfasser führt in diesem Werke dasselbe Thema weiter und umfassender aus, das er kürzlich in der Erzählung aus dem Volke „Der Lohnweber," (in H. Püttmann's deutschem Bürgerbuche) leise angeschlagen hat.

— Im 5. Heft der Grenzboten (siehe Correspondenz aus Wien) soll es in dem „Toast" von M. Löwenthal, im dritten Vers der dritten Strophe statt „Und" „Doch" heißen; eben so sollen die zwei ersten Zeilen der fünften Strophe lauten: „Und jedes Herz ist unsres Gastes
Und seiner wackern Thaten voll,"
Der Setzer hatte dafür das indifferentere: „andern" gesetzt.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Deutsche Scenen aus dem vorigen Jahrhundert.

Nach italienischen Familienpapieren von F. Gustav Kühne.

7.

Die Ueberraschung.

Es schien für mich an der Zeit, meinen Kopf aus der Schlinge und aus dem Oeil de boeuf meines ruhigen Beobachterpostens zurückzuziehen. Vom Glanz der Lichter geblendet, trat ich ganz im Dunkel den Rückweg an und bedurfte meiner vollen Fassungskraft, die schmale Treppe wieder abwärts und den engen Gang an den Bretterwänden zurück zu finden. Chi va piano, va sano! mußte hier mein Wahlspruch sein und ich sprach die Worte gedankenlos vor mich hin, während ich mit Hand und Fuß weiter tappte. Filippo! ertönte dicht neben mir italienisch eine weibliche Stimme, Filippo! halt' mich fest, ich stürze! Ich war in diesem Labyrinth für mich selbst eines Ariadnefadens benöthigt, aber ich griff doch zur Hilfe willig mit beiden Händen zu und mit lautem Lachen glitt eine leichtgeschürzte, in Gaze gehüllte Nymphe an meine Brust. Filippo! rief die geheimnißvolle Dame, sie werden sich noch niedermetzeln, die langweiligen dicken Teufel, die deutschen Barbaren! Was werd' ich da für eine Pythonissa spielen! —

— Ha! Du die Pythia im Kelch der Lotosblume? —

Ich hatte das unbedachte Wort laut gesprochen; mit einem Schrei des Entsetzens, sich in der Person geirrt zu haben, entsprang die zweideutige Schöne meinen Händen, riß hastig eine Seitenthür auf und war verschwunden. Ich hatte, indem ich sie noch eine Strecke weit verfolgte, wenigstens einen Vorsprung gewonnen und fand mich

bald am Ende des Ganges nach der Oeffnung zurecht, durch die ich wieder in meine stille Klause hineinkroch. Ich zog die Klappe hinter mir zu, setzte mich auf meinen Säulenschaft und harrte der Dinge, die da kommen wollten. Das ganze Ereigniß auf meiner Wanderschaft durch die Gänge des Hauses trat wie ein Traum in meiner Seele zurück. In der That will es mir auch jetzt noch traumhaft erscheinen, daß deutsche Männer so ernst, so feierlich und gründlich in Streit und Hader geriethen, wo es vielleicht nur darauf ankam, den kleinen Betrug einiger Abenteurer und Schwarzkünstler zu entlarven.

Es mochte noch eine Stunde verstrichen sein; fast hielt ich mich schon für vergessen im großen Tumult, als sich die Thür, die mich von dem Tempel absperrte, eröffnete und ich aus dem Dunkel meines Schlupfwinkels wieder in die Rotunde geführt wurde. Ich war verlegen, unter dieselben Gestalten zu treten, die ich kurz zuvor noch im Aufruhr leidenschaftlicher Bewegung belauschte. Die Anzahl der Gegenwärtigen war jetzt weit geringer und ich kam auf den Gedanken, mich hier im Tempel der Rosenkreuzer unter lauter Eingeweihten zu befinden, während doch viele von den Maurern noch anwesend sein mochten. Auch öffneten sich im Hintergrunde die Pforten ab und zu für Gehende und Kommende. Der gelehrte Redner, offenbar der Meister vom Stuhl in der Loge Rose und Kreuz, führte den Vorsitz. Der unterbrochene Akt meiner Einweihung wurde wieder aufgenommen und man führte mich von Neuem unter die Lotosblume, deren Pythia mir nun freilich keinen überirdischen Zauber mehr bieten konnte. Aber es kam darauf an, zu versuchen, wie weit die Keckheit ihr Spiel trieb, wenn ich die gerühmte Allwissenheit des Bundes und dieser Prophetin prüfte, die ich als ein Wesen von Fleisch und Bein kannte. Mit einem Ernst, als gälte es eine kirchliche Weihe, nahm der Obere die Verhandlung wieder auf. Er setze voraus, sagte er, daß ich die einsamen Stunden, die man mir gegönnt, weise benutzt habe, mein Leben zu überdenken, um aus der Vergangenheit einen Wunsch meines Herzens herauszuholen, der sich an die Zukunft meines Daseins knüpfe. Meine Frage, sagt' ich, betreffe meine Gegenwart, doch reiche sie in weite Ferne hinein, in mein Heimathland. Wofern meine Absicht rein, mein Wille gut, entgegnete der Meister, solle mir Erhörung werden. Man führte mich einige Stufen auf

Digitized by Google

einen erhabenen Platz, wo ich eine freie Umschau über die Versammlung hatte, dem verschlossenen Kelch der prophetischen Blume näher, und dicht unter die Wölbung der gestirnten blauen Kuppel gerückt war. Ich sollte Wahrheit hören über einen dunklen Punkt meines Lebens. Hätte ich nicht den verrätherischen Blick hinter die Coulissen gethan, bei höherer Wallung des Blutes hätte der Augenblick mir als ein feierlicher erscheinen können. Vor dieser höheren Wallung des Blutes hatte mich bisher mein guter Genius bewahrt. Die Ordnung des Bundes, erhob der Meister seine Stimme, bringt es mit sich, daß der Neophyt zuvor vom Kelch unserer Weisheit trinke. Man reiche ihm den Pokal! Der Ceremonienmeister hielt ihn schon gefüllt in der Hand und übergab ihn mir. So sollte dieser Kelch also doch nicht von mir gehen! Es war derselbe Becher, den ich schon kannte; mich widerte die grüne Flüssigkeit an, die mir von Neuem entgegenblinkte. Ich bedarf der Unterstützung meiner Kräfte nicht! sagt' ich und nahm den Becher zögernd. Die Sitte will es, daß ein Zweiter den Kelch mit Dir theile! rief der Großmeister, mein Wort nicht beachtend. Wer trinkt ihm zu? — Durch die lautlose Stille drängte sich jetzt hastig eine Gestalt in die Rotunde. Es war der Prinz. Mir den Pokal! rief er und griff mit beiden Händen darnach. Dem großen geheimnißvollen Orient gehören wir Alle an und so trink' ich als Maurer dem Neuling zu, ich selbst der Einweihung bedürftig und nach ihr verlangend! Eine freudige Bewegung lief durch die Versammlung der Wissenden. Man flüsterte entzückt über den Entschluß eines hochgestellten Mannes, in den noch so eben geschmähten Bund der Rosenkreuzer die Aufnahme zu fordern. Er hatte das Gefäß an die Lippen geführt, setzte mehrmals ab und trank dann um so rascher in vollen Zügen. Das träumerische Auge des Fürsten leuchtete auf in heller Gluth, seine Stirn hob sich, aus den sonst schlaffen Zügen sprach ein Geist, der in ihnen geschlummert und der nun plötzlich geweckt schien. So trat er auf mich zu und reichte mir den Becher. Beim Anblick des edlen vertrauensvollen Mannes schämt' ich mich meiner Zaghaftigkeit, meiner Bedenken: ich ergriff den Kelch und leerte den noch übrigen Inhalt. Eine Feuerkraft hob meine Seele wie auf Flügel. Jetzt oder nie wirst Du Geister sehen! rief mir eine leise Stimme zu.

Ich war von meiner Erhöhung zu dem Prinzen hinabgestiegen.

Er reichte mir die Rechte und wir wechselten die Zeichen des Bundes. Hand in Hand mit ihm trat ich die Stufen wieder hinauf und jetzt galt es, eine Frage an das Schicksal zu thun, auf die uns Antwort werden sollte. Der Großmeister rief meinen Namen aus. Nicht ohne Bangigkeit nahm ich das Wort. Ein Fremdling, sprach ich, steh' ich hier fern von dem theuern Boden, der mich gebar. Es hat so mein Loos sein sollen, daß ich flüchtig wurde. Am Fuße einer Berggegend Italiens liegt mein Heimathland. In den Höhlen und Schluchten jener Berge hausen Menschen, die die Mutterkirche Ungläubige und Ketzer schilt. Aber mit dem Schicksal meines Hauses ist der Geist jener Berge eng verflochten. In jedem Jahrhundert, fast in jedem Menschenalter war es ein Mädchen aus jenem Hirtenvolk, das als Mutter eines neuen Geschlechts in die Hallen meiner Väter zog. Auch ich entging dem Zauber nicht, der meine Altvordern an jene Kinder der Natur geheimnißvoll zu fesseln schien. Ein Mädchen ward mein und sie folgte mir aus ihren Alpenthälern hinunter in die Ebene und ward mein Weib. In der Liebe zu mir erwuchs ohne Zwang, frei und in eigner schöner Willenskraft der Glaube meiner Kirche in ihrem kindlichen Herzen. Mein Gebet ward auch das ihre, theilte sie doch Gedanken und Gefühl mit mir. Aus Liebe zu mir ward sie römisch gläubig und so schien der alte Fluch meines Hauses gesühnt, der alte Fluch, daß der Geist der Ketzerei immer wieder von den Bergen herab Einkehr halte im Schloß meiner Väter. Ich glaubte an keinen Fluch, ich fühlte nur Glück und Segen. Aber die feine Weisheit einiger frommen Schüler Loyola's deutete uns anders die Lage der Sache. Mein Weib war gläubig geworden; aber, sagten die ehrwürdigen Väter, der Geist der Ketzerei ist in ihn übergegangen, in ihn, dem zu Liebe sie römische Christin wurde. Dieser Seelenaustausch, sagten die Schüler Loyola's, ist schlimmer als der alte Fluch Ich kümmerte mich wenig um die Satzung der Menschen; der Gott in mir sprach mich frei von der Anklage eines Abfalls von ihm. Mein Weib starb bald, nachdem sie einen Knaben geboren. Auch der Knabe starb, ein blühendes Kind, sehr plötzlich. Mein Verdacht, es sei durch tückische Mittel beseitigt, war ungegründet, aber ein anderer Argwohn, das todte Kind, das ich, aus der Ferne nach der Heimath zurückkehrend, in der Gruft meines Schlosses fand, sei nicht das meine, das echte sei geraubt, ist in mir wach ge-

Digitized by Google

worden. An meiner Seele nagt der Gram und die Furcht, die heilige Kirche, die mit Millionen geheimen Armen die Welt umstrickt, habe ihre zarte Seelsorge bis auf das Kind erstreckt, es in ihren Schutz genommen, damit in seiner jungen Seele nicht der heidnische Geist, der von seiner Mutter auf die Lebenden des Hauses übergegangen sein sollte, lebendig werde. O wofern es Blicke gibt, die in das Gewebe menschlicher Leidenschaften und heilig gesprochener Vorurtheile dringen, Bundesbrüder, von Nah und Fern, aus allen Zonen zusammengeführt, wofern Ihr von dem Verrath, der im Verborgenen schleicht, Kunde habt, gebt mir Gewißheit: lebt mein Sohn Giuseppe noch, oder muß ich ihn einen Stern unter Sternen, eine Blume des Paradieses, im Lande Jenseits suchen?

Ich sprach es mit der ganzen Gewalt meines entfesselten Schmerzes; ich wußte nicht, an wen ich meine Worte zu richten hatte, ich sprach es zu Allen in der Versammlung und mein Auge irrte suchend umher, mein Ohr lauschte, von wannen mir Kunde würde. Auf die stille Pause erfolgte ein elektrischer Schlag, der die Kerzen im Saale löschte. Die Rotunde war in Nacht gehüllt, kein Athem in der Versammlung war hörbar. Ich kniete nieder und hörte nur den Puls meines stürmischen Herzens. Plötzlich ertönte eine ferne Musik wie Aeolsklang und in den Blättern der riesigen Lotosblume, die in der Mitte des Saals sich wie eine Palme gen Himmel hob, stiegen bläuliche Flammen, die den gestirnten Himmel an der Kuppel des Gewölbes erleuchteten. Dein Herz ist rein, Dein Gebet ist erhört! ertönte jetzt der Gesang und aus den Nebeln, die sich über dem Kelch der Lotosblume zu dichten Wolken und Wellen sammelten, hob sich allmälig die lichte Gestalt eines greisen Mannes im Talar des Morgenlandes. Er saß auf einem Eiland, und die Fluthen des Meeres schäumten zu seinen Füßen. Ich kannte diesen weißen Bart, ich kannte die milden, schüchternen Züge dieses Antlitzes, das sanfte, kluge Leuchten dieser dunklen Augen und die schmerzlich lächelnde Lippe, die von der Thorheit der Welt zu reden wußte und doch so schweigsam war. Die Gestalt sah starr auf mich nieder, ich bemerkte nicht, daß sie die Lippen bewegte, und doch hörte ich die leise Stimme des Alten: Dein Glaube hat Dir geholfen! Er hatte mit beiden Händen den Busen des Talars umschlossen, er lüftete das Gewand: ein blühender Knabe lag schlafend an seinem Herzen. Er lebt, er lebt! rief ich. Das ist

Digitized by Google

mein Sohn Giuseppe, den mir der Haß finstrer Priester geraubt! Im Taumel der Freude nahm ich das Bild für lebendige Gegenwart.

— Halt! donnerte eine Stimme an mein Ohr; im Namen der Kirche Gottes thu' ich Einspruch in diesen Trug, in diese Lüge, die sich den Schein der Wahrheit gibt! Aus den Reihen der Versammlung sprang mir ein Mann entgegen und ergriff mit beiden Händen meinen ausgestreckten Arm. Die Erscheinung über der Lotosblume verschwand, mit einem Pistolenschuß war die Rotunde plötzlich wiederum erhellt. In dem Fremden, der sich an mich wagte, erkannte ich den Geistlichen, der sich den Tag zuvor im Hause des Senators an mich drängte. Ein Priester der römischen Kirche! rief ich und schleuderte ihn von mir. In dem Gesicht des Mannes loderte der ganze Groll des Fanatismus. Er nannte mich bei meinem wirklichen Namen. Der Inquisition verfallen, sprach er, als Gottesläugner den Kirchenstrafen entflohen, wagt Ihr es, die heilige Kirche zu lästern?

— Wer sitzt hier zu Gericht? fragt' ich und sah mich im Kreise um. Keine Antwort unterbrach die lautlose Stille. Ich stehe hier unter freien Männern und vor dem Forum der Menschheit will ich meine Stimme erheben. Nicht die Kirche, Priester Roms, nein, Diejenigen, die hinter ihrem Deckmantel ihren eignen Zwecken dienen, klag' ich der Verrätherei und der Verletzung meiner heiligsten Rechte an; denselben Orden, der den Namen des Herrn trägt und schon oft genug seinen Geist verläugnete!

Der Priester trat in die Mitte des Saales. Sein Auge hielt Musterung und begegnete manchem scheuen Blick. — Bin ich hier, sprach er mit dem ganzen Ausbruch seines Zorns, in der Versammlung von Männern, die es sich zum Zweck gesetzt, den Glauben der Kirche in seiner Reinheit festzuhalten, hier, wo man sie ungestraft verletzen darf? Ich frage im Namen des Kardinals, meines erlauchten Prinzen und Herrn, in dessen Namen ich der Sitzung der Loge beigewohnt! Auf das allgemeine Schweigen der Versammlung löste er Gürtel und Binde rasch von seinem Leibe, legte sie zu den Füßen des Großmeisters nieder und eilte mit flatterndem Gewande durch die eine leergebliebene Halle. Noch ehe die Versammlung sich von ihrem Erstaunen erholte, war er durch die Thür verschwunden. Ein allgemeiner Tumult schien auszubrechen. Wir sind von geheimen Spähern belauscht! Rom hat seine Spione

Digitized by Google

unter uns! Schließt die Thüren! So riefen viele Stimmen durch einander. Einige zogen die Degen und wollten die Ausgänge besetzen, als auf mehreren Punkten der Ausbruch allgemein ward. In diesem Augenblick zog der Prinz, den ich bisher außer Acht gelassen, meine Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte die ganze Zeit über in sich vertieft auf den Stufen der Erhöhung neben mir gekniet. Als er jetzt meine Hand wie in Extase drückte, sah ich in ein verzücktes Angesicht. Er richtete sich hoch auf, er streckte beide Arme über die Versammlung hin und herrschte Schweigen; sein Auge leuchtete wie der Blick eines Visionärs. Der Großmeister nahm diesen Augenblick wahr, die in Auflösung begriffene Gesellschaft rasch auf einem neuen Punkt zu sammeln; mit seiner Hilfe ward die Ruhe im Saale hergestellt. Er hieß die Thüren schließen und die kleine Anzahl der noch Gegenwärtigen drängte sich in der Rotunde um den Prinzen, der hoch aufgerichtet, über Alle hervorragend, wie ein Geist zwischen Erde und Himmel zu schweben schien und wie ein begeisterter Pilger an die Pforte der Ewigkeit klopfte. — O Ihr Geweihten, rief er, die Ihr die verschlossenen Tiefen der Wissenschaft entriegelt und Euch die Elemente dienstbar macht! Ich rufe Euch an und Dich, Meisterin, geheimnißvolle Mutter Natur! Du stehst dem geweihten Bundesbruder Rede, Du erhörst sein Gebet, Du gibst ihm Aufschluß über den bangen Wunsch seines Herzens. Verwirf mich nicht, mein Wunsch ist heilig. Gib meiner dürstenden Seele einen Trank der Erquickung, einen Tropfen Wahrheit; die Creatur lechzt nach Erlösung. Auch ich habe einen Schmerz, für den die Weisheit der Welt keine Heilung kennt. Ich liebe ein weibliches Wesen, und ein böser Dämon hält sie in Banden, die Niemand zu lösen vermag. Ein räthselhaftes Leiden hat sich ihrer Seele bemächtigt. Nachts geht sie um wie ein gestörter Geist; den Tag verwandelt sie sich in eine nebelhafte Dämmerung. Alle Genien der Unschuld und der süßen Freundlichkeit scheinen vereinigt ihr Herz mit allen Gaben des Liebreizes auszustatten, und doch verkehrt ein böser Dämon ihr ganzes Dasein in ein räthselvolles Unglück. Kein Arzt weiß dieser Zerstörung Einhalt zu thun, dies hinsiechende Leben zu retten, und ich stehe seit Jahren an dem schreckenvollen Abgrund, in den ich das theuerste Gut, mir von Gott und Menschen zugesprochen, versinken sehe. Männer der verborgenen Wissenschaft, versteht Ihr den Wissensdrang meiner Seele?

Digitized by Google

Gibt es im Bereich Eurer Macht geheime Mittel, die schöne Knospe eines blühenden Mädchens vor dem stillen Wurm des Todes zu retten? — Er wollte weiter sprechen, aber das Wort erstarb auf seiner Lippe. Es war nach und nach wieder dunkel geworden im Saale. Aus dem Kelch der Lotosblume, der sich langsam auseinander breitete, spielten von Neuem die blauen Flammen, und aus der Wolke über ihnen hob sich in weißen Schleiern eine Frauengestalt. Wie die Hülle allmälig sank, schüttelte ein schönes marmorblasses Antlitz die Locken von der Stirn. Mit ausgebreiteten Armen stürzte der Prinz in die Mitte des Saales. — Klotilde! rief er, daß es am Gewölbe widerhallte. Aber er weckte auch noch ein Echo anderer Art im Saale. Zornig, wie ein gereizter Löwe aus seiner Höhle, sprang der Reichsgraf, den wir längst nicht mehr zu den Anwesenden zählten, aus dem Haufen der Zuschauer. Ei, potz tausend, Durchlaucht Eidam! schrie er dem Prinzen mit seiner schmetternden Commandostimme entgegen, regiert Euch denn der Kuckuck, meine Tochter hier preiszugeben? Von Schwarzkünstlern werd' ich sie doch wohl nicht sollen curiren lassen, und wenn sie zehnfach verhext wäre!

Der Prinz schrie auf wie aus einem traumhaften Schlaf und stürzte halb ohnmächtig in einen Sessel zurück. Es dauerte jedoch nur wenige Secunden, während welcher die Versammlung schweigend ihre Pulse zählte, dann raffte er sich plötzlich auf und trat entschlossen dem alten Herrn entgegen. Dieser stand mit dem sprühenden Zorn seines Antlitzes wie ein Kämpfer da, der seinen Gegner nöthigen Falls mit beiden Fäusten in Empfang nimmt. So verharrten Schwiegervater und Sohn eine ganze Weile in wortloser Haltung einander gegenüber.

— Laßt doch den Spuk da oben fort und macht dem albernen Spaß ein Ende! rief der Reichsgraf nach der Höhe. Wenn Ihr Geister citiren wollt, meine Herren, so laßt einmal Todte kommen, von Lebenden hat man hübsche Abbilder! Meine Tochter ist gut copirt, aber Geistererscheinungen verlange ich in originali! Verstanden? Ich wünsche nochmals gute Nacht, und wenn noch einige Maurer hier anwesend sind, so bitt' ich ergebenst um Excüse. Nichts für ungut, Messieurs!

Er wollte fort, den Schauplatz verlassen, aber die peinliche Stille wurde bald von einem neuen Lärm unterbrochen, der in der seltsamen

Digitized by Google

Nacht den Kehraus machen sollte. Ein dumpfes Gemurmel vor der verschlossenen Pforte wuchs bald zu einem tobenden Geschrei. Man begehrte Einlaß im Namen der Gesetze. Die Thür ward gesprengt und die bewaffneten Trabanten der Obrigkeit besetzten die Ausgänge des Saales. Sie erschienen wie die Rathsdiener der wohlweisen Signorie in weiß und roth getiegerten Röcken, in voller Bewaffnung mit Flinten und Spontons. Das Stadtwappen vorn auf der Brust und hinten auf dem Rücken bekundete zum Ueberfluß, auf wessen Befehl sie hier einrückten, und ihr Führer verlas nach einem Trompetenstoß den Verhaftsbefehl, laut welchem Jeder für einen Verräther an der Ruhe der wohllöblichen freien Stadt, für einen Verschwörer gegen das Wohl der altlutherischen Republik Nürnberg angesehen werden sollte, falls er nicht ausweisen könne, wes Geistes Kind er sei, um sich von dem Verdacht zu reinigen, hier an der schwarzen Kunst des Teufels Theil gehabt zu haben.

Der Großmeister wandte sich mit ängstlicher Geberde an den Prinzen, Rath, Hilfe, Fürsprache erflehend. — Der Pfaffe hat geklatscht und denuncirt! flüsterte der Reichsgraf, indem er zu ihnen trat, um an ihrer Berathung Theil zu nehmen. Erlaucht vermuthen? fragte der Großmeister verlegen. — Kein Zweifel! betheuerte jener. Ich kenne ihn ja, er ist der Secretair jenes Prinzen von Sachsen – Zeitz, der kürzlich in Rom den Kardinalshut erhielt. Daß er in dessen Namen die Loge besuchte, hat er ja selbst gestanden. Rom hat überall seine Hände im Spiel. Daß der alberne Teufel hier so herausplatzte, weil ein Neophyt die alte Kirche beleidigte, war freilich eine Privatdummheit. Hatte er einmal die Kirche Gottes für beschimpft erklärt, so erwartete er, man werde den Neuling zurechtweisen. Das geschieht nicht, so läuft er wüthend davon, macht den Angeber und holt die Polizei. Die hohe Obrigkeit der ehrbaren und wohlfürnehmen freien Reichsstadt Nürnberg hat vielleicht schon lange auf den Fang gelauert; nun kommt Judas in Gestalt eines Pfaffen und da haben wir die Prostemahlzeit und sitzen mit drin in der Falle!

Die Anwesenden hatten sich in scheuen Gruppen zusammengeflüchtet, während alle Stockwerke des Hauses von der zahlreichen Soldateska besetzt, alle Gänge und Schlupfwinkel durchsucht wurden. Hier und da sah man schlotternde Kniee, Zittern und Zagen war

über den mächtigen Bund gekommen, dessen Weisheit den Elementen u gebieten, aber nicht der Polizei in den rothweißen Röcken zu widerstehen vermochte. Da durch die Thüren jeder Ausgang unmöglich war, öffneten einige Furchtsame in den Seitenhallen die Fensterflügel, um auf diesem Wege in der Flucht ihr Heil zu suchen.

— Um des Himmelswillen! sagte der Reichsgraf, wenn diese Unglücklichen das Hasenpanier ergreifen, stellen sie die ganze Sippschaft blos. Wir müssen die Sache retten, um scandalum publicum zu vermeiden. Besinnen wir uns, Prinz, wer wir sind! Wir haben hier Loge gehalten und Sie als Meister den Hammer geführt. Mit dieser Aussage muß man sich begnügen und die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn! Er trat rasch zum Befehlshaber der Stadtgarde, gab sich zu erkennen und bedeutete ihn in der angegebenen Weise. Der Offizier war plötzlich sehr unterthänig, erbat sich aber doch schriftlich die Erklärung. Der Reichsgraf und der Prinz unterzeichneten. Während dessen hatten doch in andern Räumen des Hauses einzelne Arrestationen stattgefunden, und während die Soldaten im obern Söller unter dem Dache ihre Untersuchungen anstellten, brach plötzlich in der Rotunde das ganze künstliche Bauwerk der Lotosblume mit lautem Geprassel zusammen. Dampf und Staub wirbelte in die Höhe und unter den Trümmern wühlten sich einige seltsam zugerichtete Gestalten herum. — Es stecken halt Frauenzimmer darin! schrien einige eifrige junge Stadtsoldaten und setzten die Gewehrkolben auf den Knäuel von leblosen und lebendigen Stoffen, die sich zu einer großen unförmlichen Masse zusammengeballt. Plötzlich entwirrte sich das Convolut und aus den Tüchern und Schleiern erhob sich wie ein Deus ex machina eine männliche Gestalt, die hier in der Maschinerie der Erscheinungen wirklich die leitende Hand der Vorsehung und Allmacht abgegeben hatte. Ein Mann mit abgeworfner Perücke, mit schwarzem schlotterigem Haar und in verworrenem Kostüm, noch ganz behaftet mit den Materialien seiner übersinnlichen Weltschöpfung, stand mit tiefen Verbeugungen vor uns. — Gnädigster Herr! wandte er sich an den Prinzen, ich flehe um Euern Schutz!

— Graf St. Germain! sagte der Prinz, Cavalier in meinen Diensten.

— Aha! rief der Reichsgraf, unser Sanct Germanus, der große

Google

Nostradamus der neuen Loge! Er schwieg und unterdrückte auch das Lachen, zu dem er sich aufgelegt fühlte. Er schien den Mann zu kennen; vielleicht sah er in ihm den alchymistischen Künstler wieder, der ihm die Schmelztiegel verwechselte und den er zum Lohn dafür neulich die Treppe hinunterwarf. Ich meinestheils kannte diesen Magier aus meiner Heimath, wenn auch unter anderm Namen. San Germano, ein kleiner Flecken in Piemont, war, soviel ich wußte, sein Heimathsort, nach welchem er sich jetzt, wie es schien, das Grafenwappen ausgestellt und vielleicht in seinem wunderbaren Schmelztiegel angefertigt hatte.

— Hier ist das Frauenzimmer, meine Herrn! rief einer der Stadtsoldaten und zerrte aus dem zerschmetterten Kelch der Lotosblume unter Gardinen und Vorhängen wirklich eine weibliche, in dünne Gaze gehüllte Gestalt hervor. Die Dame bedeckte sich, so gut es ging, mit Tüchern und Hüllen und gab eine dürftige Erscheinung ab, als man sie jetzt mit herbeigeholten Kerzen beleuchtete. Die Pythia der Rosenkreuzer! flüsterte der Reichsgraf dem erschrockenen Prinzen in's Ohr. Ich glaubte jene Rosette zu sehen, die mich im Dunkeln für ihren Filippo gehalten. Mit welchen Zauberkünsten sie die phantasmagorischen Gestalten in der Luft hervorgerufen, ließ sich aus all den halbzerstörten Apparaten erkennen, die mit dem Zusammenbrechen der Zaubermaschinen zu unsern Füßen lagen.

— Ew. Erlaucht entschuldigen! sagte der Befehlshaber der Stadtwache zum Reichsgrafen; gehört dies Frauenzimmer auch zum Inventar der Loge, die Se. Durchlaucht hier abgehalten?

— Meine Schwester! sagte St. Germain zum Prinzen.

— Ja wohl, erwiederte der Reichsgraf mit seinem ganzen Humor dem Fragenden; wir Freimaurer haben zu Zeiten wie die Reichsarmee unsere Bagagemädchen und Marketenderinnen.

— Halt! halt! hier ist noch eine Schleppe! schrien jetzt Stimmen aus dem Hintergrunde. Die Inquisition schien einigen Uebermüthigen Vergnügen zu machen. In demselben Augenblicke, wie wir uns auf den Hilferuf einer feinen Stimme nach der Gegend wandten, sprang ein seltsames Wesen mit flatterndem Haar, ohne Kopfputz, auf uns zu. Ueber den fliegenden Gewändern der Dame saß zu unserm Erstaunen die Uniform eines Reiters, und um die Verwirrung der ganzen Gestalt zu vollenden, prangte ein schöner schwarzer

Schnurrbart auf den zarten Lippen, der mit den weichen feinen Zügen des Antlitzes nicht eben harmoniren wollte. Meine Herrn! sagte dieser Hermaphrodit in gutem Französisch und mit dem Anstande eines Cavaliers, ich bitte um Ihren Schutz!

— Soll Ihnen werden, schöne Dame! lachte der Reichsgraf und faßte sie sanft um die Hüfte. Sie riß sich von ihm los und trat in martialischer Haltung einen Schritt zurück. Chevalier d'Eon! sagte der weibliche Mann oder das männliche Weib, Dragonercapitain Sr. Majestät des Königs von Frankreich, Secretair bei der französischen Gesandtschaft in St. Petersburg. Mit Depeschen meines Hofes versehen, bin ich auf der Reise nach dem hohen Norden begriffen. Meine Verbindungen mit dem Bunde, der hier seine Versammlungen hält, verschafften mir heut Nacht Zutritt und ich benutzte die Erlaubniß, nicht ahnend, welchen Gräueln man hier im Lande der Barbaren ausgesetzt ist. In welcher Tracht ich einhergehe, wird Jedermann gleichgiltig sein. Man hat mir das Oberkleid von den Schultern gezogen, man hat meine Freiheit verletzt, meine Ehre gekränkt. Ich fordere unbedingten Respect, oder ich erkläre vor dem diplomatischen Corps von Europa meinen Monarchen in meiner Person für beleidigt! Der Chevalier überreichte dem Reichsgrafen aus seiner Brieftasche ein Papier. Diesem genügte ein einziger Blick, es ihm unter Betheuerungen, daß ihm aller Schutz und jede Ehrenbezeugung zu Theil werden solle, wieder zuzustellen. Er gab dem Chevalier das Geleit bis zur Thür des Hauses, wo dessen Equipage hielt. Wir sahen uns scheu an und wußten uns die Farce nicht recht zu deuten. Hatte hier die Laune der Pompadour einen Mann zum Weibe, oder ein Weib zum Manne gemacht? Sollte eine Favorite als Diplomat an Katharinens Hofe intriguiren, oder welche Verwirrung der Geschlechter war hier im Spiel? Mittlerweile war der Reichsgraf wieder in den Saal getreten und schüttete über den Vorfall mit schallender Stimme ein Gelächter aus, an dem wir Alle Theil nehmen mußten und das der homerischen Heiterkeit der Unsterblichen im Olymp Nichts nachgab.

Damit endete die seltsame Faschingsnacht in der Jacobspfarre zu Nürnberg. Pastor Dreykorn, den ich schon seit Beginn der Feierlichkeiten vermißt hatte, war in den äußern Gängen des Hauses gefangen genommen und in seine Zimmer abgeführt. Er war der

Digitized by

Einzige, der hier Opfer sein mußte. Daß er ein geistliches Amtsgebäude zum Logenlocal hergerichtet hatte, ward ihm bei der weiten Verbreitung, bei dem mächtigen Ansehen der Freimaurerei nicht als Verbrechen angerechnet. Aber seine geheimen Verbindungen mit Mitgliedern der römischen Kirche wurden Grund genug zur Anklage wider ihn. Die erzlutherische freie und auf ihre Freiheit gar eifersüchtige Reichsstadt Nürnberg eröffnete gegen Pastor Dreykorn und seine nächsten Genossen einen schweren Prozeß.

Hamburger Skizzen.

I.

Die Feuerwürmer. — Die Frage der Judenemancipation, die Censur und die Ueberalten. — Salomon Heine und Gerson. — Die Nikolaikirche, Atkinson, Scott und architektonische Polemik. — Die Tonhalle und Groß, der Stifter der Volksliedertafel. — Hocker's Weinhalle. — Semper's Haus. — Hamburg, vom Eise gesehen. — Stadt- und Thaliatheater. — Die Rachel und Bouffé in Hamburg. — „Er muß auf's Land,“ eine Variation. —

Bedarf es der Versicherung, daß das neue Hamburg noch nicht ausgewachsen ist? Bekanntlich sind früher wohl Eier künstlich ausgebrütet worden, aber der vom Feuer verletzte äußere und innere Organismus einer Stadt wird durch kein Forcemittel zur gedeihlichen Entwicklung gefördert. — Es ist wahr, wir brechen mehr und mehr aus der Schale und wenn die ewigen Götter keinen Protest gegen unsere Neugeburt einlegen, vollendet die Hebamme Zeit ihr Geschäft ungestört. Doch gehört noch dazu die Last und redliche Arbeit des Einzelnen, wie der Gesammtheit für eine lange Reihe von Jahren. Manches wurde wankend und schwankend im Grundbau unseres Staatswohles, unseres merkantilischen Flors. An der altbekannten ehrenfesten Solidität Hamburgs nagen Feuerwürmer. Sie zehren langsam, aber sicher. Sie sind, ist man zum Kampf gegen sie entschlossen, nicht ernstlich zu fürchten, aber auch nicht ganz zu verachten. Zu diesen Feuerwürmern zählt man auch die Besorgniß der Minderung des Häuserwerthes, die Unsicherheit hypothekarischer Posten, den zweideutigen Glanz der neuen prächtigen Magazine, in deren Spiegelscheiben mir stets all die Sorge, Waghalsigkeit, die Speculationstollheit und der moralische Katzenjammer ihrer Eigenthümer entgegenblinken. Wie ein Feuerwurm bedünkt mich auch die Frage der Judenemancipation. Die Brandkatastrophe hat die Reform am kräftigsten in Anregung gebracht. Der Schlüssel knarrte einmal an der Thür der Reformen — so ganz ausschließen ließen sich auch die Juden nicht. Man erlaubte ihnen vorläufig, Grundbesitz zu erwerben,

Digitized by Google

in der Altstadt und in der intoleranten Vorstadt St. Pauli zu wohnen. Das war etwas, aber noch sehr wenig. Im Herbste 1843 kam die Frage der Judenemancipation ernstlicher als je auf's Tapet. Der Gewerbneid namentlich, die Besorgniß, auf dem Gebiete des Zunftwesens eine übertrieben gefürchtete Concurrenz hervorzurufen, ließ eine ganze Armee von Federn gegen die Juden in's Feld rücken. Sie vertheidigten sich ziemlich ungeschickt. Fehler wollten sie gar nicht haben und neben ihrem unläugbaren Menschenrechte, ihren unabweisbaren Ansprüchen auf bürgerliche Gleichstellung in einem Staate, dessen Lasten sie zu gleichen Theilen mit den Christen tragen — neben diesen guten Gründen machten sich auch viele Lächerlichkeiten geltend. Die Sache wurde dermaßen ungeschickt von beiden Seiten hin und hergeträtscht, daß sie endlich widerlich ward. Um die öffentliche Meinung nicht noch befangener zu machen, um Reibungen, die bis dahin nur auf dem Papiere Statt gefunden, nicht auf das gefährliche Terrain der Straßen zu verpflanzen, beseitigte man die ganze Angelegenheit. Sie taucht aber, wie die große Seeschlange, von Zeit zu Zeit immer wieder auf. Im November erst und jetzt abermals ragte der Kopf dieses absonderlichen Ungeheuers über die Fluth der gewöhnlichen Tagesereignisse. Das ehrbare Collegium unserer Oberalten entsetzte sich darob und wollte dem Monstrum ohne weitere Zögerung den Garaus machen. Vom Senat war ihm eine Proposition zur Rechtserweiterung der Israeliten vorgelegt, um sie — nach dem gesetzlichen Gang — an die Bürgerschaft zu bringen. Das ehrbare Collegium der Oberalten hat die ganze Sache zurückgewiesen. Mir ist ein von der Censur gestrichener Artikel gegen dies Verfahren der Ober- oder Ueberalten, aus christlicher Feder, zu Gesicht gekommen. Die Hamburger Censur hat sich auf dem Gebiete des Allgemeinen zu größerer Milde bequemt, aber in Bezug auf die städtischen Behörden bildet sie noch immer eine Mauer zu Schutz und Trutz, einen undurchdringlichen Schild, wie der des Ajar. — Uebrigens ist die allgemeine Stimmung der Judenemancipation jetzt so wenig geneigt, als früher. Die oben erwähnten kleinlichen Gründe stemmen sich ihr auch jetzt noch entgegen. Wenn sich zur angeborenen Intoleranz noch ein im merkantilischen und zunftmäßigen Feuer gehärteter Egoismus gesellt, dann wird die erstere uneinnehmbarer als die Festung Königsstein. Es hieß hier

eine Zeit lang, daß als sicherstes Zugeständniß in der Emancipationssache die Erlaubniß zu Ehen zwischen Bekennern beider Confessionen gegeben werden sollte. Diese Bewilligung wäre politisch gescheidt. Der christliche Staat würde auch an christlichen Bürgern gewinnen. Denn die meisten Sprößlinge dieser Ehen würden der herrschenden Religion zufallen.

Die Hamburger Judenschaft hat aus dem Diadem ihres Reichthums und ihrer Ehre zwei Edelsteine vom besten Wasser verloren — Gerson und Salomon Heine. Beide haben den Zeitungen viel zu reden gegeben, selbst ausführliche Biographien und Charakteristiken sind erschienen, über Gerson von Dr. Oppenheimer, in dessen Zeitschrift für die gesammte Medizin und in der letzten Januarwoche des Hamburger Corresp., von Dr. Unna, einem hiesigen jungen Arzte. Sal. Heine fand umfassende Würdigung in den bei Berendsohn hier veröffentlichten Erinnerungsblättern von Jos. Mendelssohn. Die Schrift ist binnen vier Wochen in dritter Auflage erschienen, eine Theilnahme, die sich natürlich nur aus dem Gegenstande der Broschüre erklären läßt. — — Ich habe Heine von seiner gemüthlichen und schroffen, von der angenehmsten und zurückstoßendsten Seite kennen gelernt. Um hier nicht das bereits bis zur Ermüdung über ihn Gelesene wieder aufzutischen, nur so viel — er war ein Charakter! Eine Seltenheit in unsrer abgehobelten, tausendfach polirten und gefirnißten Zeit, deren Figuren fast jeden schärferen Stempel verloren. Fast immer ist der heutige Mensch der Abklatsch, die Uebertragung, höchstens die freie Bearbeitung des Andern. Staatsbeamte sind wie Münzen von Einem Schlage — nur der oder das Gehalt bestimmt die Geltung. — Moralisch stand, ehrlich gesprochen, Gerson, der musterhafte, ausgezeichnete, für das Wohl seiner Kranken Alles, selbst sein eignes Leben opfernde Arzt, höher als Heine. Bei diesem war das großartigste Geben oft Sache des Zufalles. „Es war eine Schattenseite seines Wohlthätigkeitssinnes," heißt es in den Erinnerungsblättern, „daß dieser weniger nach einer mit klarem Bewußtsein und abgeschlossenem Grundsatz gezogenen Linie der Prinzipien verfuhr, sondern sehr oft — namentlich, wenn unvorbereitet in Anspruch genommen, ganz und gar von der Stimmung des Momentes, von dem Windstrich der Laune abhängig blieb." — Gerson war zu jeder Stunde bereit, mit seinem Wissen, seinem Talent, mit

Digitized by Google

seinem Gelde und seiner Zeit Hilfe zu bringen, wohin man ihn rief. Von Reichen forderte er nicht gering, denn er stand fast an der Spitze unserer ärztlichen Welt, von Armen oder Solchen, die es ihm schienen, nahm er gar Nichts. Noch mehr, er ließ stärkende Speisen aus eignen Mitteln für sie bereiten, er zahlte Apothekerrechnungen für die Leute, zu deren hohen Dachkammern empor oder in deren feuchte Wohnkeller hinab er ohne Rücksicht auf das eigene gefährliche Leiden gestiegen war. Seinen ersten Ruhm brachte er aus dem Feldzuge der englischen Legion nach seiner Vaterstadt heim. Selten war hier ein Mann populärer als er. Bei einer schneidend strengen Winterkälte folgte seiner Leiche, außer einem zahlreichen Anschlusse von Leidtragenden aller Confessionen, ein Zug von etwa einhundertundzwanzig Wagen. Seit Klopstock's und Gurlitt's Tode hatte man Aehnliches hier nicht gesehen. Gerson ganz unerwähnt lassen, hieße absichtlich eine Lücke in diesen Skizzen haben wollen. Besser post festum, als gar nicht.

Augenblicklich tritt fast jedes öffentliche Interesse vor dem in den Hintergrund, welches durch den Neubau der Nikolaikirche erweckt und besprochen wird. Alle Welt ist hier jetzt bauverständig und architektonisch begeistert. Hier schwärmt Einer für den reinen gothischen Styl, dort für seine Verschmelzung mit dem byzantinischen, hier singt ein Dritter eine Jubelhymne dem Plane des Herrn Atkinson, dort tritt ein Vierter und Fünfter für den wirklich schönen Entwurf des Herrn Scott in die Schranken. Diese beiden Engländer, von welchen Ersterer in Hamburg seßhaft, stehen mit ihren Plänen an der Spitze der für diesen Kirchenbau ausgeschriebenen Concurrenz. Scott, ein junger Londoner Architekt, der vor Kurzem erst sich die berühmtesten Kirchen in Deutschland, Frankreich und Italien ansah, setzte sich dann zu Hause hin und zeichnete seine perspectivischen Ansichten für Hamburg, die hier aber so viel Verwirrung wie Bewunderung erregten. Herr Atkinson war nämlich schon von allen Seiten als Sieger proclamirt worden. Semper in Dresden und noch einige Künstler ausgenommen, hatten die übrigen Concurrenten nur Mittelmäßiges oder Confuses geliefert. Der Triumph war also ein billiger und befördert durch die Angabe, daß die Ausführung das zu diesem Kirchenbau bestimmte Kapital von einer Million Mark Courant nicht überschreiten würde. Plötzlich kommen aber von Kurhaven neue Kisten mit Rissen zum Kirchenbau der betreffenden Commission zu. Die unter-

brochene Schifffahrt hatte ihr früheres Eintreffen verhindert. Man öffnet und staunt. Es ist der Kölner Dom, der Magdeburger Dom, es ist eine französische, eine italienische Kathedrale und doch etwas ganz Anderes, etwas unläugbar Selbständiges. Die Zeichnung ist schon als solche in allen Details bewunderungswürdig ausgeführt und als Ganzes macht der Plan durch Großartigkeit und Anmuth der Linien, wie durch ein prächtiges und zartes Colorit hinreißenden Eindruck. Dies läugnen selbst die schärfsten Kritiker des Planes nicht, fügen aber hinzu, daß hier mehr blendender Schein als solide Wahrheit, mehr Erborgtes als Ursprüngliches vorhanden sei. Für andere Augen bricht sein Künstlergenie aus jeder Rosette, aus jedem Schwibbogen, so daß durch die vielen einander widersprechenden Zeitungsartikel die öffentliche Meinung — welche bekanntlich selten eine eigene hat — sich nun gar nicht aus weiß. Spaßhaft ist, daß in diesem Kirchenbaustreite zwei Gegner am wüthendsten aneinander gerathen sind, von denen es notorisch, daß praktisch Einer so wenig als der Andere etwas von der Sache versteht. Sie kämpfen mit Floskeln und Grobheiten, sie werfen einander gegenseitig ihre Ignoranz vor und Keiner beweist etwas. Wie unsicher, wie nichtsbedeutend fußt das Urtheil in einer solchen Sache auf dem blos individuellen Schönheitsgefühl; wie viele Eigenschaften des Aesthetikers und des Bauverständigen müssen sich in Dem vereinigen, welcher seine Ansichten von der Schöpfung eines großartigen Gottestempels mit Erfolg zu maßgebenden machen wollte. Alles strebt jetzt dahin, die Entscheidungscommission zu Gunsten des Atkinsonschen oder des Scott'schen Planes zu stimmen. Einige verlangen auch weitere Dauer der Concurrenz und allgemeines Anfertigen perspectivischer Ansichten, die freilich viel Bestechendes für sich haben. — Die wöchentlichen Schillingssammlungen zum Besten des Neubaues der in den Brandtagen zerstörten Kirchen dauert inzwischen fort. Leider aber ist das Barometer der Begeisterung schon sehr gesunken. Im Verhältniß zu den Beiträgen des vorigen Jahres entstand bereits ein Ausfall von 12,000 Schillingen wöchentlich. Der Enthusiasmus des Mittelalters für die kirchlichen Werke findet sich nicht mehr. Die steinernen Wunder entsprossen nicht mehr, wie auf den Wink unsichtbarer Zauberhände, dem Boden. Die poetischsten Gedanken der heutigen Menschheit sind praktisch-speculativ. Auch unsere Hamburger Schillingsgeber spenden nicht gläubig blind,

Digitized by Google

sondern behaupten nicht mit Unrecht, daß sie ein Votum abzugeben hätten bei der Verwendung ihres Geldes. — Atkinson's Kirche hat den Vorzug größerer Kostenersparniß, aber nicht den wesentlicheren der Schönheit. Es ist eine niedrige Kirche mit einer hohen, schlanken Thurmpyramide, an deren stützfester Ausführbarkeit man bereits zu zweifeln begonnen hat. Wer diesen Entwurf aus eigener Anschauung kennen lernen will, nehme den ersten Jahrgang des von L. Lenz herausgegebenen Wandsbecker Boten zur Hand. Dort findet sich auch die neuerbaute Tonhalle, ein großartiges Local für Musikaufführungen, welches den bekannten Stifter unserer Volksliedertafel, Herrn Groß, zum Gründer hat. Wenn man die Kunst, aus einem Nichts Etwas zu machen, zu bewundern geneigt ist, so findet sich hier Gelegenheit. Hr. Groß besaß Nichts und verwandte dennoch zu seinem Unternehmen ein Kapital von 150,000 Thalern — größtentheils auf Actien; ob es ein ersprießliches wird, kann erst die Zeit lehren. Manche Uebelstände in der neuen Tonhalle geben sich bereits kund. Unangenehm ist es namentlich für Damen, drei hohe Treppen emporzusteigen, um in den großen Saal zu gelangen und noch eine vierte, um die sogenannte Tribüne, nämlich die den Saal umschließende Galerie zu erreichen. Daß Alles eckig ist in diesem, für ein Privatgebäude kolossalen Hause, ist auch kein besonderer Reiz. In einem gewölbten Raume sind die Schwingungen des Tones gleichförmiger und er bricht sich nicht so leicht. Uebrigens ist die Resonanz in dem bezeichneten Saale zufriedenstellend und er ist den hieher kommenden Virtuosen wohl zu empfehlen Für die äußere Decoration soll noch Vieles geschehen. In dem neuen, von Robert Haas bei Brockhaus herausgegebenen Volksblatte findet sich Näheres über Herrn Groß und seine verdienstvolle Thätigkeit, was vielleicht zur Nacheiferung hie und da Anlaß gibt. — Auch unsere neue Weinhalle als ein besonders wichtiges und nachahmungswerthes Institut zu bezeichnen vermag ich nicht. Herr Wilhelm Hocker, privilegirter Demagog und Präsident des europäischen Vereins für das Weintrinken, hat das Werk jedenfalls mehr zu seinem eigenen Besten als zu dem der Stadt Hamburg geschaffen — was ihm am Ende auch nicht zu verargen. Das Actienzeichnen, diese Variation der Glücksspiele, that auch hier gute Dienste. Nebenbei hatte sich auch Hr. Hocker durch manches hübsche Lied und durch ein gewisses tollköpfiges Anrennen

Digitized by Google

wider bestehende Verhältnisse, durch furchtloses Herunterreißen wichtiger Leute in unserm kleinen Staate, Freunde erworben, die sich für das ihnen verschaffte Gaudium dankbar beweisen wollten. Eine forcirte Originalität sieht sich meist mehr anerkannt, als eine natürliche. Die Hamburger Weinhalle, an deren Flor hier freilich stark gezweifelt wird, gibt davon ebenfalls Zeugniß. Vorläufig ist sie unter der Anzeigenrubrik der Illustrirten Ztg. für Jedermann anschaulich gemacht. Es ist übrigens gefährlich, mit Herrn Hocker anzubinden; und obwohl ich von dieser Absicht weit entfernt, hab' ich doch schon durch das hier Bemerkte eine nicht geringe Muthprobe abgelegt. Der Mann hat schon manchen Auflauf in Hamburg verursacht und wenn die auf ein ganzes Bundescontingent und auf 10,000 Mann Bürgergarden sich stützenden Behörden nicht mit ihm fertig werden können, wie soll es eine Journalistenfeder? — Das Kapitel unserer Neubauten führt mich noch zu einem sehr originellen Apothekerhause, welches sich jeder Fremde, der nach Hamburg kommt, einmal ansehen sollte. Es gehört dem Bruder des Professors Semper und ward nach einem Riß des Letztern erbaut. Die Malereien und Symbole der Apothekerkunst an der Außenseite ziehen übrigens die Aufmerksamkeit genugsam an. Ob auch im Innern Originelles, weiß ich nicht. — Die Hamburger sind eigentlich Amphibien, die zu Land und zu Wasser leben. Im Winter auch zu Eise, was hier, wenn der mächtige breite Elbstrom ein unabsehbarer Spiegel geworden, nicht mit der winzigen Kinderspielbahn anderer Arten zu vergleichen ist. In diesem Jahre bot das Treiben auf dem Strome einen besonders großartigen Anblick. Die wogende Menge, die blitzschnell dahinsausenden Schlitten, die weißen Zelte mit den bunten, wehenden Flaggen, die Schlittschuhläufer, die eingefrorenen Schiffe mit den segellos nackten Masten, die in einer ganz eigenthümlichen Melancholie zu der nebelgrauen Höhe emporragen — ein unvergeßliches Panorama. Im Vordergrunde liegen die Wallanlagen und die Häuser der Welthandelsstadt; darüber hinaus steigt der prächtige Michaelisthurm — Sonnin's Meisterwerk — in die Lüfte, wie ein Aeltervater, welcher mit freundlicher Würde dem muthwilligen Treiben und Lärmen der Enkelhaufen zusieht. Besonders reizend wird der Anblick des Elbstromes, wenn die Wintersonne ihre blaßgoldenen Tinten darüber streut und die erstarrte Fluth zu brennen scheint in diesem milden,

poetischen Feuer. — Die Alster ist in ihrer halbrunden Form mehr ein Salon, wo in den Eisvergnügungen mehr Zierlichkeit und Anstand herrscht. Die Convenienz kann in so großer Nähe der Häuser nicht ganz verloren gehen. Gegen die Weihnachtszeit hatten wir hier Abends eine ganz besondere Romantik. Der breite Jungfernstieg wimmelte von geschäftigen Menschen, nicht minder der Flußspiegel von Vergnüglingen, die im hellen Mondlichte — Luna stand gerade über der Alster — nachzuholen suchten, was der kurze Wintertag ihnen nicht gewährt hatte. — Beide Ströme fordern übrigens alle Jahre ihre Opfer. Auf der Elbe war diesmal ein Schlitten, dessen Lenker durch einen kühnen Sprung sich noch rasch genug rettete, mit Pferden und Allem eingesunken und im Nu verschwunden. Ein tragikomisches Seitenstück dazu bildet das Schicksal der Hafenbehörden, welche vor ein Paar Wochen, beim Sprengen der Eismassen durch Pulver, auf einer sich losreißenden Scholle eine gute Strecke elbabwärts getrieben wurden und natürlich eben keinen Freudenruf erhoben. — Bald werden wir nun das herrliche, imposante Schauspiel einer von Kurhaven heraufsegelnden Flotte von zweihundert Schiffen haben, die dort vom Eise fest gehalten wurden. Man glaube jedoch nicht, daß diese ganze Zahl von Kauffartheischiffen gleichzeitig elbaufwärts segeln. Aber eine Linie von zehn bis zwölf Schiffen, die in einiger Entfernung von einander mit voller Leinwand anfahren, bietet schon einen großartigeren Anblick als zehntausend Mann Truppen, die mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel vorüberziehen.

Unsere Theater sind durch die Concurrenz und die unersättliche Schaulust des Publicums zu rastloser Thätigkeit angespornt. An Zahl der Productionen bleibt das Stadttheater hinter dem Thaliatheater zurück, was aber kein Vorwurf ist. Das höhere Drama will ein gründlicheres Einstudiren als das leichte Lustspiel und die tolle Posse. Auch gehen die Anforderungen des Publicums weiter, wie bei der bedeutsamen Stellung des Hamburger Stadttheaters nicht mehr als billig.

Im Stadttheater war neu die „Marquise von Villette", jüngstes Product der Mad. Birch-Pfeiffer und trotz einer langweiligen Exposition durch das unverkennbare Bestreben, in eine höhere Sphäre als die des Knalleffectstückes einzudringen, eine achtungswerthe Arbeit. Schnabel in Hannover hat das Stück in der dortigen „Morgenzei-

Digitized by Google

tung“ offenbar zu hart behandelt, obwohl er einzelne Punkte mit seinen diesmal ganz rücksichtslosen Worten nur in das rechte Licht stellte. Uebrigens hat Mad. Birchpfeiffer ihre Marquise aus halb vergessenen Memoiren geholt; nicht einmal der esprit de la cour, welcher in ihrem Werke herrscht, scheint ihr ursprünglich anzugehören. — Das Stück gefiel hier in der zweiten Hälfte sehr, doch nicht andauernd. Es machte nur ein volles Haus am Benefizabend unsers wackern Baison. Nächstens sehen wir Gutzkow's Urbild des Tartüffe. Die Erwartungen sind hochgespannt. Hier namentlich haust auch die Journalistik und der Concurrenzneid, gegen welchen Gutzkow's Molière in genanntem Lustspiel mit der Rächerkeule zu Felde zieht. Laube's Struensee kommt ganz sicher im März, wenn nicht noch in diesem Monate zur Darstellung. — Im Thaliatheater erwartet man diesen Sommer bald nach einander die Rachel und Bouffé von Paris. Dies ist weder ein Scherz noch ein Puff. Außerordentliche Umstände, welche Sie nächstens en détail erfahren sollen, bringen uns die gefeierten französischen Gäste. Da die Tragödie niemals als Ganzes auf der Thaliabühne erscheinen darf, wird die Rachel nur einzelne Scenen aus ihren berühmtesten Rollen vortragen. — Im Stadttheater singt mit kommendem Frühjahr die geniale Jenny Lind. Auf der jüngeren Bühne erscheinen etwa zur selben Zeit Hendrichs, die Hagn und Louis Schneider vom Berliner Hoftheater. Auch Döring wäre hier als Gast aufgetreten ohne ein bereits früher mit Riga abgeschlossenes Engagement. — So eben erscheint hier bei Berendsohn die erste, nicht zunächst für das Theater bestimmte Bearbeitung des „mari à la campagne“ unter dem gäng und gebe gewordenen Titel: „Er muß auf's Land.“ — Darin sind die handelnden Personen: Frau von Trier — Consistorialrath Arnoldi — Schiffslieutenant Cäsar von Ronge. — Diese Bearbeitung von Jos. Mendelssohn schließt sich an keine der früheren des trefflichen Tendenzlustspiels an, sondern ist durchaus selbständig und bringt manches Neue.

Digitized by Google

Politische Gespräche in Wien.

Von einem Preußen.

An den Redacteur der Grenzboten.

Jetzt erst begreife ich, warum Sie mir Ehrenwort und Handschlag abforderten und mit einem oberflächlichen Versprechen, Ihnen aus Wien zu schreiben, sich nicht begnügen wollten Hätte ich nicht mein Ehrenwort verpfändet, so würde ich während meines ganzen hiesigen Aufenthalts keine Zeile in einem auswärtigen Blatte drucken lassen. Die Reihen des hiesigen Schriftstellerthums sind zu licht, um nicht sogleich den Verfasser dieses oder jenes Artikels herauszufinden. Politische Schriftsteller vollends gibt es hier kaum. Nehmen Sie zwei, drei von der Polizei scharf beobachtete Doctores Juris aus, nehmen Sie den Statistiker Becher, den Baron Zedlitz und den nur bei außerordentlichen Gelegenheiten journalistisch wirksamen Jarcke dazu, so haben Sie die ganze Zahl der in „ausländischen" Blättern thätigen politischen Schriftsteller Wiens en grand complet. Alles, was die Broschürenliteratur in letzterer Zeit über Oesterreich veröffentlichte, floß den Leipziger und Hamburger Verlegern aus Böhmen und Ungarn zu, kaum wage ich zu sagen: Aus Prag und Pesth, denn auch dort sind die Häupter der Federmänner so gezählt, daß die leiseste Anspielung sie compromittiren kann, und dagegen haben Sie mich ja ausdrücklich gewarnt. Ich muß für diese Warnung danken, denn wie schlecht es auch in unserem Preußen mit der Unabhängigkeit der Presse bestellt ist, so hat man doch von dieser Art des „Compromittirens" keine Idee und der Name eines anonymen Autors wird von Demjenigen, der ihn erräth, mit der größten Gewissensruhe veröffentlicht. Erlauben Sie nun aber auch, daß ich von dieser Warnung

für mich selbst Gebrauch mache. Ich möchte meinen hiesigen Aufenthalt weder durch unwillkommene Polizeimaßregeln verbittert noch verkürzt sehen. Die versprochenen Parallelen preußischer und österreichischer Administration dürfen Sie für jetzt nicht erwarten. Bei dem unglaublichen Mangel an öffentlichen Quellen und Documenten muß der Fremde, der hier Belehrung über österreichische Zustände schöpfen will, diese fast in katechetischer Form den darüber Unterrichteten abfragen. Die erste Bedingung, die ein auf solche Weise Ausgefragter stellt, ist die, um Gotteswillen ja keinen schlimmen Gebrauch davon zu machen; der gute Mann hat dabei eine solche Angst, seine Gefälligkeit kostet ihm offenbar ein so großes Seelenopfer, daß es Felonie wäre, die eingegangene Bedingung zu verletzen. Zudem sind solche Quellen das erste Mittel, dem Verfasser einer Correspondenz oder eines Buches auf die Spur zu kommen. Die Polizei hat in dieser Beziehung eine feine Nase. Sie hat es bald heraus, in welchen Kreisen der Autor sich bewegt haben muß, um dies oder jenes zu erfahren, und wenn auch keine directe Untersuchung erfolgt, so schreibt man sich doch die Namen der muthmaßlichen Personen hinter's Ohr — ein sehr unangenehmer Platz.

Verargen Sie es mir daher nicht, wenn ich meine Mappe in Bezug auf die zwischen uns besprochenen Themata uneröffnet lasse. Ich will mein Versprechen auf eine andere Art zu lösen suchen. Allenthalben, wo ich meine lettres d'introduction (der Deutsche hat dafür nur das erniedrigende Wort: Empfehlungsschreiben, während der Franzose einen feinen Unterschied zu machen weiß zwischen une lettre de récommandation und une lettre d'introduction) abgegeben hatte, war die zweite Frage, ob es wahr sei, daß mein König die Absicht habe, Preußen eine Constitution zu geben. Die Augsburger Allgemeine, der Koran, aus welchem die Wiener aller Stände (ein guter Theil der höchsten Beamten mit eingerechnet) ihre politische Bildung schöpfen, hat die Gläubigen durch Widersprüche irre geführt. Vorgestern bestätigte sie das Gerücht durch einen Privatbrief, gestern widerlegt sie es durch einen officiellen Bericht und heute kömmt wieder ein Privater und berichtigt den Officiellen. Die guten Wiener werden an ihrem Kalender irre. Gibt es ein Schaltjahr oder gibt es ein gewöhnliches Jahr? Und nun glauben sie, daß Jemand, der

direct von „draußen" kömmt, darüber Aufschlüsse geben könne. Die Naiven!

Lassen Sie mich über das gewöhnliche politische Geschwätz, das man bei solchen Gelegenheiten hört, hinwegeilen und nur den verschiedenartigen Eindruck schildern, den die Nachricht in einigen mündigen Zirkeln machte, wo man die Folgen der preußischen Staatskatastrophe, wenn sie wirklich eintreten sollte, in ihren praktischen Folgen auf Oesterreich zu beurtheilen weiß. Ein Theil des ständischen Adels Böhmens und Niederösterreichs hat an der Belebung unserer Provinzialstände ein directes Interesse genommen. Eine längere Fortdauer derselben wäre ihm sehr erwünscht; theils weil er den durch die lange Vernachlässigung seiner Rechte aus der Uebung gekommenen Gebrauch derselben durch naheliegende Erfahrungen wieder zu beleben hofft, theils weil das Beispiel eines Nachbarstaates die hiesige Regierung auf die Länge hätte bewegen müssen, ähnlichen, längst verbriesten Rechten ein praktisches Leben zuzugestehen. Mit der Einführung von Reichsständen in Preußen ist den österreichischen Landständen wenig gedient. Erstens weil der Abstand zu groß ist, um Aehnliches von Oesterreich zu hoffen, andererseits weil der Demokratie dadurch ein größerer Einfluß auf die Staatsentwickelung gestattet wird, als dem so hoch privilegirten Adel Oesterreichs lieb sein kann.

„Vom Gesichtspunkt der innern Verwaltung" — sagte mir ein eben so aufgeklärter als hochgestellter Beamte — „ist „es für Oesterreich besser, wenn Preußen Reichsstände einführt, als wenn es „seine jetzigen petitionirenden Provinzialstände fortdauern läßt. Eine „tumultuarische Bewegung unserer Ständeversammlungen in Prag, „Wien, Brünn rc. wäre die größte Calamität, welche unsere Regie„rung treffen könnte; sie würde sie entweder zu Repressivmaßregeln „veranlassen, was der Politik, wie den Gefühlen des Kaiserhauses „am meisten zuwider ist, oder sie würde uns die mühsam erlangte „Centralisation der Verwaltung entreißen, für die wir erst in neuester „Zeit durch die Staatseisenbahnen so große Opfer gebracht haben. „Man hat gut sagen, daß Landstände nur eine berathende Stimme „haben, daß man der Oeffentlichkeit ihrer Debatten Grenzen setzen „könne; die moralische Macht, welche sie durch die Zustimmung der „öffentlichen Meinung erhalten, so wie umgekehrt, den großen Ein„fluß, den sie auf die öffentliche Meinung ausüben, kann man ihnen

„nicht entziehen. Dieses ist ja aber grade der Hauptpunkt in jeder „parlamentarischen Regierung; alles Uebrige ist nur Folge, welche „später oder früher sich einstellen muß. Wenn die preußischen Land„tage bei jeder Einberufung einen so großen moralischen Zuwachs „erhalten, wie bisher, so ist gar nicht einzusehen, was die Regierung „dabei gewinnt, eine allgemeine volksthümliche Vertretung länger auf„zuschieben. Im Gegentheil, acht landständische Versammlungen, „wie sie Preußen hat, sind weit geeigneter, den Gang der Regierung „zu erschweren, als die gefürchteten zwei Kammern. Es ist trotz „alles Lärms, welchen das repräsentative System mit sich führt, doch „weit leichter, sich mit der Majorität der Volksvertreter zu verständi„gen, als gegen diese Gruppen von Localvertretern anzukämpfen, de„ren Ansprüche oft über den Gesichtskreis ihres Territoriums nicht „hinausgehen. Oesterreich wäre bei einer größern Bewegung seiner „verschiedenen Provinziallandtage noch viel schlimmer daran, als Preu„ßen, denn die österreichischen Provinzen sind durch Sprache, Geschichte „und Nationalität nicht so zusammengedrängt, wie die preußischen. „Die Monarchie würde zerrissen durch tausend entgegengesetzte Wünsche „und der Abgrund ist unabsehbar. Besser also, daß dieses provin„zialständliche Beispiel Ihres preußischen Staates vor unsern Augen „verschwinde. Das constitutionelle Beispiel ist uns weniger gefähr„lich. Unsere Provinzen, grade wegen der mannichfachen Verschie„denheit ihrer Interessen, werden sich wohl besinnen, ehe sie eine „Centralrepräsentation in Wien verlangen. Und im ärgsten Falle „würde die Regierung bei einer reichsständischen Verfassung weniger „verlieren, als bei einer provinzialständischen. Die Aristokratie, dieser „wichtigste Hemmstein bei allen volksthümlichen Maßregeln unserer „Regierung, dieser stolze Adel, der in allen Zweigen der Beamten„und Militärhierarchie die besten Stellen für sich beansprucht, der „allen beabsichtigten Verbesserungen des Bauernstandes, allen Wün„schen zur Verminderung der eximirten Gerichte seine gewichtigen „Balken vorschiebt, würde bei einer volksthümlichen Verfassung den „größten Theil seiner Macht verlieren, Oesterreich würde auf fried„lichem Wege von dem Alp befreit, der es so lange drückt. Was „unsere Regierung seit Maria Theresia auf so künstlichem Wege ver„folgt, die Schwächung der Adelsmacht, würde sie durch eine Con„stitution mit Einem Schritte erreichen. Aber, wie gesagt, eine con-

Digitized by Google

„stitutionelle Verfassung ist vor der Hand in Oesterreich eine Utopie, ‚weil sie die Provinzen selbst nicht ein Mal von Herzen wünschen.“

Relata refero! Ob es wahr ist, daß die Provinzen, wenn man sie fragen würde, keine constitutionelle Central-Verfassung wünschten? Ob nicht, was man unter „den Provinzen“ versteht, grade der Adel ist? Ob nicht die verschiedenen Interessen gerne dem Centralinteresse geopfert würden, wenn man dafür das Gut einer volksthümlichen Vertretung, einer freien Presse, eines bessern Gerichtszustandes, einer gleichmäßigern Steuervertheilung erhielte? Ob man die frühere Geschichte nicht bereitwillig durch einen Strich abtheilen würde von dieser glorreichen neuen Epoche, mit welcher jetzt die Geschichte Oesterreichs beginnen würde? Ob nicht die Sprachstreitigkeiten in den Hintergrund treten würden vor der Nothwendigkeit eines zur allgemeinen Freiheit unumgänglichen centralen Staatslebens? Ob nicht die Regierung hundertfach wiedergewänne, was sie auf der einen Seite einbüßen würde? Dies will ich nicht beantworten, denn ich bin Preuße. „Sie kennen Oesterreich zu wenig,“ pflegt man hier zu den Fremden zu sagen. Gut, ich will thun, als sei Oesterreich China und mir kein Urtheil erlauben. Aber ich führe Sie in einen Kreis, wo man die preußische Constitutionsfrage vom Gesichtspunkt der äußern Angelegenheiten betrachtet. Ich führe Sie in den Salon eines auswärtigen Diplomaten, wo man, da kein Oesterreicher grade zugegen ist, die österreichische Politik nicht immer auf das Nachsichtsvollste kritisirt Wir stehen so eben von Tisch auf, der Wein hat die Zungen etwas gelöst; man sitzt in dem an den Speisesaal angrenzenden Cabinet gemüthlich um den Kamin und trinkt im Halbkreise seinen Kaffee.

„Wenn es dem König mit einer reichsständischen Verfassung in „Preußen wirklich Ernst ist, so ist Oesterreichs Einfluß in Deutschland „untergraben. Erinnern Sie sich noch, wie gleichgiltig man hier die „ersten Nachrichten von der Constituirung eines deutschen Zollvereins „aufnahm? Allerdings sah die Sache damals kleiner aus. Man „glaubte weder an die Durchführung des Planes, noch überschaute „man seine politischen Folgen. Und nun ist der Zollverein eine Macht „geworden, die nicht nur durch den Tractat mit Belgien bis an die „Nordsee sich erstreckt, sondern mit Süd- und Nordamerika Unter„handlungen anknüpft. Wenn dem commercialen Staatsstreich, den

Digitized by Google

„Preußen durchgeführt, jetzt auch ein politischer folgt, so kann „ihm kein Mensch mehr die Hegemonie in Deutschland aus der Hand „winden. Alle Sympathien, die man noch bei uns für Oesterreich hat, werden durch den einen Schlag von Preußen überflügelt."

— — — „Und doch hätte die Sache auch seine großen Vortheile für die österreichische Politik. Vergessen Sie nicht, daß Oesterreich jetzt keinen gefährlichern Feind als Rußland hat. Eine Constitution in Preußen aber ist die vollständigste Isolirung Rußlands. Es ist eine Mauer zwischen demselben und dem westlichen Europa. Das Cabinet von St. Petersburg muß von dieser Stunde an seine Politik gegen Oesterreich ändern. Es muß seine Freundschaft suchen und das Wiener Cabinet hat in seiner Allianz fortan die Wahl."

— — — — — „Aber glauben Ew. Excellenz nicht andererseits, daß bei einem eintretenden Kriegsfall Deutschland durch die Schwächung Oesterreichs verlieren würde? Meines Erachtens ist es von einer allgemeinen europäischen Wichtigkeit, daß zwischen Frankreich und Rußland ein starkes einiges Deutschland steht, welches im Stande ist, dem Einen wie dem Andern zu imponiren und so Beide zurückhält, ihre Eroberungsgelüste auf Kosten der Nachbarn zu befriedigen. Wie nun, wenn Oesterreich durch die preußische Hegemonie zu einer russischen Allianz getrieben wird und Deutschland auf solche Weise nicht nur eine Stütze weniger, sondern einen Gegner mehr erhält?" — „Dies ist nicht zu erwarten. Eine Allianz zwischen Rußland und Oesterreich, gegenüber Deutschland, ist fast eben so undenkbar, als eine Allianz zwischen Preußen und Frankreich. Gute Nachbarschaft mögen sie halten, aber den Wolf zum Hüter seiner Schafe wird keiner machen. Oesterreich hat in Ungarn und Böhmen von den Russen eben so viel zu fürchten, als Preußen in den Rheinlanden von den Franzosen. Ja noch weit mehr! Denn Deutschland würde durch die Energie, welche die neuen Institutionen dem preußischen Volke gäben, so viel gewinnen, als es auf der andern Seite verliert. Ein constitutionelles Preußen hat für seine Rheinlande die Gegenwart der Franzosen nicht mehr zu fürchten. Eine Allianz zwischen Berlin und Paris wird dadurch fortan nicht so unmöglich. Wie wäre aber dann die Lage Oesterreichs; von Preußen in Deutschland, von Frankreich in Italien bedrängt, einen falschen Freund an der Seite, würde ihm selbst kaum die Hilfe Englands aus der Noth helfen. Und zählen denn

Digitized by

die Sympathien der deutschen und magyarischen Bevölkerungen des Kaiserstaats Nichts? Ihr Herz wendet sich offenbar zu Deutschland und nicht zu Rußland. Auf keinen Fall also hat Deutschland zu fürchten, Oesterreich gegen sich zu sehen." — — —

Verlassen wir nun den Salon dieser ausländischen Diplomaten und begeben wir uns, sobald das Theater zu Ende ist, in einen jener Paläste, welche in oder hinter der Herrngasse sich befinden. Es ist Theezeit. Mehrere Damen sitzen neben einem alten Herrn am Whisttische. Drei andere Herrn stehen in einer Gruppe und sprechen fast flüsternd. Der alte Herr am Spieltische ist in militärischer Uniform, die einen hohen Rang andeutet, und trotz seines Spiels scheint er dem Gespräch in der Ecke ein aufmerksames Ohr zu leihen.

— „Und Sie glauben, es sei Alles so buchstäblich wahr?"

— „Aber der heutige Bericht an die Staatskanzlei?"

— „Sie vergessen die Berichte aus der Zeit der Kölner-Domreden! Was hat man nicht alles erwartet und was erfolgte? Ihr Herrn allarmirt Euch gleich. Verlassen Sie sich darauf, der König wird weder die französische, noch die englische Constitution in Preußen einführen. Oder glauben Sie, daß der zukünftige Thronerbe, der dann den Staat nach einem Muster zu regieren haben wird, wie keiner seiner Vorfahren, dazu schweigen kann? Glauben Sie, daß Kaiser Nikolaus, dessen Einfluß auf seinen Schwager bekannt ist, ruhig mit ansehen kann, daß die constitutionelle Rede- und Druckfreiheit an den Thoren Polens, in Schlesien und Posen Feuer in's Pulverfaß wirft?"

— „Aber wie kömmt es, daß alle Journale, deutsche, französische, wie englische, gleichzeitig von diesen constitutionellen Plänen des Königs sprechen? Daß unsere Privatbriefe aus Berlin Aehnliches melden?"

— — „Was das Schlimmste für uns ist, daß alle diese Blätter Oesterreich als das einzige Hinderniß schildern, das den König von seinem Plane abzubringen scheint. Man nährt dieses Gerücht offenbar auf Kosten unsers Rufs."

Der militärische alte Herr hat indessen seine Partie beendigt und sich der Gruppe genähert.

— „Wollen Sie meine unmaßgebliche Meinung hören?" — fragt er mit etwas leidenschaftlicher Stimme, während die andern Drei sich

verneigen, gleichsam, als wenn sie das „unmaßgebliche" entkräften wollten. — „Ich glaube, die preußische Diplomatie spielt ein großes aber feines Spiel. Es scheint, als ob man in Preußen die öffentliche Stimme begütigen wollte und suchte sich dazu Oesterreich als Knecht Ruprecht aus. Es scheint ein Losungswort dieser Art gegeben worden zu sein. Deswegen kam das Gerücht zu gleicher Zeit in Paris, in London, in Brüssel, wie in Amsterdam zum Vorschein. Ueberall hieß es, Preußen will vorwärts, Oesterreich hindert es, und um die deutsche Einheit nicht zu stören, gebe man uns nach. Auf diese Weise allerdings sind die nächsten preußischen Provinziallandtage leichter zu beschwichtigen, während zugleich Oesterreichs Ruf in Deutschland untergraben wird. Um uns zu beruhigen, bringt die Allgemeine Zeitung eine officielle Nachricht, es sei an den Gerüchten kein Wort wahr. Ich glaube es gerne! Wenn es Preußen Ernst um ein solches Vorhaben wäre, so hat weder Oesterreich noch irgend eine Macht der Welt ein Wort darein zu reden, denn der König von Preußen ist ein souveräner Herr, den ich hoch verehre. Gute Nacht, meine Herrn! Die nächste Zeit wird zeigen, wer Recht hat!"

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Assisenverhandlungen und Kammerverhandlungen. — Die Organisation des Verbrechens und der geheimen Polizei. — Paris und London. — Der Bazar: Ville de Paris. — Ehrlichkeit in Paris. —

Das ist nun die fünfte große Diebes- und Räuberbande, welche seit dem Herbste vor Gericht erscheint. Siebzehn Personen sitzen auf der Bank der Angeklagten. Die politischen Journale füllen ihre Spalten zuerst mit den Verhandlungen der Assisen- und Zuchthausgerichte und dann mit den Kammerverhandlungen. Sie kennen ihr Publicum. Diese Dramen, die ihre Helden und Heldinnen, ihre Intriguanten und zärtlichen Väter haben, voll Schrecken und voll Rührung, wo nicht blos Eine Katastrophe, sondern zehn Katastrophen im Stücke vorkommen, wie sollten sie nicht mehr interessiren, als jene phrasenhaften, blutlosen Dramen in der Kammer, wo Niemand fällt und Niemand siegt? Und dann beschäftigt sich das gesetzgebende parlamentarische Drama meist mit der Zukunft, mit dem Gesammtinteresse der Nation, während diese gerichtlichen Sturm- und Drangstücke in voller Gegenwart stehen und jedem Einzelnen zeigen, an welchem Abgrund er unbewußt vorbeigegangen, welche Gefahr ihn bedrohte. Man athmet freier nach jeder Verurtheilung; man glaubt, wie bei der Cholera, heute ist die Luft um dreißig Diebe und Mörder gereinigt, der Sanitätszustand der Stadt ist etwas beruhigender. Aber bei aller Mannichfaltigkeit, welche diese Abälinos und Rinaldinis in die gerichtlichen Scenen bringen, herrscht doch eine gewisse Monotonie in denselben. Immer sind es entlassene Zuchthaussträflinge, welche die Mörder abgeben. Alle diese Gräuelthaten geschehen gewöhnlich in Gesellschaft, selten allein wie in Deutschland. Der Franzose liebt die Gesellschaft, selbst als ein Raubmörder und Beutelschneider. Dem deutschen Lump wird

es schwerer, die Gleichgesinnten so schnell herauszufinden. Die deutschen Städte sind zu klein, als daß diese geräuschlosen Waffenbrüder in Schwadronen sich zusammenthun könnten; aber unter einer Million Menschen hat Jedermann die Auswahl seiner Gesellschaft. Alle diese Banden sind wohl organisirt, jede hat ihren Anführer, ihre Ausspäher, ihre Diebeshehler, Jeder hat seinen Rang in dieser geheimnißvollen Hierarchie. Die Vertheilung der Beute geschieht mit einer Gewissenhaftigkeit, die bei ehrlichen Leuten nicht immer zu finden ist. Kaffeehäuser und Weinkneipen — die übrigens die Polizei genau kennt — sind stets die Versammlungspunkte. Ein Diebstahl ist wie ein Handelsgeschäft; der Eine schlägt es vor, und die Andern negociren es; demjenigen, der die Idee und den Plan hergibt, wird stets eine Prämie vor den Andern zuerkannt. Sobald die Campagne eröffnet ist, wird Jedem sein Posten angewiesen, ein Losungswort gegeben, Wachen ausgestellt und für den Fall eines Ueberfalls sind Anstalten getroffen, daß die Truppe sich zu einem Haufen zusammenziehen kann, um Widerstand zu leisten oder in bester Ordnung sich zurückzuziehen. Und dies Alles in Mitten von Paris, nicht etwa die phantastische Erfindung eines Romandichters, sondern gerichtlich documentirt! Diese Feldzüge gegen die bürgerliche Gesellschaft haben eine beinahe wissenschaftliche Strategie und Taktik. Die Kunst des Diebstahls hat wie die Kriegskunst ihre großen Capitäne, ihre berühmten Feldherren. Gewöhnlich ist es das Bagno, in dessen Mitte diese hohen Würden besprochen und zuerkannt werden und die Meinung des Zuchthauses wird außerhalb desselben hoch geachtet. Bei dieser wissenschaftlichen Organisation des Verbrechens ist es zum Erstaunen, daß man den Missethaten, die doch an öffentlichen Orten vorbereitet werden, nicht zuvorkommen kann. Denn wohlgemerkt, an der Seite dieser Gräuelbanden unterhält die Polizei mit der größten Aufmerksamkeit ganze Brigaden von Spähern, die durch eine gewisse Geistes-Verwandtschaft, sowie durch genaue Kenntniß des Rothwälsch (von dem Eugene Sue dem großen Publicum einige Proben gab) Tag für Tag, ja Stunde für Stunde Berichte ertheilen können; die Nahrungszweige, die Pläne, die ganze Bewegung jener entarteten Bevölkerung werden überschaut. Von der elenden Stube, in welcher der freigelassene Züchtling Nachts schläft, bis auf die Kneipe, die er besucht, kann man jeden seiner Schritte erspähen. Sobald eine Missethat statt findet, entgeht der Verbrecher selten der Hand der Polizei, ganz sichere Spuren leiten die Entdeckung. Aber warum erst nach der Unthat? Warum gibt es so wenig Mittel, ihr zuvorzukommen und sie abzuwenden? Das Gesetz erlaubt allerdings keinen willkürlichen Schritt; selbst solchen Menschen gegenüber darf das Prinzip der persönlichen Freiheit in Frankreich nicht verletzt werden. Aber es gibt vielfache Mittel, selbst innerhalb der gesetzlichen Schranken die Anführer dieser Banden unschädlich zu machen. Sicherlich thut man

Digitized by Google

in Deutschland besser, sich hierin an das Beispiel Englands als Frankreichs zu halten. Die Polizei in London geht überall von dem Prinzip der Preventivmaßregeln aus, sie sucht die Verbrechen zu verhüten, während die Pariser Polizei die Verbrecher zu ertappen strebt. Allerdings ist die Londoner Polizei auf eine großartige Weise organisirt, das Personale, das sie in Bewegung setzt, ist ungeheuer. Aber wo die öffentliche Sicherheit und Moralität im Spiele ist, sollte ein Staat von keinen ökonomischen Rücksichten sich leiten lassen. Keine Staatsausgabe ist besser angewendet als die, und ist nicht das, was auf die Ueberwachung dieser Missethäter mehr verausgabt wird, eine Ersparniß für das Budget der Gefängnisse und Strafanstalten?

Merkwürdig ist die Sorglosigkeit der Pariser trotz aller dieser Assisenverhandlungen. Man darf in jedes Magazin, in jeden Laden, in jedes Café eintreten; sobald man anständig gekleidet ist, fällt es Niemand ein, Einen mit besonderer Wachsamkeit anzusehen. Dies ist mir dieser Tage erst in dem großen Magazin la ville de Paris aufgefallen. Ich weiß nicht, ob man in Deutschland einen Begriff von diesem Etablissement hat. Die Modehandlung, welche unter diesem Aushängeschild hier seit vier Jahren errichtet wurde, ist kein Magazin, kein Haus, es ist eine kleine Stadt. Ein hundert zwei und sechzig Commis, Ladenmädchen und Buchhalter befinden sich in dieser Modehandlung, in welcher man zu jeder Tages-Stunde mehrere hundert Käufer und Nichtkäufer finden kann. Man spaziert in den Magazinen dieser Handlung auf und ab, wie in einer Reihe von Ballsälen. Es hat etwas Aehnliches mit dem Bazar, der zu Weihnachten in Leipzig eröffnet wird, nur daß dort funfzig Menschen feil haben und hier drei Mal soviel, während doch Alles einen einzigen Eigenthümer hat. Und welche Pracht der Einrichtung, welche Zuvorkommenheit! Von dem kleinsten Schnupftuch für 4 Silbergroschen bis zum ostindischen Schawl für 5000 Franken wird hier Alles mit gleicher Dienstfertigkeit angeboten. In neuester Zeit hat sich durch das enorme Glück, welches die ville de Paris machte, ein ähnliches und zwar noch größeres Etablissement au grand Colbert aufgethan, aber die Concurrenz ist nicht mehr gefährlich, denn der Eigenthümer der ville de Paris gedenkt sich bereits mit einem Vermögen von 60,000 Franken jährlicher Rente zurückzuziehen. Ist es ein Wunder, wenn da, wo ein großes Vermögen so schnell gewonnen wird, Jedermann denselben Weg einschlägt? Der Verbrecher auf der Assisenbank ist vielleicht nur durch ein ähnliches Beispiel dazu verlockt worden. Und doch muß man es zur Ehre dieser vielverleumdeten Stadt sagen, daß in ihr ein sehr großer Fond von Ehrlichkeit und Vertrauen lebt, den aller dieser an die Oberfläche gelangende Schaum von Missethätern nicht trüben kann. Nirgends in der Welt ist es leichter, Credit zu erhalten als in Paris; was Beweis genug ist, daß hier eben so ehrlich gezahlt wird als allent-

halben. Wenn Deutschland einst eine freie Presse und öffentliche Gerichte haben wird, da wird es erst die Flecken, die sich in den Falten der Gesellschaft verstecken, kennen lernen; es wird aufhören, die Hände über den Kopf zusammen zu schlagen über das Pariser Laster; seine Hände werden im Vaterlande Beschäftigung genug finden.

II.

Aus Berlin.

Wunder und Zeichen. — Magnetiseure, Pietisten u. s. w. — Neuberth, Lutze und Pantallon. — Dieffenbach. — Mordfabeln. — Die Constitutionssage. — Die Ausweisung der deutschen Schriftsteller aus Paris. — Theaterdinge. — Hofrath Rousseau. —

Es herrscht in Berlin eine Stimmung, wie sie mit keiner früheren zu vergleichen ist. So miraculose schloß neulich ein Berliner Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Und in der That, miraculose ist diese allerneuste Berliner Stimmung. Es geschehen Wunder in dieser „gedankengestählten Stadt," in der die Kritik auf ihrem papiernen Throne sitzt und es werden Wunder geglaubt. Die Romantik ging dieser Tage im Tieck'schen „Blaubart" über die Bühne. Die pietistischen Strömungen der Gesellschaft fangen allmälig an sich auf der Oberfläche zu zeigen in den verschiedenartigsten Symptomen. Magnetische und homöopathische Wunderkuren sind jetzt an der Tagesordnung und die medicinische Facultät mit ihren berühmten Männern sieht verwundert auf diese Bewegungen, welche ihrer heilwissenschaftlichen Erfahrungen öffentlich spotten. Die Busselstraße ist das Mekka der Wunderkurgläubigen geworden und in jedem Viertel möchte sich ein kleiner Wunderdoctor ansetzen, um entweder mit der Zauberkraft der Hand oder mit homöopathischen Pillen das Volk zu beglücken. Die Regierung sieht noch ganz ruhig in dieses Treiben, wie in die confessionellen Bewegungen und hat bis jetzt den Homöopathen eben so wenig das Selbstdispensiren, wie den Schneidemühler Priestern die Amtshandlungen verboten. Als magnetischer Heilkünstler will der Dresdner Neuberth hier seine Rolle spielen und in der Homöopathie floriren die Herren Lutze und Pantallon. Der eine war früher Postsecretair und hielt später, bevor er seine neue, die Welt beglückende Bahn einschlug, in den kleinen Städtchen der Mark literarische Vorlesungen, der andere aber hat den Tausendkünstler Bosco auf seinen Kreuz- und Querzügen durch Europa begleitet und bei dieser Gelegenheit gelernt, glücklich mit der Hand zu operiren. Nun fehlt hier noch der tolle Ernst Mahner mit seiner Ur-Hygienie, um den medicinischen Wunderwahnsinn voll zu machen und den gelangweilten Sphären unserer Residenz ein raffinirtes Interesse zu bieten. Denn man glaube nur nicht, daß es unser dummer, ungebildeter Pöbel ist, wel-

Digitized by Google

cher sich aus Unwissenheit den Wunderkuren in die Arme wirft, man sieht in der Busselstraße glänzende Equipagen halten und vornehme Hypochondristen, sowie Damen in seidenen Gewändern und mit aristokratischem Ambra, von der Hysterie und Langeweile geplagt, das Arcanum erwarten. Ein das Leben vergiftender Pietismus, eine in furchtbarer Langeweile zugespitzte Halbbildung, das mögen vor allen andern die Ursachen sein, welche im Stande gewesen sind, hie und da solche traurige Erscheinungen hervorzutreiben und den Charakter der Verständigkeit, auf welchen Berlin so stolz ist, zu compromittiren. — Allerdings zeigt sich jetzt auch im Volke eine Lust an Märchen und Fabeln; aber das Volk befriedigt diesen Trieb durch Erfindung der tollsten Mord- und Todtschlagsgeschichten, welche dann wie Schreckbilder durch das wohlbewachte Berlin laufen, wo an jeder Straßenecke wenigstens ein Gensd'arm steht. Die Geschichte von der Frau mit dem Todtenkopfe ist von unserem genialen Dieffenbach in seiner „operativen Chirurgie" als eine Thatsache erzählt worden, der freilich erfahrene Aerzte und Operateure noch immer keinen Glauben schenken wollen, in neuster Zeit aber spukte hier die Geschichte von einem alten Weibe, einer rechten Eule, die ein Kind vom Weihnachtsmarkte geraubt und es auf die empörendste Art gemißhandelt, ihm unter andern spanische Fliegen auf die Augen gelegt haben sollte. Das Polizeipräsidium hat sich genöthigt gesehen, diesem Gerüchte entgegenzutreten. In diesen Tagen erzählt man sich nun wieder allgemein, daß der Brandstifter des Opernhauses sich in der Person eines Choristen auf dem Criminalgerichte gemeldet habe. Was wahres an diesem Gerüchte ist, wird die Zukunft beweisen. Wie aber die Schwängerung der Volksphantasie mit Blut- und Mordgeschichten schon im allgemeinen das Interesse der Criminalisten und Psychologen verlangt, so dürfte die hier jetzt häufig vorkommende Selbst-Anklage vieler Verbrecher und selbst vieler Unschuldigen, die behaupten irgend ein scheußliches Verbrechen begangen zu haben, noch wichtiger für die socialen Zustände unserer großen Stadt erscheinen. Was treibt das Volk, Verbrechen der scheußlichsten Art zu erdichten? Was treibt die Verbrecher und noch mehr die Unschuldigen zu solchen unnatürlichen Selbstanklagen, wie sie hier jetzt so mannichfach vorkommen? Eben so war das ganze politische Berlin dieser Tage voll wunderbarer Gerüchte, daß Se. Majestät den jetzigen Zeitpunkt als den bezeichnet habe, in dem sein Volk reif sei, aus seinen höchst eignen Händen eine Constitution zu empfangen. Man nannte die Staatsmänner, von denen diese preußische Constitution ausgearbeitet sein sollte, man bestimmte sogar schon den für die öffentliche Proclamation derselben angesetzten Tag und freute sich auf den Kravall und die Zweckessen, die es jedenfalls geben würde. Eben so war in diesen Kreisen viel von einer kommenden Preßfreiheit die Rede. Sie sollte jedoch einigermaßen im altpreußischen Schnürstiefel erscheinen. Jedem

Schriftsteller, der Haus und Hof habe, der angesessen sei, sollte die neue Preßfreiheit zu gute kommen, die literarischen Strichvögel und Vagabonden dagegen sollten noch immer unter der Fuchtel des Censors bleiben. Selbst Leute, die dem politischen status quo Preußens gegenüber sich immer als Zweifler verhielten, hatten sich von diesem seltsamen Gerüchte täuschen lassen. Wohin man ging, wo man stand in Berlin, überall war von der Constitution die Rede und was dieser und jener Staatsmann geäußert haben sollte, u. s. w. Jetzt, nachdem die Landstände zusammengetreten sind, wird diese preußische Constitutionssage wahrscheinlich bald ihren Untergang finden.

Die Ausweisung der deutschen Schriftsteller aus Paris hat hier einen sehr niederschlagenden Eindruck hervorgebracht. Man hört behaupten, daß sie die Folge eines geheimen Auftrages sei, den ein hoher preußischer Gelehrter und Staatsmann nach Paris überbracht habe und daß sich das französische Cabinet deshalb so willfährig habe finden lassen, weil ein Vertrag zwischen Frankreich und dem Zollverbande vorbereitet werde. Es verlautet aber durchaus nichts Gewisses darüber. Jedenfalls hat Frankreich sich durch diese Ausweisung sehr compromittirt und man wird wohl aufhören müssen, Frankreich unter dem Regierungssystem Ludwig Philipp's als ein freies Land zu betrachten. Conspirirten jene Männer, die man vertrieben hat, gegen die französische Regierung? Nein, sie lebten wie viele deutsche Gelehrte in Theorien und Abstractionen, die noch lange keine Wahrheit geworden sind, die von Franzosen schon weit energischer und praktischer aufgefaßt worden! Daß eine deutsche Polizei in jedem Journalisten einen Demagogen und in einer regsamen Presse den Umsturz aller Dinge erblickt, nimmt Niemand Wunder, aber dieser Schritt, von einer französischen Regierung gethan, muß allgemeinen Unwillen erregen. Frankreich ist eifersüchtig auf Englands Macht, aber wie tief steht es unter diesem! Leider wird sich in diesem Falle die französische Presse wohl noch glänzender compromittiren, als die Regierung. Sie ist von einem so schmählichen Egoismus durchdrungen, daß sie diesen Frankreich so tief heruntersetzenden Vorgang ignoriren, oder, wie im Courier français geschehen, nur als eine günstige Gelegenheit betrachten wird, ihren kleinen Parteizorn gegen Guizot zu schleudern. Frankreich wurde von Ruge als das Land der Freiheit betrachtet. Die Nemesis ist über ihn gekommen.

Unsere Theaterzustände sind ziemlich monoton. Thomas Thyrnau — Er muß auf's Land. — Er muß auf's Land. — Thomas Thyrnau, — das Feldlager in Schlesien, — Norma, — Norma, — das Feldlager in Schlesien — das ist ohngefähr das Repertoir unseres Schauspiels und unserer Oper. In diesen Tagen ist die Oper um „Euryanthe" vergrößert worden, deren erste Vorstellung dem Weberdenkmale in Dresden gewidmet wurde. Nächstens haben wir auch

Digitized by Google

das vielbesprochene „Urbild des Tartüffe" zu erwarten. Die Theatercensur hatte dasselbe von fünf Acten bis auf zwei zusammengestrichen, wegen vermutheter Anspielungen auf hiesige Zustände. Es soll darauf dem Könige, der sich schon einmal bei dem Lustspiele „Er muß auf's Land" großmüthig zeigte, vorgelegt worden sein und dieser die unverstümmelte Aufführung angeordnet haben. Gleichfalls einstudirt wird die „Waise von Lucca", von Wiener. Tieck's Blaubart ist ohne Interesse vorübergegangen und wird sich gewiß nicht, trotz der vortrefflichen Rollenbesetzung und des meisterhaften Zusammenspiels, auf dem Repertoir erhalten. — Der Conflict, in den Frau v. Hagn mit Fräulein Stich gerathen ist, da ihr anbefohlen, der Letzteren dann und wann ihre Rollen abzutreten, ist noch keineswegs ausgeglichen und es wäre sehr zu beklagen, wenn es wirklich zu der Entfernung einer der genialsten deutschen Künstlerinnen von unserer Bühne führen sollte. Jenny Lind kehrt nächstens über Hamburg, wo sie gastiren wird, in ihre nordische Heimath zurück, ist aber für den künftigen Winter ein bestimmtes Engagementsverhältniß zu hiesiger Bühne eingegangen. Den Sommer wird Sophie Löwe aus dem Süden erwartet. Sie sehen, Hr. v. Küstner versucht Alles, um den Berlinern Abwechslung zu verschaffen. — Der Hofrath Rousseau hat ein Concert zu literarischen Zwecken angekündigt. Wie man aber sagt, wären die literarischen Zwecke des Hofraths Rousseau keine anderen als seine eignen, und in der That, er darf als ein literarisches Rococostück betrachtet werden.

§.

III.

Aus Wien.

Carneval bei Hof und im Volk. — Slavischer Ball. — Die Gefahren des Elysiums und der Liedertafel. — Donizetti's Don Sebastian. — Sänger und Sängerinnen.

Der Carneval ist zu Ende, die letzten Klänge des privilegirten Frohsinns sind verhallt und die düstere, reuevolle Fastenzeit gähnt uns wie ein unvermeidliches Schicksal entgegen. Der diesjährige Carneval war belebter, als alle früheren seit einer Reihe von Jahren, wie man denn überhaupt die Bemerkung machen kann, daß sich in jüngster Zeit die öffentlichen Lustbarkeiten neu und dem Geiste der Zeit angemessen gestalten wollen, nachdem die ehemalige Wienerlust des alten Genres hier ausgestorben ist. Bei Hof fand eine Reihe von Hof- und Kammerbällen, so wie auch jener beliebte Kinderball statt, der den anwesenden Fremden von Distinction stets einen eigenthümlichen Anblick gewährt. In diesem Jahre schloß sich dem Kinderball auch noch ein Adoleszenzball an, zu welchem die adelige Jugend beiderlei Geschlechts eingeladen wurde und der in der That ein glänzendes Schauspiel darbot, indem

Digitized by Google

hier Anmuth, Frische und Schönheit im reizendsten Bunde auftraten. Die Hofbälle, zu denen außer dem Adel auch alle Offiziere der Armee und der Bürgermiliz Zutritt haben, doch ohne deren Frauen, zeichnen sich durch ihre übergroße Einfachheit aus und wenn nicht zuweilen die schimmernden Uniformen und frappanten Nationalkostüme fremder Gäste die schmucklose Gesellschaft, die sich in den Sälen der Hofburg versammelt, zieren möchten, würden diese Bälle ein ziemlich eintöniges Bild gewähren. Eine so gemischte Gesellschaft kann unmöglich alle jene strengen Formen einhalten, welche die Etiquette gebietet, und jedes Jahr bringt Vorfälle zur Sprache, welche einen pikanten Unterhaltungsstoff der hiesigen Kreise abgeben. Im verflossenen Winter mußte ein besonderer Befehl des commandirenden Generals die Herren vom Militär belehren, daß es nicht schicklich sei, das Confect aus dem Saal hinauszutragen und den wartenden Burschen im Vorzimmer und auf der Stiege zu übergeben, und in dem gegenwärtigen rief ein von seiner Landgarnison nach Wien versetzter Kriegsmann den Lakai durch ein Anklirren des Trinkglases und als ihn der Gerufene über die Unziemlichkeit dieses Zeichens höflich aufklären wollte, verstand der Provinziale die Sache übel und das Zwischenspiel endete mit der unfreiwilligen Entfernung des Etiquetteverletzers.

Bisher hatte noch niemals ein Souper bei Hofe Statt gefunden, sondern immer beschränkte sich die kaiserliche Bewirthung auf Erfrischungen, welche stehenden Fußes genossen wurden; am letzten Carnevalstage sollte nun das erste Mal eine sitzende Tafel Statt finden, wurde indeß wieder abgesagt, weil die Kunde von dem Tode der Herzogin von Nassau die eilige Einstellung aller Lustbarkeiten am Hoflager nothwendig machte Mit diesem Todesfalle ist abermals ein Faden der russischen Politik, welche gar so gerne sich mit den deutschen Staatsinteressen versippen möchte, abgerissen, so wie schon früher die an den Prinzen von Hessen vermählte Großfürstin durch ihren plötzlichen Hintritt die ehrgeizigen Absichten des russischen Cabinets auf Dänemark vereitelte. Unter den Festivitäten der hohen Aristokratie zeichnen sich besonders die der fürstlichen Häuser Schwarzenberg und Esterhazy aus, wovon in dem letztern nach englischem Muster die hier unerhörte Sitte eingeführt ward, Niemand einzuladen, vielmehr Jedem ohne Ausnahme, der einmal in den Cirkel aufgenommen worden, den Zutritt zu gewähren.

Der Mittelstand amusirt sich auf Hausbällen und in geschlossenen Gesellschaften, worunter ich namentlich den slavischen Ball erwähnen muß, der seiner eigenthümlichen Charakteristik wegen ausgezeichnet zu werden verdient und jedesmal von dem russischen Gesandten, Grafen Medem, besucht wird. Die untern Schichten der Bourgeoisie und die zahlreiche Klasse der Dienstleute strömen in die immer lachenden Hallen des sogenannten Elysiums, welches der Besitzer des renomirte-

sten Kaffeehauses Wiens in unterirdischen kellerartigen Gewölben mit bedeutendem Aufwand und vollkommenster Kenntniß des hiesigen Volksgeschmackes gegründet hat. Und in der That, wer den Charakter des Volkes studiren will, der versäume ja nicht, dieses originelle Etablissement zu besuchen, in dem ihm der echte Typus des Wienerthums entgegentreten wird. Sechs tausend Menschen strömen da in jeder Nacht ein und aus und die Hitze steigt oft über vierzig Grad Reaumur, was indeß der strahlenden Heiterkeit in dieser heißen Zone nicht den mindesten Eintrag macht. Vier Säle, drei Stockwerke tief, sind mit grellen Malereien übertüncht und die lauteste Musik übertäubt hier das bacchantische Gelächter; man tanzt, macht Theater, führt Faschingszüge auf, improvisirt, singt und ißt, die Mehrzahl indeß versammelt sich gewöhnlich in jener Abtheilung, in der sich der Harem befindet. Dieser Harem besteht in einer Schaar junger, orientalisch gekleideter Mädchen, die einem stämmigen Sultan oder Pascha dienen und deren Schauplatz, vom Zuschauerraume getrennt, auf einer Bühne ist, die ein türkisches Gemach vorstellt. Vordem war der Anblick dieses Serailschauspiels ganz unmittelbar, jetzt aber ist die Veranstaltung getroffen, daß ein leichter durchsichtiger Gazeflor über das Tableau gespannt wird und die Vestalinnen nicht mehr so ungehindert sich mit der profanen Außenwelt in Rapport setzen können, was dem in seinem Hausmonopol verletzten Muselmann nicht gleichgiltig sein dürfte.

Jedem Fremden muß es auffallen, wie die sonst so übergroße Zärtlichkeit der Behörden für das leibliche und geistige Heil des Volkes ein Etablissement gestatten könne, dessen sanitätswidrige Eigenthümlichkeit nur den Zweck haben kann, den Säckel eines Einzelnen zu füllen und die Spitäler mit Lungen- und Nervenkranken zu versorgen. Im Schweiß gebadet, stürzt der in Wein, Tanz und Ausschweifungen berauschte Haufe aus der glühenden Atmosphäre dieser unterirdischen Räume plötzlich in die schneidende Kälte der eisigen Decemberluft hinaus und Tausende betreten blos Daums Elysium, um das wirkliche zu schauen. Kann es da noch befremden, wenn wir in den officiellen Ausweisen der Populationsbewegung in der Hauptstadt lesen, daß unter 15,000 Gestorbenen 4000 Lungenkranke sich befinden und Tausend, die dem Nervenfieber als Beute gefallen sind? Ein Drittheil aller Todesfälle kommt also auf Rechnung von Verkühlungen, und jedenfalls stellt das Elysium ein beträchtliches Contingent zu diesem Ausmarsch in die elysäischen Felder. Dabei ist noch gar nicht die Feuergefährlichkeit dieses Belustigungsortes in Anschlag gebracht, die jedem besonnenen Besucher am Eingange schon wie ein anrennendes Schreckgespenst entgegentritt; während in jedem neugebauten Hause das Rez-de-chaussée eingewölbt werden muß, damit das Feuer bei einem etwa entstehenden Brand nicht bis auf den Grund hinabdringe und jedem Gebäude eine Art sicherer Citadelle bewahrt bleibe, läßt

man es ganz ungehindert geschehen, daß täglich sechstausend Menschen der schrecklichsten Todesgefahr ausgesetzt werden; denn die Phantasie erlahmt, wenn sie sich ein wahrheitsgetreues Gemälde der schauerlichen Verwirrung hinstellen soll, welche nothwendig entstehen muß, sobald in diesem Kellerparadies der Schreckensruf: Feuer! erschallt. Zerbrochene Rippen, Arme und Beine, verbrannte Leichen, Erstickte, die festlich geputzt, mit der blaugewordenen Tänzerin im Arme, mitten im Taumel der Freude hinstürzen, das sind die Gestalten, die sich der vorausschauenden Einbildungskraft aufdrängen, wenn das Auge die schmalen Treppen, die papiernen Tapeten, die künstlichen Bäume und die zahllosen Besucher betrachtet, die gekommen sind, sich von den Sorgen des Lebens zu befreien und diese Befreiung oft nur durch gewaltsame Lossagung von diesem Leben selbst erkaufen. Sollte die Behörde nicht dieselbe Divinationsgabe besitzen, oder glaubt sie etwa, Herr Daum besitze zu Gunsten seines Elysiums ein Patent auf Unverbrennlichkeit? Als jüngst noch ein russischer Fürst an der Seite des Eigenthümers diesen Ort besichtigte, war seine erste Frage: Ist hier noch niemals Feuer ausgebrochen? Dies war nun allerdings noch nicht der Fall, allein es kann jeden Tag geschehen, und es läßt sich gar nicht absehen, warum es gerade unterirdische Räume sein müssen, in denen das österreichische Volk sein Elysium finden soll; muß denn der Oesterreicher durchaus unter die Erde, um glücklich zu sein, und kann es ihm niemals auf der Erde schon wohlergehen? Wir haben diese Sache nur deshalb hier so weitläuftig abgehandelt, weil die Concession zu einem solchen Etablissement in gar zu grellem Gegensatz zu gewissen anderen verweigerten Concessionen steht; uns dünkt z. B. eine Liedertafel, welche den Frohsinn fördert und die heitere Kunst des Gesanges pflegt, bei Weitem ungefährlicher, als ein lachendes Leichenhaus, als ein Salon, in den man Tausende zusammenpfropft, die jeden Augenblick auf die jämmerlichste Weise umkommen können. Auch vom Standpunkt der Moral, der so häufig als der oberste gepriesen wird, scheint uns dieser Kellersalon nicht die unschuldigste Halle der Tugend. Einmal erloschen sämmtliche Gaslichter, indem die Leitungsröhren Schaden genommen, und die zahlreiche Versammlung befand sich mit einem Schlage im tiefsten Nachtdunkel, von dem die alten Dichter singen, daß es der Venus angehöre. Dieser Verdunklungszufall hatte zwar keine tödtlichen Wirkungen, sondern, wie viele meinen, lebensvolle Resultate und kann daher nicht unter die Reihe der sanitätswidrigen Eigenschaften aufgenommen werden, doch dürfte er bei frommen Gemüthern, gleichwohl aus andern Gründen, Bedenken erregen. Es ist doch eine schöne Sache um ein consequent durchgeführtes Prinzip!

Morgen geht Donizetti's Don Sebastian in die Scene und selbst seine Gegner weissagen dieser Oper nach Anhörung der Proben einen

ungewöhnlichen Erfolg; der Componist hat den breitgetretenen Weg des italienischen Styls darin verlassen und sich mit Glück dem großen Genre zugewendet, wie die Franzosen ausgebildet haben und unter ihnen namentlich Meyerbeer, der ein Prophet ist, auch ohne seinen Propheten. — Ueber das Schicksal der Opernbühne soll nunmehr entschieden worden sein, daß Balochino vollständig abtritt, sein Compagnon Merelly die italienische Saison und der Tenorinvalide Wild die deutsche Oper übernimmt. Schlechter, als bisher, kann es unmöglich werden und darum begrüßen wir diese im Juni in Wirksamkeit tretende Veränderung als eine erfreuliche Concession an. Das deutsche Element der Hauptstadt wird doch endlich einmal eine deutsche Oper erhalten, deren sie seit Jahren entbehrte. Denn deutsche Worte sind keine deutsche Opern und selbst dem Logenpublicum, das sonst welsche Gesangslyrik so gerne hört, mußte endlich bei der endlosen Ableierung uralt verschossener Arien der hanfene Geduldfaden platzen. Unsere Aristokratie, welche in Deutschlands, Frankreichs und Englands Hauptstädten einen bunten Wechsel des Repertoirs mit angesehen und täglich in den Zeitblättern von den pikanten Opern und anmuthigen Singspielen liest, die hier und dort Succeß errungen, sehnt sich auch nach Abwechslung und frischer Wonne, zumal sie in der letzten Zeit die Erfahrung gemacht, mit welch geringen Kräften sich lediglich durch empfängliche Aufnahme des Neuesten ein amusantes Repertorium erzwecken läßt. — Die schmeichelhaften Erfolge seiner jüngsten Unternehmungen haben den unermüdlichen Eigenthümer des Josephstädter Theaters zu dem Entschluß gebracht, auf dem Glacis ein neues großes Theater zu bauen, wozu ihm von hoher Hand eine Summe von 100,000 Gulden auf einen Zeitraum von zwanzig Jahren unverzinslich vorgestreckt werden dürfte. Auch der Director Carl will sein Schauspielhaus in der Leopoldstadt im vergrößerten Maßstabe aufbauen und während der zwei Jahre dieses Baues das Odeon pachten, um darin die klassischen Wunderwerke unserer Possenschreiber aufzutischen.

* * *

Endlich ist Donizetti's Don Sebastian gegeben, eine Oper, welche der fingerfertige Maestro für Paris geschrieben, aber damit wenig Aufsehen erregt hat. Hier, wo er eine getreue Phalanx von Bewunderern besitzt, die seine abgenützte Notenfeder gern als eine Reliquie behandeln möchten, kann er niemals durchfallen, wenigstens so lange nicht, als er k. k. Hofkompositeur ist und Oberregisseure machen kann. Don Sebastian ist eine Nachahmung des Meyerbeer'schen Styls; man denke sich nur einmal ein schwaches Knäblein in der gewaltigen Rüstung eines nordischen Recken, wie es gravitätisch einhertrippelt und mit den zarten Kinderhändchen das schwere Hünenschwert zu schwingen sucht; es ist ergötzlich, dieses Schauspiel, aber auch peinlich, besonders wenn man dabei die unaufhörliche Arbeit der Claque in den Ohren

hat und die Freunde des Tondichters sieht, die mit erhitzten Gesichtern und verdrehten Augen dastehen und einander laut zurufen, damit es die Ungläubigen hören: O er ist göttlich, dieser k. k. Hofcompositeur Ritter Gaetano von Donizetti! — Ich begreife gar nicht, wie er es wagen kann, als k. k. Hofcompositeur eine so revolutionäre Musik zu schreiben; da erinnert doch Alles an die Hugenotten, an den gottlosen Robert, an dem blos die teuflischen Franzosen Gefallen finden können. Dazwischen läuft nun freilich auch viel unverwüstliche Originalität aus des Componisten früheren siebzig Opern und man begegnet auf dem Schlachtfeld von Alcazar der graziösen Regimentstochter, wie man die Linda in den Gassen Lissabons und in der afrikanischen Wüste nicht vermeiden kann. Das Spektakelhafteste war indeß die Aufnahme, die der Sänger Wild, der nur auf Wunsch des Componisten die Rolle des arabischen Häuptlings übernommen, von Seite des Publicums fand. Seine Stimmlosigkeit, seine komische Leidenschaftlichkeit im Spiel, seine stereotypen Grimassen, wodurch er sich den Ruf erworben, ein dramatischer Sänger zu sein, wurden regelmäßig belacht, und damit endlich der Eitelkeit dieses Künstlers, der einmal gerechte Triumphe gefeiert, jene Rüge zu Theil, welche sie längst verdient. Herr Wild wird begreifen, daß er hinter den Coulissen noch recht nützlich sein könne, aber nicht mehr außerhalb derselben. — Staudigl und Frau Hasselt-Barth sind dem Institut wieder auf mehrere Jahre gewonnen worden, womit das Gerücht von einem Engagement Staudigl's in Paris von selbst widerlegt wird. Dagegen wird er in dem laufenden Jahre noch eine Reise nach England und Nordamerika antreten, von wo ihm die ehrenvollsten Anträge gemacht werden und er ist schon seit längerer Zeit mit Eifer der englischen Sprache beflissen, die er zur Noth spricht. Fräulein Marra wird im Frühling, wenn die Lerchen kommen, uns den Rücken kehren; sie hat bis jetzt keine Anstellung, wird einige Städte Deutschlands und Ungarns besuchen und zuletzt an irgend einem deutschen Hoftheater gefesselt werden. Die Ursache ihres Abgangs ist die Rückkehr der Madame Lutzer-Dingelstedt nach Wien, welche hier unvergeßlich ist.

IV.

Aus München.

Journalistik und Nachcensur. — Brief des Königs an Bischof Stahl. — Eine Verhandlung am Kassationshof. — Improvisator Beermann. — Rechenkünstler Dase. — Theater: „der Mörder" und „er muß auf's Land."

Das ist gewiß, über keine deutsche Stadt wird in auswärtigen Blättern mehr gefabelt, als über München, über kein Land mehr, als über Baiern. Wir Münchner sind natürlich erstaunt, aus fremden Blättern zu erfahren, was sich in unserer nächsten Nähe zugetragen

und auch oft nicht zugetragen hat. Da erfahren wir, daß Nachforschungen nach den hiesigen Berichterstattern auswärtiger Blätter gehalten werden und ein Dutzend Correspondenten zittern. In diesem Blatte spricht man von einer Amnestie der politischen Verbrecher, in jenem von der Verurtheilung des Pfarrers Redenbacher. Diese und andere widersprechende Gerüchte tauchen auf und verschwinden wieder; was wahr daran ist, was falsch, wir wissen es nicht. Unsern Blättern ist es zwar gestattet, mit der größten Liberalität über Redouten und Künstlerbälle, über Improvisatoren und Rechenkünstler sich auszulassen, ja hier und da sogar einem Theaterheros den im Schweiße seines Angesichtes erworbenen Lorbeer von der Stirne zu reißen, aber die Politik und zumal die heimische, das ist das Paradies, welches, wenn auch nicht von dem Engel mit dem feurigen Schwerte, doch von dem Censor mit dem Rothstifte bewacht wird. Der Alp, der unsere Journalistik drückt, ist für uns um so bedeutender, wenn wir sehen, wie in dem benachbarten Würtemberg und Baden die Tagesliteratur täglich an Energie und Würde gewinnt und nur die unsere das Aschenbrödel ist, das sich daheim hinter dem Ofen mit dem Abfall der Hof- und Localneuigkeiten begnügen muß und zum Theil, nicht zur Ehre unserer Journalistik, sich gerne damit begnügt.*) Daß die Nachcensur bei uns gehandhabt wird, läßt sich nun nicht mehr läugnen. Anfangs zwar, als einige auswärtige Blätter davon sprachen, suchte ein kurzer halboffizieller Artikel in der „Allgemeinen" die Sache etwas kleinlaut in Abrede zu stellen; als nun aber jene und noch viele andere Blätter diese Behauptung mit vielem Nachdruck wiederholten, fand man sich nicht mehr bewogen, darauf zu erwiedern. Seit einigen Tagen ist auch der „Zürcher Zeitung" der Debit nach Baiern entzogen worden. Läugnen läßt sich jedoch nicht, daß sich die „Augsburger Allgemeine" seit Anfang des Jahres freier bewegt und das Gerücht ihrer vorgehabten Uebersiedlung nach Stuttgart verliert dadurch keineswegs an seiner Glaubwürdigkeit. Auch den „Ergänzungsblättern wurde das Visa des Ministeriums ertheilt, nachdem sie ohngefähr 8 Tage bei demselben zur Prüfung vorgelegen. Die confessionellen Verhältnisse scheinen sich jedoch jetzt etwas besser gestalten zu wollen, wozu der Brief unseres Königs an den Bischof Stahl von Würzburg ungemein beiträgt. Er ist allerdings geeignet, bei uns große und freudige Sensation zu erregen. Seine Echtheit ist zwar noch nicht officiell anerkannt, doch wird auch derselben von Oben herab keineswegs widersprochen, was man als stillschweigende Anerkennung der königlichen Autorschaft zu nehmen berechtigt ist.

Die jüngste Verhandlung in unserm Kassationshofe erregte beim hiesigen Publicum wieder solches Interesse, daß schon in aller Frühe die Galerien gefüllt waren. Die rechtliche Frage, die zur Verhandlung

---

*) Vergl. meinen Artikel „die Journalistik in München" in N. 6 dieser Blätter.

kam, wurde der Länge und Breite nach in den öffentlichen Blättern besprochen; ich will hier nur noch einige Nebenumstände erwähnen. Herr Advokat Roßmann nämlich, der Vertreter der Universität Heidelberg in der bekannten Cautionsgeschichte, suchte in einem langen Promemoria, welches er herablas, die Giltigkeit des zwischen dem Vater des Delinquenten Hertle und der Universität Heidelberg abgeschlossenen Civilvertrags darzuthun, die Hauptfrage aber, die völkerrechtliche, berührte er nur obenhin, ein großer Theil seines Plaidoyer war ausgefüllt mit einer Schilderung der Persönlichkeit des Hertle, so wie von einer mit loyalem Eifer gesprochenen Demonstration gegen die burschenschaftlichen Umtriebe. Es ist einleuchtend, daß dieses hier gar nicht in Betracht kam, wo es sich um die wichtige Frage handelte, ob nach französischem Gesetze die gerichtliche Untersuchung über ein im Auslande begangenes Vergehen der localen Gerichtsbarkeit zustehe, oder den vaterländischen Gerichten des Delinquenten. Oder wollte Herr Roßmann durch oratorische Kunstgriffe die Richter für sich gewinnen? Nicht einmal die Geschwornen, welche gar oft zu diesem Amte Nichts als ein unbescholtener Ruf und gesunder Menschenverstand befähigt, lassen sich durch solche Tiraden blenden, viel weniger Männer, die in der Arena des Rechts ergraut sind; der bloße Wunsch aber, seine Loyalität öffentlich an den Tag zu legen, berechtigt noch weniger zu solch schonungslosen Angriffen. Dem Advokaten Roßmann sind diese Burschenschafter nicht vom Wahn geleitete Jünglinge, die eher Mitleid als Haß verdienen, sondern Ruchlose, welche die Throne gefährden, die öffentliche Ruhe und Sicherheit untergraben, ihr Vaterland in's Verderben stürzen wollen. Advokat Ney, Hertle's Anwalt, nahm sich jedoch ihrer an und entgegnete: die Gerichte selbst hätten die damaligen Umtriebe nicht so strenge beurtheilt und die Denunciationen des Zuchtpolizeigerichtes in Mainz hätten sich in vielen Fällen als unbegründet erwiesen. Nochmal erhob sich Roßmann, um Ney über eine solche Bezeihung einer achtbaren Behörde zu „beschämen," dieser aber belehrte seinen Gegner, daß Denunciation im gerichtlichen Sinne nichts Anderes, als „Antrag auf criminelle Untersuchung" bedeute, und daß er in diesem Falle den gewöhnlichen Sinn, den man mit diesem Worte verbinde, nicht meinen konnte.

Der Improvisator Beermann hält sich noch immer hier auf und gibt besonders in Privatzirkeln häufig Proben seines Talentes. Mir scheint es von nicht sehr großer Bedeutung zu sein. Er besitzt eine ungemeine Gewandtheit in der Handhabung des Reimes, von wahrer Poesie keine Spur. Die Art, wie er mit den Worten umzuspringen weiß, hat er mit Saphir gemein, ohne dessen eminentes Talent zu besitzen. Die Worte sind ihm Balancirstangen, die sich bald hierhin, bald dorthin neigen und ihn zu rechter Zeit vor dem Falle bewahren müssen. Größeres Interesse erregte der Rechnenkünstler Dase. — Auf

Digitized by Google

unserer Bühne fehlt es nicht an Novitäten, jedoch brachte uns der Carneval einige Stücke, deren Aufführung besser unterblieben wäre; dahin gehört „der Mörder," eine Posse vom Verfasser von „Lüge und Wahrheit," die mit Eclat durchfiel. Hingegen erwarb sich das Lustspiel „Er muß auf's Land" einen Beifall, wie ihn unsere Theaterannalen nur selten aufzuweisen haben; mit jeder Scene steigerte sich der Jubel des Publicums, der kaum nachlassen wollte, als schon der Vorhang zum zweitenmal gefallen war. — Z.

V.

Aus Schlesien.

Ferd. Fischer und der Ruf nach Reichsständen. — Panem et Circenses! —

Der Justiz-Commissar Ferd. Fischer in Breslau, welcher sich durch seine Vertheidigungsschrift Jordan's so rühmlich ausgezeichnet und dessen Vertheidigung des Angeklagten Ed. Pelz vortrefflich genannt wird, was auch schon aus den in den Börsennachrichten der Ostsee mitgetheilten Proben ersichtlich ist, sagt am Schlusse seiner eben bei Otto Wigand in Leipzig erschienenen Broschüre: „Preußens Wunsch. Ein Neujahrsgeschenk:" „Der Schutz für das Bestehende, die Macht der Krone, die Kraft des Staates, die Einheit des deutschen Vaterlandes hängen daher von der Reichsvertretung ab, und dies sind die Gründe, warum Preußen zum Ruhme der Krone und zum Glücke des Vaterlandes so sehnlichst und so heiß eine Reichsvertretung wünscht. — Männer der Aristokratie! faßt diese Lebensfrage nicht als eine feindliche auf. Es gilt hier nicht Standesrechte, es gilt Euren Besitz, es gilt die Macht des Staates. — Ihr aber, hohe Diener des Thrones! faßt auch Ihr die Frage nicht als eine Parteisache, sondern als eine solche auf, welche für Thron und Volk gleich gewichtig, denn auch die Macht des Thrones kann nur durch eine Reichsvertretung gestärkt und erkräftigt werden. — Und Euch, Ihr Männer, die Ihr mit mir dem Bürgerstande angehört, Euch rufe ich zu, seid fest in der Pflicht; denn diese ist heiliger als die Freiheit, fest in dem Gemeinsinn, denn dieser führt über kurz oder lang zum ersehnten Ziele, fest endlich in der Liebe zum Vaterlande, denn diese macht Preußen kräftig, Deutschland einig."

Wir zweifeln, daß hierauf das vom Verfasser gewählte Motto: „Ich will versöhnen, nicht verletzen," paßt; denn ganz abgesehen davon, welcher Ansicht der Monarch in Beziehung auf den angeregten „Wunsch" sein möge, so dürfte der letztere doch kaum von der Staatsverwaltung mit solchen Augen betrachtet werden, wie die des Herrn Ferd. Fischer sind, und dieser könnte wohl zu thun bekommen, diejenigen zu versöhnen, welche Veranlassung nehmen wollten, sich für verletzt zu erklären, indem Jemand für den Wunsch Preußens ausgibt, was nicht ihr Wunsch ist. — Unter den Männern der Aristo-

kratie befinden sich nur zu viele, denen allerdings ihr Besitz und dessen Vermehrung Alles gilt, die aber eben darum von einer Reichsvertretung Nichts wissen wollen und eine derartige Macht des Staates von der Hand weisen. Daher unser Verfasser auch hier mit seinem Wunsche mehr verletzen als versöhnen kann. — Mit den hohen Dienern des Thrones haben es bis jetzt noch alle Constitutionellen verdorben, und schwerlich wird Herr Ferd. Fischer denselben durch seinen Wunsch angenehm oder willkommen sein. — Was endlich den Bürgerstand anbetrifft, so verletzt der Wunsch des Herrn Ferd. Fischer die behagliche Unthätigkeit und Ichsucht der ungeheuern Majorität auf die gründlichste Art und Weise; wie könnte man sich daher mit einem solchen Gedanken versöhnen! — Der Titel des Schriftchens würde demnach weit passender „Fischer's Wunsch" gelautet haben, und als Motto wäre vorzuschlagen gewesen: „Ich weiß, daß man mich als Ruhestörer betrachten wird."

Das römische Volk rief einst: „panem et Circenses!"*), und seit dem lieben heiligen römischen Reich ist das noch heut der Wunsch der guten Deutschen. Da und dort rufen zwar Einzelne: „Volksvertretung," „Constitution," „Reichsstände" und dergleichen; allein aus der Menge wünscht ein Jeder wohl so wenig als möglich getreten zu sein, ohne jedoch vertreten zu wollen. Man verlangt für jede Regung Gesetze, Verordnungen und Beamte, und will übrigens ungeschoren sein. Am Wohnorte des Herrn Ferd. Fischer hört man im gemeinen Leben sehr oft sagen: „Wenn's nichts kostete und schmeckte gut!" Damit sind wir Deutschen im Allgemeinen vortrefflich bezeichnet.

J. H.

VI.

Notizen.

Pelz, Bauer, Heinzen. — Reduction der Militärdienstzeit in Oesterreich. — Michelet und Ronge. — Börnstein und der Rheinische Beobachter. — Gegen einen Klatsch! — Houwald, Steffens.

— Da Preußen nächstens Reichsstände, Preßfreiheit und Geschwornengerichte bekommt, so wird man wohl am Vorabend dieser neuen Epoche erst reine Luft machen und die verschiedenen amüsanten Tendenzprozesse gegen Lustspieldichter und Journalisten niederschlagen. Hochnothpeinliche Untersuchungen wegen eines Wortes, das Jemand gesprochen haben soll, oder wegen dessen, was Jemand in einer gedruckten Phrase gemeint haben kann, würden sich zu barock ausnehmen in einem Staat, der so eben einen neuen Adam, der den Sonntagsrock der Freiheit angezogen. Oder werden die Pelz-, Bauer-, Walesrode-, Prutz- u. a. Prozesse die Randverzierungen der illustrirten preußischen

*) Zu Deutsch: Gute Gerichte nebst geistigen Getränken und Belustigungen passiver Art. J. H.

Digitized by Google

Constitution bilden? Dem armen Pelz in Schlesien wird, wie man hört, fortwährend hart zugesetzt. Das Bischen Freiheit, das er für die Caution von eintausend Thalern erlangte, wird ihm jeden Augenblick durch neue Verurtheilungen wegen dieses oder jenes Wortes in einer Zeitung geschmälert. Edg. Bauer hat ein unverhältnißmäßig härteres Urtheil getroffen, als den Verf. der „preußischen Büreaukratie" Carl Heinzen, der so glücklich war, am Rhein prozessirt zu werden, wo es weniger kritisches Bewußtsein, aber zehnmal so viel freien Bürgergeist gibt als in den Berliner Landen. So viel ist gewiß, an dem Tage, wo Preußen eine Constitution bekommt, kann die Büreaukratie einen Aschermittwoch feiern und unter ihren Mitgliedern ein allgemeines Zweckfasten ausschreiben. Um sich noch einmal gütlich zu thun, — wie man zum Schluß des Carnevals den Humor am tollsten treibt, — sollte sie doch noch eine Untersuchung gegen einen der Rebusse einleiten, die der Illustrirten aus Berlin eingesandt werden und die offenbar voll entfernter hochverrätherischer Beziehungen zu sein pflegen.

— Aus Wien wird uns die Reduction der Militärdienstzeit von vierzehn auf acht Jahre gemeldet (das Nähere darüber können wir, wegen Mangel an Raum, erst die folgende Woche mittheilen.) Wir erkennen mit unserem Corresp. die Vortheile dieser Maßregel an, aber eine wirkliche Heilung der österreichischen Armeekrankheit ist ohne den Sturz des Haslingers nicht denkbar; und dieser Vetter Haslinger ist doch nur ein dummer Stock, — Nichts als der Prügel und das Szepter des Korporals.

— Das allgemeine Gespräch des Tages — schreibt man uns aus Paris, ist eine so eben erschienene Schrift von Michelet, der diesmal nicht blos die Jesuiten, sondern die Priesterschaft überhaupt angreift. Diese Schrift, die alle Gemüther aufregt und von der schon am dritten Tage eine zweite Auflage gedruckt werden mußte, führt den Titel: „Priester, Weib und Familie." Das Büchlein hat viel rhetorische und declamatorische Elemente, sagt aber auch viel große und schlagende Wahrheiten. Das Schlußkapitel hat einige Verwandtschaft mit Ronge's Sendschreiben an die niedere Geistlichkeit, so weit nämlich zwischen einem Jünger der Philosophie des vorigen Jahrhunderts und einem katholischen — wenn auch excommunicirten — Geistlichen die Geistes-Verwandtschaft gehen kann. Wir werden zur Charakterisirung dieser Schrift im nächsten Heft die Hauptstellen aus Michelet's Vorrede mittheilen.

— Börnstein erklärt in der Deutschen Allgemeinen, daß er, allen officiellen und nichtofficiellen Denunciationen zum Trotz, in Paris bleiben dürfe und bleiben werde. Dem Rheinischen Beobachter ist also seine kindliche Freude verdorben. Dieses solide Blatt des Herrn Professor Bercht hatte nicht umhin gekonnt, die schöne Gelegenheit, da

Digitized by Google

Börnstein für ausgewiesen galt, zu benutzen und ein häßliches Bild von dem Privatcharakter dieses Mannes zu entwerfen; Börnstein brandschatze die deutschen Virtuosen und Componisten, die nach Paris kämen u. s. w. Glaubte Prof. Bercht dadurch die officielle Denunciation in ein milderes Licht zu stellen? — Nun — fordert Börnstein öffentlich eine große Zahl namhafter deutscher Künstler, die oft nach Paris kommen, auf, auszusagen, ob er sich nicht stets auf die ehrenhafteste Weise gegen sie benommen. Prof. Bercht hat sich da sehr unprofessorlich zu einer ganz gewöhnlichen, theaterblättlichen Skandalpolemik hinreißen lassen, wenn nicht zu etwas Aergerem. Alles aus übertriebener Loyalität. Herr Börnstein steht eben nicht im Ruf eines großen Schriftstellers, noch ist er sehr beliebt wegen seiner Bestrebungen für das deutsche Drama; deswegen kann er jedoch ein sehr ehrlicher und ehrenhafter Mann sein; und eine persönliche Anklage gegen Herrn Börnstein hat der Rh. Beob. eben so mit Beweisen zu unterstützen, wie wenn sie den Prof. Gervinus beträfe.

— Jemand aus Leipzig sagt im Nürnberger Correspondenten: Ein in Baiern lebendes Mitglied des Leipziger Literatenvereins sei diesem großen Dank schuldig, auch in pecuniärer Hinsicht, greife aber dafür den Verein in den Grenzboten und in einer politischen Zeitung mit ungerechten Vorwürfen an. — In den Grenzboten ist aus Baiern gegen den Verein nicht Ein Wort gesagt worden. Und selbst wenn dies der Fall wäre, so wüßten wir nicht, wie man dem betreffenden Vereinsmitglied dies als Undank auslegen könnte. Der literarische Hilfsverein ist hoffentlich nicht so kleinlich, wie sein ungebetener Vertreter im Nürnberger Correspondenten. Er hat hoffentlich nicht vorausgesetzt, daß Jemand, dem er eine Summe vorgestreckt, sich dafür seiner freien Meinung über die Stadt Leipzig und deren Literatur begeben solle. Uebrigens hat das erwähnte Vereinsmitglied die erste Anregung zur Bildung des literarischen Hilfsfonds gegeben, hat sich vielen ernsten Bemühungen durch Vorträge, Commissionsarbeiten u. s. w. unterzogen und ist, wie er uns versichert, noch immer bereit, für das Gedeihen des jungen Instituts nach Kräften zu wirken. Man verlange nur nicht blindes Lob als Quittung für so und so viel Courant.

— Kurz nach einander starben Houwald und Steffens. Jener ist erst durch seinen Tod der Literatur wieder in Erinnerung gekommen. Steffens und Houwald hatten das Gemeinsame, daß ihre Persönlichkeit bedeutender war als ihr literarisches Wirken.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Die Landtagspropositionen und die öffentliche Meinung in Preußen.

Selten ist wohl die allgemeine Erwartung so enttäuscht worden, wie durch die jüngsten Landtagspropositionen. Das Gerücht, eine Erweiterung und Fortbildung des Ständeinstituts, Reichsstände und eine Reichsverfassung stünden bevor, war allgemein verbreitet. War auch Grund genug zu Zweifeln vorhanden, so sprach auf der andern Seite so Manches wieder für die Wahrscheinlichkeit. Wenigstens sprach sich in dem Anklange, in dem Glauben, den das Gerücht allgemein fand, das im Volke allgemein gefühlte Bedürfniß aus, die allgemein erkannte Nothwendigkeit einer zur Staatseinheit führenden Reichsverfassung statt der den Staat in mehrere Staaten zerlegenden Provinzialverfassung. Hatten sich doch Preußens größte Staatsmänner, die in der Zeit der Noth und Gefahr das Steuerruder führten, die den Staat aus seiner tiefsten Erniedrigung erhoben, für die Nothwendigkeit einer Reichsverfassung ausgesprochen. Nur durch eine Repräsentation für den ganzen Staat, sagte der Staatskanzler Hardenberg in einer Rede, könne allein Ein Geist, Ein Nationalinteresse an die Stelle ihrer Natur nach immer einseitiger Provinzialansichten treten. Hatte doch schon der Freiherr von Stein im Jahre 1808 die Nothwendigkeit einer allgemeinen Nationalrepräsentation erkannt, durch die jeder active Staatsbürger, er besitze hundert Hufen oder eine, er treibe Landwirthschaft oder Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe, oder er sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, ein Recht zur Repräsentation habe. „Von der Ausführung oder Beseitigung eines solchen Planes hängt Wohl und Wehe unseres Staates ab, denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden." Zehn Jahre

später im Jahre 1818, schrieb er: „Man bilde eine Gemeinde-, Kreis-, Provinzialverfassung. Auf diese Provinzialverfassung gründe sich eine Reichsverfassung, die die Theile zu einem Ganzen, unter Leitung einer kräftigen Regierung, verbindet." W. v. Humboldt erklärte es für „sehr bedenklich, Provinzialstände, ohne allgemeine, zu errichten, weil daraus mehr oder weniger die Gefahr einer Zerreißung des Staates entstehe . . . Die Frage, ob man Provinzialstände ohne allgemeine, oder allgemeine mit Provinzialständen, oder ohne dieselben einrichten will, ist ungefähr dieselbe mit der: ob ein Staat wieder eine Verbindung mehrerer Staaten werden oder Ein Staat bleiben soll." Schon im Jahre 1810 war eine „zweckmäßig eingerichtete Repräsentation sowohl in den Provinzen, als für das Ganze" von dem Könige zugesichert. Diese Zusicherung 1811 wiederholt: „Unsere Absicht geht noch immer dahin, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation zu geben."*) Endlich war durch Gesetz v. 22. Mai 1815 vom Könige befohlen worden, „damit der preußischen Nation ein Pfand unsers Vertrauens gegeben werde:" „Es soll eine Repräsentation des Volkes gebildet werden." Zu diesem Zwecke sind Provinzialstände „dem Bedürfnisse der Zeit gemäß" einzurichten. Aus diesen ist die „Versammlung der Landesrepräsentanten" zu wählen, die über alle Gegenstände, mit Einschluß der Besteuerung, berathen sollen. Was unter „Bedürfniß der Zeit" zu verstehen, diesem „gemäß" sei, hat Preußen in einer am 8. Mai 1815 — also vierzehn Tage vor dem in Rede stehenden Gesetze — in einer auf dem Congresse abgegebenen Erklärung dahin ausgesprochen: „Die landständische Verfassung ist in jedem Bundesstaate (also auch in Preußen) so zu organisiren, daß alle Klassen der Staatsbürger daran Theil nehmen." Also nicht aus einzelnen, nur das Interesse ihres Standes vertretenden Klassen, nicht etwa aus Grundeigenthümern allein, sondern aus allen Klassen der Staatsbürger gewählte, das ganze Volk vertretende Stände, eine „Repräsentation des Volks" (mit den Worten des Gesetzes) wurde gesetzlich angeordnet. In mehrern spätern Gesetzen, so wie in den Antworten des Staatskanzlers ist auf die Reichsstände verwiesen.

*) Gesetzsammlung 1810. S. 31. 1811. S. 262.

Das Gesetz über die Verwaltung der Staatsschulden ist auf die Organisation der Reichsstände basirt. Das Gesetz über die Provinzialstände verordnet ausdrücklich, daß die Entwürfe allgemeiner Gesetze, welche Veränderungen in Personen- und Eigenthumsrechten und in den Steuern betreffen, den Provinzialständen vorgelegt werden, — „so lange keine allgemein ständische Versammlungen stattfinden. Am Schlusse wurde der königlichen Bestimmung vorbehalten: „wann eine Zusammenberufung der allgemeinen Landstände erforderlich sein wird." Durch das Gesetz über die Provinzialstände war die königliche Verheißung keineswegs erfüllt. Es wurde dadurch nur eine Provinzialvertretung angeordnet, nicht einmal, wie das Gesetz vom 22. Mai 1815 vorschreibt, dem Bedürfniß der Zeit gemäß, denn es werden nicht alle Klassen der Staatsbürger, nur die Grundbesitzer darin berücksichtigt. Deshalb können auch die „vereinigten Ausschüsse" dieser Provinzialstände — selbst wenn ihnen die von den Ständen beantragten Rechte eingeräumt wären — keinen Ersatz für das Gesetz vom 22. Mai 1815 bieten.

Die königliche Verheißung ist also noch nicht erfüllt. Das Volk hofft auf die Erfüllung; es vertraut, daß das Gesetz vom 22. Mai 1815 eine Wahrheit werde; es hofft, daß endlich die Zeit kommen wird, „wo eine Zusammenberufung der allgemeinen Landstände erforderlich." An der Erfüllung der königlichen Zusage zweifeln wollen, würde Frevel sein. Friedrich Wilhelm III. zürnte in dem Kabinetsschreiben vom 21. März 1818, als Stadt und Regierungsbezirk Koblenz in Adressen an die Reichsstände erinnert hatten, weil man „freventlich an der Unverbrüchlichkeit seiner Zusage zweifle." Der Freiherr von Stein äußerte über die Heiligkeit dieser Zusage: „Im Jahre 1815 versprach der König förmlich, seinem Volke eine repräsentative Verfassung zu geben, der Staatskanzler wiederholte es in allen seinen, den Provinzialständen gegebenen Antworten, in dem Staatsrathe ward ein eigenes Comité für ständische Angelegenheiten bestellt . . . und diese Zusagen sollten ein bloßes Hazardspiel sein?... Preußen ist ein protestantischer Staat, in welchem seit Jahrhunderten sich ein großes, vielseitiges, geistiges Leben im Geiste der freien Untersuchung entwickelt hat. Dieser läßt sich weder unterdrücken, noch durch elende Sophismen leiten, man wird auch nicht den Dümmsten aus dem Volke glauben machen, daß es von meiner Willkür abhänge

wann und wie ich eine Verbindlichkeit zu erfüllen habe. In Preußen sind von einem sittlichen, redlichen Könige eine Folge von Zusagen ertheilt, denen man auf das Schnödeste widersprechen müßte, wenn man sich zu der Lehre bekennte... Werden die Gemüther beruhigt, wenn man gerechte, auf Bundesacte, Edicte und mannichfaltige Zusagen gegründete Erwartungen täuscht, oder mit ihrer Erfüllung zögert? Wenn man einem treuen, besonnenen, tapferen, gebildeten Volke, das mit Heldenmuth die schmählichsten Fesseln gebrochen und dem Throne den alten Glanz wieder errungen, aus Mißtrauen die Wohlthaten einer Verfassung vorenthält, in deren Genusse seine Umgebungen sind?"

„Mit isolirten Provinzialständen," erklärte der Staatsminister W. v. Humboldt, „wird man keinen der Vortheile allgemeiner besitzen, allein fast alle Nachtheile und ganz neue, aus der Schiefheit der Lage entstehende". „Die Anstalt (der Provinzialstände) muß in Verbindung gebracht werden mit zukünftigen Reichstagen, schrieb der Freiherr v. Stein 1827. Das Gesetz über die Provinzialstände selbst stellt a l l g e m e i n e ständische Versammlungen in Aussicht. Also war es nicht Absicht, dies Gesetz, an die Stelle des erstern treten zu lassen. Die wiederholten Anträge Preußens auf dem Wiener Congresse, spätere Erklärungen bei dem Bundestage, die Gesetzgebung von 1810 bis 1823 bezeugen, daß man eine allgemeine Vertretung des Landes „mit dem Wohle des Volks vereinbar fand." Es waren ja eben, wie Klüber versichert, und, was weltbekannt, „preußische Staatsbeamte der höchsten Klasse (Hardenberg, Humboldt), welche auf dem Wiener Congreß, unter allerhöchster Ermächtigung, die Einführung des Repräsentativsystems in allen deutschen Bundesstaaten, mit allbemerktem Eifer und praktisch betrieben hatten." Damals erklärte Friedrich Wilhelm III.: „Damit der wohlthätige Zustand der bürgerlichen Freiheit und die Dauer einer gerechten Verwaltung fester begründet, — der preußischen Nation ein Pfand unsers Vertrauens gegeben und der Nachkommenschaft die Grundsätze, nach welchen Unsere Vorfahren und Wir selbst die Regierung Unseres Reiches geführt haben, treu überliefert und, vermittelst einer schriftlichen Urkunde, als Verfassung des preußischen Reichs, d a u e r h a f t bewahrt werden, haben wir beschlossen: Es soll e i n e R e p r ä s e n t a t i o n d e s V o l k s gebildet werden."

Digitized by Google

Dies Gesetz ist nirgends und nie zurückgenommen. Es kann verfassungsmäßig nicht ohne Zuziehung der Provinzialstände aufgehoben werden. Das Volk hat ein Recht auf die Erfüllung des Gesetzes. Es hofft „im Vertrauen" auf die „freie Entschließung, die jene Zusicherung gab," daß man endlich „den Zeitpunkt zu ihrer Erfüllung geeignet finden werde."*) Daß dieser Zeitpunkt eingetreten, schien nicht unwahrscheinlich, da man voraussetzen muß, daß in den höhern Regionen des Staates die allgemeine Stimmung, die öffentliche Meinung nicht unbekannt ist. Die letzten Landtagsabschiede hatten das Bedürfniß einer Landgemeindeordnung durchaus nicht anerkannt, und die diesfalsigen Petitionen zurückgewiesen. Der Aufstand der Weber in Schlesien wies auf das Bedürfniß einer Landgemeindeordnung hin, zeugte von der Nothwendigkeit derselben. Es war eine Thatsache, die in den obern Regionen des Staats wohl die Ueberzeugung zur Reife bringen konnte, daß das patriarchalische Bevormundungssystem unhaltbar, daß man die mittelalterlichen Ruinen, die unser Staatsleben noch verunstalten, hinwegräumen, daß man das Prinzip der Selbstverwaltung zur Anerkennung und Durchführung bringen müsse. Es waren nicht die Männer der „hohlen Theorien", sondern Mitglieder der Aristokratie, des Nährstandes, die als Organe der öffentlichen Meinung die Unhaltbarkeit der jetzigen Zustände aussprachen, nachdem ein Mitglied der Verwaltung, der Staatsminister von Schön, erklärt: „Die Zeit der sogenannten väterlichen oder Patrimonialregierung, für welche das Volk aus einer Masse Unmündiger bestehen und sich beliebig leiten und führen lassen soll, läßt sich nicht zurückführen."

Die Landtagspropositionen haben den Erwartungen nicht entsprochen. Sie betreffen untergeordnete Gegenstände, durchaus keine Prinzipienfrage. Sie sind, wie der Herr Landtagscommissarius beim Rheinischen Landtage selbst bemerkt: „weder von der Bedeutung noch von dem Umfange, wie die, welche die Abgeordneten auf dem letzten Landtage beschäftigten." Verordnungen über bauliche Unterhaltung der Schul- und Kirchenhäuser, über Gesindedienstbücher, oder Aufhebung des Abdeckereizwangs, Transportkosten der Bettler und Vaga-

*) Worte Friedrich Wilhelm's III. in dem Kabinetsschreiben v. 21. März 1818.

bunden und dergleichen sind nicht geeignet, das öffentliche Interesse zu fesseln. Ein Entwurf einer Verordnung, betreffend das polizeiliche Verfahren gegen das Gesinde, scheint die polizeiliche Gewalt vermehren zu wollen. „Die von Seiten einiger Provinziallandtage gemachten Anträge in Beziehung auf das Recht der Zucht der Dienstherrschaften gegen das Gesinde haben zu einer Revision der desfallsigen Bestimmungen Veranlassung gegeben, in Folge welcher sich das Bedürfniß erschöpfender gesetzlicher Vorschriften über das polizeiliche Verfahren gegen das Gesinde herausgestellt hat." — — — Wir müssen abwarten, ob die Prügelbefugniß der Polizeibehörden resp. der Gutsherrn „in Beziehung auf das Recht der Zucht" wieder hergestellt wird.

Die auffallende Dürftigkeit und Geringfügigkeit der Landtagspropositionen gibt der Vermuthung Raum, daß man erwarte, die Landtage werden in Behandlung der eingehenden Petitionen eine besonders rege Thätigkeit entwickeln, und diese selbst würden die Prinzipienfragen zur Erörterung bringen; daß man erwarte und wünsche, die öffentliche Stimme noch einmal über die Wünsche und Bedürfnisse des Volks zu hören. Dagegen spricht, daß der rheinische Landtagscommissarius, als er in der Eröffnungsrede auf die „große Zahl von Petitionen des verschiedensten Inhalts" hinwies, die die Thätigkeit vorzugsweise in Anspruch nehmen würden, bemerkte. „Aber, meine Herren, Ihnen sind auch die Gränzen bekannt, welche das Gesetz dem ständischen Petitionsrecht gezogen hat."

Das Recht der Petition ist in Preußen schon im Landrecht anerkannt. Es steht einem Jeden frei, Zweifel und Bedenklichkeiten gegen die Gesetze, sowie Bemerkungen über Mängel und Verbesserungen anzuzeigen.*)

Je unbedeutender die Propositionen, desto energischer hat sich die öffentliche Meinung in einigen Provinzen in Petitionen ausgesprochen. Voran die Rheinlande. Die französischen Institutionen, die das Mittelalter und den Feudalstaat vernichteten, sind hier erhalten. Der Bürger, der in den östlichen Provinzen durch die Allg. Gerichtsordnung der Vormundschaft der Gerichte untergeordnet, ist durch

*) Nach dem Rescript des Ministers des Innern gibt es indeß auch ungesetzliche Petitionen.

die französische Civilprozeßordnung in Führung seiner Rechtsangelegenheiten selbständig. Die Geschwornengerichte haben das Selbstbewußtsein gekräftigt. Der code civil, der kein persönliches Vorrecht, kein Vorrecht eines Gutes vor einem andern anerkennt, eine und dieselbe Gemeindeordnung für Stadt und Land, kurz die vollkommene Gleichheit Aller vor dem Gesetze, haben die Rheinländer zu freien Staatsbürgern, zu Menschen gemacht. Die gleiche Berechtigung Aller ist in Fleisch und Blut der Rheinländer gedrungen. Nirgends ist das Ständewesen, die Eintheilung in Ritter, Bürger und Landbewohner mehr eine Fiction als in der Rheinprovinz. Die Oeffentlichkeit der Rechtspflege und die klare, bündige Gesetzgebung des code Napoleon haben auf die politische Entwickelung günstig gewirkt. Nächst der Rheinprovinz sind in Ostpreußen und Westphalen, das zu einem neuen politischen Leben erwacht ist, die bedeutendsten und gewichtigsten Petitionen eingereicht.

Ueber die in Schlesien und Posen vorbereiteten Petitionen ist wenig zur öffentlichen Kunde gekommen. Indeß ist man in Schlesien gerade vorzugsweise rege geworden. Die Stadt Breslau stellte schon auf dem Landtage von 1841 den Antrag auf Einführung von Reichsständen. Die Stände Posens haben auf dem Landtage von 1843 eine Adresse an den König eingereicht, worin sie sagen: „Stände des Großherzogthums Posen erblicken in der Vereinigung der ständischen Ausschüsse eine Fortbildung der ständischen Verfassung; sie halten aber dafür, daß ihre Wirksamkeit nur dann volle Bedeutung gewinnen kann, wenn mit dieser Vereinigung auch alle diejenigen Institutionen in's Leben treten, welche durch die Allerhöchste Verordnung vom 22. Mai 1815 verheißen worden sind." In Brandenburg, Pommern und Sachsen scheint man sich weniger würdig und weniger das Bedürfniß einer freiern Entwickelung, freier Staatsformen zu fühlen. Das Bedürfniß ist freilich auch hier vorhanden, aber der loyale Unterthan wagt nicht, seine eigene Meinung auszusprechen. In der Provinz Sachsen nehmen die theologischen Angelegenheiten, die religiösen Wirren, Versammlungen evangelischer und protestantischer Freunde, Gustav Adolph-Vereine, Synoden ꝛc. die Köpfe und die Herzen der Christen so in Anspruch, daß sie wenig Zeit behalten, als Menschen der politischen Entwickelung ihre Aufmerksamkeit zu schenken. „Die Provinz Sachsen," so lasen wir

kürzlich, „nimmt an der neuen Gestaltung unserer protestantischen Kirche eine rege Theilnahme, welche namentlich zu Magdeburg in der Bürgerschaft einen lebendigen Ausdruck gefunden hat." Hier wurde der Synode „eine mit zahlreichen Unterschriften von Männern aller Stände und Bildungsstufen versehene Denkschrift überreicht, in welcher die Nothwendigkeit einer neuen kirchlichen Organisation dargethan wird." Von einer Denkschrift „mit zahlreichen Unterschriften von Männern aller Stände und Bildungsstufen, in welcher die Nothwendigkeit einer neuen politischen Organisation dargethan wird," ist Nichts zur öffentlichen Kunde gekommen. Wer für eine religiöse Confession aus confessionellem Bewußtsein Partei ergreift, wie das in der Provinz Sachsen so häufig geschehen, ist noch unfrei, in confessionellen Banden. Am Rhein, an der Weichsel und am Pregel hat man um Einführung von Reichsständen, um Ausführung des Gesetzes von 1815, um „Repräsentativverfassung" petitionirt. Die Provinzialstände erscheinen nicht nur im Allgemeinen, sondern auch noch durch die Beschränkung auf das Grundeigenthum ungenügend. „Das Grundeigenthum schließt nicht blos die Intelligenz aus, sondern auch alle Arten von Vermögen, Handel und Industrie, oder es vertritt alles andere Vermögen mit, was für sich nicht gilt. So ist in die provinzialständische Verfassung ein Element aus dem alten Ständestaat gekommen, dem der Theil mehr gilt, als das Ganze, und der Grundbesitzer behaupten darf, wie früher der Adel, alle andern Bürger des Staates zu vertreten, die deshalb keiner Vertretung bedürften." (Hinrichs politische Vorlesungen II. S. 39.) Diejenigen bürgerlichen Stände, die man vorzugsweise als die gebildeten bezeichnet, sind nicht wählbar, in den Städten die Justiz-Commissäre, auf dem Lande die Fabrikbesitzer. Die Provinzialständemitglieder sind Standesrepräsentanten, sie stimmen als Ritter, Bürger oder Bauern, nicht als Bürger und Menschen. Sie haben besondere Interessen zu vertreten, keine allgemeinen. Die aus diesen zur Berathung allgemeiner Landesangelegenheiten gewählten vereinigten Ausschüsse sind nur provinzialständische Ausschüsse, also keine allgemeine Landesvertretung, keine „Reichsausschüsse." Dem Gesetze vom 22. Mai 1815, das in §. 1. bestimmt: „Es soll eine Repräsentation des Volks gebildet werden," das „Landesrepräsentanten" ankündigt, ist damit nicht entsprochen. Man fühlt sich mündig. Man wünscht diese Mündigkeit an-

Digitized by

erkannt und ausgesprochen und der Bevormundung der Beamtenhierarchie überhoben. Man sieht mit größter Sehnsucht einer Volksrepräsentation entgegen, an der, wie Preußen auf dem Wiener Congresse beantragte, alle Klassen der Staatsbürger Theil nehmen.

Preßfreiheit ist von vielen Seiten beantragt worden. Die Presse, d. h. die freie Presse, denn eine unfreie, censirte Presse ist ein Unding, ist die Grundbedingung eines freien Staatslebens. Unablässig und unermüdet muß der Kampf für sie geführt werden. Für ihre Freiheit müssen sich Aller Stimmen erheben, damit das Gewicht der öffentlichen Meinung durchdringe. Die Organe, die die Entfesselung der Presse für eine Unmöglichkeit halten und deshalb nur um „präcisere Censurgesetze“ bitten wollen, geben muthlos sich selbst und ihre Sache verloren. — Die Petitionen um Emancipation, um völlige politische und bürgerliche Gleichstellung der Juden, die in Köln und Bielefeld, in Königsberg und Elbing und an andern Orten im Osten und Westen des Staats gestellt sind, geben Kunde von dem im Volke verbreiteten, in confessionellen Vorurtheilen nicht befangenen Geist edler Humanität, der in dem Menschen nur den Menschen sieht. Die „Glaubensfreiheit“ muß endlich eine Wahrheit werden, denn „hier muß jeder nach seiner Façon selig werden.“ Es muß endlich anerkannt und ausgesprochen werden: der Staat hat und kennt keine Religion. — Unbedingte Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen, Nennung der Namen der Redner, Oeffentlichkeit der Stadtverordnetensitzungen werden verlangt. Auch Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Kriminalverfahren und Geschwornengerichte sind beantragt, Aufhebung des eximirten Gerichtsstandes, größere Vertretung der Städte und Landgemeinden auf den Landtagen, Aenderung des Wahlgesetzes, Abstimmung nach unbedingter Stimmenmehrheit. Dabei ist auch auf angemessene Vertretung der Wissenschaft und Kunst, der Intelligenz, der Universitäten angetragen. Eine solche besondere Vertretung der Korporationen würde nur weiter in den mittelalterlichen Ständestaat hineinführen. Eben so ist nicht sowohl eine besondere Vertretung der Intelligenz, der Kunst und Wissenschaft zu erstreben. Die Vertretung vielmehr soll Intelligenz besitzen, nur die Intelligenz soll zur Vertretung berufen werden, weshalb alle Wahlbeschränkungen aufzuheben sind, damit nicht der Census, das Gewerbe, (wie bei den Deputirten der Landgemeinden der Betrieb der Landwirthschaft) son-

dern das Vertrauen der Mitbürger bei der Wahl entscheide. — Die Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer wird vielfach gewünscht. Bielefeld, das auch um Lehrfreiheit gebeten, das seine Theilnahme am öffentlichen Leben in siebzehn Petitionen ausgesprochen, hat auch eine Revision der Steuergesetzgebung erbeten, die um so nothwendiger, da bei der jetzigen Besteuerung die minder wohlhabenden Klassen besonders hart betroffen werden und unverhältnißmäßig zu den Staatslasten beitragen. Die Stadt Elbing hat unter andern um Einführung einer Landgemeindeordnung gebeten. Sie hat damit die gleiche Berechtigung der Stadt- und Landgemeinden zur Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten anerkannt und ausgesprochen, daß der Gegensatz zwischen Gutsherrn und Bauern, zwischen „Obrigkeit und Unterthanen" verschwinden müsse. Diese Petition ist um so erfreulicher, als der durch die Städteordnung bevorzugte Stadtbürger bisher häufig mit Hochmuth auf den Landbewohner herabsah. In Elbing hat man die Nothwendigkeit der gleichen Berechtigung von Stadt und Land eingesehen, damit eine Freiheit das ganze Volk umfasse, damit nicht verschiedene Freiheiten das Volk trennen. — Selbst Einzelne aus dem Volke haben beachtenswerthe Petitionen eingereicht. Der Fabrikenbesitzer Schlössel in Schlesien bittet um Aufhebung des Gesetzes vom 29. März 1844, und eine Habeascorpusacte und um eine Anklage- und Urtheilsjury, seine Anträge in einer besondern Denkschrift motivirend.

Endlich sind Petitionen eingereicht um Modification des ohne Beirath der Stände erlassenen Gesetzes vom 29. März 1844, wodurch die Unabhängigkeit des Richterstandes gefährdet wird, um Modification des neuen Disciplinargesetzes hinsichtlich des Richter- und Advocatenstandes, um Aufhebung der rheinischen Gesindeordnung, resp. Abschaffung der durch dieselbe der Polizeibehörde verliehenen Attributionen.*) Diese Petitionen gegen neue, so eben erlassene Gesetze, ein Product der Unzufriedenheit der Staatsbürger mit jenen neuen Gesetzen, da Petitionen durch zwei Drittel der Stimmen be-

*) In Krefeld z. B. hat man für eine Modification der neuen rheinischen Gesindeordnung petitionirt, in der Art, daß a. für die Miethverträge zwischen Herrschaft und Gesinde die Competenz der Civilgerichte bestehe, unter Ausschluß der Polizei, und daß b. diejenigen Bestimmungen geändert werden mögen, wodurch eine Rechtsungleichheit zwischen Herrschaft und Gesinde eingeführt wird.

fürwortet werden müssen, beweisen, daß die Verwaltung nicht in Uebereinstimmung mit den Bürgern handelt; daß die öffentliche Meinung bei Abfassung neuer Gesetze nicht berücksichtigt wird; daß die neuen Gesetze nicht dem Bedürfnisse der Zeit, der Bildung des Volks entsprechen.

Da Stadt- und Landgemeinden so schwach vertreten sind, daß beider Abgeordnete zusammen nur gleich sind denen der Ritterschaft, da Petitionen durch zwei Drittel der Stimmen befürwortet werden müssen, da der Adel und die privilegirten Grundbesitzer in ihrem Sonderinteresse Erhaltung des status quo wünschen, so werden freilich auf den meisten Landtagen freisinnige, dem entschiedenen Fortschritt huldigende Petitionen keine Befürwortung finden. Je weniger aber die Landtage, in ihrer jetzigen Zusammensetzung und bei der bestehenden Wahlbeschränkung, die allgemeine Meinung repräsentiren, desto einhelliger, entschiedener und nachdrucksvoller muß die Stimme der Allgemeinheit in Petitionen sich aussprechen, desto entschiedener muß die öffentliche Stimme sich für freisinnige Reformen, für die Betheiligung Aller am Gemeinwesen, für die Ausdehnung der politischen Rechte auf weitere Kreise der nicht privilegirten Bürger, für das Aufgeben aller dem Gemeinwohl hinderlichen Privilegien, für die Gleichheit Aller vor dem Gesetze aussprechen.

W. Lüders.

Digitized by Google

Baltische Schildereien.

Von Xo. Bs.

1.

Die Nordspitze Kurlands.

In etwa sechshundert Bezirke zerfällt ganz Kurland und fünfhundert funfzehn derselben sind Erbeigenthum der Indigenas kurischer Ritterschaft. In buntestem Gemisch erblicken wir diese als Majorate, als Mannes- und Weiberlehen, als Pfandgüter; und in ihrer Größe wechseln sie eben so sehr, als in feudalistischem Range. Den nördlichsten Theil jener Nordspitze Kurlands, welche scharfeckig zwischen Ostsee und Rigischem Meerbusen in das Wasser gen Schweden hinausragt, nimmt das weitläufigste Privatbesitzthum ein. Es ist ein Majorat derer von Sacken, übersteigt das Herzogthum Anhalt-Köthen um zwei Quadratmeilen an Größe und führt den Namen Dondangen. Aber auf dieser ungeheuern Herrschaft wohnen nur etwa sechstausend Menschen. Dem Praktiker und dem Nationalökonomen umfaßt sie auch einen ganz unwichtigen Landstrich. Dem Wanderer aber ist's eine neue, wie außereuropäische Welt. Kurland scheint in Dondangens Wäldern zu enden und das lettische Volk nur zaghaft dessen südlichste Grenzbreite zu überschreiten. — Dort oben findet man, was im übrigen Lande eine Halbcultur unangenehm abplattete und verwischte, — alle Ursprünglichkeit baltischer Natur und baltischer Menschen. Eine dreißig Quadratmeilen weite Einsamkeit liegt dort vor uns gebreitet; dort steht noch manches Waldstück unberührt, wie's seit Jahrtausenden aufwuchs; dort dehnen sich langgestreckte Seen einsam inmitten der Wildniß; dort lärmt keine Stadt, kein Flecken, kein Dorf. Nur einzelne verstreute Hütten schlummern im Dunkel

Digitized by Google

des Nadelholzes und im Sande des Strandes. Dennoch enthalten diese Hütten das größte Wunder Kurlands, die unvermischten Ueberbleibsel eines Volkes, das einst machtvoll neben den Letten und Esthen stand. Die Liven leben hier, obschon kaum noch tausend Köpfe stark und dem Erlöschen entgegenschreitend.

Es mögen wohl tausend Jahre verflossen sein, seitdem der Rigische Meerbusen ein Meerbusen ist. Aber früher bildete er sicherlich mit dem Finnischen Busen einen Binnensee, wie seine mächtigere Nachbarin, die Ostsee. Diese schied sich von der Nordsee durch Dänemark, und dessen Inseln Fünen, Seeland, Laaland, wie Falster sind die Ueberbleibsel der ehemaligen Landbrücke, welche die Belte und der Sund durchbrochen haben. Eben ein solcher Rest der Scheidewand zwischen Rigischem Meer und Ostsee ist die weit hinausgeschobene Ecke Kurlands, welche mit Kap Domesnäs so spitz endet, daß Zwei einander die Hände reichen können, während des Einen Fuß vom Wasser der Ostsee, der des Andern von den Wellen des Busens bespült wird; ferner Oesel, welches eine gleiche, nur felsigere Landzunge gen Domesnäs herabschickt und nordwärts fast mit der Insel Dagö zusammenstößt, die wieder nach dem scharfkantig herabragenden Riff von Gustavsparre spitzige Uferklippen hinausstreckt. Wo jetzt Inseln und Meerzusammenhang, da war das Grenzland stets am schmalsten. Darum eben brach sich hier das Wasser Bahn und legte an die östlichen Ufer des damals auch schmälern Kurland immer neue Schichten an, bis das jetzige kurische Dreieck zwischen beiden Gewässern breitschenklich großwuchs.

Diese ehemaligen Verhältnisse sind auch bis heute noch nicht spurlos in Kurland verschwunden. Wenn man nämlich aus der Mitte des Dreieckes quer hinüberreitet nach dem Rigischen Meerbusen, so müssen wir drei Dünenreihen überklettern, eh wir zur vierten und heutigen am Ufer gelangen. Auch alle Gestaltung der Erde und Vegetation weis't auf jene Vergangenheit hin. Zwar liegt der Wald, ein stundenbreiter Gürtel des Landes, allüberall über den drei innern Dünenreihen ausgebreitet. Jedoch an der ersten ist er am dichtesten und ältesten; der Boden ist auch hier bereits von fruchtbarer Erdschicht, dem Producte erstorbener Vegetation, bedeckt und außerdem finden wir hier und hier allein einzelne wirkliche Felsen, die Gerippe des ehemaligen Uferlandes, längs der dürren Hügelreihe verstreut.

Weiter meerwärts kommt der Seesand immer offener zu Tage, die ausgespülten Steine liegen eben nur noch als Blöcke im spärlicher wachsenden Walde. Und hinter der dritten Dünenreihe wird der mit Steingeröll übersäete Erdboden immer mehr dem Meergrunde ähnlich, drauf ein kümmerliches Kiefern- und Tannengehölz mühsam fortvegetirt, bis endlich die heutige Dünenreihe ihren todten Sand vernichtend aller Baumentwicklung entgegensetzt. — Von den südlichen Theilen des kurischen Dreiecks zwischen Ostsee und Rigischem Busen laufen diese vier Dünenreihen, in ziemlich gleichförmiger Krümmung convergirend, gen Domesnäs, bis sie, in einander verschmelzend, dort sich zum Vorgebirge vereinen. —

Es ist ein langer beschwerlicher Weg, jener tiefsandige Pfad am kurischen Ufer des Meerbusens. Und man muß bereits weit über die Mitte der einwärtsgekrümmten Strecke gelangt sein, welche sich von Riga bis Domesnäs hindehnt, ehe man die beiden Leuchtthürme der äußersten Spitze, aus den Wellen emportauchend, wie zwei feine Schiffsmasten erkennt. Zur Linken verdecken die Dünen ununterbrochen jeden Einblick in's Land und Nichts ragt darüber empor, als die krüppelnde Waldvegetation, aus der nur selten, wie ein Fremdling in solcher Umgebung, ein alter hoher Fichtenbaum oder eine dichtbelaubte Rüster frisch und frei dem Himmel entgegenstrebt. Zur Rechten aber rauscht das Meer so nahe, daß dessen Brandung uns bespritzt. Drüben in weiter Entfernung flattern die Schiffe, über uns schwirren die Möven mit widerlich melancholischem Geschrei. Höchst selten zieht ein theilnahmloser Mensch des Weges, noch seltner kommen wir an einem grabesstillen Fischerhüttchen vorüber, an welchem die aufgespannten Netze einförmig im Seewind hin und wieder schaukeln. Aber desto häufiger muß unser Roß über Zeichen des Todes hinwegsetzen: denn vermodernde Schiffstheile und drüben aus Liv oder oben aus Finnland hierher gespülte Baumstämme versperren nicht selten den Weg. Alles ist dabei still, außer den Möven und dem Meer. Graue Wolken jagen und eine silbermatte Sonne hängt am Himmel. — Trauriger und einförmiger kann kaum eine Gegend gedacht werden; menschenleerer keine. Nur wo irgend ein Flüßchen aus der Tiefe des Landes zum Meere hinschleicht, erblickt man gewöhnlich ein wohnloses Häuschen. Und in dem Häuschen sitzen russische Soldaten, die vielgenannten Strandreiter der baltischen Kü-

Digitized by Google

sten. — Dennoch liegt in dieser Einsamkeit, in diesen kümmerlichen Lebensoffenbarungen nordischer Vegetation ein seltsamer Zauber. Wundersame Ruhe überkommt Jeden inmitten dieser nordischen Seelandschaft. Es ist, als müßten hier alle Leidenschaften der Welt zurückbleiben und als sei Schmerz wie Jubel einer Menschenmenge in diesen Gegenden zu einer ruhigen Gleichförmigkeit ausgeglichen. Aber bis zum ebenso erhebenden als befangenden Eindrucke gestaltet sich diese Empfindung, wenn wir im Winter desselben Weges ziehen. Ein Fuß tiefer Schnee überdeckt dann die Dünen und überragt beinahe die kleinen Schwarzholzbäume des Strandwaldes. Das Meer erscheint dann dem Auge von Fern als eine unbegränzte weiße Fläche; die Möven und die Wellen schweigen todtenstill; träge liegen die Fischerboote und halb verschneiet am Ufer; kaum vermögen die kleinen Hütten aus der weißen Decke hervorzulugen. Gebieterisch waltet das Schweigen fern und nah. — Kommen wir dann dem Meere näher, so erkennen wir wohl, daß das Auge uns betrogen. Denn nicht zur glatten Fläche, sondern zum vielzackigen Hügelland hat der Frost des Winters die Wellen umgestaltet. Reihenweise, gleich einer Fortsetzung der Landdünen und stockwerkhoch ziehen sich diese Eisberge auf der weißen Fläche hin. Man ersieht ganz deutlich, wie allmälig der Frost tiefer erstarrend in die Meerfluth gedrungen und wie an jedem Morgen die äußersten Eiskanten von den noch lebendigen Wellen zu einem neuen, vielfach mit Spitzen und Riffen gestalteten Damm aufgeworfen wurden, von wo aus der in nächster Nacht mächtigere Frost wieder ein Stück erobernd, ertödtend vorschritt. Und am fernsten Horizonte, fast unscheidbar vom graugrauen Himmel, zieht sich dann meistens ein feiner schwarzer Streifen — das Ueberbleibsel des offnen Meeres. So liegt der Rigische Meerbusen auch monatelang. Aber ein einziger scharfer Windstoß öffnet ihn dann häufig binnen einer Stunde in seiner ganzen Weite. Dann wallen und wogen, branden und steigen, sinken und zerschellen, kämpfen und streiten die thurmhoch aufgeschütteten Eisberge; bis tief in's Land herein hört man das Gebrause der befreiten Wellen; bis tief in's Land herein fliehen die Vögel des Meeres; ängstlich bergen die einsamen Strandbewohner sich und ihr Habe auf den Dünen und erzählen's drinnen im tiefern Lande, wie draußen das Meer in wildem Aufruhr wüthe. Und oft bereits am folgenden Tage flattern wieder die

Schiffssegel am Horizonte und wenige Tage später erinnert keine Spur mehr daran, daß auch das Meer vom Winter bezwungen ward, der noch monatelang alles Land in Schnee begraben erhält.

So aber war's nicht, als wir zum letzten Male dort am Strande hinaufritten gen Domesnäs. Der kurze Sommer war gekommen und eilig that die nordische Pflanzenwelt ihr jährlich wiederkehrendes Lebensgeschäft ab, um nicht vom frühen Froste darin überrascht zu werden. Ja selbst unter den wenigen Bewohnern des Strandes herrschte ein aufgeregtes Leben und lustig glänzte die Sonne auf eine spiegelglatte Wasserfläche nieder. Denn am andern Tage fiel das Fest des Johannes Baptista, derjenige Festtag, den Letten, Esthen und Liven am höchsten im ganzen Jahre feiern. Und dazu bereitete sich heut alle Welt. Darum waren die Fischerhütten mit frischem Grün geschmückt und die Segelboote der Fischer, heute häufiger denn sonst an's Ufer gezogen, waren durch Birkenzweige und Fichtenreiser überschattet vom Rumpfe bis hinauf in die Mastspitze. Fröhlicher als sonst scholl dem Reiter der lettische Gruß: Lab dien, zehnigs Kungs (Guten Tag, Herr) entgegen. Es war, als erwache urplötzlich hier oben der Beginn eines noch niemals dagewesenen Lebens.

Nur die Pflanzenwelt ward immer ärmlicher, je näher wir der Nordspitze kamen. Vorher waren die Dünen spärlich wohl, aber doch mit verschiedenem Grün auf der Höhe geschmückt und selbst im Sande ihrer Seeseite lief mitunter ein grüner Rasenstrich bis herab zu dem Strandwege. Aber je näher der Landspitze, desto einförmiger und dunkler stehen die Bäume und Bäumchen des Strandwaldes, bis endlich nur die Tannen und Kiefern noch ihre kümmerliche Nahrung dem Boden abkämpfen. Je näher Domesnäs, desto schmaler wird aber auch der Strandweg, desto schroffer springen felsartig die Dünen aus den Wellen und oftmals dräuet ein überhängender Baum dem Reiter mit Vernichtung. Plötzlich ändert sich auch Aussehen und Gruß der Begegnenden. Anstatt des gewohnten Lab dien schallt Isa mair entgegen. Denn so grüßen die Liven.

Begraben im Dunkel der Vergessenheit liegt alle vorchristliche Geschichte der Urbewohner baltischer Lande. Auch die Sage, die alte mystische Lehrerin, wirft keinen Dämmerschein in diese Nacht. Am undurchdringlichsten aber bleibt solche Dunkelheit in der Geschichte der Liven. Früher ein so machtvoller Stamm, daß sie der unge-

heuern Fläche jenseits des rigischen Busens bis an die Ufer des Peipussees ihren Namen aufprägten, sind sie jetzt hier auf einen kleinen unwirthbaren Landstrich zurückgedrängt und bis zu etwa dreihundert Familien zusammengeschmolzen. Aber diese Wenigen bilden dennoch eine völlige Nation. Obschon sie von den Letten die Kleidung annahmen, den kurzen Rock und die kurzen Unterkleider, so haben sie doch deren Lieblingsfarbe, ein charakterlos lichtes Grau, verschmäht. Sie kleiden sich in dunklere Stoffe. Jene tragen durchgängig sandalenartige Schuhe, von Birkenbast geflochten, in denen das Sumpfwasser der Wiesen und des Waldes herein- und herauslaufen kann; die Liven stecken in hohen weiten Stiefeln, denn sie sind ein Volk des Seestrandes. Die Letten bebauen den Acker und hüten das Vieh: die Liven kennen nur den Fischfang und den Verkehr auf dem Meere. — Die Liven sind jedoch auch kein schöner Menschenschlag. Vielhundertjährige Bedeutungslosigkeit hat sie verkümmert und selbst ihre intellectuellen Anlagen verwischt. Es ist ihnen ergangen, wie den Letten und Esthen, nur noch in höherm Grade. Die einst so kriegfertigen Letten, welche den deutschen Rittern mannhaft entgegenstanden, sind schwächlich, feig, hinterlistig geworden; die Liven stumpf, einsilbig, verschlossen. Doch inniger als jene hielten sie an der Nationalität und eifersüchtiger an ihrer Sprache fest. Jene gaben hier und da Beides um augenblickliche Vortheile hin, sie speculirten mit Beidem, um materielles Wohlsein zu erreichen. Die Liven dagegen schlossen sich nur enger aneinander, je mehr sie von Außen bedrängt waren; alle bewahrten ihre Sprache als Eigenthum nur für sich und lehrten sie weder die Letten noch die Deutschen. Aber Jeder von ihnen erlernte das Lettische, um sich dessen im Umgang mit Nichtliven zu bedienen. Mit dieser strengen Abgeschlossenheit verharrten sie freilich auch stets im Zustande der Uncultur. Ihr ganzes Fischer- und Schifferleben wies sie auch nur auf Kenntniß des Meeres hin, und ihr Umgang war stets nur mit den lettischen Klassen des Landes. Wie alle rohen Menschen, bei denen heftige Körperanstrengungen mit bequemster Ruhe in schroffen Gegensätzen wechseln, so sind auch die Liven dem übermäßigen Lebensgenusse ergeben und daneben ist Trägheit ihr hervorstechendster Charakterzug. Der Live arbeitet nur eben so viel, als er zum Erwerbe des nothwendigsten Lebensbedarfes muß. Er kennt keinerlei weitergreifende Speculation. Und was er irgend erübrigt, das ver-

Digitized by Google

schwendet er zum Ankaufe des Giftes aller uncultivirten Völker, des Branntweins. Mehr noch als bei Letten und Esthen herrscht daher unter den Liven die Trunksucht. Und dieses Laster hat sein Gepräge auch ihrem Antlitz aufgedrückt. Ursprünglich scheint das Gesicht des Liven dem des Finnen sehr ähnlich, wie auch ihre Sprache mit der finnischen verwandt ist. Aber die kräftigen, wenn schon unschönen Züge sind jetzt meistens verschwollen; dadurch erscheinen die Augen klein und ihr Ausdruck trübe; die dicke Stumpfnase ist geröthet, die Lippen wulsten sich häßlich. Bei den Frauen ist die Breite der Backenknochen bedeutend, die Stirn auch breit und niedrig. Das stets bei Männern und Frauen hochblonde Haar hängt verwirrt und halbkurz geschnitten, glanzlos um den Kopf, während die Letten ihr langes Haar sorgfältig auf der Mitte der Stirn scheiteln und in jener Form tragen, die unsere Haarkünstler à la Jesus Christ taufen. — In ihren Sitten und Gebräuchen, in der Einrichtung ihrer Häuser sind die Liven kaum mehr von den Letten des Meerbusenufers zu scheiden. Aber als Nation trennen sie sich immer von ihnen und häufige Schlägereien im „Kruge" sind die Manifestationen des aus alter Zeit in die Gegenwart verschleppten Nationalhasses. — Dadurch, daß die nun kleine Anzahl der Liven sich nur unter einander verheirathet, sind alle mit einander verwandt. Und vielleicht mag eben darin auch ein Grund für die geringe Fruchtbarkeit ihrer Ehen liegen. Denn seit etwa 30 Jahren soll sich ihr Stamm um zweihundert Köpfe verringert haben, und schreitet dieses Verhältniß in gleichem Maße fort, so leben in etwa 250 Jahren nur noch 10 Menschen echtlivischen Stammes in der ganzen weiten Welt. — Als Stamm und Nation sind sie freilich auch jetzt bereits für die Welt völlig bedeutungslos. Aber in ihrer Eigenthümlichkeit, in ihrer Rohheit, in ihrer Stumpfheit und im Dahinbrüten, als sei alles Leben nur Körperlast, gehören sie ganz genau zu der Sandbank, auf welcher sie wohnen. Sie sind eben so unumgängliche Staffage dortiger Landschaft, wie der Tyroler in seinen Bergen und der malerische Rinderhirt in der Campagna di Roma. Man weiß es wirklich kaum zu sagen, was öder und einförmiger wird, je näher man dem Cap Domesnäs gelangt: die Physiognomie der einschrumpfenden Vegetation oder die Gesichtszüge des that- und bedeutungslos verwitternden Livenvolkes. Wo irgend die Dünen einen Zwischenblick offen lassen hinein in das

Digitized by Google

nun ganz schmale Land, da liegt der weiße Sand, wie ein Leichentuch zwischen den Kiefern gebreitet. Alles Unterholz, alles Buschwerk verschwindet und zwischen den rothbraunen, undicht stehenden Stämmen sieht man hinüber bis zu den Dünen der Ostsee. Das Rauschen dieser tönt auch jetzt schon mit dem des Meerbusens zusammen. Und vor uns hoben sich aus der Einsamkeit des Waldes nur zwei kleine Thürme, während die Leuchtthürme verschwanden. Der eine sitzt auf einer kleinen hölzernen Kirche und der andere, weiter landeinwärts, auf einem steinernen dickwandigen Hause. Nach diesem ritten wir hin; denn es ist die Wohnung des Leuchtthurminspectors.

Seit zweiundzwanzig Jahren lebt hier dieser Mann, abgeschnitten von der Welt und ihren Bewegungen, im Sommer und Winter allein mit den Seinen. Er ist ein Deutscher und ein völlig durchgebildeter Mann. Aber der nächste Nachbar, mit welchem er Umgang pflegen kann, ist von ihm sechs volle Meilen entfernt. Das ist der Pfarrer des hölzernen Kirchleins am Strande. Aller vier Wochen kommt dieser, dort die christlichen Lehren zu predigen und zu christlichen Tugenden die Gemeinde zu ermahnen. Dann kommt er auch zum „Bakeninspector" herüber und erzählt ihm von der Welt. Denn er wohnt dem Menschenverkehre doch näher als dieser. — Das Haus des Leuchtthurminspectors liegt sehr nahe dem Ende des Festlandes und ringsum ist es von den letzten Ausläufern des Strandwaldes umstanden. Nur auf die Kirche bleibt aus dem Hofraum der Blick frei; aber das Meer sieht man nirgends. Und dennoch hört man sein Brausen bis herein in die, selbst im Sommer geheizte Stube und sein Tosen füllt häufig die Pausen des Gespräches. Um's aber zu sehen, muß man heraufsteigen auf das Thürmchen, welches auf dem Hausdache reitet. Und es ist dort ein seltsamer Ausblick in die Runde. Wir stehen mitten unter den Gipfeln des Waldes und unsere nächste Umgebung bietet Nichts als eben nur diese. Wie eine schwarzgrüne Moosdecke sind die Schwarzholzgipfel rings gebreitet, rückwärts bis an den Horizont, vorwärts, rechtshin, linkshin vom unbegrenzten Wasserspiegel umgeben. Selbst das Dach des Kirchleins und sein Glockenthurm scheiden sich nur zaghaft und unbedeutsam von den Kiefern; einzig nordwärts, etwa eine Werst entfernt, erblicken wir einen schmalen Sandstreifen zwischen Wellen und Kiefernschwarzgrün. Und auf dem Sande stehen die beiden Leuchtthürme,

Digitized by Google

diese wichtigen Erdsterne der Schiffe zwischen Oesel und Domesnäs. — Dies Alles zeigte uns der freundliche alte Mann und sprach uns redselig von seinem Leben. Ich möchte wohl einmal wieder die Welt sehen, sagte er dann — und auch fröhliche Menschen. Denn unter den seltenen Gästen meines Hauses sind immer zehn Verunglückte, eh 'mal ein Froher kommt. Früher konnte ich wohl mitunter hinüberfahren nach Schloß Dondangen; da waren meine Söhne noch im Haus und konnten den Dienst inzwischen versehen. Aber seitdem sind sie unter die Menschen gegangen und ich bin nun mit der Frau allein und darf den Posten nicht verlassen. 's ist kein leichter Posten, meine Herren! Die sechzig Jahre und die Gicht, die ich seit dem Vorfall in den Gliedern habe, machen ihn noch schwerer.

— Was ist das für ein Vorfall?

— Nun das erzähl' ich Ihnen heute Abend. Jetzt eilen Sie hinaus nach der Bake. Die Sonne will bald untergehen — und mit dem Abend kommt Nebel, fügte er nach einer kleinen Pause bei, indem die alten Augen sich fest auf die dem Horizonte nahe Sonnenscheibe richteten.

Wir stiegen eilig herab und riefen nach den Pferden. — Lassen Sie die im Stall; Sie kommen noch schneller zu Fuß dorthin; der Sand ist zu tief für die Pferde, rief der Alte.

Und er hatte Recht. Jeder Schritt vorwärts war eine Eroberung, denn bis an die Kniee fast sank man bei jedem in den weißen staubfeinen Sand. Dazu pfiff hier oben ein so eisiger Wind durch den sparsamen Föhrenwald, daß wir uns tief in die Wintermäntel wickeln mußten und dennoch Hände und Gesicht vor Kälte starrten. Trotzdem lachte über uns der heiterste Himmel und die Sonne des 23. Juni stand an diesem Himmel. Endlich endete mit ein Paar einzelnen verkrüppelten Wachholdersträuchen der Wald, etwa hundert Schritte vor uns begann die See und rechts und links war sie nicht funfzig Fuß weit entfernt. Wie eine Fortsetzung der Meereswellen lag nun der Sand und nur Sand auf diesem letzten Ende Kurlands in ewig vom Winde wogenden, Fuß hohen Hügelmengen ringsum ausgebreitet. Und inmitten dieser Sandfluthen standen drei Gebäude: zwei Leuchtthürme und ein russisches Wachhaus. Die Schildwache rief uns erblickend in's Gewehr; unsere Bärte ließ sie Offiziere ver-

Digitized by Google

muthen. Und der Unteroffizier jener sechs Mitglieder russischer Heeresmacht trat mit militärischem Gruße heran. — Es war ein eigenthümlich Gefühl, welches diese soldatischen Ehrenbezeugungen so inmitten tiefster Ursprünglichkeit der Elemente, so in einsamster Einsamkeit, so in fernster Abgeschiedenheit von der Welt hervorriefen. Oft habe ich dieses Momentes später gedenken müssen, wenn die Garderegimenter, die wilden tschernomorskischen Kosaken, die gold- und seideglänzenden Tscherkessen, wenn die dreißig Tausende auf dem Marsfelde zu Petersburg vorbeiparadirten und wenn die rauschende Janitscharenmusik der mehr denn zweihundert Hautboisten dazwischenjauchzte, und wenn die Kanonen der Peter-Pauls-Veste herüberdonnerten über die Newa und wenn der Kaiser vorübergaloppirte in aller Pracht, umschwirrt von den Hunderten der Generale, umjubelt von den Bartrussen und den prächtig eleganten Vornehmen der Capitole. Wenn dieser Kaiser einmal hier stünde; aber ganz allein und vor ihm die sechs Strandreiter und hinter ihm der Föhrenwald und ringsum die Wellen....

Die beiden Leuchtthürme stehen so sehr auf der äußersten Kante des Vorgebirges, daß man vom kleinern derselben rechts, links und vorwärts nicht mehr zehn Schritte trocknen Fußes gelangen kann. Und in schiefer Richtung gen Riga, etwa zwanzig Schritte zurück, steigt die zweite „Bake" — wie man den Leuchtthurm hier nennt — etwa doppelt hoch empor. Beider Stellung gegen einander und gegen das Fahrwasser ist von höchster Wichtigkeit. Denn jedes Schiff, welches über die Ostsee heranschwimmt und hinunter segeln will gen Riga, muß die gefährliche Enge zwischen Oesel und Domesnäs passiren und nur die Leuchtthürme zeigen ihm die rechte Richtung bei Tag und Nacht. So wie es auf der offnen See die beiden Spitzen und Nachts die beiden Feuer erkennt, müssen Messungen angestellt werden, ob der Zwischenraum zwischen ihnen die rechte Breite zeige. Und diese muß zuerst gefunden sein. Ist sie aber entdeckt, so muß der angenommene Curs so lang festgehalten werden, bis die Thürme oder Feuer zu Einem verschmelzen und dann immer noch so lang, bis ihr Zwischenraum wieder die rechte Breite zeigt. War aber der Curs ganz vollkommen richtig, so müssen in diesem letzten Momente vier Leuchtfeuer am Horizonte stehen: rechtshin die von Domesnäs, linkshin das von Oesel, vorn das auf Runö. Jede Abweichung von

diesem Curs bringt sicheres Verderben: denn zu südlich steuernd, strandet das Schiff auf den Sandbänken, welche Domesnäs heimtückisch eine Meile weit unter den Wellen fortschiebt, und zu nördlich fahrend, zersplittert's an den überfluthеten Felsklippen von Oesel. — Und das geschieht nicht selten, erzählte später der Inspector. In den zweiundzwanzig Jahren, daß ich hier sitze, strandeten in meinem Bereiche an dreißig amerikanische, englische und französische Schiffe. Das kommt freilich daher, weil die Engländer und Amerikaner niemals nüchtern sind und die Franzosen zu leichtsinnig. Denn sonst wäre mir's unerklärlich, wie's in derselben langen Reihe von Jahren nur zwei deutschen Schiffen eben so ergehen konnte — und diese führten ungefähr eben solche Kapitäne. —

Unterdessen hatten wir den höhern Leuchtthurm erstiegen und standen in der Laterne. Sie hat ein stehendes Feuer, d. h. das Licht ihrer concentrisch gestellten, argandischen Lampen strahlt ohne Unterbrechung gleichförmig nach allen Seiten aus, selbst über die Landseite wieder hinaus in das Meer. Aber die Laterne leuchtet nicht Jahr aus, Jahr ein, sondern ruht vom Ende des Mai bis zum Anfange des August. Früher kannte man auf diesen uralten beiden Pharen nicht die Lampen mit übersilberten Reflectoren, mit der stets gleichmäßigen Flamme und es existirte Nichts von all dem künstlichen Leuchtthurmmechanismus der Gegenwart. Anstatt der Laterne nahm den Gipfel beider ein ungeheures eisernes Becken ein und in dem Becken brannten nachtüber die Fichtenstämme des Waldes in stockwerkhoher Flamme frei in die Nacht hinaus. Aber freilich verlöschte dann auch Sturm und Gußregen dieselben oder hüllte sie doch in undurchdringlichen Rauch eben in den gefährlichsten Nächten. Dies ist noch nicht volle hundert Jahre vorüber und bestände wohl jetzt noch, wenn nicht Unthaten geschehen wären, welche Veränderungen und Verbesserungen hervorriefen. — Nordwärts von Domesnäs und Oesel nämlich, am Eingange des finnischen Meerbusens, liegt Dagö. Ein Herr von Sternberg wohnte dort. In solchen stürmischen Nächten, wo die Feuer von Domesnäs unsichtbar wurden, lagerte er sich mit Helfershelfern an die südlichen Ufer seiner Insel und entzündete zwei Feuer auf Klippen mitten in den Wellen, mitten im unfahrbarsten Wasser. Dorthin steuerten dann oftmals die Schiffe und dort strandeten oder zerschellten sie. Hörte

Digitized by Google

er nun den Nothschrei der Unglücklichen, so fuhr er scheinbar zur Rettung hinzu. Aber wer lebend in seine Hände fiel, wurde gemordet und die Ladung der Schiffe ward eine Piratenbeute. So trieb er Jahre lang ein entsetzlich Gewerbe, ohne daß eine lebende Seele ihn anklagen konnte, bis endlich einer seiner Mitschuldigen selbst ihn verrieth. Er wurde nach Sibirien verbannt und jetzt, da kein Zeitgenosse mehr lebt, will sein Enkel den Prozeß gegen ihn revidiren und seine Unschuld beweisen lassen. Ein mißliches Unternehmen, ein überflüssig Bestreben! Das Volk wird dennoch die Traditionen der Väter festhalten und jeder Schiffer, welcher in diesen Gegenden kreuzt, wird sie den Bekannten erzählen und Niemand wird der späten Rechtfertigung glauben. Laßt die Todten ruhn!

Wenn man oben steht auf der Spitze des Leuchtthurmes zu Domesnäs, verschwindet vorwärts und seitlich das Land am Fuße desselben dem Blicke vollkommen. Nur die ungeheure, landeinwärts mehr und mehr sich breitende Walddecke bleibt übrig. Aber sonst nur Wellen und ringsum Todteneinsamkeit. Doch wunderschön erglänzte an jenem Johannisvorabend, als wir dort oben standen, die ganze Meeresfläche wie ein unabsehbar wallender Goldsee. Die letzten Strahlen der Sonne zitterten über die Wogen hin und tausend Farben und tausend Lichter erglühten in ihrem Scheine. Dazu schäumten die Wogen brandend in einem langen schmalen Strich nordwärts bis an den Horizont: denn dort hinaus streiten sie mit den Untiefen der Sandbank. Und wo nur irgend diese auf Minuten zu Tage kam, da glänzte es schneeweiß wie von Millionen flatternder Tücher; denn auf diesen Stellen sammelten sich augenblicklich die unzählbaren Schaaren der Möven. Und wenn das Auge angestrengt längs dieser Sandbank und ihrer Brandung hinausblickte, so hob sich's am fernsten, fernsten Ende des Meeres wie ein graulicher Punkt aus dem Goldglanze. Denn man erblickt dort die Oeselsche Küste. Und wenn man ostwärts schaut, in den Rigischen Busen hinein, über die hundert flatternden, damals rosenrothen Segel der Schiffe und Schifferböte, so erkennt man ein zweites Inselland noch deutlicher als jenes. Das ist die Insel Runö, jenes kleine Eiland, das sich inmitten des Busens hingelagert, jenes Eiland, welches, wie Kurlands Spitze, von einer ganz selbständigen Nation bewohnt wird und die — ein Wunder in Rußland, ja in Europa — unter vollkommen communisti-

schen Verhältnissen lebt. — Aber sonst sehen wir nirgends eine Unterbrechung der Wasserfläche; ja außer der Brandung jener nördlichen Sandbank keine Scheidung zwischen Ostsee und Meerbusen. Dennoch scheiden sie sich eben hier haarscharf und ein genauerer Hinblick auf ihr Wasser erkennt längs jener Brandung auf beiden Seiten eine völlig verschiedene Färbung der Wellen. Die Ostsee ist reingrün, nur wenig nach der Olivenfarbe hinüberspielend; der Meerbusen dagegen zeigt ein bräunlichgrünes Wasser, dem der Elbe nicht unähnlich.

Unterdessen war die Sonne gesunken und gleichzeitig im Osten der Vollmond glutroth sichtbar geworden. — Nicht zwei Minuten — und Meer und Land und Himmel und Sonne und Mond waren urplötzlich verschwunden. In ungeheuern Wolkenmassen wälzte, jagte, flog der Nebel über die Wellen daher, tiefe Dämmerung sank nicht, sondern fiel herab und so dicht umschleierte sie alle Umgebung, daß selbst das Wachthäuschen völlig darein versank und der kleinere Leuchtthurm nur wie ein schwarzer Luftstrich undeutlich sichtbar blieb. Aber mit dem Nebel flog auch ein heftigerer Windstoß daher. Lauter tos'ten die unsichtbaren Wellen und bald brüllten sie, wie im heftigsten Sturme aus dem Dunkel herauf; selbst der Wind brauste jetzt nicht mehr, sondern erklang nun hohl und pfeifend. Und in all diesen Aufruhr hinein jammerten die Möven ihren melancholischen Ruf, wie Todesmahnungen und kamen sie herangeflattert an die Brüstung des Leuchtthurmes, wie Geister der Abgeschiedenen aus dem Nebel auftauchend, in ihm augenblicklich wieder verschwindend. Dieser Moment auf dem Leuchtthurme, der nun dastand wie ein Steinfelsen inmitten des Meeres, läßt sich kaum schildern. Eine seltsame Angst lagerte auf der Seele und dazwischen hohnlachte die sicherheitsgewisse Ueberlegung; ein wundersamer Trübsinn bemächtigte sich des Herzens und dabei spottete das Wissen: so ist's hier fast nach jedem Sonnenuntergang. Aber Besserwissen und Ueberlegung konnten doch der Gefühle nicht Herr werden und ein unheimlich Bangen blieb herrschend, bis wir den langen Sandweg und die gespenstisch bewegten Föhren wieder durchwandert und in die wohnliche Stube des Bakeninspectors getreten waren.

Aber bald verwischte die redselige Unterhaltung des Alten den letzten Schauer der Seele. — Der Alte sprach vielerlei Interessantes

Digitized by Google

Da erzählte er von den Stürmen, wie sie diese nördlichste Spitze des kurischen Landes so häufig umtosen. Und wie dann draußen auf den Leuchtthürmen die Wachen verdoppelt würden, damit man ja kein Schiff übersehe, das in Gefahr schwebt. Dann sprach er wieder davon, wie das Klima dieser Landspitze sich seit zwanzig Jahren geändert und wie es immer unbeständiger geworden, wenn auch nicht kälter. Aber dennoch sei's immerhin so kalt, daß er die Paar Obstbäume seines Gartens jahrelang mit Decken umwickeln müsse, ehe er sie des Sommers frei stehen lassen könne und wie er sie dennoch immer im Winter mit Kisten umbaue und wie sie trotzdem nur wenige Früchte brächten, welche erst im Stroh der fortwährend geheizten Stube zur vollen Reife gedeihen könnten. Denn im Sommer, sagte er, läßt das Meer keine Wärme länger als zwei bis drei Tage hier ausdauern; dafür läßt's aber im Winter hier auch die härtesten Frostgrade des übrigen Landes nicht gedeihen. Ach, das Meer ist ein guter Nachbar, meine Herrn, und man liebt's immer mehr, je länger man's kennt! Selbst wenn sie in stürmischen Nächten herunterkommen vom Leuchtthurm und die Nachricht bringen, daß ein Schiff in Gefahr scheine und ich die Strandbauern zusammenrufe und wir die Rettungsboote flott machen, — selbst dann hab ich's lieb. Denn wenn die Nothflagge aufgehißt wird und die Signalschüsse klingen, und ich vom Strand abstoßen will und die Wellen mich immer wieder an's Ufer zurückwerfen, denke ich: Dein alter Nachbar will Dich bewahren, daß Du nicht dem Sturm in die Hände geräthst. Ja das Meer ist gut, die Wellen tragen und heben uns — aber der Sturm ist ein wilder Gesell. Er will Tod und Verderben. Der war auch damals an dem Vorfalle Schuld und das Meer hat uns damals gerettet.

Da war nun wieder „der Vorfall," das wichtigste Ereigniß im Leben jenes Mannes, die Gefahr und die Romantik, von deren Erinnerungen sein Alter zehrte. Darum drangen wir jetzt auf Erzählung dieses „Vorfalles." Und mit vielen einzelnen Schilderungen ausgeschmückt, gab er davon folgende Nachricht.

Wie erwähnt, muß der Bakeninspector in allem Wetter auf's Meer, wenn die Schiffe um Hilfe rufen; er leitet die Rettung der Mannschaft und die Bergung der Ladung. Freilich ist er bei letzterer gleichzeitig Executor des härtesten Strandrechtes. Denn ein volles

Viertel aller Ladung fällt dem Besitzer des Meerufers anheim, an dessen Strand man die geborgenen Waaren brachte; und ein Viertel dieses Viertels nimmt wieder der Staat für Unterhaltung der Strandreiter in Anspruch. Diese Bemerkung entschlüpfte in der Einleitung dem Erzähler und dann kam er zum Vorfalle selbst. — Es war vor etwa zehn Jahren im Octobermonat, als ein furchtbarer Weststurm hier oben wüthete. Und als der Abend kam, ward ein Schiff signalisirt und später ließ das Schiff hilferufend Schuß auf Schuß erklingen. Mit der eilig gesammelten Mannschaft fuhr der damals noch rüstige Bakeninspector in vier Booten auf das Meer hinaus und trotz des Sturmes erreichte man glücklich das Schiff. Aber es war unmöglich, bis an dessen Bord zu gelangen, denn rings um dasselbe schäumte eine unüberwindliche Brandung. Gleichzeitig ward die Nacht so stockfinster, daß vom Schiff aus die Taue nach falschen Richtungen geworfen und von den Helfern nicht aufgefangen wurden. Gleichzeitig erhob sich der Sturm von Neuem in verheerender Wuth und brach die Masten, daß sie mit der Takelage gegen die herandrängenden Boote geworfen und diese, in ihren Bewegungen gehindert, selber von der Gefahr des Unterganges bedroht wurden. Um freien Raum zu gewinnen und das Strick- und Mastenwerk sich vom Schiff entfernen zu lassen, stachen diese eilig in die offne See, damit sie von hier aus die Versuche erneuern könnten, dem Schiffe zu nahen. Aber hier faßte sie urplötzlich der Sturm und zerstreute die kleine Lootsenflotille. Umsonst war Rufen, umsonst das Entzünden von Laternen und Strohwischen. Alle blieben getrennt. Nun suchte jedes Boot einzeln dem Schiff zuzustreben. Aber wohin in dieser undurchdringlichen Finsterniß? Wo lag das Schiff? Ja wo waren Ost und West, Nord und Süd? — Auf Geradewohl steuerte der Inspector, während der Sturm immer heftiger wüthete. Da auf einmal kracht das Steuerruder und man mußte nun in dieser höchsten Gefahr auch den Segelmast kappen. Denn eben durch ihn würde der rasende Wind das Boot in die Wellen hinabgedrückt haben. Aber nun irrte das gebrechliche Fahrzeug steuerlos, segellos auf der empörten Wasserfläche umher. Endlich tagte der Morgen; doch sah man nirgends ein Land. Kaum reichte der Proviant für etwa vier bis fünf Tage; dabei waren die vier Menschen auf dem Boote todtmatt von den Anstrengungen der verflossenen Nacht. Und noch acht Nächte und noch acht

Digitized by

Tage kamen, gingen eben so; die Wellen wurden wieder ruhig und abermals wieder stürmisch; aber das Boot trieb noch immer auf dem Meer umher. Wo mochte die Heimath, wo mochte ein Land sein? Sollten sie Alle hier Hungers sterben und kam kein Schiff des Weges?

Aber auf der kurischen Nordspitze herrschte während dieser Zeit großer Jammer. Denn die übrigen drei Böte waren zurückgekommen und wußten Nichts vom vierten zu erzählen. Der Tod des Inspectors und seiner Genossen schien gewiß. Gleichzeitig trieben Planken und Balken an's Land; denn jenes Schiff war in der Unglücksnacht mit aller Mannschaft untergegangen. Die Frau des Inspectors im einsamen Hause weinte schmerzliche Wittwenthränen und die Behörde wählte bereits unter den Candidaten für seine Stelle. Da auf einmal am 17. Tage nach jener Unglücksnacht landeten der Inspector und seine drei Gefährten mit demselben Boote, auf welchem sie hinausgefahren, an derselben Stelle, von welcher sie damals abstießen. Und Alle waren wohlbehalten. Denn am achten Tage ihrer entsetzlichen Seefahrt waren ihre Signale von einem vorbeisegelnden Schiffe bemerkt worden und man hatte sie aufgenommen, gespeist, getränkt, mit Kleidern versehen und dann im Hafen von Reval abgesetzt. Von dort aus hatten sie später, sowie die Schäden ihres Bootes ausgebessert waren, auf demselben Fahrzeuge den Rückweg genommen und das Meer hatte sie wohlbehalten hierher gebracht. Drum sag' ich immer, endete der alte Erzähler — das Meer ist mein lieber Nachbar und der Sturm ist des Meeres, wie der Menschen Feind. Nur wenn Meer und Sturm mit einander streiten, müssen's die Menschen manchmal büßen, wie immer die Kleinen beim Kampfe der Großen am schlechtesten wegkommen.

Unter solchen Gesprächen und Erzählungen war die tiefe Nacht herangerückt und zwischen die Pausen des Gespräches klang von draußen ein Gesang. — Jahn ligho! Ligho jahn! ertönten die Worte. Das ist der Sang der Letten und Liven in der Johannisnacht, deren Feier noch aus uraltester Heidenzeit übrig geblieben; es ist ein reines Freudenfest, denn Ligho war der Gott der Lust. Und wie die Thyrsusschwinger, die Evoërufer des Alterthums tanzen und jauchzen und singen die Letten und Liven diese ganze Nacht hindurch. Dabei entzünden sie große Feuer auf allen waldfreien Flächen und Anhöhen,

Digitized by Google

wie wir in Deutschland sie selten, am häufigsten noch im Böhmerwalde in derselben Nacht erblicken. — Wir stiegen auf den Thurm des Inspectorhauses. Der Himmel war wieder blau; in klarster Schönheit strahlte der Vollmond auf Land und See hernieder. In einem silbernen Lichtdufte schimmerten die Waldwipfel und wie ein Krystallgürtel glitzerte ringsum das Meer. Zwischen beiden aber lief ein glutrothes Duftband, der Abglanz der Johannisfeuer des Strandes; hier und da strahlte solcher Schein selbst aus den Lücken des Waldes empor; ja wie einzelne Funken hüpften die Flammen am meilenfernen Ufer des Meerbusens. Dazu tönte es bald lauter, bald leiser Jahn Ligho! Ligho Jahn! und das Meeresrauschen und das Waldrauschen klangen unscheinbar in einander. Aber draußen in der stillen Krystallfluth zog ein Schiff ruhig und leicht, mit wallenden Segeln durch die Mondscheinnacht.

So endete dieser Vorabend des Festes Johannes Baptista.

Die magyarische Presse gegen die deutsche.

Spätherbst 1844.

Wir Deutschen möchten so gerne die Hebammen der Nationen vorstellen und der in Geburtswehen liegenden Zeit Ruhe, Frieden und Erleichterung schaffen. An und für sich wäre diese Rolle nicht die verwerflichste, wenn wir sie nur mit mehr Geschmack, Glück und Takt zu spielen wüßten. Bei dem pädagogischen Charakter, der uns trotz aller praktischen Rippenstöße, die wir bekommen, innewohnt, interessirt uns alles Werdende und Halbgeschaffene. Die Gründlichkeit, die uns überall hintreibt, wo wir eine Lücke in unserem eigenen Wissen wahrnehmen, hat uns zu manchem Fehlgriff verleitet und die Satyre der Andern zugezogen, die mit leichterem Sinne an das Werk gingen. Glücklicherweise ist dies mit Ungarn nicht der Fall. Wir sind hier auf ein Land gestoßen, das unserer Belehrungs- und Verständigungssucht das weiteste Feld darbietet. Andere Länder mögen uns in ihrem Entwicklungsgange dieselben Erscheinungen darbieten, aber theils kennen wir sie besser, weil sie germanischer Natur, theils haben wir selbst ein Wort dabei mitgesprochen. Diesen Prometheuskampf aber von halbasiatischen Institutionen mit den modernen Ideen Europas hat Ungarn allein. Außerdem läßt uns noch ein sehr reeller politischer Grund mit sehnsüchtigen Blicken über die Gränzen der deutschen Ostmark schauen. Wir fühlen, namentlich wir in Oesterreich fühlen das Bedürfniß, uns in Rapport mit den Zuständen dieses Landes schon jetzt zu bringen. Auf die Beziehungen, die sie zu dem übrigen Deutschland haben, hat das Auftreten des Dr. List in den letzten Tagen des ungarischen Reichstages ein genug helles Licht geworfen. Die zahlreichen Berichte in den politischen und halbpolitischen Blät-

tern Deutschlands, die Brochüren und Werke unserer Touristen zeigen auffallend von dem dringenden Bedürfniß nach Verständigung. Wir begnügen uns indeß, hier darzuthun, wie die meisten Schritte dazu mißlangen und, selbst von heimathlichen Schriftstellern versucht, eher Verwirrung als Licht brachten.

Die magyarische Presse hat eine sehr feine, sensible Haut. In einem Lande, wo doch Freiheit des Gedankens herrscht, ist diese Empfindlichkeit doppelt zu verwundern. Die magyarische Polemik zumal hat etwas so Bramarbasirendes, Klirrendes und Gespornte, daß sie den Gegner verleitet, ihr, vielleicht öfter als klug und billig ist, mit den Waffen des Spottes entgegenzutreten. Die Heftigkeit magyarischer Polemik hat etwas von einer orientalischen Reiterattake. Mich erinnerte ihre Bitterkeit oft an jene Scene in Eugen Sue's Pariser Geheimnissen, wo der Chourineur von Rudolph in das eigens für ihn eingerichtete Schlachthaus geführt wird und an einem Lamme die langausgesetzte Kraft seines Handwerkes versuchen soll. Bei dem Anblick des frisch aufquellenden Blutes ergreift ihn selbst der alte Blutdurst, seine Augen unterläuft ein gefährlicher Brand, der ihn Nichts sehen und Nichts hören läßt, als das hochaufschäumende rothe Meer. „Der Sergeant," ruft er, „der Sergeant" und theilt mit seinem Messer Stöße nach rechts und links aus.

Diese Chourineurwuth richtet sich, wie gesagt, namentlich gegen die deutsche Presse. Man wird hier fragen: Steht denn die deutsche Literatur wirklich als der gespenstige und blutrünstige Sergeant da, daß die ungarische Presse jedesmal in Wuth und Feuer geräth, wenn sie mit ihr zu sprechen hat? Wenn sie gegen slavische Propagandisten mit aller Heftigkeit zu Felde zieht, so wird das Jeder begreiflich finden; hier gilt jeder Schlag, den man dem Feinde versetzt, als eine Darangabe auf die gefürchtete Zukunft, in Knute und Zobelpelz, jeder verfehlte Hieb eine verlorene Schlacht. Wie ist aber die deutsche Presse in eine so schiefe Stellung gerathen, daß sie der ungarischen feindselig erscheinen muß? Sollten Mißhelligkeiten kleinerer Art vergessen machen, daß sie eben beide einen gemeinsamen großen Gegner haben? Wenn ein Deutscher in einem Werke über Ungarn Notizen brächte, wie etwa Miß Pardoe schreibseligen und Miß Trollope schwatzhaften Andenkens, wie würde da die ungarische Kritik aufgefahren sein, wie würde sie ihre spitzesten und giftigsten Pfeile hervor-

gesucht haben. Miß Pardoe z. B. versichert in dem allerernstesten Englisch, man hätte gegen den berüchtigten Räuberhauptmann Schobri eine Armee von neunzigtausend Mann aufgeboten, Miß Trollope findet das Rauchen der jungen Männer auf Straßen und Promenaden höchst „unschicksam“ und dem Teint der Damen höchst „gefährlich“, und füllt mit dergleichen Redseligkeiten ein Buch an, das seinem Titel nach die Besprechung ganz anderer Zustände versprochen hat. John Paget, der Ungarn aus langjährigem Aufenthalte vortrefflich kannte, entwirft in seinem Buche eine gar traurige Schilderung der dasigen Zustände und für ein fühlendes Magyarenherz muß es sich von Anfang bis zum Ende recht peinlich und niederschlagend lesen lassen. Dennoch wurden diese Werke mit vielem Interesse und Selbstgefühl angerühmt. Hier zieht die ungarische Presse ganz feine, glatte Glacéhandschuhe an, hier läßt sie Rücksichten vorwalten, die sie gegen uns zu beobachten sich nicht gezwungen glaubt. Geht die magyarische Eitelkeit so weit, daß sie sich darauf etwas einbildet, einem englischen Zeichner zu sitzen? Daß sie lieber von einer englischen Feder Tadel als von einer deutschen Anerkennung mag? In der That dürfte dies der Haken sein. Man weiß ja auch, wie viel sich die Magyaren auf eine halbe und schwankende Aehnlichkeit zwischen einigen veralteten Formen der englischen und der ungarischen Constitution zu Gute thun. Das ist kleinliche Eitelkeit, nicht männlicher Stolz, wie er einer tapfern Nation gebührt.

Fragt man einen ungarischen Journalisten nach dem Grunde dieser Opposition gegen die deutsche Presse, ob denn einige Artikel in der „Augsburger Allgemeinen“ oder in der „Deutschen Allgemeinen“ im Stande seien, den Dämon des Mißverständnisses zwischen zwei Nationalitäten zu wecken, die sich gegenseitig achten und auf einander bauen sollten, so wird er antworten: Eben diese. Die Augsburger Allgemeine ist der Bock Hazael, auf dessen fluchbeladenes Haupt alle Schuld geworfen wird. Man wird hier versucht, in ein homerisches Gelächter auszubrechen. Wir in Deutschland wenigstens haben keinen Begriff von einer Nationalität, die sich in Wolle und Löschpapier wie ein candirtes Zuckerwerk einhüllen möchte, um nicht beim ersten Hauche zu zergehen; von einer Nationalkraft, die vor den Tönen einer papiernen Posaune von Augsburg zusammenzubrechen fürchtet.

Welchen Ton wird die magyarische Presse anstimmen, wenn ihr einst wirkliche und größere Gefahren drohen sollten, da sie jetzt jede Nummer der Allgemeinen Zeitung wie ein Espenblatt zittern macht, — vor Zorn! Und doch ist die Allgemeine nur eine Erweiterung des Kampfterrains, das die streitenden Parteien aus Ungarn nach dem Mittelpunkte Deutschlands verlegt haben. Hier sind die betreffenden Artikel mit Sachkenntniß und meist von einheimischen Federn geschrieben. Die Augsburger Allgemeine nimmt außerdem nicht blos Angriffe auf die Oppositionspartei, sondern auch Erwiederungen und Vertheidigungen derselben auf, wie die Artikel von Pulszky, Lucacz u. A. beweisen. Dr. Wildner in Wien hat für sein Prinzip gekämpft, Kossuth für das von ihm gewählte und als trefflich anerkannte, aber es stand dem letzteren gar nicht zu, dem Wiener Professor seine Ansichten in den wildesten und überschwänglichsten Ausdrücken aufdringen zu wollen. Es kommt nicht darauf an, wer die vollkörnigsten Phrasen in den Mund nimmt, sondern wer im Rechte ist. Dr. Wildner hat nicht Recht; aber daß seine Aufsätze eine absichtliche Entstellung der Thatsachen oder die krasseste Ignoranz der ungarischen Zustände zur Schau getragen hätten, wie sein Gegner uns einreden wollte, davon kann nicht die Rede sein — Mit größerem Recht entrüsten sich die Magyaren über die Deutsche Allgemeine Zeitung, deren Referenten „aus Wien" oder „von der ungarischen Grenze" oft sehr schlecht berichtet sind oder gar unter dem Anschein, für Deutschland zu eifern, dem panslavischen Interesse dienen, mit Hohn und Gehässigkeit von „mongolischer" Wirthschaft reden und die parlamentarischen Kämpfe Ungarns gern als pure Anarchie darstellen möchten. — Am bittersten und ungerechtesten wird über jene Deutschen selbst gesprochen, die, obgleich hier Fremdlinge, sich ein Wort über Ungarn in ausländischen Zeitungen erlauben. Diese Schreiber, heißt es dann, kommen in unser Land, dessen Beziehungen doppelter Art, zu sich selbst und zu Oesterreich, sie nicht kennen, und wollen da gleich mit- und absprechen. Das ungarische Constitutionswesen mit allen seinen Extremen und Contrasten ist ein so labyrinthisches Gewirr, daß es schwerlich ein Idealist von einem deutschen Literaten entwirren wird. Nun kommen sie hierher; bei Hainburg an der Donau hören die schwarzgelben Schranken und der Teufelsspuk der österreichischen Polizei auf. Mit Entzücken begrüßen sie das Land der Freiheit,

Digitized by Google

schlürfen begeistert von dem goldenen Saft unserer Reben und rufen ein mühsam hervorgebrachtes Eljen! Die ungarische Brust erschließt sich ihnen in Leid und in Freude und läßt sie in das Getriebe der tausend Uebel blicken, an denen der edle Leib des Vaterlandes krankt. Aber es wird ihr Undank zum Lohn; so ein deutscher Schreiber ist doch im Grunde nur ein verkappter Spion, der die Schwächen des Landes auszukundschaften kommt, um sie dann entstellt vor die Augen des Publicums zu bringen. Dieses Verfahren macht der gerühmten deutschen Ehrlichkeit keine Ehre.

Die Magyaren nennen aber auch jeden Tadel eine Entstellung; und jedes freie Urtheil rechnen sie dem, der von ihren Reben gekostet, als Undank an. Wer Ungarn nicht für das erste Land der Welt erklärt, ist ein Verleumder. Glauben sie denn aber, daß das bekannte Sprichwort: extra Hungariam non est vita, auch in andern Ohren als in denen der 600,000 Privilegirten gut klingt? Die Zeit dieses Sprichwortes ist vorüber. Diese blinde Apologie eines Landes, das in den Geburtswehen einer neuen Gestaltung liegt, verkehrt sich nachgerade in die bitterste Ironie. Wein, Tabak, Getreide und Vieh in Ueberfluß besitzen, genügt nicht mehr diesen Unzufriedenen des 19. Jahrhunderts — die Gesellschaft will auch ihre Rechte. Ob der norwegische Bauer mit seinen starren Klippen, unangelächelt von dem segnenden Strahl der Sonne, aber auf seine Rechte pochend, wo man sie anfechten will, sein Loos mit dem ungarischen tauschen würde! Das eben ist die schwere Noth der Zeit, daß ihre Trommel den Sturmschritt schlägt und das Geschrei dieser dickköpfigen mittelalterlichen Jungen, wie etwa das erwähnte Sprichwort, in dem Gedröhne verhallen muß. Die Zeit kann auf sie keine Rücksicht nehmen, da sie auf die Zeit nicht achten, während doch alle Dinge eine andere Gestalt annehmen. So wird auch das Lieblingswort und die letzte Pallisade der Bocskoros noch in den Staub sinken. In dem Augenblick, wo dies geschieht, geht der Tag des Heils über Ungarn auf.

Daß aber der deutsche Journalist gar als Spion nach Ungarn komme, dieser Vorwurf beweist, daß der Haß sich nicht auf Psychologie versteht. In wessen Solde sollte er spioniren? Vielleicht in dem seines Buchhändlers? Verrätherische Absichten sollte er hegen? Da erzeigt man ihm gar zu große Ehre. Bei uns kennt man noch

nicht die Kunst, aus bloßen Journalisten die Thiers und die Guizots zu schaffen, bei uns ist Zunftfreiheit im Politisiren und der Deutsche kommt, geht, reist, träumt und schreibt ein Buch ohne irgend eine politische Mission. Bücher schreibt, sagt Salomon Heine, wer nichts Besseres zu thun hat, — vor solchen Büchern hat die ungarische Presse nicht zu erschrecken.

In Wahrheit aber verhält sich die Sache so: Bei Hainburg an der Donau hören wirklich die schwarzgelben Barrieren auf und der Reisende schwimmt mit dem befreiten Gedankenrößlein den Strom hinab einem Lande entgegen, wohin die Riesenspinne: Polizei mit ihren hundert Füßen nicht mehr reicht. Mit eigenen Empfindungen betritt er diesen Boden der Freiheit. Ich setze voraus, daß er zu Dampfschiff anlangt. Auf dem Landungsplatze zu Preßburg steht eine hohe tricolor gefärbte Stange, an deren Spitze das Wappen Ungarns in alle Lüfte flattert; ein schelmischer Wind dreht vielleicht das Stück Zeug gerade nach der Seite hin, woher er kommt, also nach Wien gleichsam eine flatternde Herausforderung. Erste Salve seines Enthusiasmus! Von da an fallen die Salven immer seltener und in längeren Pausen. Endlich hören sie ganz auf. Er ist nüchtern geworden; er hat dieses Gemisch von Freiheiten kennen gelernt, welches man: ungarische Freiheit nennt. Wenn aber ein Deutscher erst nüchtern geworden, so ist er es recht. In diesem Zustande des Katzenjammers geberdet er sich wie ein Kind, dem man sein Spielzeug genommen.

Wenn die ungarische politische Presse wirklich von dem heiligen Ernste durchweht ist, der allen ihren Kämpfen etwas Religiös-Fanatisches verleiht, so wird sie den Donquixotismus gegen die deutsche Presse bald ablegen. Sie wird einsehen lernen, daß sie zu Deutschland halten muß, — ich glaube nicht durch einen Anschluß an den Zollverein oder durch die Aufhebung des Schutzvereines, aber durch Entgegenkommen und Verständigung, durch das Wegwerfen von Küraß und Harnisch, vor allem durch Aufklärung ihrer Zustände in einem weniger gereizten Tone. Immerhin möge der Schutzverein die deutschen Fabrikate ausschließen, ein Ding wird doch noch lange sein Monopol in Ungarn behaupten — deutscher Geist und deutsches Wissen.

Leopold Kompert.

Digitized by

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

1.

Reduction der Militärdienstzeit; die Landwehr; Stellung der Unteroffiziere. — Hofrath Muth. — Die Polizei und die Prager Herbstvorfälle v. J. 1844. —

Die große Neuigkeit des Tages ist jetzt die Nachricht von der Reduction der Militärdienstzeit von vierzehn auf acht Jahre, bei der ganzen österreichischen Armee, welche unter allen Klassen der Bevölkerung die lebhafteste Sensation erregt, denn es läßt sich nicht läugnen, daß die Heerverfassung den Ansprüchen der Zeit und den Bedürfnissen der Nation nicht mehr genügen will und Reformen fordert, die über den Schnitt der Hosen, die Gestalt der Kopfbedeckung und die Vereinfachung der Commandowörter hinausgehen. Die Verminderung der Dienstzeit auf die erwähnte Zahl von Jahren hätte schon früher eintreten können, indem uns in dieser Beziehung selbst Russen und Türken bereits vorangegangen sind, wo eine zehnjährige Capitulation festgestellt worden. Doch wie wir hören, soll an der Verzögerung dieser Maßregel lediglich das Bedenken Schuld gewesen sein, daß vor zwei Jahren, wo die Sache bereits im Kabinet des Kaisers entschieden war, die Rekruten von 1830, welche wegen der damaligen Kriegsrüstungen gegen Frankreich sehr zahlreich waren, und mit ihnen alle jene Soldaten, die ihr achtes Dienstjahr vollendet hatten, mit einem Male aus den Reihen des Heeres ausgeschieden und dadurch die Streitmacht für den Augenblick numerisch und intensiv geschwächt worden wäre. So lange indeß die Normalien für die in den deutschen Erblanden bestehende Landwehr fortgelten, so lange ist die Ermäßigung der Militärdienstzeit fast nur illusorisch, weil der ausgediente Soldat in bestimmten Fällen wieder zur Landwehr einberufen werden kann und oft abermals acht Jahre dienen muß. Die Landwehr ist bei uns keine eigentliche Volksbewaffnung, die zur Zeit der Gefahr in's Leben tritt, sondern ein bloßes

Anhängsel der Linientruppen, gekleidet wie diese und kann auch mitten im Frieden jahrelang unter der Fahne versammelt bleiben. Die nützlichste Seite der beregten Reform dürfte wohl der verbesserte Zustand der Unteroffiziere sein, von denen nur wenige zum Lieutenant vorrücken, und auf welchen gleichwohl die schwerste Last des Dienstes ruht; in Preußen hat man dieses Verhältniß des Unteroffiziers zur Heerbildung längst berücksichtigt und ihm die besten Aussichten für seine alten Tage eröffnet, indem ihm nach zwölfjähriger Dienstzeit alle Unterbeamtenstellen beim Mauthwesen und andern Behörden zugänglich sind, während in Oesterreich der alte Unteroffizier niemals Beamter wird, sondern sich mit der Stelle eines Bureaudieners begnügen muß und selbst diese Stellen blos als Gnade und nicht als Recht verliehen werden. Der Unteroffizier ist der Lehrer und Erzieher des Soldaten und wenn er schon nicht durch Beförderung zum Offizier belohnt werden kann, so dürfte ihm doch dafür eine andere Belohnung gebühren, als ein karger Invalidengehalt von zehn Kreuzer täglich. Dieses Ziel wird nunmehr durch die beschlossene Herabsetzung der Dienstzeit ohne Belastung der Staatskasse zur Zufriedenheit aller Betheiligten erreicht, weil die Kürze dieser Frist einem wackern Mann, der sich dem Soldatenstande widmen will und es doch nicht aus Mangel an Befähigung zum Lieutenant bringen kann, in den Stand setzt, sich viermal für einen Andern zu stellen, der keine Lust zum Kriegshandwerk hat, wodurch ihm denn, da er jedesmal vier bis fünfhundert Gulden für seine Vertretung erhält, am Schlusse ein Capital von zweitausend Gulden zufließt, ohne die Zinsen desselben in Anschlag zu bringen. Auch das kann als ein bedeutender Vortheil kürzerer Dienstzeit angesehen werden, daß die Zahl jener Unterthanen, die einmal die Waffen geführt, ansehnlich größer wird und dadurch ein freierer, vielseitigerer Geist in das Volk fährt, das sonst im engen Dorfleben nur gar zu gern verknöchert, während das Soldatenleben in einer so länderreichen Monarchie die Leute durcheinanderschüttelt und ihren Gesichtskreis erweitert. Es kann gar nicht schaden, wenn der Michel nicht zeitlebens bei der Grethel hinter dem Ofen sitzt und den Schulmeister für einen Plato ansieht. Der Trommelmarsch dämpft die Sentimentalität und das ist schon etwas werth, denn alles in der Welt soll eine Nation sein, nur nicht sentimental.

Der neue Polizeidirector Hofrath Muth hat sich früher in Brünn und Prag als ein Beamter von strengem Pflichteifer bewährt, der sich stets zu energischen Entschlüssen hinneigt. In Prag zumal hat derselbe im Verein mit dem kommandirenden General von Böhmen, dem Fürsten Windischgrätz, der gleichfalls versetzt werden soll, in der Arbeiteremeute die Mittel der militärischen Gewalt in Anwendung gebracht wissen wollen, während der Bürgermeister Müller und der Erzherzog Stephan den Weg der Milde vorzogen. Ueberhaupt vernahm man in der Folge

Digitized by Google

hier Manches, was ein helles Licht auf die Herbstvorfälle des Jahrs 1844 in Böhmen wirft. So waren es ausschließlich die fremden Drucker, welche die böhmischen Arbeiter aufwiegelten und darum trachtete man vor Allen der Sachsen und Preußen habhaft zu werden, welche man alsdann schnell über die Grenze transportirte. In ganz Oesterreich hegt die Polizei eine lebendige Abneigung gegen die Fremden, welche sie als die Quelle alles Uebels ansieht, indem sie den Oesterreichern selbst keine Auflehnung ohne äußere Aufreizung zutraut. Zudem verstanden die Drucker, welche Deputationen an den Erzherzog absandten, ihre Sache sehr gründlich zu führen und namentlich soll ihr an die Regierung gestelltes Ansuchen um Beseitigung der Maschinen nicht schlecht motivirt gewesen sein, denn auf den Bescheid, daß die Perrotinen nicht abgeschafft werden könnten, weil die inländischen Fabriken sonst nicht die Concurrenz mit den auswärtigen aushalten würden, antworteten sie: Dies wäre richtig, wenn die Prager Fabrikanten dieses Manufakturzweiges überhaupt auswärtige Geschäfte machten, allein dies sei nicht der Fall, wie es eine Prüfung der Fabrikbücher zeigen müsse und der inländische Markt sei ihnen ja ohnehin durch das Prohibitivsystem gesichert. Wenn die böhmischen Fabrikanten auch theurer verkauften, so sei es nicht ihr Schade, sondern der der Consumenten, und diese könnten sich gern diesen Aufschlag gefallen lassen, weil sie mittelst desselben ihre hungernden Brüder beschäftigen; allein die Fabrikanten möchten ebenso wohlfeil erzeugen und gleichwohl theurer verkaufen, um die Differenz für sich zu behalten. Es ist nicht bekannt geworden, daß man dieses gesunde Räsonnement der Proletarier faktisch widerlegt hätte.

2.

Die Militärpflicht. — Die Industrieausstellung soll versichert werden. — Mme. Weiß. — Die Kunstreiter und die Aristokratie. — Moritz von Sachsen. — Bauernfeld und die Tantiemen. — Jerrmann, Beckmann. — Willmers. — Resolution über den U. Schutzverein.

Die kaiserliche Entschließung wegen Verkürzung der Capitulation für die Conscriptionspflichtigen der deutschen Erbländer ist seither publicirt worden und hat nicht verfehlt, unter der betreffenden Volksklasse große Freude zu verbreiten, indem jetzt ein junger Mensch von siebzehn Jahren, der freiwillig in's Militär tritt, denn gestellt wird er erst mit einundzwanzig Jahren, mit fünfundzwanzig Jahren den Dienst verläßt und sobald er ein selbständiges Geschäft betreiben will, auch nicht mehr in Friedenszeit zur Landwehr genommen werden kann, sondern lediglich in die Reserveliste eingeschrieben wird. Wer indeß tiefeingreifende Veränderungen im Militärstande gehofft, hat sich getäuscht; alle das Rekrutirungssystem betreffenden Normalien bleiben nach wie vor in Kraft und es ist weder in Bezug auf allgemeine Wehrpflicht, noch wegen Einführung des bereits in Italien und Tyrol bestehenden

Consens etwas verfügt. Durch die Losung wird allem Unterschleif und aller Bestechlichkeit wenigstens zum Theil gesteuert und es ist jedenfalls räthselhaft, warum dieses in zwei Provinzen des Kaiserstaates bewährte Verfahren nicht auch in den übrigen festgestellt wird, da doch die Bedürfnisse des Heeres dabei eben so gut gewahrt werden als bei dem jetzigen System. Daß man in Betreff der Militärfreiheit des Adels keine Aenderung beliebt, kann nicht befremden, da in der letzten Zeit sogar den in die Miliz eingetretenen Bürgern von Wien vom Kaiser für Friedenszeit Militärfreiheit gewährt worden und mithin dem privilegirten Stande nicht wohl ein angeerbtes Recht entzogen werden konnte, das dem unprivilegirten erst jüngst geschenkt ward. Wenn man diese dem Bürgerstande Wiens gemachte Concession nicht als eine besondere Huld gegen die Bewohner Wiens auffaßt, sondern von einem höhern Standpunkte, so muß man sie als einen neuen Zuwachs von Ausnahmsrechten beklagen, indem die Freiheiten gerade der Gegensatz der Freiheit sind, die, consequent durchgeführt, immer einen gewissen Charakter von Gleichheit annehmen muß. Freilich wären mit der Einführung allgemeiner Wehrpflicht auch andere Reformen verknüpft, namentlich in Betreff der Disziplin und der Beförderung und diese Rücksichten mögen es sein, denen zu Liebe man auf die Durchführung anerkannter Prinzipien verzichtet *).

Die für die Gewerbsausstellung im Frühjahr bestimmte Industriehalle schreitet unter Sprenger's energischer Führung ihrer Vollendung entgegen und man ist troß der strengen Jahreszeit schon so weit, daß das Auge am Aeußern des improvisirten Gebäudes Nichts mehr vermißt und auch die Kupferdachung ist bereits fertig, so daß in diesen Tagen sechs Wachposten aufgestellt werden mußten, um den Bau gegen die Rachegelüste böswilliger Proletarier zu schützen, die sich hie und da feindselig gegen den prunkenden Mammonstempel ausgesprochen, worin, wie sie sagen, die Resultate ihres Schweißes den Müßiggängern als Augenweide dienen sollen, während für sie selbst doch Nichts herausschaun wird. Wie man hört, hat sich die hiesige Brandversicherungsanstalt mit dem Antrage an die oberste Finanzbehörde gewendet, es möge die Regierung das Gebäude sowohl, als die darin aufgezeichneten Gegenstände des Gewerbsfleißes statutenmäßig versichern lassen, damit den Ausstellern, zumal denen, die kostbare Dinge bringen, die Beruhigung werde, daß ihr dem Staate anvertrautes Eigenthum gesichert sei, was der Exposition von Einfluß sein müsse. Da die Haftungspflicht des Staatsschatzes, wie sie in dem offiziellen Programm der Regierung ausgesprochen worden, sich nach den privatrechtlichen

*) Uebrigens heißt es, der Magistrat habe beschlossen, zum Dank für das neue Rekrutirungssystem am nächsten Namenstage Sr. Majestät die Stadt zu illuminiren und die Bürger wollen dem Monarchen einen großen Fackelzug bringen.

Digitized by Google

Bestimmungen nur auf durch Nachlässigkeit entstandene Verluste beschränken kann, und auf Elementarereignisse keine Anwendung findet, so würde das Eingehen auf diesen Vorschlag von Seite der Staatsregierung das öffentliche Vertrauen erhöhen und es wird blos davon abhängen, ob die Regierung dieses mit vielen tausend Gulden zu erkaufende Vertrauen hoch genug anschlägt.

Sie haben gewiß von der Wandertruppe der Madame Weiß gelesen, welche früher im Theater in der Josephstadt ihre Produktionen gab, wo auch Herr Weiß als beliebter Komiker wirkt. Jetzt, wo sie mit ihrem tanzenden Kinderkreuzzug von Paris aus weiter strebt, hat Graf Appony den Auftrag erhalten, ihr die Reise nach England unmöglich zu machen. Der Grund dieser Maßregel dürfte weniger in der Entdeckung zu suchen sein, daß die Balletmeisterin sich Mißhandlungen gegen ihre ersten Mitglieder erlaubt habe, auch nicht in der Ansicht von der moralischen Verwerflichkeit dieser Kunstproduktionen, als vielmehr in der Klagbarwerdung einiger hierorts lebenden Mütter, die zwar leichtsinnig genug sein mochten, ihre unerwachsenen Mädchen einer eigennützigen Hand zu überlassen, aber doch nicht so herzlos sind, um ihre Kinder gar noch in einen fremden Welttheil ziehen zu lassen, aus dem vielleicht blos die Wenigsten heimkehren würden. Denn die Reise der Madame Weiß nach Großbritannien soll Nordamerika zu ihrem weitern Zielpunkte gehabt haben und dazu wollten sich die bekümmerten Eltern nicht verstehen.

Seltenes Glück macht die Kunstreitergesellschaft von Lejars und Cuzent aus Paris, welche den Meisterstreich machten, ihre erste Vorstellung zum Besten eines Kinderspitals zu veranstalten. Die Gewandtheit, die Grazie, der Adel, die Eleganz und wohlberechnete Decenz ihrer Erscheinung gewannen ihr bald auch die Gunst des Publicums, das sich über eine der schönsten Damen derselben mit allerlei Gerüchten trug, welche, erfunden oder wahr, das öffentliche Interesse an der Gesellschaft steigerten. Ein Cavalier soll der erwähnten Kunstreiterin einen Liebesantrag gestellt haben, welchen der Ehemann derselben dazu benutzte, um in ähnlicher Weise an dem Grafen Repressalien zu nehmen. Wie dem auch sei, Pferde und Reiterinnen haben vermocht, was sonst nicht leicht Jemand vermögen dürfte; die hohe Aristokratie, deren Leidenschaft sich beinahe ausschließlich den Rossen zugeneigt, hat, um alle Tage um fünf Uhr die üppigen Formen der Madame Lejars bewundern zu können, die Eßstunde gegen Mittag verlegt. Auf diese kühne Reform dürfen die Gefeierten stolzer sein, als auf die Goldstücke, die sie von hier mit fortnehmen werden.

Im Hofburgtheater wird nun dennoch „Moritz von Sachsen" zur Darstellung gelangen und zwar als Benefize der Regie; mein nächster Brief soll Ihnen bereits den Erfolg berichten, der hier wahrscheinlich gesichert sein dürfte, denn Oesterreich ist bei dem an freisinnige Reden

noch wenig gewöhnten Publicum noch ein fruchtbarer Boden für politische Declamationen, die für uns eben nur den Reiz der Neuheit haben. Die „letzte weiße Rose" und der „deutsche Krieger" werden noch jede Woche mindestens einmal gegeben. Häufigere Reprisen gestattet die Rücksicht auf das Logenpublicum und die Abonnenten nicht. Der Ertrag der Tantieme bei diesen zwei Stücken dürfte sicher befriedigende Resultate ausweisen. Der deutsche Krieger gab dem Dichter nach neun Vorstellungen bereits die reine Einnahme von siebenhundert zweiunddreißig Gulden C. M., und wir können es nur loben, wenn Bauernfeld dem für die Versendung gedruckten Manuscript seines Dramas den Vorbehalt beigefügt hat, daß nur jene Theater zur Annahme desselben befugt sein sollen, welche sich verpflichten, diesem Stücke allen jene Tantiemen zufließen zu lassen, welche der Lauf der Zeit einst bei ihnen in's Leben rufen dürfte. — An Jerrmann, der aus Petersburg kommend, hier einen Cyklus von Gastrollen gespielt und vielseitigen Beifall erhalten hatte, hat das Hofburgtheater eine gute Acquisition gemacht. Er besitzt einen scharfen Blick für das Psychologische seiner Rollen und einen tüchtigen Verstand, der sich die Effekte wie ein kluger Haushalter zurecht zu legen weiß. Ich sah ihn als Nathan, Lear, Wurm und Cantal und muß gestehen, daß er allen diesen Partien eine dankbare Seite abzugewinnen wußte und sein sammelndes Studium ließ den Mangel origineller Auffassung in den Hintergrund treten. — Auch das Beckmann'sche Paar hat, von Berlin verscheucht, hier am Josephstädter Volkstheater ein Asyl gefunden, das leider nicht in der Lage ist, ihm ein reiches Repertoir anbieten zu können. So sehr nun auch Beckmann gefällt, so wenig ist dies bei seiner Frau der Fall, die als Sängerin und Schauspielerin unbefriedigt läßt. Die beiden Gatten beziehen eine Gage von dreitausend Gulden jährlich. — In der musikalischen Welt erregt ein dänischer Pianist, Herr Willmers aus Kopenhagen, ungewöhnliche Sensation. Willmers borgt seinen Ton nicht vom Clavier, er verleiht ihn dem Instrumente und die Schönheit des Anschlags, das ein großes Capital ist für den Künstler, ist nun vollends das Eigenthum dieses jugendlichen Pianospielers, der bereits drei Concerte mit steigendem Beifall gegeben hat.

So eben erfahren wir, daß aus dem Kabinet des Kaisers eine Resolution in Betreff des Schutzvereins und des gesammten modernen Vereinswesens in Ungarn hervorgegangen sei, über deren Inhalt und Wirkung im Nächsten die Rede sein soll.

3.

Wiener Urtheile über die preußische Constitution. — Die Oberpostamtszeitung und der Ewige Jude; die preußische Staatszeitung. — Ottilie von Göthe und Alma. — Fürst Castriota Skanderberg und Fürst Pückler Muskau. — Russische Musikzustände. —

Ein wunderbares Gerücht beschäftigt hier die gebildeten Kreise,

nämlich die in deutschen und französischen Blättern vielfach besprochene Nachricht von der angeblichen Absicht des Königs von Preußen, seinem Volke eine reichsständische Verfassung zu verleihen. Männer von Einsicht und Stellung lächeln über die parlamentarischen Visionäre, welche Preußen bereits mit einer modernen Constitution beglückt und Herrn von Bülow-Cummerow als k. Finanzminister der Opposition in der zweiten Kammer entgegentreten sehen, aber sie finden es vollkommen wahrscheinlich, daß die bisherigen Provinzialstände eine Centralisirung erhalten werden, welche kräftiger und freier sich bewegen kann, als die seltsam gefesselten Ausschüsse, die eben nur eine angedeutete Idee waren, die jetzt in's Leben und in volle Wirksamkeit treten soll. Der ganze Zeitungslärm dürfte darauf ausmünden, daß die Ausschüsse regelmäßig constituirt und mit einer Geschäftsordnung ausgerüstet werden, die ihnen gestattet, einen Berathungsgang einzuhalten, wie ihn die ihnen zur Basis dienenden Provinziallandtage besitzen. Wer mehr erwartet, täuscht sich sicher und besonders komisch sind die Motive, welche von dem National dem preußischen Monarchen untergeschoben werden, der von allerlei drohenden Zeichen erschreckt und von zahllosen Verbindungen gedrängt, zu der Verleihung einer Constitution wie zu einem Rettungsanker greifen müsse. Genug, Staatsmänner wissen von alle dem kein Wort, sondern erblicken in dieser Einrichtung Nichts als einen klugen Ausweg, der Fesseln ledig zu werden, welche das königliche Versprechen vom 22. Mai 1815 der Regierung anlegte und die bei der mahnenden Nothwendigkeit eines Anlehens zum Bau von Staatsbahnen u. dgl. immer lästiger werden. Hat man einmal die Ausschüsse regulirt und damit eine Quasi-Stände-Einheit geschaffen, so wird die hemmende Cabinetsordre als erfüllt bei Seite geschoben und man hat es dann mit loyalen Volksvertretern zu thun, deren moralisches Gewicht man benützen kann, und auf der andern Seite wird schon gesorgt sein, daß die Bäume nicht bis in den Himmel wachsen.

Die reuige Zerknirschung der Frankfurter Oberpostamtszeitung erscheint hier als eine der traurigsten Erfahrungen auf dem Felde deutscher Journalistik; daß es Blätter geben muß, welche mit nach Oben gerichteten Augen redigirt werden und jedes Zwinkern der Machthaber als Befehl vollstrecken, finde ich ganz in der Ordnung, denn warum sollte es gerade in der Journalwelt keine Livree geben? allein daß es charakterlose Blätter geben müsse, Blätter, welche den Herrn spielen und ihrem Brodgeber heimlich zuwispern: Heute kann ich nicht serviren, aber Morgen bestimmt, daß es solche Blätter geben müsse, das sehe ich durchaus nicht ein. Da lobe ich mir den Janus von Huber, denn er sagt uns gleich von vornherein, daß er von Vernunft Nichts wissen wolle und einzig darauf ausgehe, den Unsinn zu conserviren; und wie aufrichtig ist nicht die Preußische Allgemeine Zeitung, wer

einmal ihr Programm gelesen, weiß Alles und braucht nie wieder eine Nummer davon in die Hand zu nehmen. Aber das zischelt und speculirt auf die Leidenschaften des Tages, wie auf Taunusactien, bis zuletzt ein Börsengesetz dazwischen fährt und die Schwindler an ihrer empfindlichsten Seite, dem Geldbeutel trifft; dann erklärt man die gefallenen Papiere schnell in Verruf und wird wieder ein solider Kaufmann, der nur das allgemeine Wohl im Auge hat. So machte es die Frankfurter Oberpostamtszeitung mit dem Ewigen Juden von Sue, den sie sich anfangs blattweise mit Estaffette aus Paris bringen ließ und wegen dessen sie mit zehn Redactionen und Buchhändlern im Kampfe war, doch kaum merkte sie, daß selbst der verstümmelte Jesuitenroman in Oesterreich keine Gnade fand, als sie bereit war, die Sache fallen zu lassen, wobei sie noch die Unverschämtheit besaß, Stimmen, welche dieses gleißnerische Verfahren ankündigten, öffentlich als Verleumder zu erklären.

Die hiesige literarische Welt hat wieder einen ihrer ohnehin so spärlichen Sammelpunkte verloren, der noch überdies durch einen gewaltigen Namen Ehrfurcht einzuflößen im Stande war. Die Baronin Ottilie von Göthe hat uns verlassen und sich nach Berlin gewendet. Es ist natürlich, daß die Mutter einen Ort flieht, in dem sie ihre theuersten Erinnerungen begraben hat; der frühzeitige Tod ihrer Tochter Alma, die im vorigen Herbst in dem Alter von 17 Jahren starb, lastete schwer auf ihrem Herzen. Alma war ein interessantes Wesen, in dem Kindlichkeit und reifende Geistesanlagen auf die merkwürdigste Weise um die Oberhand kämpften und es erhöhte nur den Reiz ihrer Persönlichkeit, daß sie eine auffallende Aehnlichkeit in ihren Zügen mit ihrem unsterblichen Großvater besaß.

Haben wir durch den Abgang der Frau von Göthe einen offenbaren Verlust erlitten, so fehlt es dafür nicht an anderen Gästen, die uns wieder schadlos halten sollen. Dahin zählen wir denn den Fürsten Castriota Skanderbeg, russischen Unterthan, der ein leiblicher Nachkomme des berühmten Herzogs von Albanien sein soll, welcher im Jahre 1467 gestorben. Was den Fürsten Skanderbeg hieher führte, ist keineswegs das im hiesigen Zeughause aufbewahrte Schlachtschwert seines Ahnherrn, sondern die Liebe zur holden Tonkunst. Ja, dieser Nachkömmling des heldenkühnen Herzogs der Albanesen ist ein moderner Troubadour geworden, ein leidenschaftlicher Jünger der Tonmuse. Darin liegt wohl der sprechendste Beweis von der Umkehr der Zeiten. Der Fürst trug unlängst in einem hiesigen Salon Lieder von eigener Composition vor und erregte damit allgemeine Bewunderung; es war das eine in französischer, das andere in russischer Sprache, und jedes von ihnen hatte einen vollendet charakteristischen Ausdruck, wie ihn nur ein tiefes Erfassen der Volksthümlichkeiten und eine große musikalische Gewandtheit hervorbringen können. Sollten diese beiden Lieder

Digitized by Google

im Stich erscheinen, so würden sie, nach dem Ausspruch eines feinen Kunstrichters, das für die Composition sein, was die „Briefe eines Verstorbenen" für die deutsche Literatur geworden, nämlich der Anfang einer aristokratischen Tondichtung. Nicht als ob nicht schon vordem fürstliche Notenfedern Beachtenswerthes zu Tage gefördert, allein darin liegt es nicht, eben so wenig, als Fürst Pückler-Muskau der erste war, der unter dem hohen Adel Deutschlands ein Buch geschrieben. Seine Vorgänger schrieben als Gelehrte, als Schriftsteller, die zufällig Fürsten oder Grafen sind, er aber schrieb, wie nur ein Aristokrat schreiben kann; gerade so besitzen die Liedercompositionen des Fürsten Skanderbeg eine gewisse Grazie und anmuthige Nonchalance, wie man sie als Charakterzug der aristocratischen Lebenskreise kennt. Der Fürst ist sehr reich und besitzt bedeutende Ländereien in Rußland, wo er sich gewöhnlich aufhält; auch hat er auf einem seiner Güter eine vortreffliche Capelle eingerichtet, deren Leiter ein Deutscher, Namens Becker aus Leipzig, ist. Mittelst dieser Capelle läßt der Fürst die schwierigsten neuern Tondichtungen deutscher und französischer Meister aufführen, wie er denn trotz seiner skythischen Abgeschlossenheit in allen Bewegungen der musikalischen Welt vollkommen bewandert scheint. Was er über die russischen Musikzustände sagt, verdient Beachtung, weil es aus der unmittelbarsten Anschauung geschöpft ist. Nach seiner Ansicht kann sich blos aus dem seit Jahrhunderten anschwellenden Melodienschatz russischer Volkslieder eine recht nationale Musikschule in Rußland bilden, während aller italienischer Firlefanz, wie er in Petersburg und Odessa im Schwunge ist, blos Ohrenkitzel bleibt, der in keinem russischen Herzen zündet. Selbst die deutsche und französische Musik will er nur in sofern für Rußland gelten lassen, als sie die technische Ausbildung der volksgemäßen Tonkeime entwickeln helfen. Man sieht, der Fürst bekennt sich in der Musik zu den Grundsätzen, welche der Graf Cancrin in der Commercialpolitik aufgestellt und durchgeführt hat.

II.

Aus Breslau.

„Neujahrsgruß," aber keine Constitution. — Geheime Oeffentlichkeit. — F. W. Schlössel und seine Petition. — Volksstimmung. — Wit und seine Bestrebungen. — Zeitungsenthaltsamkeits-Verein. — Lätitia. — Dr. Weidemann. — Wit's Epistel an Arnoldi. — Jesuitismus. — Eine Geheimdruckerei. —

Während ich dieses schreibe, stoßen sie in der Stadt auf die Constitution an, auf die nämlich, welche der König morgen, d. i. den 9. Febr., proclamiren soll. Es ist jetzt Sonntag den 9. Febr. neun Uhr Abends, und ich könnte eigentlich, ohne ein Prophet zu sein, nicht wissen, was morgen vorgeht; aber ich versichere Ihnen auf Journa-

listen=Wort, wir bekommen keine Constitution. Wie ich das so bestimmt versichern kann? Erstens glaube ich's nicht. Der Glaube ist etwas Mystisches, darum schweige ich hierüber. Zweitens weiß ich es. Das Wissen muß sich rechtfertigen; drum hören Sie. Der Breslauer Justiz-Commissarius Ferd. Fischer hat ein Büchlein geschrieben: Neujahrsgruß betitelt, worin die Nützlichkeit einer Verfassung für Preußen in der wohlmeinendsten Weise bewiesen wird. Dies Buch wurde vor vierzehn Tagen etwa verboten. — Wenn unsere Regierung das Volk reif für eine Verfassung hielte, würde sie uns wenigstens drei Tage vor unserer Mündigkeitserklärung das Wort: Constitution oder: reichsständische Verfassung in öffentlichen Blättern auszusprechen erlauben. — Der Breslauer Magistrat und die Stadtverordneten, sonst so freisinnig und consequent, haben sich diesmal in Bezug auf den Landtag etwas schildaisch bewiesen. Wie ich so ganz im Vertrauen gehört habe, wollen sie um Oeffentlichkeit nach allen Richtungen hin petitioniren: Oeffentlichkeit der Stadtverordnetenversammlungen, der Landtagsberathungen, Oeffentlichkeit des Gerichtswesens. Damit diese Oeffentlichkeit aber nicht öffentlich werde, haben sie sich ganz im Geheimen das Wort gegeben, über diese Oeffentlichkeitsabsichten ein tiefes Geheimniß zu bewahren. Versteht sich! — Was werden aber diese Herrn am jüngsten Tage zu verantworten haben! Die anderen Städte Schlesiens richten ihre Augen auf Breslau: wir sind geheimnißvoll, folglich auch die Provinz. Bis jetzt sind nur äußerst wenige Städte mit Petitionen hervorgetreten: es fehlt der Muth des Verlangens, vor Allem aber wohl die Zuversicht des Gewährens. Ein Mann macht hiervon eine Ausnahme, der Fabrikbesitzer F. W. Schlöffel in Eichberg bei Hirschberg. Derselbe erbittet bei dem achten Schlesischen Landtage die Wiederherstellung richterlicher Unabhängigkeit, d. i. Aufhebung des unseligen Gesetzes vom 29. März 1844, wonach die preußischen Richter im Disziplinarwege abgesetzt werden können. Zweitens mit Hinweisung auf E. Pelz und Hayn eine Habeas=Corpus=Akte nach englischen Grundsätzen; drittens Reform unserer Rechtsverfassung mit Anklage=Jury und Urtheils=Jury. — Trotzdem nun eigentlich wenige faktische Beweise der Theilnahme an dem diesjährigen Landtage vorliegen, ist das allgemeine Interesse dennoch auf ihn gerichtet. Man verlangt diesmal von den Repräsentanten eine durchgreifende, energische Opposition. Diesmal — so spricht sich die allgemeine Meinung aus — müsse es sich zeigen, ob das so fort gehen werde oder nicht. Ich sehe wahrhaftig keine Gespenster, aber die Stimmung im Volke ist dem status quo durchaus nicht befreundet. Das ist ein auf Beobachtung gegründetes, durch und durch objectives Wort. — Nachdem der gebirgige Theil Schlesiens vor den Augen der Welt — kann man sagen — seine Weber=Tragödie aufgeführt hat, scheint vor Allem Oberschlesien eine Rolle spielen zu wollen, die jedoch meist komisch ist, we=

nigstens nicht auf den Thränensack wirkt. Sie kennen den Herrn Wit, wissen, daß er Jenaer Burschenschafter, zweideutiger Mitarbeiter des Morning-Chronicle und noch zweideutigerer französischer Polizei-Agent gewesen; Sie haben auch erfahren, daß er jetzt, nachdem er vielen Leuten gedient und vieler Länder Gefängnisse besucht, in Psow bei Ratibor unter dem schmeichelnden Zuspruche eines größeren Besitzthums von seinen demagogischen Verirrungen zu gesundem Conservatismus genesen ist. Lange Zeit hielt er sich passiv oder versuchte höchstens mit einem gewöhnlich sehr schlecht stylisirten Artikel in das Getriebe der Staatsmaschinen einzugreifen. Doch bald sollte auch sein Stichwort wieder erschallen. Die Mäßigkeitsbestrebungen in Oberschlesien nahmen ihren Anfang. Wit sah sich mit einem Male in einer solchen finanziellen Krise, daß er seine ziemlich bedeutende Brennerei außer Betrieb setzen mußte. Von jetzt an wurde er ein großer Freund der Mäßigkeit, doch mehr bei Andern, als bei sich selbst. Was er in dieser Beziehung gethan, ist bekannt. Daß Tausende von Oberschlesiern zur Nüchternheit schworen, ist größtentheils sein Werk. Doch seine excentrische Natur durfte sich mit diesem Resultate nicht begnügen. Wozu diese nüchternen Volksmassen? Welches ist der Zweck, den du mit diesem selbst geschaffenen Mittel erreichen kannst? — So mochte sich Wit fragen. Er hatte nicht vergessen, was der Liberalismus ihm für eine Note gegeben. Er erinnerte sich all der Unbill und der Kränkungen, die ihm von Seiten des modernen Zeitbewußtseins zugefügt worden waren. Rache! war das Losungswort. Und flugs gerirte er sich als Befehlshaber der „nüchternen Pollaken," rief die katholische Geistlichkeit sich zur Seite und stellte sich dem Fortschrittsprinzip gegenüber. Der Ronge'schen Bewegung lieferte er die erste Schlacht und gründete den Zeitungs-Enthaltsamkeitsverein, etwas ganz Neues von seiner eigenen Erfindung. Unverbürgte Nachrichten besagen zwar, daß er hiebei abermals eine Nebenabsicht gehabt, nämlich die, sich Leser für sein von ihm selbst herauszugebendes Blatt zu erhungern. Mochten aber die Oberschlesier wirklich keine so große Apathie gegen die „schlechte" Presse haben, oder fürchteten sie sich vor dem Wit'schen „guten" Organe — genug, der Verein fand keinen sonderlichen Anklang und besteht bis jetzt nur aus dem Gründer allein. Aber auch dieser ist seinem Gelübde nicht nachgekommen; denn neulich schickte er der Redaction der Breslauer Zeitung eine Erklärung ein gegen einen Angriff desselben Blattes auf ihn. Seine zweite große That war die, daß er an den Bischof Arnoldi einen Trostbrief richtete, in welchem er ein großes, tiefgehendes Complott, welches als Abzweigung des Freimaurerbundes in Schlesien unter dem Namen „Lätitia" bestehe, verräth. Der Justiz-Commissarius Dr. Weidemann, derselbe, der früher in der Hallenser „Salina" seine literarische Wegelagerei trieb, secundirte Herrn Wit und nun entdeckten diese Leute in

Compagnie Dinge in Schlesien, welche jedoch zu abgeschmackt waren, als daß die Machthaber irgend wie davon Notiz genommen. Denn man hört so eben, daß Wit in Berlin keine besondere Beachtung erfahren und mit seiner Bitte um Concession einer wahrhaft conservativen Zeitung rundweg abgewiesen worden sei. Dem Dr. Weidemann gelingt es auch nicht, seinen „oberschlesischen Zuständen" Leser zu verschaffen, obgleich alle seine Operationen eigentlich dahin zielen. Das par nobile fratrum hat sich lächerlich gemacht, weiter Nichts! Unter die Kategorie des Großartig-Lächerlichen fällt auch der Aufruf, den neulich Wit an die „nüchternen Pollaken" richtete, „zu Ehren der gnadenreichen Gottesmutter, unter deren Schutz die Sache der Mäßigkeit vollbracht wurde, den reichsten Altar im Dome zu Köln zu weihen." Wit verdiente für diesen Aufruf, der nichts Anderes bezweckt, als dem armen Volke das Geld aus den Taschen zu lungern, wirklich in's Tollhaus gesperrt zu werden. — Ueber andere Curiositäten Oberschlesiens berichte ich Ihnen nächstens. So viel vernehmen Sie nur noch, daß unter den Geistlichen auf Anregung des von jeher bündnerisch gesinnten Wit eine geheime Verbrüderung bestehen soll, welche auf jesuitische Tendenzen hinausläuft. Man erzählt sich, daß unter Obhut dieses Bundes eine geheime Druckerei thätig sei, welcher Umstand dadurch allerdings Wahrscheinlichkeit erhält, daß all die Stoßseufzer, Marienbüchlein, Mäßigkeitslieder und selbst die Pamphlete, welche Wit zu Tausenden unter das Volk ausstreut, ohne Angabe des Druckorts und des Druckers erschienen sind. x.

III.

Notizen.

Kühne's Kaiser Friedrich auf der Leipziger Bühne. — Kelch und Schwert. — Auch Du Brutus! —

— Kühne's „Kaiser Friedrich in Prag," der bereits in Hannover, Mannheim und Magdeburg lebhaften Beifall gefunden, ist endlich am 25. Febr. zum ersten Mal auch über die hiesigen Bretter gegangen. Das Publicum folgte der Darstellung mit großer theilnehmender Aufmerksamkeit, die öfters, namentlich in den humoristisch-politischen Scenen, in unwillkürlichen Beifall ausbrach, und zuletzt wurde der Verfasser vom ganzen Hause gerufen. Es ist Schade, daß grade dies Drama durch Stoff und Färbung von den größern, mit den erforderlichen Mitteln gerüsteten Bühnen (Wiens, Dresdens und Berlins) sich selbst ausschließt. Kaiser Friedrich, den der Verf. zum Typus einer gewissen modernen Regentengattung à la Ludwig XI. oder Louis Philipp gemacht hat, ist eine zu sprechende Tendenzfigur, um auf den Brettern einer Hofbühne zu erscheinen; Friedrich ist, schon als Deutscher, gemüthlicher als die gekrönten Politiker Frankreichs, aber nicht weniger

Digitized by Google

schlau; ein Bürgerkaiser, der durch Ueberlegenheit des Verstandes herrscht, durch äußerliche Leutseligkeit gewinnt, stark ist durch berechnende Oekonomie und zähe Geduld wie Andere durch Kühnheit und Gewalt; ein Mann, an dem nicht Eine ritterliche, heldenthümliche Faser und der doch, wo es Noth thut, durch souveräne Sicherheit zu imponiren weiß. Diese Mischung von industriöser Klugheit und von Majestätsbewußtsein gibt dem Friedrich einen recht gesunden politischen Humor; und man muß sich gestehen, recht moderne Regenten werden immer so geartet sein, wenn sie wirklich Politiker sind. Freilich ist Friedrich dazu noch alt und kränkelnd. Max, der ritterliche Prinz, die Hoffnung Germanias, ist das Gegenstück dazu: ganz deutscher Jüngling, einer von Denen, deren Verdienst und Tugend in ihrem Lebensalter besteht; die gewöhnlichen Exemplare dieser idealen Gattung bekehren sich zum gemeinen Weltlauf, wenn die Jünglingsperiode um ist, von selbst; die edlern durch irgend einen Unglücksschlag. Max, der als Prager Student für die geächtete Tochter Georg's von Podiebrad eine heiße Leidenschaft gefaßt hat und deshalb den Plänen des Vaters trotzt, der für ihn um Ladislavs Tochter Ulrike, d. h. um die böhmische Krone wirbt, wird durch das tragische Ende beider Bräute, der geliebten selbstgewählten und der verhaßten aufgedrungenen, aus allen Jünglingshimmeln gestürzt und auf seine ernste Braut Germania hingewiesen, während auch Friedrich sehen muß, daß Natur und Leidenschaft oft stärker sind, als alle grübelnde Regentenweisheit. Wäre es möglich gewesen, die übrigens edel und stolz gehaltene Tochter Podiebrads an die Spitze einer nationalböhmischen Hussitenpartei zu stellen und den Prinzen in den Conflict zwischen jugendlicher Begeisterung für die Schilderhebung der Unterdrückten und dem Beruf des deutschen Kaisersohns zu bringen, so hätte das Interesse vielleicht einen stärkeren Mittelpunkt, die Handlung an Leidenschaft gewonnen; die Empörung der Bürger im vierten Acte, welche die gefangene Wlaska befreien wollen, war eine Handhabe dazu. Ueberhaupt liegen die Vorzüge dieses Stückes, und das, was für das dramatische Talent des Verfs. spricht, mehr in der scharfen charakterisirenden Zeichnung, als im Colorit; man sieht, was die Bühnenkenntniß betrifft, daß der Verf. erst den Proben eines einzigen Stückes von seiner Hand beigewohnt hat; nur schüchtern verfügt er über das reiche Arsenal der Theaterwelt. Dagegen zeigt der echt dramatische Dialog von großem psychologischen Scharfsinn, die Charakteristik ist voll Sicherheit und reich an den feinsten Zügen, auch in den Nebenfiguren ist viel Sinn und Bedeutung; wie treffend ist es z. B. daß der Säckelmeister Wackerbart als die rechte Hand Friedrichs erscheint und der Pfaffe Burda von Niemand besser gewürdigt wird als von seinem etwas pfäffischen Herrn. Friedrich selbst ist eine treffliche und neue Figur, auch die stürmische Ulrike, sowie Max und Wlaska, sind schwungvoll und doch individuell gehalten. Ueber

die Darstellung können wir uns hier nicht weiter verbreiten, aber Marr's Leistung als Friedrich stellte die Intelligenz dieses wirklich denkenden Künstlers in's glänzendste Licht; auch das Spiel der Andern verrieth, daß mit Einsicht einstudirt worden und daß mit Liebe gespielt wurde. Nur der erste Act war noch zu sehr Probe.

— Von Hartmann's „Kelch und Schwert" bringt Weber's Verlagshandlung in wenigen Wochen eine zweite unveränderte Auflage. Der junge Dichter hat nicht nur in Oesterreich, sondern auch in Norddeutschland rasch viele eifrige Leser gefunden. Auch die Stimmen der Kritik haben bis jetzt mit gleicher Wärme seine Muse willkommen geheißen, wie außer den Leipziger Journalen das Morgenblatt, der Telegraph, die Jahreszeiten u. a. Blätter beweisen.

— Auch Du, Brutus! möchte man zu dem gemüthlichen kleinen Würtemberg sagen. Auch Deine Freisinnigkeit ist mehr Sonntags-, als Werktagskleid; sehr freundlich und herzlich, vertrauensvoll und treu bis an den Tod ist dieser Liberalismus, nur darf er nicht ernstlich auf die Probe gestellt werden. Sonst erschrickt er und besinnt sich, daß er im Grunde doch ein deutscher ist, also — Professor Vischer ist richtig wegen seiner Inauguralrede, auf das Zetergeschrei einiger Stuttgarter Zeloten, für zwei Jahre suspendirt, d. h. glücklich von Tübingen und aus Schwaben fortgebissen. Denn Vischer wird gewiß nicht nach zwei Jahren zu Kreuz kriechen und da einen Lehrstuhl suchen, wo man ihm so schnöde begegnet. Wie gewöhnlich in solchen Conflicten zwischen Staat, Kirche und Wissenschaft gebührt das Hauptverdienst der Niederlage den — Professoren. Die Professoren Tübingens, von der Regierung um ein Gutachten befragt, hatten nicht den Muth oder nicht Lust, ihren geistreichen Collegen in Schutz zu nehmen. Vischer wird sich nun ganz der literarischen Wirksamkeit hingeben müssen, wie Strauß, Bauer u. a. Die Katheder sind morsch und es scheint, als wollten die Universitäten selbst alles Leben aus sich ausscheiden, um nur durch ihr faules Holz zu glänzen. Aber dazu ist es nicht dunkel genug. — So eben erfährt man, der akademische Senat von Tübingen habe gegen Vischer's Suspension protestirt. Thaten wir den Professoren Unrecht? Doch nicht. Jetzt protestiren sie, wenn es zu spät und bloße Form ist. Sie durften Vischer nicht erst durch ihr flaues Gutachten preisgeben.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Johannes Rösing. *)

Die Aristokratie ist kalt, verzeiht nie; eben so herzlos als jesuitisch verfolgt sie ihren Weg, unbekümmert um das, was in der Urne des Schicksals verborgen liegt.

Rösing.

Ist kein Schlözer da? möchte man heute mitunter fragen. Er, der unermüdliche Gegner der Mißbräuche und Gewaltstreiche, des Unfugs der kleinen Fürsten und ihrer Hofräthe, der unermüdete Kämpfer gegen aristokratischen Patrizierunfug, machte mit innerer Behaglichkeit Jagd auf die Staatsstreiche der kleinen Tyrannen, um sie aus dem Dunkel an's Licht zu ziehen. Er war der Schrecken aller großen und kleinen Gewalthaber. Unsere Zeit ist zu groß geworden. Die Mißbräuche in den Duodezstaaten finden in dem Prinzipienkampf unserer Tage kaum noch Beachtung.

Johannes Rösing, „ein achtbarer Kaufmann," wie ihn die Untersuchungsakten nennen, und Bürger der freien Stadt Bremen, wurde vom Kriminalgerichte Bremens wegen Beförderung der am 19. und 20. April 1841 stattgefundenen tumultuarischen Auftritte und der damit verbundenen höchst gefährlichen Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung in eine Gefängnißstrafe von zwei Monaten verurtheilt. Das Urtheil wurde vom Obergericht bestätigt. — Rösing war früher vom Senate ehrenvoll ausgezeichnet, zum Administrator der Gefängnisse ernannt, Mitglied mancher Deputationen und Verwaltungen.

*) Das Kriminalgericht in Bremen vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gezogen von Johannes Rösing. Zum Besten der Familie des Professors Jordan. Leipzig, Brockhaus.

Nach der Julirevolution hatte er einen Antrag auf Reform der 300 Jahre alten Verfassung Bremens gestellt. Wegen eines 1835 im Kometen abgedruckten Artikels, der bremische Zustände behandelte, wurde er durch die Machtvollkommenheit des Präsidenten von den Bürgerconventen ausgeschlossen. Dem Senate ist es gestattet, über Verwaltungsgegenstände mit Leuten aus der Gemeinheit, den Kaufleuten und Zünften „Rücksprache zu nehmen." Diese „Bürgerconvente," zu denen der Senat nach Belieben aus der Bürgerschaft beruft, haben sich im Laufe der Zeit, statt der „ganzen Bürgerschaft," statt der „ganzen Gemeinde," die gesetzgebende Gewalt angemaßt. Eine von einem solchen Bürgerconvente am 2. April 1841 beschlossene Verordnung über die Wehrpflicht hatte eine ungemeine Aufregung unter der Bürgerschaft hervorgerufen. Man betrachtete diese Verordnung als eine ungesetzliche, weil nicht alle Bürger, die ganze Gemeinheit, zugezogen, da die zu den Conventen berufenen Bürger nicht die Vertreter der Bürger seien. Fast fünftausend Bürger hatten gegen die Ausführung protestirt. Der Vollzug dieser Verordnung veranlaßte am 19. und 20. April einen Straßentumult. Rösing, der ebenfalls einen Protest eingereicht, wurde am 22. April auf der Straße verhaftet, als der Beförderung jenes Tumultes verdächtig, da man, wie es in den Entscheidungsgründen heißt, „sich zu dem Inculpaten eines solchen Benehmens wohl versehen konnte. Als ein, gelinde ausgedrückt, excentrischer Kopf war er überall bekannt, vielfach war er als Autor in hiesigen und fremden Blättern aufgetreten, stets in einem der bestehenden Ordnung feindlichen Geiste; bald unter seinem eignen Namen, bald anonym, hatte er stets die hiesigen Verhältnisse angegriffen, seine Unzufriedenheit damit nicht auf die mildeste Weise zu erkennen gegeben und es endlich so arg gemacht, daß er wegen eines im Kometen eingerückten, kein Verhältniß mehr schonenden Artikels von der Theilnahme an den Bürgerconventen förmlich ausgeschlossen werden mußte, ein hier ebenso unerhörtes, als den Inculpaten tief verletzendes Verfahren. (Unerhört in den Annalen Bremens und tief verletzend war also das Verfahren gegen Rösing!) Seine gänzliche Verkennung der seiner Obrigkeit gebührenden Autorität und des schuldigen Gehorsams legte er aber auch auf sonstige Weise genugsam an den Tag; so wurde er im Jahre 1834 wegen gröblicher Beleidigung der Censurbehörde zu einer

Digitized by Google

sechswöchentlichen Gefängnißstrafe rechtskräftig verurtheilt. Sein Benehmen, als er auf Requisition einer auswärtigen Behörde vernommen werden mußte, war der Art, daß er es nur einer großen Nachsicht zu danken hat, wenn damals nicht weiter gegen ihn eingeschritten wurde, und daß dieses selbst dann noch unterblieb, als eine Abschrift des damals aufgenommenen Protokolls, aber verstümmelt und dagegen mit Randglossen versehen, in einem öffentlichen Blatte erschien."

In Bremen scheinen nicht Gesetze, sondern Nachsichten und Rücksichten zu regieren. Entweder war Rösing's Benehmen gesetzwidrig und dann mußte man pflichtmäßig gegen ihn einschreiten, oder es war nicht gesetzwidrig, da bedurfte es der Nachsicht nicht. Aus diesen Entscheidungsgründen lernen wir die Motive des Verfahrens gegen Rösing kennen. Er, der Bürger der freien Stadt Bremen, war ein ungehorsamer Unterthan „seiner Obrigkeit." Er hatte den Puder von den kalten bestäubten Perücken etwas abklopfen wollen; er hatte „in einem der bestehenden Ordnung feindlichen Geiste" geschrieben; er hatte wiederholt an die Oeffentlichkeit appellirt und die Hochweisen Bremens in ihrem geheimen Treiben gestört. Er hatte im Jahre 1834 „Constitutionelle Verhandlungen zwischen Rath und Bürgerschaft der freien Stadt Bremen" in Braunschweig drucken und in Bremen verkaufen lassen. Er hatte — und dies ist ein Hauptanklagepunkt gegen ihn, da „die gleichzeitige Verbreitung jener Schrift zur Bildung einer Art von öffentlicher Meinung nicht ohne Einfluß geblieben ist," — diese Schrift am 19. April 1841 abermals durch die wöchentlichen Nachrichten, also mit Bremer Censur, zum Verkaufe ausbieten lassen, „und zwar diese neunzig Druckseiten zu dem äußerst niedrigen Preise von zwei Groten." Charakteristisch ist es, daß man in der freien Stadt Bremen gar keine „öffentliche Meinung" dulden will, daß man den, der Veranlassung gibt, daß sich nur „eine Art von öffentlicher Meinung" bildet, als Verbrecher behandelt. Dem Bürger der freien Stadt Bremen, meint man, zieme stummer Gehorsam. Eine eigene Meinung gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit zu haben, sei unzulässig.

Verdächtig der Beförderung des Tumults war Rösing den Hochweisen in Bremen ferner durch Mittheilung einer Abschrift seines Protestes, durch augenblickliche Anwesenheit in dem Rathskeller an

jenen beiden unruhigen Tagen, durch seine frühere Anwesenheit in einem Bierhause, wohin Rösing eines Hopfengeschäftes wegen gegangen und wo zufällig Bürger über die Ungesetzlichkeit der Wehrverordnung verhandelten. „Auffallend mußte jedem Unbefangenen das Erscheinen des Inculpaten in einem solchen Hause und in einer solchen Gesellschaft vorkommen, da er, zu den höhern gebildeten Ständen gehörend, schwerlich in lauterer Absicht sich dorthin begeben haben konnte (!!)" heißt es in den Entscheidungsgründen, weshalb Rösing von dem Inquisitor auch „vorgestellt, wie es auffallend sei, daß ein Mann seines Standes, ein achtbarer Kaufmann, in ein Bierhaus gehe (!)" Der alte reichsstädtische Patrizierdünkel sieht mit Hochmuth und Geringschätzung auf den Bürger und Handwerker herab.

Der Verhaftung folgte eine Haus- und Papierdurchsuchung. Nach vierzehntägiger Haft wurde Rösing entlassen, nachdem er über dies und jenes inquirirt, z. B. darüber, daß sein fünf und ein halbjähriger Sohn am 19. April in der Schule erzählt, den andern Tag werde sein Vater König von Bremen werden!! „Man sieht," äußert Rösing, „wie sehr man bei der Untersuchung in's Kleinliche gegangen, wie sehr man alles Mögliche aufgeboten hat, eine Schuld auf mich zu bringen. Und was lag diesem Verfahren zum Grunde? Nichts Anderes, als mein früheres energisches Auftreten und mein Bemühen, aus vermoderten Perücken den Puder zu wischen, der Willkür entgegenzutreten, Mißbräuche alter Jahrhunderte erkennbar zu machen, die Mängel einer dreihundertjährigen Verfassung zu zeigen und die Nothwendigkeit, sie zeitgemäß zu gestalten, nicht minder auch mein eifriges Bestreben, des Mysticismus giftige Wurzeln auszurotten und Aufklärung zu fördern."

Die Absicht einer großen Menge Bürger, ihn in feierlichem Zuge aus dem Gefängnisse abzuholen, vereitelte Rösing. In der ersten Nacht nach der Freilassung bringen ihm Bürger eine Nachtmusik. Die Polizei citirt die Urheber und macht ihnen Vorstellungen darüber, daß sie einem kaum aus dem Gefängnisse gekommenen Manne Ehrenmusiken gebracht. Der reichsstädtische Bocksbeutel in seiner ganzen Größe. Die Nachtmusiken wiederholen sich. Darauf Verbot derselben in der freien Stadt Bremen, ohne zuvorige hochobrigkeitliche Approbation. Aber nicht blos gegen Nachtmusiken führte die Polizei

Digitized by

der freien Stadt Bremen einen Vernichtungskrieg, auch der Ehrenpforten erbarmte sie sich. Früh Morgens am Pfingstsonntag hatten geachtete Bürger mit ihren Frauen vor Rösing's Hausthüre, auf der Haustreppe, also auf des Hauses Territorio, einen großen mit Blumenguirlanden und Eichenlaub gezierten, oben eine Bürgerkrone tragenden Ehrenbogen errichtet. Rösing läßt den Ehrenbogen abnehmen und in's Haus setzen. Die Polizei holt die Ehrenpforte mit Gewalt aus dem Hause weg, arretirt sie und schleppt sie auf's Rathhaus. Die Erbauer werden vorgefordert, aber nicht bestraft, da es in Bremen nicht verboten, Jemandem durch einen Ehrenbogen an seinem Hause Achtung zu bezeugen. Es ist schon auffallend, daß die Polizei des Ehrenbogens wegen in ein Haus dringt, ihn aus dem Innern des Hauses wegnimmt, auf's Stadthaus bringt; noch mehr muß es befremden, daß man die ganze Ehrenpforte zurückbehält, als „zu den Akten gehörig." In der freien Stadt Bremen kann der Bürger also nicht wie in Hamburg sagen: mein Haus ist meine Burg.

Die Theilnahme der Bewohner Bremens an Rösing's Geschick sprach sich auf mannichfaltige Weise aus. Als ein vom Exerciren zurückkehrendes Bataillon der Bürgerwehr vor Rösing's Hause vorbeimarschirt, wird ihm ein lautes Hoch gebracht. Der Ruf war durch's ganze Bataillon so allgemein, daß Niemand zur Verantwortung gezogen werden konnte.

Dagegen wußte die Rathsvetterschaft Rösing's Suspension aus dem hanseatischen Verein der Freiwilligen von 1813 durchzusetzen. Von neunzig Mitgliedern wurde dieser Akt der Willkür, der einen Angeklagten auf eigene Faust, vor gerichtlicher Entscheidung, verurtheilt, mit 37 gegen 23 Stimmen beschlossen. Ein ganz statutenwidriger Beschluß, da nach den Gesetzen des Vereins zwei Drittheile gegen Rösing hätten stimmen müssen. Aber man schämte sich keiner Ungesetzlichkeit. Doch hatten die Antragsteller nicht den Muth, sich frei und offen zu der Anklage zu bekennen. Vergebens forderten die gegen den Ausschluß Protestirenden in der berufenen Generalversammlung die Ankläger auf, sich zu nennen; vergebens forderten sie den Vorstand auf, diejenigen zu nennen, die den Antrag gestellt; vergebens forderten sie Beweise gegen Rösing. Man blieb stumm. Die Mitglieder des Senats mit ihrer Verwandtschaft, die Mitglieder

des Vereins, die sonst den Verein sehr selten besuchten, waren bei dieser außerordentlichen Generalversammlung gegenwärtig. Der Antrag ging durch.

Rösing beschloß, Bremen zu verlassen. Man scheint nicht abgeneigt gewesen, das ganze Verfahren gegen ihn fallen zu lassen. Es wurde ihm auf eine etwas mysteriöse, eigenthümliche Weise von einer Gerichtsperson eröffnet, man werde ihn gern ziehen lassen und seine Sache niederschlagen, es hinge nur von ihm ab, das Ganze der Vergessenheit zu übergeben. Er möge bedenken, man könne auch auf andere Schriften früherer Jahre zurückkommen!! Rösing drang indeß auf ein Urtheil, das ihm endlich nach fast einjährigem Hinzögern am 7. Mai 1842 eröffnet wurde. Gegen dieses auf zwei Monate Gefängniß lautende Erkenntniß des Kriminalgerichts legte Rösing Appellation beim Obergerichte ein, das indeß am 11. Februar 1843 das Urtheil erster Instanz bestätigte, mit der Ermäßigung, daß Rösing freigestellt wurde, sich durch zweihundert Thaler in Gold loszukaufen. „Ob man," sagt Rösing, „ein strafendes Urtheil gefällt hat, aus Furcht, ich möge sofort, wenn ich freigesprochen würde, das Kriminalgericht verklagen und für erlittene schmachvolle Behandlung Satisfaction und Entschädigung fordern, welche Klage ich in Lübeck (beim Oberappellationsgericht der freien Städte) anstellen könnte, und ob deshalb durch das Kriminalgericht das Urtheil gefällt ist, weil ich nach den Gesetzen der freien Stadt Bremen die Appellation nur beim Obergerichte dieser freien Stadt, also klagend über Senatoren bei Senatoren, nicht aber vor einem auswärtigen Gericht oder einer Facultät führen konnte, — wage ich nicht zu entscheiden."

Rösing war unterdeß nach Paris übergesiedelt. Bei seiner Abreise salutirt die auf der Hauptwache befindliche Bürgerwehr. Achtzig Bürger Bremens gaben ihm in fünfundzwanzig Wagen das Ehrengeleit bis zur Grenze. Dort wurde ihm ein großer kostbarer, herrlich gearbeiteter Pokal überreicht. Der Pokal wurde beim Eintritt in Frankreich durch die französischen Beamten von der gesetzlich zu zahlenden Abgabe und von dem Stempel befreit. Ein solches Ehrengeschenk dürfe den französischen Stempel nicht erhalten und keine Abgabe entrichten. —

Auf die Kunde, daß das Urtheil erster Instanz bestätigt, reißt

Digitized by Google

Rösing, es verschmähend, die Strafe mit Geld abzukaufen, von Paris nach Bremen und stellt sich dem Gerichte. Nachdem ihm das Erkenntniß zweiter Instanz vorgelesen und der Verhaftsbefehl ausgefertigt worden, wendet sich der vorsitzende Senator mit den Worten gegen Rösing: „Herr, Sie sind nur nach Bremen gekommen, um Aufsehen zu machen.“ Die Wohlweisen Bremens scheinen nicht zu ahnen, daß der Weg zur Freiheit durch die Kerker und über's Schaffot geht.

Rösing wurde dem Detentionsgefängnisse zu strenger Haft übergeben. Seine Wünsche um ein freundlicheres Zimmer mit Aussicht in's Freie — beim Bau des Hauses, unter Rösing's Administration, war ein freundlicheres Zimmer für politische Gefangene bestimmt worden — Abends Licht zu bekommen, Bremer Zeitungen und Wochenblätter lesen zu dürfen, wurden abgeschlagen. Einem politischen Gefangenen Zeitungslectüre und im März und April ihm Licht während seiner Strafzeit zu versagen, ist eine Barbarei. Auf seinen Wunsch, einige Male in der Woche die freie Luft durch Bewegung im Garten genießen zu dürfen, ward erwiedert, dazu bedürfe es einer Bittschrift an den Senat. Dazu konnte sich Rösing nicht entschließen. Also gesetzlich hat der Staatsgefangene in Bremen nicht das Recht, sich etwas in freier Luft zu bewegen. Er muß sich dies Recht erst von der Gnade eines hochweisen Senats erbitten. Man scheint sich übrigens dieser Barbarei geschämt zu haben, denn in den letzten Tagen seiner Haft ward Rösing, ohne daß er darum angehalten, eine Bewegung im Garten des Gefängnisses gestattet. An seine Frau zu schreiben, ward mit dem Vorbehalt gestattet, daß die Briefe offen dem Senat überliefert würden. Das heißt denn doch die Neugierde weit treiben. Da man in Bremen in dem politischen Verbrecher den Menschen so wenig achtet, wie wird man da gegen den gewöhnlichen Verbrecher verfahren.

Prüft man die Entscheidungsgründe, so findet man keinen genügenden, gegen Rösing sprechenden Grund. Tausende haben Proteste eingereicht; des bloßen Protestes wegen hat man nicht gegen sie verfahren. „So würde es nicht angemessen sein,“ sagen die Entscheidungsgründe, „Rösing blos des Protestes wegen zur Verantwortung zu ziehen, wenn, wie gesagt, Inculpat Nichts weiter gethan hätte, als diesen Protest einzureichen. Dabei blieb er aber keineswegs stehen,

vielmehr entwickelte er noch auf mannichfache sonstige Weise eine Thätigkeit, welche ein weiteres Eingehen auf die Untersuchung, ob Inculpat sich eines sonstigen Vergehens schuldig gemacht habe, erfordert, wobei dann allerdings sein Protestiren und der Inhalt seines Protestes wieder berücksichtigt werden muß."

Nach allen in den Akten vorkommenden Umständen lasse sich durchaus nicht anders annehmen, als daß die untersten Klassen von Höherstehenden auf jegliche Weise bearbeitet worden, äußern die Entscheidungsgründe, ohne Beweise für diese Annahme beizubringen. „Wie sollte auch," fahren sie fort, „der den Inculpaten größtentheils nicht einmal kennende Pöbel dazu gekommen sein, ihm die vielen brüllenden Vivats im Weinkeller zu bringen, wenn nicht sein Benehmen mächtig auf das Volk eingewirkt hätte? Weshalb brachte man ihm später Nachtmusik und errichtete eine Ehrenpforte vor seinem Hause, wenn seine Handlungen keinen Eindruck hervorgebracht hätten? Der Erfolg des ganzen Benehmens des Inculpaten, daß er nämlich die Aufregung und die dadurch erzeugten Excesse beförderte, läßt sich durchaus nicht bezweifeln, und allen Umständen nach kann man auch nicht anders annehmen, als daß er diesen Erfolg beabsichtigte." Aber die Beweise? Sie fehlen.

Welches sind nun die strafwürdigen „Handlungen?" fragen wir begierig. Er ist zufällig einige Augenblicke in einem „Bierhause" gewesen, in einer Versammlung von „Personen des Mittelstandes, worin über die Verhinderung der Ausführung der Wehrpflicht berathen wurde," er hat seine Schrift „constitutionelle Verhandlungen" am 19. April für zwei Grote durch censirte Blätter zum Verkauf ausbieten lassen. Aus dieser Schrift ist im Weinkeller vorgelesen worden. Er hat eine Abschrift seines Protestes Andern mitgetheilt und diese ist ebenfalls im Weinkeller vorgelesen worden. Er selbst ist an den beiden unruhigen Tagen auf einen Augenblick in dem Weinkeller gesehen worden. „Hier sind," sagen die Entscheidungsgründe, „aller Wahrscheinlichkeit nach (wird man in Bremen auch aus Wahrscheinlichkeitsgründen verurtheilt), sein Protest und Stellen aus seiner Broschüre vorgelesen, ihm auch Hurrahs und Vivats gebracht worden, ohne daß er irgend einen ostensiblen Schritt that, dem zu steuern." — „Aber Niemand steuerte dem Unwesen, obgleich manche Leute aus den bessern Ständen sich im Weinkeller einfanden,"

Digitized by Google

sagen die Entscheidungsgründe an einem andern Orte. Es ist durchaus nicht nachgewiesen, daß Rösing damals im Keller war, aber es ist zu Protokoll gegeben und eidlich erhärtet, daß Rösing vor jeder Aufregung, vor Lärmen gewarnt. Rösing verhielt sich ganz theilnahmslos, ganz ruhig — wie die Entscheidungsgründe selbst anführen, — „ohne daß er erweislich positiv etwas zur Vermehrung der Aufregung that, indem er sich anscheinend mehr passiv verhielt und sich schon zurückgezogen hatte, als die Gewaltthätigkeiten zum Ausbruch kamen." Obgleich nun Rösing damals erweislich positiv Nichts zur Vermehrung der Aufregung that, so fahren die Entscheidungsgründe doch fort: „Nimmt man nun alle diese Momente zusammen und verbindet damit noch sein früheres Benehmen, so wie seine, die höchste Unzufriedenheit mit den jetzigen Zuständen bekundenden, mit Beschlag belegten, frühern Aufsätze und Vorlesungen, welche, fast sämmtlich in dem aufregendsten Tone geschrieben, sich höchstens auf der Grenze des Erlaubten halten, so wie den Inhalt seines in gleichem Geiste verfaßten Protestes, von dem er, als gebildeter Mann, nothwendig voraussetzen mußte, daß derselbe, in solchem Momente dem offenbar schon aufgeregten großen Haufen mitgetheilt, diesen noch mehr aufregen müsse ꝛc., so kann man nicht umhin, ihn der Absicht, gewaltsame Scenen herbeizuführen, für überführt zu halten." Liest man diese Entscheidungsgründe, so kann man nicht umhin, sie der Absicht anzuklagen und überführt zu halten, an Rösing, wegen seines „frühern Benehmens" und seiner „frühern Aufsätze," nachträglich ein Exempel zu statuiren, froh der Gelegenheit, sich wegen früherer Dinge an ihm reiben zu können. In dem Urtheile der zweiten Instanz wird gesagt, „daß sowohl sein Protest als die erneuerte Erinnerung an seine Flugschrift geeignet waren, der vorhandenen Gluth neue Nahrung zu geben." Sein Protest enthalte eine Injurie, für welche allein schon der Inculpat eine Gefängnißstrafe von vier bis sechs Wochen verwirkt habe. Das erste Erkenntniß hatte die in Rede stehende Stelle nicht für eine „eigentliche Injurie" erklärt und dabei bemerkt: „Im Uebrigen ist der Inhalt dieses Protestes im Wesentlichen nicht schlimmer, als der der andern Protestirenden, deren Handlungen völlig ungeahndet geblieben sind."

Wodurch war denn aber die „vorhandene Gluth" ursprünglich entstanden? — Bereits 1832 waren Bittschriften gegen die Wehrpflicht mit Tausenden von Unterschriften Bremer Bürger und Angehöriger dem Senate eingereicht worden. „Seit 1832 fanden, wie sich jetzt gezeigt hat, fortwährend Versammlungen und Berathungen zur Abwehr jener Ausführung statt, ja es wurde eine permanente Deputation, anscheinend aus 29 Personen bestehend, niedergesetzt, um die Interessen des sogenannten Mittelstandes in der fraglichen Hinsicht zu wahren; beim Abgange eines Mitgliedes wurde ein neues erwählt, kurz es existirte ein Ausschuß, lediglich zu dem Zwecke, um die Ausführung der Wehrpflicht zu hintertreiben, wie mehrere darüber vernommene Mitglieder dieser Deputation gar kein Hehl haben." Die frühern dem Senate und der Militärdeputation eingereichten Suppliken und Proteste gingen immer von der Idee der Ungesetzlichkeit jener Maßregel aus. Das Gesetz sei unverbindlich, weil nicht von der ganzen Gemeinheit der Bürger beschlossen. Dessen Befolgung stehe mit der beschwornen Bürgerpflicht in Widerspruch. Als jene Verordnung über die Wehrpflicht ausgeführt werden sollte, wurden abermals Proteste gegen dieselbe verfaßt, wobei immer die mangelhafte und ganz ungenügende Vertretung der Bürgerschaft auf dem Convente und die daraus entspringende Unverbindlichkeit des beschlossenen Gesetzes hervorgehoben wurde, verbunden mit Klagen über die Uebermacht der Geldaristokratie. Rösing ist bei allen diesen Protesten, bei diesen seit vielen Jahren bestehenden Berathungen und Versammlungen, bei der dadurch in der Bürgerschaft entstehenden Aufregung nicht im entferntesten betheiligt. Die Veranlassung zu diesen Bewegungen war nicht Rösing, sondern die bei den Bürgern vorhandene Ueberzeugung von Verfassungsmängeln, von ungenügender Vertretung der Bürger. Die „vorhandene Gluth" entsprang aus den öffentlichen Zuständen Bremens. Diese sind eigentlich und ursprünglich die Veranlassung jener gewaltsamen Scenen. Die öffentlichen Zustände Bremens, die Nichtberücksichtigung der Wünsche der Bürger, nicht aber Rösing, haben die „gewaltsamen Scenen" herbeigeführt. Rösing hat vielmehr, nach eidlicher Zeugenaussage, vor Aufregung gewarnt, wie er früher in der aufgeregten Zeit vom Herbste 1830 bis Frühjahr 1831 sich bemüht, Aufregung zu

Digitized by

verhüten, die große Spannung zwischen Rath und Bürgerschaft ausgleichen. Damals nannten ihn die Bürger einen inconsequenten, vom Senate gewonnenen Mann. Er stimmte im Sinne des Senats. Er zeigte sich so sehr als ein Mann der gerechten Mitte, daß er damals mit einigen Andern die Ehre genoß, eines Morgens an der Weserbrücke sich in effigie am Galgen zu sehen!

Die „vorhandene Gluth" erzeugte sich also aus den Zuständen und Verhältnissen Bremens. Ist Rösing zufällig Veranlassung geworden, daß diese Gluth in lichte Flammen aufschlug, so ist nicht er, wenn er gesetzlich handelte, dafür verantwortlich, sondern die Erzeuger der „vorhandenen Gluth." Die Hauptfrage ist die: Befand sich Rösing, dieser „geachtete Kaufmann," bei dem, was er that, in seinem Rechte? Der Hauptvorwurf, der Rösing in den Erkenntnissen gemacht wird, reducirt sich darauf, daß er bemüht gewesen, die Mangelhaftigkeit der Vertretung der Bürgerschaft darzuthun, daß die auf willkürlich zusammengesetzten Bürgerconventen gefaßten Beschlüsse nicht als Gesetz betrachtet werden könnten. Dadurch habe er die Aufregung vermehrt, weil „der gegen die Wehrpflicht auffässige Mittelstand einen Vorwand für seinen Widerstand in nichts Anderem, als eben in einer mangelhaften Vertretung der Bürgerschaft, insbesondere des Mittelstandes, auf dem Convente fand." Rösing habe Nichts anders bezweckt, „als sich die Begriffsverwirrung des großen Haufens, wegen etwaniger Mängel in der Vertretung, zu Nutzen zu machen." Die „Begriffsverwirrung" zeigt sich indeß auf Seiten der Hochweisen, bei den regierenden Herrn, wenn sie einige durch den Senat willkürlich zu einem Bürgerconvent berufene Bürger als „Bürgerschaft," als „gemeine Bürgerschaft" betrachten. Der Rath ist nur der Bevollmächtigte der Bürger, der „vollmächtigte Rath," der im Namen der Bürger handelt. Die gesetzgebende Gewalt ist nicht in den Händen des Senats, sondern bei „Rath und Bürgerschaft," bei der ganzen Bürgerschaft, bei der Gemeinheit der Bürger, wie denn der Bürgereid nur so lange zur Entrichtung der Steuern verpflichtet, als solche „mit Beliebung der Bürgerschaft im Gebrauche bleiben."

Suchte nun Rösing seine Behauptungen durch gesetzwidrige Mit-

Digitized by Google

tel geltend zu machen? Die Erkenntnisse haben keine derartigen ungesetzlichen Mittel namhaft gemacht. Sie heben hervor, daß er in einem Bierhause und in einem Weinkeller gesehen worden, aber sie sagen nicht, daß er dort etwas Ungesetzliches gethan oder gesprochen habe. Sie werfen ihm vor, daß er eine vor Jahren mit Censur gedruckte Schrift, in der er die Verfassung Bremens besprochen, gerade zu der Zeit durch eine Ankündigung wieder in Erinnerung gebracht, als dieser Gegenstand eine Tagesfrage in Bremen war. Darin liegt nichts Unerlaubtes und Gesetzwidriges.

Ueber das Erkenntniß zweiter Instanz urtheilt ein geachteter preußischer Rechtsgelehrter, der Justiz-Commissarius Weichsel in Magdeburg: „Aus dem Erkenntnisse zweiter Instanz weiß man eigentlich gar nicht, was man machen soll. Wenn man auch von seinem auffallenden Satze abstrahiren wollte, daß in zweiter Instanz die Bestätigung wegen ganz anderer Verbrechen statthaft sei, als wofür das Erkenntniß erster Instanz, über welches Beschwerde geführt, strafte, so sieht man ihm doch überall deutlich an, daß es sich in Verlegenheit befand, wie es überhaupt eine solche Bestätigung motiviren wollte. Denn es fehlt ihm alle Concludenz. Dies zeigt sich besonders, wenn man beachtet, daß daß Obergericht theils mit seinen eigenen früheren Ansichten in Widerspruch tritt; ferner wenn man sieht, wie es sich abmüht, den Protest eines Einzelnen für strafbarer zu halten, als den vieler Tausende, und auf der einen Seite dem Rösing keine Absicht der Aufregung beizumessen, auf der andern aber ihn doch deshalb schuldig finden zu wollen. Ganz gehaltlos sind die einzigen Gründe, worauf dieses Erkenntniß die Bestrafung basirt, nämlich zunächst der, daß es „eine ziemlich grobe öffentliche Injurie" annimmt, während es doch selbst zugestehen muß, daß ohne animus injuriandi keine Injurie denkbar ist." Die Veranlassung zum Tumult findet Weichsel ganz richtig darin, daß man die Petitionen und Proteste nicht annahm und dadurch eine Erbitterung hervorrief, die sich in ungesetzlichen Handlungen Luft zu machen suchte. Die Unweisheit der Hochweisen Bremens gab Veranlassung zum Tumult.

Als Bremen noch unter dem „Joche französischer Herrschaft

Digitized by

seufzte," eilte Rösing zu Lützow's wilden, verwegenen Reitern. Mit ihnen zog er, der einzige Bremer, gen Bremen, „die Stadt vom Frankenjoche zu befreien." Dreißig Jahre später wird ihm die Luft in der vom Frankenjoche befreiten freien Stadt Bremen zu schwül; er sucht eine Freistätte gegen Verleumdung und Verfolgung einer Vetterschaftsregierung bei den Franken in Paris. Familienrücksichten zwangen Rösing im vorigen Jahre, nach Bremen zurückzukehren, was er in mancher Hinsicht ungern that, da ihm Paris mit seinen Bewohnern sehr lieb geworden.

W. Lüders.

Baltische Schildereien.

Von Xo. Bs.

2.

Schloß Dondangen.

Am andern Morgen war ein echter Festtag. Auf die heitere Mondnacht folgte ein sonnenheller Tag. Es war, als habe sich binnen zwölf Stunden alle hiesige nordische Natur in ein südlicheres Leben verwandelt. Die Sonne glänzte so warm und heiter, wie sie's nur irgend in Süddeutschland vermag, die Vögel des Waldes jubilirten hier oben in den Föhren, aber die häßlichen Möven schrien nicht ihr melancholisches Einerlei in die Sommerfreude herein. Und von drüben aus dem hölzernen Kirchlein klang eifrig die zum Gebete rufende Glocke. Da kamen sie denn herangeritten, die Letten des Strandes — Männer wie Weiber zu Roß. Und die Liven kamen auf dem Arbeitswagen der Wochentage zur Festkirche herangerollt. Alle aber stellten ihr Gefähr und die Pferde im Hofe des Inspectors ein, der urplötzlich einem Jahrmarktsplatze glich. Lab dien, Isa mair, bal tien und so allerlei Lettisch und Livisch, seltner ein deutscher Laut, klangen bunt durcheinander. Auch starowa!, der russische Soldatengruß, scholl dazwischen. Denn die Strandreiter hatten ebenfalls ihr Sonntagskleid angezogen, um auf dem Kirchplatze die lettischen und livischen Schönheiten zu sehen. Aber merkwürdig, unter dem ganzen Menschenknäuel sah man kein einzig schönes Frauen- oder Mannsgesicht. Bald echtlettische Schwachheit, bald finnische Stumpfheit, bald russische Rohheit erkannte man in den Zügen; und allen Gesichtern war der Ausdruck des jochbewußten Sklaven aufgeprägt. Denn diesen haben Letten und Liven in ihre junge Halbfreiheit mit

Digitized by Google

herübergeschleppt. Armuth und die Lasten der Freiheit, aber nicht ihre Freuden lernten diese baltischen Ureinwohner bis zur Gegenwart kennen. — Erst als wir heraustraten und alles in tiefem Verneigen den sklavischen Gruß murmelte, sahen wir nahe dem Kirchthor eine fremdländische Gruppe von Männern, Frauen und Kindern. Es war eine schöne Menschengruppe, vielleicht noch schöner in dieser Umgebung erscheinend. Die Männer, hochgewachsen, starkknochig und blond, mit offnen, festen Gesichtern und großen tiefblauen Augen, trugen fast schwedische einfache Bauerntracht. Die Frauen, großen Schlages, mit langen goldblonden Flechten und schönem ovalem Antlitz, auch voll ruhiger Kraft, kleideten sich in blaue halblange Röcke, unter denen ein schöngeformtes Bein, bis zur halben Wade sichtbar, in weißen Strümpfen mit bunten Zwickeln prangte. Den Oberkörper umschloß knapp ein anliegendes Mieder, dessen lang auslaufende Taille in etwa halbfußbreite, vielfaltige Schöße sich breitete. Aus dem nur einen kleinen Theil des Oberarmes knapp umschließenden Aermel fiel reiches weißes Linnenzeug wallend bis etwas über den Ellenbogen herab und ein eben solches Schürzchen, kurz und schmal, in tausend Falten gelegt, kam am Vordertheile der Taille aus den hier klaffenden Schößen des Mieders hervor; ein eben solches Busentuch umschloß den Hals und ein breiter haubenartiger schwarzer Aufsatz saß auf dem blonden Haar. — Wir traten näher heran und ein Alter aus der Gruppe, den breiten Hut ziehend, trat freundlich uns entgegen.

— Wer seid Ihr? frug auf deutsch unser Begleiter.

— Männer von Runö, Herr — scholl die deutsche Antwort.

Das also waren die Runen, von denen wir oft schon gehört. Und wir sprachen noch lange mit ihnen und viel. Sie erzählten gern und freundlich. Freilich wich unser beiderseitig Deutsch so vielfach von einander ab, daß Manches auch beiderseits unverständlich blieb. Später lernten wir sie besser verstehen und später besuchten wir sie auf ihrer Insel. — Jetzt läutete die Glocke zum zweiten Male und herzlich grüßend gingen die Runen, knechtisch sich verneigend die Letten und Liven zur Kirche.

Unsere Pferde standen gesattelt; ein herzlicher Dank, ein herzlicher Gruß — und der Leuchtthurminspector trat in sein einsames Haus zurück, wir trabten hinaus nach dem sonnigen Strandweg.

Dort ritten wir desselben Pfades, den wir gestern gekommen, wohl eine Stunde weit; dann aber rechtsab, über die Dünen hinweg, in den Wald hinein — gen Dondangen. Je mehr man sich aber vom Meer entfernt, desto dichter wachsen die Bäume zusammen, desto mehr verschwindet der Sand des Bodens. Eine Moosdecke breitet sich zuerst unter den Bäumen, dann kommen Heidelbeersträuchlein und dazu wuchert allüberall beinahe mannshoch das wunderschöne Farrenkraut. Endlich verliert sich sogar der Weg, Sumpf und Moor müssen wir durchwaten, nur hie und da taucht die Spur eines Pfades auf; immer düstrer, immer wilder wird der Wald. Nicht, wie in den deutschen Wäldern, blickt man mehr denn hundert Schritte zwischen den Stämmen, auf dem reingeputzen Erdboden hin. Nein, der Tannenzapfen, der vom Baume fiel, wuchs wieder als kleine Tanne empor und so jeder Same jedes Baumes, jedes Strauches zum neuen Baum, zum neuen Strauch. Auf solche Weise ist ein fast undurchdringliches Unterholz zwischen den Stämmen und Stämmchen emporgeschossen und dazwischen wogt das Farrenkraut, wie die Wellen eines grünen Meeres. Oft auch stürzte einer der großen Bäume, gebrochen vom Sturm, und während er daliegt, die volle Wurzel mit der daranhängenden Erde gleich einer Mauer vor sich herschiebend, wuchs aus diesem Erdwall bereits ein neuer Baum, den abermals der Wind brach und auf dessen Bruchende eine junge Birke balancirend ihre zarten Blätter flimmern läßt. Oder es brachen auch vier und fünf solcher Waldriesen übereinander hinweg und aus dem Hügel ihrer faulenden Stämme schießt eine üppige Waldnatur, Farrenkraut, Vogelbeerbäume, Wacholdergebüsch und Heidelbeerstauden, alle Verwüstung mit vielfarbigem Grün überdeckend. Unsere deutschen Pferde des Flachlandes vermöchten's nicht, hier vorwärts zu schreiten; die kleinen kurischen Rößlein tappten hindurch. Es ist wahrhaft wundersam anzuschauen, wie sie tasten und nachfühlen mit dem Hufe und wie sie vorsichtig den Fuß erst leis einsinken lassen im Sumpf, um dessen Tiefe zu ergründen, ehe sie fürderschreiten; wie sie dann aus dem Geschling der Wacholderbüsche und Waldkräuter sich herauslösen und sowie der Weg etwas ebener wird, doch gleich wieder in lustigen Trab fallen, so daß der Reiter Kopf und Füße schützen muß, damit ihn die überhängenden Aeste nicht abstreifen. Zügel- und Schenkelhülfe sind unnütze Dinge in solchem kurischen Wald auf kurischem

Digitized by Google

Pferd. Getrost und vollkommen muß man sich ihm anheimgeben, wie dem Maulthier auf den Alpensteigen — und hier wie dort kommt man immer glücklich durch, so lang man das Thier sich selbst überläßt. Freilich muthet's uns seltsam an, wenn gleiche Vorsicht — nach des Neulings Meinung: Unvorsicht — uns bei der kurischen fliegenden Jagd anempfohlen wird, wo's meistens in sausendem Galopp eben so durch den Wald geht, wie diesmal im Schritt. Aber freilich bläst solche Jagd auch selten durch solche Wälder. Und niemals durch jene des Dondangen'schen Gebietes. Denn während jedem kurisch-adeligen Grundbesitzer die fliegende Jagd im ganzen Lande freisteht, darf er Dondangens Grenze nicht überschreiten. Dies ist ein Vorrecht dieses Gebietes. Darum zog sich auch der Elephant des Nordens das Elenthier, vor Allem in diesen Landstrich, in diese Urwälder zurück. Und häufig kamen sie bei jenem Ritt an uns vorbei, aufgeschreckt vom ungewohnten Geräusch. — Das Elenthier ist plump und häßlich, durch seine Größe beim ersten Anblick erschreckend. So hoch wie ein Pferd und länger gestreckt als dieses, hängt ihm ein ungestalter großer Kopf wie zu schwer am langgestreckten mähnigen Hals. Der Kopf gehört im obern Theile dem Rind, im untern dem Pferde zu. Ein schaufel- oder gabelförmig Geweih hängt darauf und klappt rechts und klappt links an die Baumstämme, während außerdem die Ohren laut klatschend daran schlagen, indem das Thier in scheinbar schwerfälligem Trabe davoneilt. Denn das Elenthier hetzt nie in fliegender Flucht wie der Hirsch; es trabt nur und galoppirt höchstens ein Paar Schritte, wenn hart gedrängt oder verwundet. Aber während es dahintrabt, schnauft es laut mit den Nüstern und durchbricht es das krachende Untergehölz. Es ist derselbe Ton, den wir bei seinem Nahen hören, wie ihn der Jäger beim angeschossenen Eber gewohnt ist: nur breiter und lauter, weil von einem größern und kräftigern Thier ausgehend. Die Pferde stutzen immer, sobald sie's gewahren. Aber sie vergessen auch dann ihre Vorsicht nicht und prallen nicht seitwärts oder zurück, sondern stehen, wenn schon zitternd. — Auch diesmal stutzten sie nur, aber sie stürzten nicht und trugen uns weiter durch den Sumpf, über die gefallenen Baumriesen hinweg, aus dem Gewirr der Schlingpflanzen und Wacholdersträuche. So mochten wir etwa fünf Stunden mühselig vorwärts geritten sein, ohne etwas Anderes erblickt zu haben als Ur-

wald, Elenthiere und Raubvögel, da leuchtete plötzlich die Sonne in das Gründunkel herein, da ward es lichter vor dem Blick, da endeten urplötzlich die Bäume. Und vor uns lag ein stundenweites Sand- und Wiesenthal, aber auch dieses wieder bis an den Horizont vom Wald umstanden und auf seiner ganzen Fläche ohne ein Zeichen menschlicher Nähe. —

Wären wir zwei Jahre früher desselben Weges geritten, so hätte die Spiegelfläche eines Sees vor uns geglänzt. Denn das ganze Thal war dessen ehemaliges Bett. Einsam, wie jetzt das Thal, lag auch er inmitten des Waldes. Kein Nachen schwamm auf seinen Wellen und keine Hütte stand an seinem Ufer. Nur die Seevögel kreischten darüber hin und nur das Elenthier, der Wolf, der Luchs, wohl auch mitunter ein Bär trat aus dem Walddunkel, hier den Durst zu löschen. Die Deutschen hießen das Wasser Willensee. Den Letten aber galt er heilig und Deewing-jure, Gottessee, hatten sie ihn genannt. In alter Heidenzeit mochten die Mysterien ihrer Priester hier gefeiert worden sein und die alte Heiligkeit war auch in's Christenthum übergegangen. Was aber damals Verehrung, das ward jetzt Scheu. Seltsame Sagen von abgeschiedenen Geistern schlichen um dies seltsame Wasser und dunkle Mythen von einem wunderbaren Zusammenhange desselben mit Ostsee und Meerbusen liefen ostwärts und westwärts zum Strande. Darum nahte Niemand dem Wasser und wer es mußte, sprach dort ein geisterbannendes Gebet. Aber der letzte Besitzer Dondangens, ein kräftiger, praktischer Mann, ritt herüber aus seinem Schlosse nach dem Gewässer, das ihm unnütz dalag und dessen Grund, von faulendem, sandigem Schlamm bedeckt, ihm mehr denn eine Quadratmeile fruchtbaren Ackerlandes versprach. Dann maß er die Entfernung desselben vom Meerbusen und er fand sie nur anderthalb Werste lang; drauf verglich er dessen Oberfläche mit der des Meeres und er fand, daß das Wasser dorthin 35 Fuß Fall habe. Drum ließ er noch im Herbste die Leute seines Gebietes zusammenkommen, damit sie mitten durch den Wald einen Graben nach dem Meer hin abstächen, auf daß durch diesen langsam das Wasser des Sees abfließen könne. Allein eh' noch ein rechter Anfang des Werkes gemacht war, stürmte urplötzlich der Winter in's Land und unterbrach alle Fortsetzung des Beginnens. Der See überzog sich mit dichter Eisdecke und wie ehemals fuhren die Letten den

Digitized by Google

Holzbedarf aus dem rings umgebenden Walde über dessen Fläche auf vielfach sich kreuzenden Bahnen. So verging der Januar, der Februar und der März des neuen Jahres. Das Meer war bereits wieder völlig eisfrei; das Eis des Sees dagegen rührte sich nicht, aber dennoch stand dessen Aufbruch allstündlich zu befürchten. Und noch waren so viele Holzfrachten auf dem bequemen Wege zu fördern. Darum verkehren die kleinen grauen Letten mit den kleinen Pferden und den kleinen Schlitten jetzt nur noch emsiger darauf und vom Morgen bis zur Nacht ist die Fläche von ihnen überdeckt. So war's auch an einem sonnenhellen Apriltage. Da auf einmal donnert's, als ob eine Batterie all ihre Feuerschlünde öffnete, und in tausend Springfluthen schießt das Wasser zwischen den Eisschollen hervor. Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens durchdringt die Luft und im rasendsten Rosselauf jagen alle Schlitten gegen den Waldsaum hin. Kaum aber hat der letzte den See verlassen, so heben sich Millionen von Eiszacken aus der Fläche und dann wogen und branden urplötzlich die Schollen, wie vom furchtbarsten Sturm aufgerührt. Dabei steigt das Wasser immer höher an dem Uferrande herauf, bis zur Höhe jenes kleinen Abzuggrabens. Und dabei überstürzen die Fluthen sich immer wilder und es zischt und es braust und es drängt und es wallt und dort, wo der Kanal entstehen sollte, weicht der Wald auf mehr denn hundert Schritt in der Breite. Unterwühlt stürzen die Bäume kopfüber nieder in die drängenden Wellen und diesen drängen neue nach und mit ihnen rennen die Schollen gegen die Bresche. Bald weicht das ganze trennende Land zwischen Meerbusen und See. Mit ungeheuerster Wucht schießen die empörten Wasser nach. Ein Naturkampf entsteht, dessen Tosen und Gebrüll man hinauf bis Domesnäs vernimmt und hinunter bis Dondangen, jedes in gerader Richtung mehr denn zwei Meilen entfernt. Und endlich hat das Wasser sich eine Furt bis hinüber nach dem Meerbusen gerissen und ergießt sich in diesen mit donnerndem Schwall. Binnen einer Stunde liegt der ganze große Deewingsee trocken; doch nach Wochen stand noch eine waldige Insel, das ausgeschobene Landstück, weit draußen inmitten des Rigischen Meerbusens. Mit einer einzigen Kraftanstrengung hatte die Natur Das vollendet, wozu viel hundert Menschenhände Jahre verbraucht hätten. Und auch wundersam regelmäßig arbeitete das losgekettete Element. Denn schnurge-

rad, wie abgestochen, läuft der breite Durchbruch vom See nach dem Meerbusen; nur die rechts und links an den Dünenhöhen überhängenden Bäume und die hereingestürzten Stämme verrathen es, daß hier keine kleinlich ordnende Menschenhand waltete.

Seit jener Zeit ist der Seegrund eine große baumleere Fläche. Aber ohne von Menschenhänden ausgestreute Samen wuchs schon ein üppiges Wiesengras draus empor und mehr denn eintausend Acker fruchtbaren Landes sind für die Zukunft gewonnen.

Aus dieser Sevenne geht der Weg gen Dondangen wieder in und durch den Wald mehrere Stunden weit. Aber dieser ist hier, dem Menschenverkehre näher, weit minder ursprünglich als der durchwanderte. Endlich erscheint in weiter Entfernung, umgeben von Alleen und Parkanlagen, eine Kirche und neben dieser ein Schloß. In Kurland eine seltne Erscheinung. Denn von allen fünfhundertundfünfzehn Edelhöfen sind nur fünf schloßartig aus der Vergangenheit in die Gegenwart gekommen; Ambothen, Alsschwangen, Neuenburg und Nurmhusen mehr oder minder verändert im südlichen und mittlern Theile des Landes; nur Dondangen noch in alter Pracht hier auf der Nordspitze. —

Auf einer Anhöhe liegt es, rings eingeschlossen von weiherartigen Wassern, den ehemaligen Ringgräben. Und nur über Brücken, ehemals Zugbrücken, gelangt man zum tiefgewölbten Thore des Schlosses. Laut schallten die Hufe der Pferde, als wir hindurchritten und hineinkamen in den innern Hof, von wo eine freie Treppe, und nur diese, hinaufführt nach der ringsum vor den Zimmereingängen hinlaufenden überdeckten Gallerie. Noch aus alter Zeit hängen von deren Dache farbige, in Holz geschnitzte Blumenguirlanden zur Balustrade herab. Und wie bei uns in vergangnen Zeiten trat oben der Schloßherr mit den Seinen uns bewillkommnend aus der Thür. Aber in Kurland gehört solche freudige Gastlichkeit nicht der Vergangenheit an. Mit mancher guten und mancher schlechten Gewohnheit ritterlicher Jahrhunderte ist auch sie auf die Gegenwart gekommen. Darin ist der kurische Adel ein echter Nachkomme der alten Schwertritterschaft.

Das Schloß ist im Innern allerdings zum größten Theile modernisirt. Aber die ganze Einrichtung des Baues deutet auf langverflossene Jahrhunderte hin. Und manche Ausschmückung der Gemächer,

Digitized by Google

manche Reliquie des Mittelalters wurde auch für die Gegenwart erhalten. Unter den Zimmern, welche für den heutigen Gebrauch bestimmt sind, ist z. B. eines merkwürdig genug, in dem sich Deckengemälde, biblische Geschichten darstellend und vielfach mit alten, zum Theil jetzt verschollenen Wappen geschmückt, wohl erhalten dem Blicke darstellen. — Wenn man aber aus dem bewohnten Flügel des Schlosses hinübergeht nach jener Seite, aus welcher der Thurm emporsteigt, so gelangt man dicht an dessen Wendeltreppe in eine kleine niedere Thür. Diese führt in eine jetzt unbenutzte Kirche. Prächtige Bildhauerarbeit und vielfache Malereien ziehen sich an den Wänden hin und blendende Vergoldung drängt sich aus dem Schutte des Verfalles an und über dem Altar noch hervor. Dort stehen auch in den Mauern die Bildnisse mancher alten Herrn des Schlosses und in Fetzen zerfallend prangen dort erbeutete Fähnlein aus der Zeit, da noch das Faustrecht galt. Aus derselben Thür aber, durch welche wir eintraten, geht auch in Zeiten des Unglücks ein Geist. „Die grüne Jungfer" nennt man ihn. Und wenn irgend eines der Glieder der Herrschaftsfamilie krank daniederliegt, so lauschen allnächtlich die Leute des Hauses mit bangem Seelenschauer. Denn so lang die grüne Jungfer nicht erscheint, stirbt der geliebte Kranke nicht. Aber wenn es zum Letzten kommt, so schwebt sie aus jener kleinen Kirchenpforte über die offene Hofgallerie durch die Zimmerreihen nach dem Krankenbett, bleibt tief seufzend vor dem Kranken stehen und schreitet dann wieder geräuschlos ihrer stillen Wohnung zu. So sehen sie die Menschen in drei aufeinanderfolgenden Nächten und in der letzten stirbt der Kranke. — Es schleicht überhaupt noch manche bange Sage in den Räumen des alten Schlosses und mancherlei Spukgestalten sind darinnen lebendig. So hört man's auch oben in der Rüstkammer, wo noch mancherlei Wehr, Waffen und Hausgeräth aus alter Zeit aufbewahrt steht, mitunter seltsam rumoren und poltern. Dies gilt auch als Vorzeichen naher Geschicke. — Aber die befangendste Sage haftet an einem kleinen, frischgrünen Birkenbäumchen. Dieses wuchs aus den Fugen eines hervorspringenden Steines, in einer Nische, aus welcher das Heiligenbild herausgestürzt scheint, dicht über der Wölbung eines Nebenthores des Schloßgebäudes. Es war nämlich vor vielen hundert Jahren ein Herr von Sacken, ein harter, wilder, waidlustiger Mann. Und als er einstmals den Bären jagte, sah er

des Jägers Eheweib und entbrannte zu ihr in sündlicher Begier. Und da das Weib dem Mann treu blieb und die Anträge des Herrn verwarf, ließ er sie in sein Schloß entführen. Dort hielt er sie gefangen. Lange hatte der Jäger nach ihr gesucht und keine Spur entdeckt. Da offenbart ihm ein Zufall die Unthat seines Herrn. Und er trat vor ihn und bat ihn um Rückgabe des Weibes. Aber der wilde Herr spottete seiner Klagen und ließ ihn aus dem Schlosse hinausführen. Und als er zum zweiten Male zurückkehrte, ließ er die Hunde des Hofes auf den Unseligen hetzen. Und wie dieser verzweifelnd aus der Pforte floh, lachte er ihm höhnisch aus dem Fenster seines Zimmers nach. Da wandte sich der Jäger und sein Auge irrte wahnwitzig an den steilen Mauern des Hauses umher, ob er nicht daran hinaufklettern könne, Rache zu nehmen an seinem Herrn. Aber nirgends erschaute er einen Vorsprung; nur wie hohnweise nickte ein kleines Birkenreischen vom sicheren Standpunkt in der Heiligennische herab. Und da fluchte der Unselige einen furchtbaren Fluch. — So wahr Du mein Weib geraubt und entehrt hast, rief er, so wahr soll nicht eher ein Schloßherr Dondangens Majorat an einen eignen Sohn vererben können, als bis dieses Reis zur Birke emporgewachsen, so dick und so stark, daß man aus ihrem Stamm eine Wiege schneiden könne. — Seltsamer Weise hat es der Zufall gewollt, daß seit jener Zeit noch niemals der Sohn dem Vater im Besitze des Majorates folgen konnte. Aus einem Zweige derer von Sacken in den andern ging das Besitzthum über, und der jetzige Herr ist der erste, welchem zwei Söhne gegeben wurden. Aber die Birke ist noch heute nur ein ganz dünnes Stämmchen und aus ihrem Holze könnte man kaum die Füße einer Wiege gewinnen.

Derartige Schloßmärchen und Familiensagen sind im Ganzen ziemlich selten in den Ostseeprovinzen; so selten wie die steinernen Ruinen früherer Feudalpracht des Adels. Aber wohl gepflegt und erhalten zieht sich alles feudalistische Wesen und Unwesen noch in die Gegenwart herein. Und in der Begünstigung dieser aristokratischen Vorrechte von Seiten Rußlands liegt die größte Gefahr für alles deutschbaltische Leben. Geblendet von den Ehrenzeichen und Orden, die eine heuchelnde Politik dem deutschen Adel gewährte, übersieht dieser, wie eine deutsche Institution nach der andern russischer Einrichtung weicht. Ueberdies hat aus frühern Zeiten sich auf den Adel

Digitized by

der Ostseeprovinzen — denn ihn muß man als Vertreter dieser Landestheile nennen — noch ein anderes mächtiges Hinderniß der Vereinigung politischer Bestrebungen übertragen, und durch jene Eitelkeit auf russische Auszeichnungen ist es zur erschreckenden Höhe emporgewuchert. Ich meine die Standes- und Provinzialeitelkeit, diesen Affen des Selbstbewußtseins und Nationalstolzes. Alles Interesse der nichtadeligen Stände, alles politische Streben der Nachbarprovinz wird darum neben dem eignen und diesem gegenüber völlig mißachtet. Dadurch wird jede hohe staatliche Stellung, jeder Rang, jeder Orden eines Kur-, Liv-, oder Esthländers zu der dem kurischen, livischen, esthländischen Schwertritteradel gewährten Ehre. Aber dabei erkennt man nicht, wie Rußland immer vorwärts schreitet und wie seine mächtigste Macht im strengen Festhalten selbst des kleinsten errungenen Vortheils besteht. Divide et impera ist der Schlachtruf russischer Politik. — Die Wogen der Russificirung steigen immer höher und schlagen erschütternd an das kleine deutsche Eiland. Unkräftige Beschwörungsformeln murmelnd und zaghaft, weil im wahrhaften Ankämpfen auch das Aufgeben manches aristokratischen Vortheils bedingt sein würde, steht der baltische Adel. Dabei lugen die Letten und Esthen nach allen Seiten aus, ob aus dem russischen Elemente ihnen nicht etwa ein Vortheil erblühe. Und dennoch faßt der Adel nicht die Hand des Bürgers dennoch stößt er das durch Rußland freigewordene Volk der Letten und Esthen zurück. Und keine der Provinzen vereint ihre Bestrebungen mit denen des Nachbarlandes, und kein Blick der baltischen Deutschen ist auf ihr deutsches Vaterland gerichtet.

Münchner Skizzen.

Von Hermann Marggraff.

IV.

Laube und Michael Beer. — Zur Apologie der modernen Kritik. — Struensee. — Jost als Geßler. — Tell's Monolog in den Schulbüchern. — Münchner Dramendichter. — Kritik und Publicum im Süden und Norden. — Naturdichtung. — Weichselbaumer und Fernau. — Regisseur Heigel und die alte Schule. — Keine Nachtigallen und wenig Lyrik. — Fried, Maler und Dichter. — „Ein deutsches Lied." — Münchner Charivari. — Der literarische Verein. — Die Elegante und der Freimüthige. — Die Zeitungslectüre des Vereins. — Beelzebüberei. — Die preußische Constitution in München.

Ueber Laube's Struensee, der auf den Brettern, die auch in München die Welt bedeuten, zur Aufführung kam, bin ich Ihnen noch einen Bericht schuldig, obschon inzwischen ein anderer Correspondent den günstigen Eindruck, welchen Werk und Darstellung hier machten, mit kurzen Worten geschildert hat. Interessant wäre eine Parallele zwischen Beer's und Laube's Struensee, sie würde jedoch in ein gründliches dramaturgisches Journal gehören, nicht in einen Brief, die von selbst zu einer skizzenartigen Fassung nöthigt. Merkwürdig bleibt es, daß die Münchner Bühne die einzige war, welche Michael Beer's Struensee zur Aufführung brachte und zwar, wie damals verlautete, gegen diplomatische Einsprache auf höchsten speciellen Befehl. Michael Beer's zuletzt vielfach bewegtes Herz ruht jetzt, ziemlich kühl und von einem schweren Prachtdenkmal belastet, auf dem hiesigen israelitischen Gottesacker. Doch ich hab' es hier nicht mit dem Todten zu thun, sondern mit dem Lebenden. Michelbeer arbeitete nach klassischer Vorschrift. Da tragen die Gestalten den hohen Kothurn, da sprechen sie im jambischen Heldenjargon, hier mehr wie Unsereins und

Digitized by Google

ziemlich von der Leber und sogar von der Galle weg. Die Figuren in beiden Stücken unterscheiden sich, wie sich etwa in Marmor gehauene Göttergestalten, zu denen man jedoch nicht beten kann, weil sie eben moderne Arbeit und in einer Kunstsammlung aufgestellt sind, von Porträtfiguren unterscheiden, die eine sinn- und kunstreiche Hand in Elfenbein schnitzte. Daher ist es auch dem Publicum vergönnt, mit Laube's Struensee leichter und vertraulicher zu verkehren, man braucht nicht, wie bei Beer's Struensee, aus seiner Haut zu fahren, man bleibt in ihr behaglich stecken.

Laube's Struensee hat dem Publicum und hat auch mir äußerst wohl gefallen; ich möchte das Trauerspiel recht von Herzen loben; wie kommt es nun, daß ich es nicht in dem Maße vermag, wie ich selbst wünschte? Wenn wir modernen Kritiker etwas tadeln, so fließt uns die Rede wie Wasser oder wie Essig vom Munde; sollen und wollen wir loben, so ist uns die Zunge wie gelähmt, wir stocken, wir sind fast um den rechten Ausdruck verlegen; es ist, als ginge uns das Organ dafür ab, als fürchteten wir uns vor den vielen Ueberklugen, die hinter uns mit der Zuchtruthe stehen und zu uns griesgrämig sprechen: Liebster! Dir läuft auch das Herz mit dem Verstand davon; Du nimmst Rücksichten, Du willst es mit dem Verfasser nicht verderben, Du wäschst ihm die Hand, damit er Dir bei Gelegenheit die Hand wieder wasche. Kurz, wir wollen uns nicht blamiren, wir wollen nicht wie die naiv empfängliche Menge fühlen, wir wollen zeigen, daß wir auch weise Leute sind und Scharfsinn genug haben, um die Fehler und die Mängel eines Werkes zu erkennen. Und die Vorzüge? Ach, von denen spricht ein gebildeter Mensch gar nicht; es ist Alles schon dagewesen; alle Tugenden, Vorzüge, Schönheiten sind veraltet, lächerlich; nur die Laster und Mängel haben noch den Reiz der Neuheit. Dieser gastrische Fieberzustand der höhern Bildung entspringt aus Uebersättigung, aus zu reichlichem Genuß allzusalziger, allzusüßer oder allzugewürzter Speisen, wodurch die Verdauungskraft gestört, das Gehirn mit schweren Dünsten überfüllt, das Blut der Gesellschaft hypochondrisch verdickt und gallig gefärbt ist. Wer will da den Einzelnen verantwortlich machen? Zudem — und dies kann Niemand läugnen — haben sich fast alle Producirenden zu sehr in die journalistischen Umtriebe eingelassen, zu sehr am Zeitproceß betheiligt, zu oft durch Einseitigkeit, Reizbarkeit die Sympathien Anderer

verletzt, sie fochten zu leidenschaftlich in ihrem oder doch in dem ihnen naheliegenden Interesse, als daß sie die Ansprüche auf Schonung, die sie in Bezug auf Andere so häufig verletzten, für sich selbst geltend machen könnten. Wenn man sich wieder einmal mit unsern Klassikern eine Zeitlang beschäftigt und ihren Bildungsgang, ihre Tendenzen, ihr Verhalten zu einander zu seinem Studium gemacht hat, so empfindet man es in der That schmerzlich, daß es unsern jetzigen Dichtern im Allgemeinen an der maßvollen Ruhe, an der Würde, an der Stätigkeit literarischer Sympathien, an der gemessenen Consequenz des Strebens fehlt, wodurch die Früheren eben in der literarischen Taufe den geweihten Namen der Klassiker verdient und erhalten haben.

Man kann mit einem Freunde sehr gern umgehen, man kann ihn sehr liebenswürdig finden und seine Vorzüge zu schätzen wissen; man kann in seiner persönlichen Nähe seine Mängel sehr wohl vergessen, aber fern von ihm und ruhiger Prüfung überlassen, wird man sich doch gestehen müssen, daß man dies oder das an ihm anders wünsche, daß ihm Dies oder Das zur vollkommenen Abrundung seines Wesens mangele; man muß Denen in der Stille Recht geben, welche sich bemühten, uns über diesen oder jenen Fehler unsers Freundes die Augen zu öffnen. Aehnlich ergeht es mir mit Laube's Struensee. Bei der Darstellung riß mich das Stück zwar nicht hin, aber es spannte, es interessirte, es fesselte mich, namentlich im zweiten und dritten Akte, welche mit großem theatralischen Geschick, tüchtigem dramatischen Verstand und mit vieler Feinheit und Sicherheit bis zu ihren wirkungsreichen Schlüssen durchgearbeitet sind. Keine blitzende Abgänge, keine markerschütternde Phrasen, keine schimmernde poetische Lichter — und doch fühlt man sich in Mitleidenschaft versetzt, im Einzelnen sogar überrascht. Hierzu kommt die tüchtige Tendenz, welche das deutsche Volk vor seinen Hauptschwächen, als da sind: kleinlicher Neid, politische Taktlosigkeit und Bewußtlosigkeit, auf der einen Seite Ueberschwänglichkeit und idealistische Schwärmerei, in Struensee selbst, auf der andern Seite Engherzigkeit und Mißgunst in seinen Neidern und Hassern, warnen will. An diesem Beispiel zeigt der Dichter, wie Deutschland im Auslande durch eigene Schuld überall an Achtung und Terrain verloren hat. Auch gegen die Standes- und namentlich die Adelsvorurtheile hat der Verfasser manche beherzi-

Digitized by Google

genswerthe Sentenz eingestreut. Die ernste, schweigende Theilnahme, womit das Publicum, welches nur nach den Aktschlüssen in lauten Beifall ausbrach, dem Gange des Stücks folgte, zeugte mehr für die Aufmerksamkeit, welche man der Composition und den einzelnen Sentenzen zollte, als an anderen lärmhafteren Orten der wildeste Tendenzjubel bewiesen hätte.

Dennoch fragte ich mich, warum der Eindruck des Ganzen über Nacht halb und halb verwischt war. Einen Grund hiervon glaube ich darin zu finden, daß die beiden letzten Akte, obschon sie hübsche Einzelnheiten haben, unruhiger, zerfahrener, minder geschlossen sind, als der zweite und dritte. Das Stück macht nicht den Eindruck einer reinen Tragödie. Struensee wird am Schlusse der Tragödie durch ein ganzes Rottenfeuer der Schloßwache erschossen. Diese gewaltsame und geräuschvolle Katastrophe paßt nicht zu dem übrigen gemessenen und ruhigen Gange des Stücks. Solche materiell erschütternde Mittel haben sich unsere großen Tragiker nie erlaubt. Es ist charakteristisch, daß die Charaktere im Struensee, wie die im Monaldeschi fast sämmtlich einen mehr oder weniger abenteuerlichen Charakter tragen. Namentlich drängt sich diese Aehnlichkeit dem aufmerksamen Beobachter gegen den Schluß hin auf. Der Dichter zeigt sich aber gerade in seinen abenteuerlichen Zeichnungen so keck, frisch und liebenswürdig, daß man es ihm gern vergibt, wenn er darin manchmal etwas zu viel thut. Auch die französische Art und Weise, gegen die ich eine individuelle Abneigung zu haben gern bekenne, steht dem Verfasser des Struensee anmuthig; auch ist sie die einzige, in welcher sich das bei aller Eleganz flotte und ungenirte Wesen Laube's genügen und formell vollenden kann. Warum sollte man, einer individuellen Antipathie wegen, Jemandem seine Lieblingsneigung verkümmern wollen? Die Hauptsache bleibt, daß Jeder in dem ihm zusagenden oder von ihm gewählten Genre mit Eifer und Pflicht arbeite und in seinem Kreise einen möglichsten Grad von Vollendung zu erreichen suche. Von Laube kann man allerdings sagen, daß er eine Fertigkeit und Rundung zeigt, wie sie bei deutschen Bühnendichtern nicht gerade gewöhnlich ist. Laube's Bernsteinhexe war eine verlorne Schlacht, aber er hat diese Scharte durch seinen Struensee wieder ausgewetzt. — Stücke, welche in der Sphäre liegen, in der sich Struensee bewegt, lassen sich in München vortrefflich besetzen. Wie

Digitized by Google

aufmunternd und erhebend muß es für einen Dichter sein, solch einer runden Darstellung seines Dramas beizuwohnen, wie es andrerseits nichts Mörderischeres und Niederschlagenderes für einen dramatischen Autor gibt, als eine Aufführung seines Stückes zu erleben, welche, bei allem guten Willen Einzelner, lahmt und stolpert und den Stempel eines übereilten Flickwerks deutlich an sich trägt. Höchlichst zu empfehlen sind die hier bräuchlichen kurzen Zwischenakte. Der Tod eines neuen Stückes kann allein durch zu lange, zu Viertelstunden ausgedehnte Zwischenakte herbeigeführt werden, wie die Erfahrung öfter bewiesen hat. Dennoch kann man diese ganz unpraktische, durch Nichts zu rechtfertigende Einrichtung an manchen Bühnen erleben. Sie scheint so recht für die Kritiker berechnet zu sein, damit diese ihren Journalartikel im Kopfe fertig machen und stückweise ihren Umgebungen mittheilen können. Das Publicum darf gerade bei der Darstellung eines neuen Stücks gar nicht zur Besinnung kommen. Lange Zwischenakte sind aber nur dazu da, damit das Publicum sich über das, was es gehört und gesehen, Rechenschaft ablege. Das heißt, absichtlich Wasser in das Feuer des Enthusiasmus gießen und methodisch die Neugier abtödten.

Obgleich ich stets darauf gehalten habe, bei der Kritik neuer aufgeführter Stücke mehr dem Dichter, als den Darstellern meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, so kann ich doch nicht unterlassen, hier die einzelnen Darsteller des Struensee namhaft zu machen. Mad. Dahn gab die Königin mit der ihr in solchen Rollen eigenen vornehmen Delikatesse und Anmuth, dabei mit echt psychologischer Nuancirung der tieferen Gemüthserregungen. Dlle. Denker die Ehrendame von Gallen, besonders ausgezeichnet im stummen Spiel, das hier erforderlich ist, um die schroffen Sprünge dieses Charakters auszugleichen. Herr Dahn den Struensee mit schönem und natürlich leidenschaftlichem Feuer; Herr Jost den Staatsrath Guldberg mit kluger Berechnung; Herr Christen den blödsinnigen König, Herr Schenk den polternden Obersten Köller, Herr Heigel den Grafen Ranzau. — Auf Herrn Schenk komme ich wegen seiner Darstellung der Titelrolle im Wilhelm Tell zurück Solche naturkräftige einfache Naturen sagen diesem Schauspieler, der noch bei Immermann seine Studien gemacht hat, vorzüglich zu. So gut Herr Jost auch den Geßler gab, so fiel mir bei dieser Darstellung doch abermals die

Digitized by Google

Bemerkung auf, daß eigentlich Geßler, wie es auch wohl früher geschah, um großartig und in seiner eisernen Ruhe zu erscheinen, zu Roß gespielt werden müsse. Jedes Wort in seiner hoffärtigen Schärfe ist hierauf berechnet und kann, um den beabsichtigten Eindruck hervorzubringen, nur vom Pferd herab gesprochen werden. Geßler zu Fuß muß nun allerlei Bewegungen und Gesticulationen erfinden und den Versen anpassen, die ihn zu einer unruhigen Erscheinung machen und ihm seine statuarische Größe rauben. Sitzt Geßler zu Pferd und wälzt sich Armgart vor des Pferdes Füße, dann erst erschüttert uns Geßler's Drohung, daß er sein Pferd über sie hinweggehen lassen werde. — Jetzt heißt es: „Oder mein Fuß geht über Euch hinweg," wobei Geßler die entsprechende, aber nichtssagende Bewegung des Niedertretens mit dem Fuße macht. Dabei sieht man nun gar keine Gefahr für Armgart, von Seiten Geßler's aber eine bloße Renommage, und der Eindruck des Moments löst sich in Nichts auf. Schiller's Drama hat so viele mächtige und ergreifende Scenen und offenbart einen so gewaltigen Freiheitsdrang, einen solchen historisch bedeutsamen Inhalt, daß ich mir wohl erklären kann, wie die Menge, die sich dem bloßen Moment hingibt, Schiller als Dichter und Mensch über Göthe zu stellen sich gemuthet fühlt. Und doch hat das Stück wieder so viele, wenn auch liebenswürdige Schwächen! Dahin gehört, außer der Episode zwischen Rudenz und Bertha, die aus der Haltung des Gedichts ganz und gar heraus und matt zu Boden fällt, namentlich Tells berühmter Monolog. Je kunstvoller dieser Monolog gesprochen wird, desto mehr fühlt man, wie auch schon Börne und Andere empfunden, das Mißverhältniß zwischen Tells übriger Naturkraft und der hier sich geltend machenden kühlen Reflexion. Das hat Schiller nicht von Shakspeare gelernt. Diese Reflexion ist bloße Künstelei, die jedes andere Volk als das deutsche herausfinden würde. Zwar entschlossen, aber noch in voller Wildheit, Wuth, getrieben von der Furie des Rachegeistes muß (man fühlt dies bei der Darstellung besonders) Tell seine That vollbringen, wenn sie sich vor sich selbst rechtfertigen will. Ohnehin schwächt es den Eindruck der Katastrophe, daß man, während Geßler auf der Bühne die Teufeleien seines Hochmuths austobt, genau weiß, Tell lauere ihm hinter dem Hollunderstrauche auf, nicht wie Mann gegen Mann, sondern wie ein gemeiner feiger Verbrecher aus sicherm Hinterhalt. Alles dies vergißt man

bei der Lectüre, wo man sich ganz in die nobeln Intentionen des Dichters vertiefen kann, aber es macht sich geltend bei der Darstellung, wo der Geist Körper wird. Indeß hat auch die Sonne ihre Flecken und doch erleuchtet sie ein ganzes Planetensystem und Millionen freuen sich ihres Lichts und ihrer Wärme.

Das Possirlichste hierbei ist nur dies, daß unsere sonst so prüden und ängstlichen Chrestomathienschreiber diesen klassischen Monolog, worin sich der Schweizerheld über einen beabsichtigten Meuchelmord mit sentimentalen Sophismen tröstet, unbesorgt in ihre für Schulen bestimmten Sammlungen aufnehmen, und daß unsre Schuldirectoren und Schulinspectoren, die jedes gegen sie begangene Attentat auf's strengste ahnden, dieses declamatorische Prachtstück, worin ein ziemlich grobes Attentat gerechtfertigt wird, den Gymnasiasten zur Uebung ihres rhetorischen Talentes empfehlen. So findet der Teufel, dem man so gern die Zugänge verstopfte, doch immer wieder ein Loch, wo er durchschlüpfen kann.

Da ich gerade bei dem Theater stehe, so erlaube man mir, an dieser Stelle, der Vollständigkeit wegen, das Register der Münchner Theaterdichter mit Ergänzungen und Berichtigungen noch einmal aufzuführen: Zuerst J. von Plötz, der bekannteste und bühnenerfahrenste und dabei doch anspruchlos, Ph. Berger, Feldmann, F. Löhle, der ein historisch-romantisches Lustspiel „Angelina" nach einer Novelle von Hermann Meinert schrieb, H. Schmidt, Verf. eines „Camoens" (nicht Petrarca," wie ich früher gemeldet zu haben glaube), U. von Destouches, Verf. eines Stückes, „der treue Uhlan," August Heigel, Ringler, Chr. Knorr, Köberle, Trautmann u. s. f.

Von Knorr wurde vor Kurzem ein historisches Trauerspiel „Jacobäa", von Ringler ein Lustspiel „der Wind hat sich gedreht" auf der hiesigen Bühne aufgeführt. Was kümmert uns hier die Kritik, wenn das Publicum günstig urtheilt? Wir leben hier als literarische Robinsons auf einer ziemlich isolirten Insel und die norddeutsche Kritik schlägt nur in einzelnen verlorenen Wellen und Brandungen an unser Ufer; die einheimische Kritik aber ist der vielen Klippen wegen, welche unsere Insel einfassen, schwer zu befahren, vorzüglich wenn der Ruf ertönt: „der Wind hat sich gedreht." Und er hat sich gedreht, indem man gegenwärtig gegen Alles, was Kritik heißt oder nach Kritik aussieht, noch um Vieles empfindlicher zu sein scheint als

Digitized by Google

früher. Man will hier im Allgemeinen lieber eine vollkommene kritische Windstille, als ein frisches Windeswehen der Kritik, wobei die poetische Schifffahrt im Ganzen und Großen belebt und gefördert wird, wenn auch hier und da ein Fahrzeug, unfähig dem Sturme Widerstand zu leisten, zu Grunde geht. Aus der hiesigen Localkritik wird man nicht recht gescheidt, da sie, wie z. B. über Ringler's Lustspiel, die widersprechendsten Urtheile zu Tage förderte. Als Posse genommen ist übrigens Ringler's Stück belustigend genug. Schon Weichselbaumer klagte in den eingegangenen „Deutschen (Thee-) Blättern", daß das Münchner Publicum zwar warm und lebhaft fühle, aber so klein sei, daß es der Autor fast mit seinen Freiexemplaren speisen könne! Und er fährt fort: „In Norddeutschland hilft selbst die Stimme des Gegners zur Celebrität des Schriftstellers, hier hilft das Lob weit weniger als dort der bitterste Tadel." Hochgebildete literarische Männer wie Weichselbaumer würden sogar die schärfste Kritik diesem kirchhofähnlichen Schweigen oder einem hingeworfenen oberflächlichen Lobe vorziehn. Freilich stehen nicht Alle mit dem genannten Dichter auf gleicher Höhe des literarischen Bewußtseins. Das hiesige Theaterpublicum dagegen zeigt sich gegen seine Dichter keineswegs undankbar, und sowohl Knorr als Ringler wurden, ich weiß nicht wie oft, herausgerufen, ebenso Feldmann bei der ersten Darstellung seiner „schönen Athenienserin", die, nachdem sie die Runde über alle deutschen Bühnen vollbracht, endlich hier an der Stätte ihrer Geburt zur Aufführung gelangt ist. Die Reclamationen, die man vielleicht von Athen aus besorgte, scheinen auch wirklich ausgeblieben zu sein.

Trautmann, der früher eine dramatische Phantasie „Proteus" herausgegeben hat, ließ zwei Lustspiele „Prinz Heinrichs Brautfahrt oder Jurist und Schauspieler" und „die Kometen" drucken, welche zuerst auf der deutschen Bühne in St. Petersburg zur Aufführung kommen werden. Sein Trauerspiel „Jugurtha" ist, wie ich höre, von hiesiger Bühne angenommen. Eine seltsame Erscheinung ist Robert Lecke, früher Architekt, der, ohne auf die Bühne zu gelangen, unermüdlich ist, Stücke als Manuscript drucken zu lassen. Drei derselben liegen mir vor, das Trauerspiel „Cadmor" und die Lustspiele „die neue Penelope" und „die Braut von Toledo." Cadmor verräth schak-

spearesches Studium*); die Verse sind fließend und gewandt; an Talent fehlt es dem Verf. nicht, aber wohl an Ausbildung, weisem Maß und dramatischer Präcision. Merkwürdig sind die Vorreden, mit denen der Verf. seine Stücke einleitet. Im Vorworte zur Braut von Toledo sagt er mit großer Gemüthsruhe: „In Betreff der dramatischen Oekonomie bemerke ich, daß ich nicht sparsam mit Worten und Handlungen gewesen bin. Sollte das Stück irgendwo zur Aufführung kommen, so wird es wahrscheinlich eine scharfe Scheere bestehen müssen." Für diejenigen, welche sich in der ersten Scene langweilen sollten, habe er, fährt er fort, auf eine andere Art für Unterhaltung gesorgt; er lasse nämlich die Sonne mit aller Pracht in einer herrlichen spanischen Landschaft untergehen, und er bäte alle Theaterdekorationsmaler auf's höflichste, diese Scene „recht natürlich" zu machen. Auch habe er, zur Zufriedenstellung des Publicums, spanische Tänze, Serenaden u. s. w. eingelegt. Man muß gestehen, daß diese ironische Art, seine Stücke bei den Directionen einzuführen, etwas Originelles hat.

Als eine Curiosität und zugleich als Beweis, wie vorherrschend hier die Neigung für das Drama ist, führe ich ein im Druck erschienenes Festspiel zur Vermählungsfeier des Prinzen Luitpold an, welches den Titel „die Ankunft" trägt. Man erzählt mir, daß der Verf. früher Modellstecher war und jetzt Stücke für die Volksbühne in der Vorstadt Au schreibt. Die Erfindung in diesem Festspiel ist freilich äußerst dürftig, die Rhythmik dagegen für einen Naturdichter auffallend gewandt und gebildet. Ueberhaupt steht die hiesige dramatische Poesie der unwillkürlichen Naturdichtung sehr nahe, wie auch Knorr's „Jacobäa" beweist, worin der natürliche Instinkt des Verfassers manche wirksame und treffliche Scene hervorbrachte, während das Stück als Composition Mangel an kritischer und ästhetischer Durchbildung verräth und die Naivetät nicht selten in das Kindliche ausartet.

Besondere Aufmerksamkeit verdient unter den dramatischen Dichtern Münchens der hiesige Stabsrath Weichselbaumer, der Verfasser der „süddeutschen Tutti frutti', seit vielen Decennien im dramatischen

*) Der Verf. verfährt aber äußerst grausam, indem er allein am Schlusse des Stücks sechs Menschen hinter einander abschlachtet. Das ist zu viel Blutverlust für eine moderne Tragödie.

Digitized by Google

Gebiete thätig und Autor einer ganzen Anzahl von Trauerspielen, welche im höhern Kunststyle und mit wirklich literarischem Bewußtsein geschrieben sind. Der Dichter hatte das Unglück oder Glück, nur einem kleinen Kreise bekannt zu bleiben, und scheint freiwillig auf jede bühnliche Darstellung seiner Stücke verzichtet zu haben. Wer eine wirkliche Bühnencarriere machen will, dem muß man unter den gegenwärtigen Verhältnissen empfehlen, sich dem Theater auf Gnade und Ungnade zu überliefern und eben Nichts weiter sein zu wollen als Bühnendichter von Profession. Das Schwanken zwischen Gott weiß welchen poetischen Prätensionen und den Anforderungen der Bühne führt eben zu jenen vielfachen Enttäuschungen, welche auf die Dauer aufreibend wirken müssen. Man mache sich nur klar über das, was die jetzige Bühne ist und unter den gegenwärtigen Verhältnissen sein kann. Als die Bühne wie zu Göthe's und Schiller's Zeit sich noch im Naturzustande befand, war es unendlich leichter Eroberungen zu machen als jetzt, wo es schon schwer fällt, das Errungene mit einigem Anstande zu behaupten. Wer sich aber nicht dazu verstehen will, sich mit der Bühne auf gleichen Fuß zu setzen, der entsage ihr lieber ganz und ziehe, wie Weichselbaumer, vor, in stiller einsiedlerischer Thätigkeit, ohne Rücksicht auf die Bühne und ihr Publicum, sich selbst zu genügen.

Zu den hiesigen dramatischen Dichtern, die von einem wirklich literarischen Streben erfüllt sind, gehört noch der Regierungsrath Darenberger, der unter dem Namen Carl Fernau schreibt und der eigentliche Herausgeber des schön ausgestatteten Taschenbuches „Charitas“ ist. Sein „Münchner Hundert und Eins“ muß ein sehr liebenswürdiges Buch genannt werden. Von seinen dramatischen Dichtungen sind mir zwei bekannt: „Beatrice Cenci“ und „Ulrich Schwarz“, beide als Manuscript gedruckt. Fernau hat noch jüngst eine Tragödie „Bianca Capello, die Tochter der Republik“ gedichtet, die sich durch Titel und Stoff den Zugang auf die Bühne versperrt hat, obgleich sie, nach der Meinung Aller, die sie vorlesen hörten, sehr trefflich durchgearbeitet sein soll. Ueberhaupt ist Fernau in der Ausarbeitung immer sehr sauber, besonnen und sorgfältig.

Indem ich unter den mir vorliegenden, für die Bühne als Manuscript gedruckten Stücken krame, fällt mir noch ein Drama von August Heigel unter dem Titel „die Macht des Augenblicks“ in die Hände;

Heigel ist einer der Regisseure an der hiesigen Bühne und, wie noch neulich seine Darstellung des Attinghausen im Tell bewies, ein vortrefflicher Schauspieler aus der alten Schule, welche in ihren einzelnen noch lebenden Zöglingen beweist, wie tüchtig sie war und wie sehr sie der Ungebundenheit und Fahrlässigkeit, welche die Folge eines zu weit getriebenen naturalistischen Einzelstrebens ist, entgegenarbeitete. In dem genannten Drama, welches hier früher zur Aufführung gekommen ist, bewährt sich der erfahrene und einsichtsvolle Bühnenpraktiker. Das Stück ist von der gemüthvollen deutschen Art, moralisirender Tendenz und hat einen frappanten Schluß. Namentlich ist darin, ganz in älterer Weise, das solide Bürgerthum vertreten im Gegensatz zu der übertünchten höhern Bildung. So Etwas ergreift durch seine Lebensähnlichkeit noch immer und macht sich selbst neben der höhern ideal gehaltenen Tragödie geltend; denn es sind Conflicte darin behandelt, die gerade dem gesunden Menschenverstande am faßlichsten sind und Allen nahe liegen. Endlich hat noch Hölken, Mitglied der hiesigen Bühne und Regisseur, meines Erinnerns Einiges für die Bühne gearbeitet oder aus dem Französischen übersetzt.

Man will bemerkt haben, daß es in der Gegend von München, wahrscheinlich wegen der kühlen Nächte, die in den Mai fallen, und wegen der durch die Gebirgsnähe bewirkten unbeständigen Witterung wenig oder keine Nachtigallen gibt. Hat diese Erscheinung einen Zusammenhang mit dem Mangel an lyrischer Sentimentalität? Volk und Land tragen hier allerdings keinen weichen lyrischen Charakter. In kleiner Entfernung südwärts von München gestaltet sich die Gegend immer gebirgiger und gewinnt Schritt für Schritt an Großartigkeit. Man ist da nicht zu lyrisch dämmernden Gefühlen angeregt. Dennoch fehlt es hier nicht an gemüthvollen Lyrikern, F. v. Kobell, Graf Pocci, Friedrich Beck und A. sind bekannt genug. Ich befinde mich hier wie auf fortdauernden Entdeckungsreisen, und auf einer derselben entdeckte ich einen lyrischen Dichter, H. J. Fried, einen Maler, der in zwei starken Bänden lyrische Dichtungen unter dem Titel „Epheuranken" (Landau, 1840—41 herausgegeben hat. Fried ist zugleich Maler und hat besonders den Künstlerfesten in Rom die lyrische Zuthat geliefert. In seiner persönlichen Erscheinung wie in seinen Gedichten kündet sich ein bescheiden gemüthvolles Wesen an, welches durchaus liebenswürdig wirkt. Namentlich befinden sich unter

Digitized by Google

seinen Balladen und Liebesliedern viele gelungene, welche in weitern Kreisen bekannt zu sein verdienten. Uebrigens ist Fried ein geborner Rheinpfälzer.

Von dem schon genannten dramatischen Dichter Carl Weichselbaumer erschien inzwischen eine Reihe von Dichtungen, unter dem Titel: „Ein deutsches Lied," worin sich keine provinziell baierische oder von confessionellen Sympathien und Antipathien bewegte, sondern eine wahrhaft deutsche Gesinnung ausspricht, welche zu allem Guten ermahnt, vor dem Erzfeind der Deutschen, dem Religions- und Stammeshaß eindringlich warnt und innerhalb Deutschlands keinen Süden und Norden, keinen Osten und Westen kennt. Selbst die zukünftige deutsche Flotte entgeht des Dichters Blicken nicht; er betrachtet sie als das beste Erkräftigungsmittel der Deutschen und den Ozean als Vater der Freiheit und Heldenstärke.

Einen Zuwachs hat die Münchner Journalistik endlich durch die „Fliegenden Blätter" von Braun und Schneider erhalten, eine Art Charivari in Holzschnitten, oft von sehr glücklicher, satyrischer Laune und dabei echt deutscher Gemüthlichkeit und Schalkhaftigkeit. Schade, daß das Blatt nicht aus Frankreich oder England kommt, es würde dann schon mehr Verbreitung und Anerkennung in Deutschland gefunden haben. —

Unser literarischer Verein hat sich seit dem Anfange des Jahres wieder mit mehreren Blättern bereichert. Dieser Verein ruht auf sehr soliden Grundlagen, wie aus einem Vortrage des Herrn Hofrath Thiersch, der sich um ihn sehr verdient gemacht, bei Gelegenheit der Rechnungsablage hervorging. Ich bemerke noch, daß in diesem Vortrage namentlich die früher von Laube redigirte „Zeitung für die elegante Welt" als sehr trefflich und im besten Sinne geleitet erwähnt wurde. Und was ist aus dieser Zeitung nun geworden! Gegenwärtig gehört sie zu den bedeutungslosesten, unnützesten Blättern, welche innerhalb Deutschlands erscheinen. Ist nicht ein entschiedener offenbarer Tod besser als solch ein verächzendes Hinsterben, wobei man noch einige Schminke auflegt, wie ein eitler alter Geck, der zum Gerippe abgezehrt ist? Welche literarhistorische Erinnerungen knüpfen sich nicht an diese Zeitung, die nächst dem Freimüthigen die älteste literarisch-belletristische Zeitschrift Deutschlands war und noch unter Kühne und zuletzt unter Laube einen so schönen Aufschwung

nahm! Da sieht man doch, welche geringe Achtung unsere Buchhändler, wenigstens der Mehrzahl nach, vor ihren altangesehensten und besten literarischen Verlagsartikeln haben! Auch der alte Freimüthige und das mit ihm verbundene Conversationsblatt scheiterten und verendeten zumeist an den zu ökonomischen Launen des Eigenthümers.

So zweckmäßig auch im Ganzen unser literarischer Verein mit Zeitschriften ausgestattet ist, so würde man doch nicht ungern manche vermissen und andere an ihre Stelle treten sehen. Von den beiden Biedermann'schen Zeitschriften: „Herold" und „Biedermann's Monatsschrift" wird hier keine gehalten. Man findet hier keine der beiden in Breslau erscheinenden Zeitungen, welche doch eine regsame Provinz repräsentiren, die an Größe und namentlich Bevölkerung manches Königreich übertrifft und in neuester Zeit auch politisch interessant erscheint; man findet ferner keine Hamburger Zeitung, es fehlen die Magdeburger, die Königsberger, die Posener Zeitung, die Spenersche Berliner Zeitung, von belletristischen Journalen der Gesellschafter, dieser letzte Rest der ältern Berliner Belletristik, Ost und West u. s. w. Süddeutschland dagegen, mit Inbegriff der Schweiz, ist sehr gut und ohne eine fühlbare Lücke vertreten.

Gewiß mag es im Auslande auffallen, daß die Münchner Correspondenten — und ich nicht allein — lieber von Literatur, Theater Volksleben u. s. w. sprechen, als von den hiesigen Kunstschöpfungen, worin sich die Münchner Thätigkeit zumeist verausgabt. Vielleicht liegt dies hauptsächlich daran, daß die Kunst hier die Alltagskost, die Literatur das Sonntagsessen und die Delicateßwaare ist, während an andern Orten gerade der umgekehrte Fall stattfindet. Aber es kommen noch andere kräftigere Gründe hinzu, von denen die Leser der Grenzboten schon durch die Münchner Skizzen unterrichtet sind. Daher für diesmal statt aller Kunstnotizen in aller Eile noch Etwas, was mich betrifft. Ich habe in den Grenzboten einmal prophezeiht, daß ich durch meine Art und Weise zu schreiben und von der Leber oder dem Herzen wegzusprechen, manchen journalistischen Beelzebub gegen mich in Harnisch bringen würde. Man hat sich beeilt, diese Prophezeihung wahr zu machen und dadurch zu beweisen, wie gut ich meine Leute kenne. Ein solcher journalistischer Beelzebub hat in einem bairischen Journal einen Umstand ausgeplaudert, der, wie ich zu glauben ein Recht hatte, zu den Geheimnissen des Leipziger Lite-

Digitized by Google

ratenvereins, dem ich übrigens nirgends in den Grenzboten zu Leibe gegangen bin, gehört oder doch gehören sollte. Ein Anderer, der seine Worte nicht zu wählen wüßte, würde die Absicht des Correspondenten, die sich gerade darin ausspricht, daß er für seine gütige Mittheilung ein baierisches, natürlich auch in München vorzugsweise gelesenes Journal sich aussuchte, vielleicht abgefeimt nennen: ich, der ich meine Worte zu wählen weiß, nenne sie nur ausgesucht und fein berechnet. Uebrigens achte ich die Publizität zu hoch, als daß ich mich um einer solchen Beelzebüberei willen entrüsten sollte; vielmehr werde ich meine Rüstung nicht von mir thun und hoffe wenigstens, mit denen fertig zu werden, die sich mir offen entgegenstellen. Der namenlose versteckte Feind ist ja überhaupt ein geschlagener Mann, mit dem ein ehrlicher Kampf gar nicht durchzufechten ist.

Wer hätte nicht gern solchen literarischen Unfug vergessen bei den wichtigen Nachrichten aus Preußen! Der Posaunenruf einer neuen Epoche Deutschlands, die Gemüther aus ihrem Schlafe, die todten Geister aus ihren Gräbern, die kalten Herzen aus ihrer Eiseserstarrung weckend, schien aus diesen Worten wiederzuklingen. Von da an, wo das Verkündigte in's Leben tritt, ist ein Sporn in Deutschlands Flanken gesetzt und an einen faulen Stillstand nicht mehr zu denken. Ganz Deutschland wird wachsen, der Einzelne wird mitwachsen und das Nationalgefühl endlich die Windeln von sich streifen, die bisher ein Spott des politischer gebildeten Auslands waren, weil sie so oft Angesichts des Auslandes getrocknet werden mußten. Es ist unglaublich, welche Aufregung diese Verkündigung der preußischen Heilsordnung auch hier unter der stillen Gemeinde derer hervorgebracht hat, welche an einer Durchbildung Deutschlands zu politischer Einheit und Größe wirklich Theil nehmen und in letzter Zeit an dem „Vorwärts" Preußens irre zu werden sich oft versucht fühlten.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Moritz von Sachsen, aufgeführt. — Für Herrn Holbein. — Der Schutzverein für entlassene Sträflinge. — Nothwendigkeit einer Gefängnißreform. — Nikolai und die philharmonischen Concerte. — Saphir's funfzigster Geburtstag. —

Moritz von Sachsen ist nun wirklich zum Benefize der Regie im Hofburgtheater über die Bretter geschritten mit demjenigen Beifall, den ich in meinem letzten Schreiben diesem Stücke prophezeiht hatte. Als Drama hat es wenig Erfolg errungen, wohl aber als Tendenzstück, und in diesem Artikel läßt sich hier noch viel thun. Ein hiesiger Kritiker nennt es eine illustrirte Zeitung mit historischen Holzschnitten, und in der That scheint der Dialog aus den Zeitungsspalten, die Personen aber der deutschen Geschichte entnommen zu sein. An diesem unversöhnten Dualismus von Wort und Namen leidet das Ganze. Kaum glaubt einmal der Zuschauer in den kirchlichen und politischen Zerwürfnissen des sechszehnten Jahrhunderts zu leben, so sieht er auch schon wieder den politischen Sänger mit seinen Rheinliedsphrasen auf die Bühne stürzen, und alle Illusion ist verschwunden. Der Moritz hat zu viel in den Gedichten von Herwegh, Freiligrath und Prutz gelesen, und an manchen Stellen glaubt man wirklich, er strebe nicht nach dem sächsischen Kurhut, sondern nach der aufgekündigten (?) Pension des Nikolaus Becker in Köln; seine Aeußerungen schmecken gar zu oft nach Toastsprüchen und Zweckessensreden, und der Egoist wirft fortwährend mit Worten umher, die im grellsten Widerspruch mit der kalten Berechnung und dem eisigen Indifferentismus seiner Handlungen stehen. Uebersieht man die Mängel der Charakteristik, wie es zum Theil auch das Publicum that, so bleibt noch viel des Guten übrig. Aus dem ersten Aufzuge zumal weht der frische Odem deutschen Geschichtslebens, und der Dichter verstand es vortrefflich, uns ohne Umschweife in den Mittelpunkt der Zeit zu stellen. Großes Gelächter erregte die Scene, wo der Narr Kunz von Rosenberg erstochen wird und im Tode jubelt, daß die Feinde sich geirrt und nur ihn umgebracht und nicht den Kaiser, der bereits entflohen; dieser Grad von Loyalität befremdet heutzutage selbst an einem Hofnarren. Eine schöne Intention leuchtet aus der Figur der Elisa-

Digitized by Google

beth von Rochlitz, die hier leider sehr schlecht repräsentirt ward. Wie die mahnende Ahnfrau des sächsischen Hauses schreitet sie geisterhaft durch das Drama und weist darauf hin, daß dieser Stamm nur in der Hut des neuen Geistes wachsen und gedeihen könne, und nimmermehr bei einem Anschluß an die spanische Politik. Die Folgezeit hat es bewiesen, daß blos die beiden Extreme blühen können und Preußen dadurch eine europäische Großmacht wurde, weil es die Interessen des von den sächsischen Fürsten vernachlässigten Protestantismus zu den seinigen machte. Prutz wurde einstimmig gerufen.

Die Wahl dieses Stückes sowohl, als auch die allbekannten Bemühungen des Herrn von Holbein, die hiesige Hofbühne den modernen Dramatikern trotz mancher Hindernisse aufzuschließen, widerlegen wohl am besten die albernen Gerüchte, welche in der jüngsten Zeit in fremden Journalen ausgestreut wurden. Welcher Verständige möchte im Ernste glauben, Herr von Holbein könne zu dem Recensenten K..... gesagt haben: Und wären Sie selbst Schiller oder Shakspeare, Ihre Stücke würden gleichwohl bei der in ihnen ausgesprochenen Gesinnung nicht gegeben werden?. — Gewisse Herren können sich ja, wenn sie anders wirklich so rachelustig sind, an dem Hofburgtheater nicht empfindlicher rächen, als wenn sie ihre zurückgewiesenen Producte andern Bühnen zuwenden.

In diesen Tagen wurde die zweite Generalversammlung des Schutzvereins für entlassene Sträflinge abgehalten, wobei sich ungefähr sechshundert Personen einfanden, worunter auch eine beträchtliche Anzahl Damen. Der Leiter des Vereins, der Regierungsrath Graf Barth-Barthenheim eröffnete die Sitzung mit einer kurzen Rede, worauf der Rath des Apellationsgerichtes Baron Pratobewera in einer gedrängten Abhandlung das Verfahren, den Geschäftsgang und die Leistungen der Vereinsthätigkeit historisch entwickelte. Interessant sind die Ergebnisse dieses Geschäftsberichtes, insofern sie sich auf die angestellten Besserungsversuche beziehen; der Verein hatte bis jetzt siebenundsechszig Schützlinge unter seine Obhut genommen, von denen zwölf sich eigenmächtig dem Schutze wieder entzogen, während die andern mehr oder minder die Bahn der Reue und eines gebesserten Wandels einschlugen. Bezeichnend ist es, daß die zwölf Ungebesserten durchweg dem jugendlichen Alter angehören und jener Klasse liederlicher Dirnen, die in Begleitung der berüchtigten Strichbuben ihr schändliches Handwerk ausüben. Daraus kann man sich die Nothwendigkeit einer radicalen Gefängnißreform in Oesterreich ableiten, denn die Gefängnisse sind hier wirklich in einem Zustande, der noch Vieles zu wünschen übrig läßt, und doch wäre das Gefängnißwesen gerade diejenige Seite, wo Sparsamkeit am wenigsten lohnend scheint, denn die gesparten Tausende müssen durch wachsende Ansprüche an die Kasse der Justizverwaltung auf eine andere Weise ausgegeben werden. Das unlängst

von dem Dr. Würth herausgegebene Reisewerk über das Gefängnißwesen der westlichen Staaten liefert so viel gutes Material zu dieser dringend nothwendigen Reform, daß man nur wünschen muß, man möchte es recht bald zum Frommen hiesiger Zustände benutzen. Nach den Hindernissen zu schließen, die den Vorlesungen des genannten jungen Gelehrten im juridisch-politischen Leseverein über Gefängnißkunde in den Weg gelegt wurden, scheint man freilich noch weit davon, denn es ist ja, als wollte man die Erkenntniß des mangelhaften Zustandes in weiteren Kreisen nicht verbreiten. Wäre man schon in Bereitschaft, so käme eine kritische Beleuchtung der Gefängnißfrage nicht unwillkommen, sondern sehr gelegen und würde gleichsam als Rechtfertigung der Reform dienen. Insolange die Unvollkommenheit der Gefängnisse keine Verfolgung des Besserungszweckes schon während der Haft möglich macht, wird die Wirksamkeit des Vereins stets einen gar mächtigen Gegner haben, wenn sie nicht selbst die Aufgabe des Gefängnisses zu der ihrigen macht und nicht nur auf Unterbringung, sondern auch auf das sittliche Wohl der entlassenen Sträflinge hinarbeitet. Darum wurde auf Vorschlag des Dr. Hyn beschlossen, für jugendliche Verbrecher bestimmte Rettungshäuser zu gründen. Der Juwelier Rozet, der die Kassengeschäfte des Vereins besorgt, lieferte die Ausweise der Geldkräfte, welche bedeutend erstarkt sind; am Schluß des Jahres 1844 besaß derselbe einen Baarvorrath von 11,564 Gulden und 2630 Gulden in Staatsobligationen. Auf den Auftrag des Baron Sommaruga, Mitglied der k. k. Gesetzgebungs-Hofkomission, votirte die Versammlung dem thätigen Vorstand, Graf Barthenheim, eine Dankadresse, und zugleich wurde beschlossen, jetzt, da sich das junge Institut bereits consolidirt, das Protectorat einem Gliede der kaiserlichen Familie anzubieten.

Der als Hoftheaterkapellmeister an der hiesigen Opernbühne angestellte Componist Nikolai, welcher früher einige Jahre in Italien verlebte, wo er der Freundschaft und des Schutzes des Herzogs Doria genoß, erfreut sich seit einiger Zeit einer ganz besondern Aufmerksamkeit von Seite seines preußischen Vaterlandes, so daß das Gerücht geht, als werde er mit tausend Thaler Gehalt als Domkapellmeister nach Berlin gehen. Nikolai leitete bei der Jubiläumsfeier der Albertina zu Königsberg die musikalischen Festlichkeiten und soll sich durch seine geistlichen Compositionen die Theilnahme des Unterrichtsministers erworben haben, wie er denn auch bald darauf den rothen Adlerorden erhielt. Jetzt hat ihm die Stadt Königsberg gleichfalls ein Geschenk gemacht durch Uebersendung eines silbernen Taktstockes, der mit goldenen Lorbeeren umwunden und dessen Griff mit Emblemen der Tonkunst und dem Stadtwappen geschmückt ist. Nikolai hat sich um die hiesigen Kunstzustände durch die Stiftung der philharmonischen Concerte vielfach verdient gemacht. Abgesehen davon, daß das Orchester

des Hofoperntheaters, welches Nikolai zu Gebote steht und das auch Guhr in seinen Reisebriefen enthusiastisch gelobt hat, Beethoven, Spohr u. s. w. weit besser zu executiren im Stande ist, als die Dilettanten der Concerts spirituels, in welche, troß der Tüchtigkeit des Vorstandes, des Baron Lannoy, keine Einheit zu bringen ist, strömt auch den philharmonischen Concerten ein zahlreicheres und eleganteres Auditorium zu und kann daher mehr für die Heranbildung des Publicums, für großartige Musikschöpfungen wirken, als jene. Nikolai, dessen Abgang ein Verlust für Wien wäre, scheint indeß auch für Berlin verloren, sobald das Nervenfieber, an dem er schwer darniederliegt, keine günstige Krisis herbeiführt. — Die Verehrer des Herrn Saphir haben den fünfzigsten Geburtstag des geistreichen Humoristen durch ein glänzendes Souper im Casino gefeiert, bei dem es sehr munter herging. Saphir hielt eine sehr witzige Gegenrede und trank aus dem ihm als Ehrengeschenk überreichten Silberpokal auf das Wohl der Versammlung, die es an Toasten und Impromptus nicht fehlen ließ. Besonders zeichnete sich die in Versen abgefaßte Anklage gegen Saphir, einen falschen Fünfziger producirt zu haben, die Herr Goldschmied recht launig vortrug, aus. Es bezog sich dieser artige Schwank auf den Umstand, daß Herr Saphir, in Unkenntniß über sein eignes Geburtsjahr, schon im verwichenen Jahre der Meinung war, sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet zu haben. — Im Hofburgtheater soll eine Novität im Anzuge sein, das Product eines hiesigen Dichters, Moshammer, welche den Titel führt: „Odoaker in Italien" und troß seines antiken Stoffes mit großen, farbenbunten Deutschheitsblumen durchwebt sein soll. Nationalität und Freiheit scheinen mit einem Male in unsern Schauspielhäusern untergebracht zu werden, allein wir fürchten, daß man sie dort wie auf einer Festung halten und nicht in's öffentliche Leben der Stadt kommen lassen werde.

II.
Aus Berlin.

Der brandenburgische Landtag und der rheinische. — Nekrolog des Localvereins; die Sittlichkeit der Damen-Vereine; ehret die Frauen! — Vertheidigungsschrift der Seehandlung. — Dambach todt! — Dambach und Tschech. — Opernhausbewegung. — Das Urbild des Tartüffe und Hoppé.

Der brandenburgische Landtag ist wenig geeignet, Hoffnungen zu erwecken. Unsere „uckermärkischen Granden" sind zwar berathend zusammengekommen, aber man sieht nicht, daß aus ihren Berathungen etwas werden könnte und ihre landständische Tracht ist am Ende das einzig Auffallende, was uns an ihnen in Berlin begegnet. Eine Petition um Reichsstände, zu der die Berliner sich in diesem Jahre merkwürdiger Weise angegriffen haben, ist von diesen treuen, loyalen Granden, schon ehe sie in den Landtag gekommen, beseitigt worden

und ein Verlangen Berlins nach einer stärkeren Vertretung im Landtage, ist geradewegs durchgefallen, denn bekanntlich stehen sich auf dem Landtage die verschiedenen ständischen Interessen gegenüber und das ritterschaftliche wird sich also niemals darauf einlassen, das städtische zu verstärken. So ist Berlin mit seinen politischen Interessen jetzt namentlich auf die ständischen Ereignisse im Rheinland hingewiesen und, ob auch die Staatszeitung es verschmäht, die Schaper'sche Eröffnungsrede und den bekannten, in einer charakteristischen Debatte angenommenen Adreßentwurf mitzutheilen, die Berliner sehen doch recht gut, was in den Rheinlanden vorgeht und haben dadurch, wenn's weiter nichts wäre, wenigstens einen Stoff für die Conditoreiunterhaltung gefunden.

Die polizeiliche Auflösung der Versammlungen im Hôtel d'Europe hat der Bewegung, welche durch den Localverein hervorgerufen worden, so ziemlich ein Ende gemacht. Zwar beschäftigt sich das provisorische Comite noch mit der Eingabe der Vereinsstatuten an die Regierung, aber die ganze Frage hat ihren populären Grund und Boden verloren und 16 Mann berittener Gensdarmen haben hingereicht, den Status quo zu erhalten. Im Grund ist auch wenig daran gelegen, ob der Localverein sich constituirt, oder ob er sich nicht constituirt. Der Zweck, von dem er soviel Redens gemacht hat, würde ihm immer ein unerreichbarer bleiben, und zu den vielen bureaukratischen Formen, welche unser Leben überwachen und bevormunden, wäre nur noch eine neue, eben so unleidliche Bureaukratie hinzugekommen. Man will dem Armen nicht einmal mehr gestatten, daß er auf seine Faust hungere. Es sollte dies nur unter gehöriger Aufsicht geschehen. Mag er also sterben, der Localverein, da ihm kein Raum gestattet worden zu nützen. Das Gute, was er gebracht hat, war durchaus theoretisch. Während die Männer einsehen, daß eine Umgestaltung unserer socialen Zustände innerhalb des preußischen Staates nicht möglich sei, scheinen unsere Frauen sich auf diesem Gebiete versuchen zu wollen. Die geistreichen Berlinerinnen hatten früher einmal den Plan, das Weib im Orient sittlich zu heben und zu diesem Zweck Emissäre in die Harems abzusenden, aber es wurde Nichts daraus; später beschäftigten sich diejenigen, welche kühn genug waren, in der Behandlung eines solchen Stoffes noch keinen Fleck für ihre Sittlichkeit zu sehen, mit einem projectirten Transport der Berliner Freudenmädchen nach Vandiemensland. Da nun aber die Staatsbehörde die hiesigen Bordelle doch fortbestehen lassen will, so wird auch aus diesem eifrig verfolgten Plane Nichts, und um unseren Frauen, die sich nun einmal für das allgemeine Beste aufopfern wollen, doch wenigstens einen Kreis für ihr edelmüthiges Wirken zu gewinnen, haben sich die Gemahlinnen dreier hiesiger Minister an die Spitze eines Vereines gestellt, welcher beabsichtigt, armen Wöch-

Digitized by Google

nerinnen Hilfe und Unterstützung zu gewähren. Dieser neue Verein ist aber von einer so strengen Sittlichkeit, daß es beschlossen worden, unverheiratheten Schwangeren durchaus keine Wohlthat des Vereins zukommen zu lassen. Wenn wir einen solchen ernsten Charakter in unserer Frauenwelt wahrnehmen, so darf es uns durchaus nicht Wunder nehmen, wenn Hebbel's geniales bürgerliches Trauerspiel „Marie Magdalena" auf unserer Bühne nicht zur Darstellung gebracht wird, denn die Heldin dieses Stückes befindet sich, obwohl unverheirathet, in jenem interessanten Zustande, den unsere Damen außerhalb der Ehe für ein Verbrechen ansehen, welches weder des wirklichen noch dramatischen Mitleids werth ist. Ehret die Frauen!

Die Königliche Seehandlung, schon seit langer Zeit den heftigsten Angriffen von Seiten des gewerbetreibenden Publicums ausgesetzt, hat endlich ihre Vertheidigungsschrift erscheinen lassen. Obgleich in der Kabinettsordre, welche derselben vorangeht, gesagt wird, daß Se. Majestät sich durch die bei einem Theile der Gewerbetreibenden mehrfach laut gewordene Mißstimmung gegen die Seehandlung, durch diese „hauptsächlich auf Unkenntniß der Verhältnisse beruhenden Anfeindungen" zu einer Hemmung der wohlthätigen Wirksamkeit des Instituts nicht bewogen finde, so wird schließlich doch versichert und zwar „im eignen Interesse der Seehandlung," daß in Zukunft keine neuen Fabrikanlagen weiter von derselben unternommen werden sollen. Auf diese Art werden in Preußen der öffentlichen Meinung einige kleine Concessionen gemacht! Man verwahrt vor allen Dingen das bureaukratische Besserwissen, gibt der öffentlichen Meinung eine Ohrfeige, indem man ihr Unkenntniß der Verhältnisse vorwirft, macht ihr schließlich aber doch eine Concession, zwar, wird gesagt, nicht weil sie dieselbe verlangt, sondern weil irgend ein Moment innerhalb der Bureaukratie eine solche Abänderung wünschenswerth mache. Mag auch bedauert werden, daß man so wenig geneigt ist, der öffentlichen Meinung ein offenes, ehrliches Zugeständniß zu machen, so ist es doch sehr ermuthigend und hervorzuheben, daß schon unmöglich geworden, sie gänzlich zu umgehen. Auf dieser Thatsache beruhen alle Hoffnungen, welche man auf die Zukunft Preußens setzen darf, und sie mag einigermaßen über die verstimmenden Erfahrungen der Gegenwart trösten. Was die erwähnte Staatsschrift selbst betrifft, so gibt sie zwar sehr viele interessante Specialien und liefert namentlich in ihrer Beilage den Beweis, mit welchem großartigen und scharfen Blicke Friedrich der Große die Landeszustände seines Volkes auffaßte, im Ganzen jedoch kann sie den Grundsatz durchaus nicht umstoßen, daß es dem Staate, als solchem, nicht zukommt, zu seinen Bürgern in ein gewerbliches, industrielles Concurrenzverhältniß zu treten, wie es durch die Seehandlung nach allen Seiten hin geschehen ist.

Das neue Jahr scheint den alternden Notabilitäten Berlin's

nicht günstig zu sein, der Tod drängt sich in ihre Reihen. Kaum hat man den phantastischen Sohn des Nordlands, Henric Steffens, dahin getragen, wo Berlin seine großen Todten begräbt, so ist auch schon eine zweite Notabilität, ganz anderer Art, verblichen, der Criminalist Dambach, das Schrecken aller Verbrecher und Politisch-Verdächtigen, der Beherrscher der Hausvoigtei. Er ist ruhiger, als der bekannte Tzschoppe gestorben. Abgesehen von der Stellung, welche dieser Mann als das Werkzeug einer Gerechtigkeit einnahm, die im Stillen urtheilt und richtet, können ihm criminalistische Verdienste nicht leicht abgesprochen werden. Er war ein großes Witterungstalent auf dem Anger des Elends, des Unglücks und des Verbrechens Mancher junge Mann, den eine politische Extravaganz auf die Hausvogtei gebracht, wird von Dambach zu erzählen wissen. Dambach's Name war in Berlin eben so populär, wie der des Polizeiraths Dunker ist, aber es war ein Name des Schreckens und, wie die Kinder den Knecht Ruprecht fürchten, so machte der Name Dambach manchen Erwachsenen zittern. Nun fürchtet ihn Niemand weiter und das Volk, welches selbst in dem protestantisch-nüchternen Berlin seine Lust an gespensterhaften Sagen nicht verlieren kann, hat bereits seinen Tod mit dem Tode Tschech's in Verbindung gebracht und versichert, Tschech habe in seinen letzten Momenten Dambach zugerufen, daß er ihm bald folgen solle.

Gegen unsere Theaterintendanz ist ein heftiger Sturm wegen des Billetverkaufes im Opernhause losgebrochen. Die Forderungen des Publicums gehen über das Vermögen des Herrn Küstner hinaus. Das Opernhaus ist zu klein, wenigstens für einen Andrang, wie er bis jetzt immer stattfand. Wenn aber jeder, der kein Billet erhalten, sogleich mit einem „Eingesandt" der Vossischen Zeitung gegen die Intendanz losfährt, so wird uns dadurch eben nur der Beweis geliefert, daß in Berlin, trotz seiner beinahe 400,000 Einw. und seiner großstädtischen Anlage, noch immer einige großstädtische Elemente fehlen. Denn es ist kleinstädtisch, über das Ausbleiben eines Opernhausbillets einen solchen Lärm zu machen, wie es täglich in unseren Zeitungen geschieht. Ueber die neue Constitution könnte ja gar nicht mehr geschrien und geschrieben werden, als über den Verkauf der Opernhausbillette! — Die Ursache, daß Gutzkow's „Urbild des Tartüffe" noch immer nicht aufgeführt wird, ist einzig und allein die Erkrankung des Schauspielers Hendrichs. Leider sind aber auch in diesem Lustspiel einige der schönsten und piquantesten Stellen gestrichen. — Für Morgen ist der „Faust" von Göthe angekündigt, Hoppé wird als Mephistopheles einen sehr schweren Stand haben, da die Leistung Seidelmann's in dieser Rolle von dem hiesigen Publicum und der Kritik noch nicht vergessen ist. Um so größer aber kann auch sein Triumph sein. — §.

Digitized by Google

III.

Aus Hamburg.

Der Heine'sche Nachlaß und Herr Dr. Halle.

Der Heine'sche Nachlaß tritt nun mehr und mehr als eine abgemachte Sache in den Hintergrund. Der Präses unsers Handelsgerichts, Herr Dr. Adolph Halle, welcher durch das Vermächtniß seines Schwiegervaters Salomon Heine zu großem Reichthume gelangt ist, hat nun auch das prachtvolle neue Haus auf dem Jungfernstieg bezogen, und der Glückliche erwartet in diesem luxuriös meublirten Hause seine endliche Bestallung als Senator. Natürlich fehlen dieser Gunst des Schicksals auch die Neider und Klätscher nicht, und die mit dem Testamente mit Recht oder Unrecht Unzufriedenen tauchen überall auf und behaupten: bloße Verstandeseigenschaften und merkantilischer Charakter seien noch nicht genügend für einen solchen Posten, die Erbschaftsangelegenheit, der Advokatenstyl und dergleichen solle nur erst in der Nähe betrachtet und geprüft werden. Doch eine solche Prüfung ist hierbei nicht zu fürchten, und der hoch- und wohlweise Rath wird wissen, wie Viel oder wie Wenig auf dergleichen Insinuationen zu geben ist. Es ist dies ein Fall, bei welchem sorgfältig zu prüfen ist, wie weit bei der Verleihung öffentlicher Stellen Rücksicht zu nehmen sei auf die sogenannte öffentliche Meinung, und ob das unter der Oberfläche hinschleichende Gemurmel denn auch wirklich schon öffentliche Meinung genannt werden kann *).

---

*) Dieser uns nicht ganz deutliche Brief ist uns von einem andern als unserem gewöhnlichen Corresp. eingesendet worden, und wir geben ihn nur, um an die Heinesche Erbschafts-Angelegenheit zu erinnern, welche gar sehr der Erinnerung bedarf. Das Resultat in derselben läuft da hinaus, daß die genialste Person der ganzen Familie Heine, der einzige Heine, welcher noch mit Auszeichnung genannt werden wird, wenn die Millionen Goldstücke längst verronnen sind, in dem berufenen Testamente so gut wie leer ausgegangen, das heißt mit einem ganz kleinen Kapital abgespeist ist. Er genoß bekanntlich von seinem Oheim eine Jahresrente und es unterlag keinem vernünftigen Zweifel, daß ihm diese Rente durch das Testament des Oheims gesichert sein werde. Zu großem und allerdings bei allen Gebildeten dem Testamentsabfasser ungünstigem Erstaunen fehlte diese Rente im schriftlichen Nachlasse. Wer hat das Testament aufgesetzt! war die erste Frage; wer hat in solcher unrühmlichen Weise auf den alten Herrn eingewirkt? Möglich, daß bei diesen Erörterungen im Publicum dem Einen oder dem Anderen Unrecht geschehen ist. Aber natürlich war es, und die Familie kann sicher sein, daß dieser Vorwurf nicht ruhen und nicht sterben wird, so lange es deutsche Schriftsteller gibt. Diese, sie mögen Heine lieben oder hassen, müssen indignirt sein über eine Behandlung, welche selbst bei ungeheurem Vermögen das Genie der Familie abspeist wie den lästigsten Bettler und die alten Tage des Dichters verächtlich dem Zufalle Preis gibt; sie müssen eine niedrige Rache der Mittelmäßigkeit dahinter suchen. Von wem sie eigentlich herrührt, diese Rache, wir wissen es nicht, wir sind von den persönlichen Verhältnissen nicht unterrichtet, wir erlauben uns auch deshalb nicht, Jemand zu bezüchtigen. Nur Eins

IV.

Notizen.

Ein Wort Michelet's. — Prophezeihung. — Dramen und Theater; Wiesner. — Ottavio Galfagna.

— Es handelt sich um die Familie, sagt Michelet in der bereits in den Grenzboten erwähnten Schrift, um das Asyl, in welchem wir Alle, nach so vielen nutzlosen Anstrengungen, nach so vielen zerronnenen Täuschungen unser Herz ausruhen lassen möchten. Wir kommen sehr ermüdet zum häuslichen Herde. Finden wir da wirklich Ruhe? Man verheimliche es nicht: es gibt in der Familie eine ernstliche Verstimmung, die ernstlichste von allen. Wir dürfen zu unsern Müttern, zu unsern Frauen, zu unsern Töchtern von allen Gegenständen sprechen, von denen wir auch mit uns gleichgiltigen Personen reden, von Geschäften, Tagesneuigkeiten, aber ja nicht von Dingen, welche das Herz, das moralische Leben berühren, von ewigen Dingen, vom Glauben, von der Seele, von Gott! Jene Augenblicke, wo man am meisten das Bedürfniß fühlt, sich mit den Seinigen in einen gemeinschaftlichen Gedanken zu versenken, bei der Abendruhe, beim Familientische — ja wage es nur, von allen diesen Dingen ein Wort zu sprechen! Deine Mutter läßt betrübt den Kopf sinken, Deine Gattin widerspricht Dir, Deine Tochter mißbilligt Dich schweigend — sie scheinen Alle auf der einen Seite des Tisches zu sitzen und Du auf der andern, allein, ganz allein. Man möchte glauben, daß in ihrer Mitte, dir gegenüber ein unsichtbarer Mann sitzt, um Allem zu widersprechen, was Du sagst. Und wie sollten wir uns verwundern über diesen Familienzustand — unsere Frauen, unsere Töchter, sie werden erzogen und beherrscht von unsern Feinden, von den Feinden der Geistesfreiheit und der Zukunft .... So viele Anstalten, so viel Geld, so viele Kanzeln, um laut zu sprechen, so viele Beichtstühle, um leise zu werben, die Erziehung von zweimalhunderttausend Knaben, von sechsmalhunderttausend Mädchen, welche Macht! Und doch warum kommt Ihr nicht weiter, ihr geistlichen Männer? Ich will es Euch sagen: weil Ihr in Allem stark seid, in tausend materiellen Mitteln und Waffen, nur in Einem seid Ihr schwach — in Gott! Was ist Religion? Ihr seid zu scharfsinnig, um die Religion nur in materiellen Dingen zu suchen, in Räucherwerk und Weihwasser. Gott ist für Euch wie für uns der Gott des Geistes, der Wahrheit und der Barmherzigkeit.

---

wissen wir gewiß, und dies betrifft den Sohn des verstorbenen Salomon Heine, den Vetter des Dichters, Carl Heine. Wir wissen, daß ihn nicht der geringste Vorwurf treffen kann, und daß er nach wie vor den Dichter mit Liebe und Treue behandelt hat. Wir zweifeln auch nicht, daß er, was an ihm liegt, den Vorwurf der öffentlichen Stimme zu entkräften suchen wird.

D. Red.

Digitized by Google

Der Gott der Wahrheit hat sich in diesen zwei Jahrhunderten höher geoffenbart als in zehn vorangegangenen. Und durch wen war diese Offenbarung vollbracht? Nicht durch Euch, sondern durch Solche, welche Ihr Laien nennt, die aber die Priester der Wahrheit geworden sind. Ihr habt keine von den großen Entdeckungen aufzuweisen, keine von den bleibenden Arbeiten, welche die Wege der Wissenschaften bahnten. Der Gott der Barmherzigkeit, der Billigkeit, der Menschlichkeit hat uns versprochen, durch ein menschliches Recht das barbarische Recht des Mittelalters zu ersetzen. Ihr haltet es aufrecht. Euer Prinzip ist das alte ausschließende Recht, das jeden Widerspruch verdammt und den Widersprechenden zu vernichten sucht. Unser Prinzip läßt die Verschiedenheiten zu, es will nicht, daß der Gegner untergehe, es will, daß er Freund werde. Warum verkennt Ihr diesen Gott, der in unsern Tagen in Mitten der Helle der Wissenschaften, der Sanftheit der Sitte, der Billigkeit der Gesetze sich geoffenbart? Was unserer Zeit Gewicht verleiht, was sie heiligt, das ist diese gewissenhafte wissenschaftliche Thätigkeit, welche das gemeinsame Werk der Humanität vorwärts schiebt und die Arbeit der Zukunft mit Selbstaufopferung zu erleichtern strebt. Wir, wir sind die Arbeiter im Weingarten des Herrn und darum sind unsere Furchen auch gesegnet worden. Der Boden, den das Mittelalter voll Gestrüppe uns hinterließ, hat durch unsere Anstrengungen so mächtige Aehren hervorgebracht, daß sie bald den trägen Markstein verdecken, der unsern Pflug aufzuhalten gedacht. Aber weil wir Arbeiter sind, haben wir der Herzensruhe um so nöthiger, wenn wir des Abends ermüdet sind. Es muß dieser Herd wirklich unser Herd sein, dieser Tisch wirklich unser Tisch, damit nicht in unserem Hause der Streit sich erneuert, den die Wissenschaft und die Welt abgethan hat (?), daß unsere Frau, unsere Tochter uns nicht eine gelernte Lection und die Worte eines andern Mannes in's Ohr sage. Der Mann unserer Zeit, der Mann der Zukunft kann sein Weib nicht dem Manne der Vergangenheit abtreten. Die geistliche Leitung, die dieser ausübt, ist eine wahre Ehe, wichtiger als die andere — eine geistige Ehe.

— Der Landtagsmarschall in Schlesien soll nun mit Gewißheit preußische Verfassung, Reichsstände u. s. w. auf anno siebenundvierzig verkündigt haben. Nur hat man nicht deutlich hören können, ob er achtzehn- oder neunzehnhundert und siebenundvierzig gesagt hat. Siebenundvierzig aber jedenfalls.

— In Hamburg soll „der letzte Maure" von Dr. Wollheim, einem Hamburger, sehr gefallen haben, eben so in Berlin Wiener's (Wiesner's?) „die Waise von Lucca." Wollheim wäre demnach Prophet im Vaterlande; ein in Deutschland seltenes Glück. Gutzkow's Stücke werden z. B. überall eher als in seiner Heimath Berlin ge-

geben, Marggraff's „Täubchen von Amsterdam" wurde zum ersten Mal gar in St. Petersburg gespielt. Wenige wissen vielleicht, daß Wiesner, der Autor der „russisch-politischen Arithmetik," mit dem Dramendichter Wiener identisch ist. Von einer Reihe Dramen, die ein jeder Aufmunterung und Pflege würdiges Talent verriethen, gelang es dem sehr undiplomatischen Autor blos „Inez de Castro" auf die Bühne zu bringen und dieses Stück hat seiner Zeit in Wien und Weimar verdientes Glück gemacht. Müde des ewigen Petitionirens und der eitlen Versprechungen sagte er, wie mancher deutsche Hamlet: „wer trüge wohl des Censors Joch, der Intendanten Herrschsucht, des Mimen Stolz, der ersten Heldin Launen, den Trotz des Regisseurs und all die Leiden, die uns Koulisse und Kostüm bereiten, wenn er was Besseres schaffen kann," und er warf sich in die publicistische Laufbahn. Vielleicht daß jetzt in einer dem Drama überhaupt günstigern Periode seine Versuche über Berlin, Hamburg u. s. w. den Weg auf die heimische Bühne zurück finden. Oder sollte er sich durch die russisch-politische Arithmetik darin für immer verrechnet haben? Ist auch hinter den Koulissen ein Tengoborsky da?

— „Ottavio Galfagna" heißt ein fünfactiges Trauerspiel von C. Gaillard, einem Autor, der, wie Viele, an unserem Bühnenwesen zu verzweifeln scheint, da er seine Arbeit, vor der Aufführung, drucken ließ. Und doch dünkt uns Galfagna gar nicht unaufführbar, auch die moderne Stimmung des Stückes sollte auf norddeutschen Bühnen kein Hinderniß sein. Wir hätten weniger in theatralischer als in künstlerischer Hinsicht an dem Stücke auszusetzen. Die Anlage scheint uns originell und anziehend. Ottavio erlebt aber nur eine Liebes- und Familienkatastrophe, die ihn erst zum politischen Helden machen soll, während wir nach der Exposition erwarteten, daß dieses Geschick mit der tragischen Schuld des leidenschaftlichen Patrioten zusammenhängen und von ihr ausgehen werde. Byron, der als Lord Georg in die Handlung eingreift, ist in seinem Stolz und seiner düstern Skepsis gut getroffen, obgleich die Flamme des Poeten mächtiger aus ihm leuchten dürfte; die zweite edlere Figur aber, die Wittwe Lara, tritt zu wenig aus dem Hintergrunde vor. Der Herzog von Ronzini ist ein Wüstling vom alten ordinären Schlag, so wie die Vergiftung zuletzt uns etwas abgebraucht erscheint. Die Shakspearomanie des Verfs., die den Dialog oft schwerfällig macht, ist dagegen den humoristischen Figuren sehr zu Gute gekommen. Morda und Teresa sind recht ergötzliche und erbauliche Gestalten.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by

Der erkaufte Henker.

Ein Lebensbild aus Amerika, von **Fr. Gerstäcker.**

Eben verkündete im fernen Osten ein blasser Streifen am bewölkten Firmamente den nahenden Tag, als ein einzelner Reiter auf schäumendem Rosse an der Gartenthür des Ferry-Hotels in Pointe-Coupée in Louisiana hielt und mit donnerndem Klopfen und lautem Ruf die schläfrigen Bewohner zu erwecken versuchte.

Endlich öffnete sich die grüne, auf die Galerien führende Thür des Hauses und der Wirth steckte den Kopf heraus.

— Wer lärmt denn da vorn, als ob es heller Mittag wäre, rief er; glaubt Ihr, daß Leute, die um zwei Uhr zu Bette gehn, auch um vier Uhr gewöhnlich wieder aufstehen?

— Seid Ihr es, Rehfer? frug der Reiter, indem er sich aus dem Sattel schwang und den Zügel seines schnaubenden Thieres an einem, durch die Latten ragenden kleinen Zweig befestigte. Macht auf, schnell — ich habe Eile und muß gleich wieder fort.

— Wer zum Henker seid Ihr denn überhaupt? frug Rehfer wieder, ohne die Thüre weiter aufzumachen, denn der Wind zog kalt und unfreundlich aus dem Nordwesten hernieder; glaubt Ihr, ich kenne die ganze Ansiedlung an der Stimme?

— Nun, lachte der draußen; Ihr seid der Sache diesmal ziemlich nahe gekommen, zum Henker gehöre ich auch mit und überhaupt geht den Henker mein Besuch heute Morgen besonders an, denn seinetwegen kam ich her, — ich bin der Constable!

— Oh, Bedford, Ihr seid's — rief der Deutsche, nun wartet, ich mache den Augenblick auf, will mir nur erst etwas überwerfen!

Damit zog er sich für einige Augenblicke zurück, erschien aber gleich wieder an der Thüre und öffnete die beiden, inwendig vorgelegten Riegel.

— Guten Morgen, Rehfer! sagte der Eintretende und schüttelte die dargebotene Hand; guten Morgen! schließt mir jedoch vor allen Dingen erst einmal Euren Schenkstand auf. — Der unfreundliche Morgenwind hat mich auf eine merkwürdige Art ausgetrocknet.

— Was führt Euch aber in aller Welt vor Tagesanbruch hier her? frug Rehfer erstaunt, indem er dem ihm Folgenden voran in's Haus schritt und dort ein Licht anzündete.

— Das sollt Ihr bald erfahren, entgegnete der Constable, vor allen Dingen erst etwas zu trinken, dann schickt augenblicklich Euren Hausknecht zur Wache an die Fähre und Kähne hinunter und laßt ihn sie, außer er wird abgelöst, mit keinem Schritt verlassen.

— Halloh — hinter wem seid Ihr wieder her? frug Rehfer verwundert, indem er die in den Schenkstand führende Thüre aufschloß und Flaschen und Gläser herausholte.

— Ein fürchterlicher Mord ist gestern Abend geschehen, fuhr Bedford fort; Banizet oben in Pointe-Coupée, gerade über Morgan's Plantage, Ihr kennt ja den Platz, hat seine junge hübsche Frau mit der Axt erschlagen und ist entflohen.

— Höll und Teufel! rief Rehfer, überrascht einen Schritt zurücktretend.

— Glücklicher Weise, erzählte der Constable weiter, ritt Einer der dort wohnenden Creolen noch spät am Abend vorbei und das Schreien und Jammern der Kinder, welches er an der Straße, obgleich das Haus wohl zweihundert Schritt abwärts steht, hören konnte, machte ihn aufmerksam, — er hing seines Pferdes Zügel über die Fence, ging durch das kleine Baumwollenfeld, das zwischen der niederen Hütte und dem Fahrweg liegt, und öffnete die Thüre. — Ihr kennt Bulzot, er ist ein großer, starker Mann, aber er schwur mir's zu, daß er bei dem Anblick, der sich dort ihm bot, vor Entsetzen in die Kniee gesunken sei. Das Feuer im Kamin brannte hell und neben ihm, von der rothen flackernden Gluth beleuchtet, stand der Mörder, mit bleichem Antlitz; das schwarze, lockige Haar wild um seine Schläfe flatternd — in der Hand noch, wohl bewußtlos, die Axt, mit der er den tödtlichen Streich geführt; zu seinen Füßen aber das blasse, schöne

Digitized by Google

Antlitz von Blutflecken entstellt, die langen rabenschwarzen Locken mit dem rothen Lebensstrom getränkt, und die Stirn weit klaffend gespalten, lag sein Weib, während sich die Kinder, von Todesfurcht und Angst getrieben, in einen Winkel geflüchtet hatten und den kleinen Raum mit ihrem Zetergeschrei erfüllten.

Banizet hörte das Eintreten des Freundes nicht, sah ihn selbst nicht; starr nur hafteten seine Augen an der leblosen Gestalt des gemordeten Weibes und ein geisterhaftes Lächeln stahl sich über seine Züge; da rief Buizot seinen Namen und wie von einer Kugel getroffen, sprang er empor, die Axt entfiel seiner Hand, seine Blicke richteten sich auf die offene Thür und die Gestalt des Mannes und in dem Moment schien auch das ganze Schreckliche seiner That wie seiner Lage auf einmal vor ihm aufzusteigen.

Mord! Mord! schrie er, daß selbst die Kinder, einen Augenblick von den nicht mehr irdisch klingenden Tönen erschreckt, stille schwiegen, und floh mit einem Satz in die benachbarte Kammer und von da in's Freie. Buizot versuchte ihm zu folgen, vielleicht mehr in der Absicht, ihn zu trösten als zu fangen, aber es war nutzlos; in den Baumwollenfeldern vermochte er ihn nur eine kurze Strecke im Auge zu behalten, bis er die Fence erreichte, welche Morgan's Zuckerplantage umschließt und wo er in dem dichten Rohre augenblicklich verschwand. Buizot ging jetzt zu dem Hause zurück und nahm die Kinder von dem Schreckensorte mit sich fort zu seiner eigenen Wohnung, erweckte aber unterwegs an mehreren Orten die Nachbarn, erzählte das Vorgefallene und forderte sie auf, Hilfe zu leisten. Hilfe? Die arme Frau bedurfte keiner Hilfe mehr, aber Rache wollten die Männer und der größte Theil von ihnen durchstreift jetzt in allen Richtungen die Felder und den Sumpf, während Einer zum Richter herunter sprengte und unterwegs alle die Pflanzer, welche Kähne am Ufer hatten, aufforderte, dieselben zu bewachen. Zu gleichem Zweck ist ein Bote bis hinauf nach Fischer's Laden gesandt und ich will hinunter bis Waterlow, also, habt Acht auf Eure Kähne hier denn es ist sogar wahrscheinlich, daß der Bursche bis hierher durch die Felder geflüchtet ist und hier unten entweder Eueres oder ein's von Taylor's Booten zu benutzen gedenkt.

— Nun, tragt keine Sorge, versicherte Rehfer; mein Hausknecht soll mit der Doppelflinte am Ufer Wache halten, sich aber wohl in

Acht nehmen, dem Hund den Hals nicht zu beschädigen, damit Ihr ihn noch bequem hängen könnt.

— Das wäre also abgemacht, entgegnete der Constable und leerte sein zweites Glas Brandy; jetzt muß ich aber fort, übrigens mag sich Einer von Euren Männern hier immer ein wenig rüsten, denn wir brauchen viele Leute, ihn aufzustöbern, da er die Sümpfe oder Felder noch nicht verlassen haben kann. Wie ich höre, wollen Morgan und Beauvais ihre sämmtlichen Sklaven aufbieten und vielleicht beweg ich Taylor hier unten auch noch dazu, wenn sich der verdammt geizige Bursche überhaupt bewegen läßt, und dann können wir eine richtige Jagd anstellen, aber ade, macht Eure Sachen gut und paßt gehörig auf. Damit trat er wieder vor die Thür, schwang sich auf den Sattel und galoppirte auf seinem kleinen Mustang den breiten Fahrweg entlang, welcher sich zwischen den eingefenzten Feldern und dem Mississippi am Fluß hinunter zog, der etwa eine Meile tiefer liegenden Plantage des alten Taylor zu.

Rehfer folgte indessen den gegebenen Anweisungen und der Hausknecht, ein Elsasser, der nun freilich noch keine Flinte in der Hand gehabt hatte, hier aber als Wachtposten für tüchtig genug befunden wurde, trat eben in die Thüre, um nach den Booten hinab zu gehn, als einer der Neger, die im Hause mit arbeiteten, an den Wirth heran trat und ihm zuflüsterte: Massa — Massa — da — über Straße weg — Mann schleichen — weiße Hosen!

— Der Teufel auch! rief Rehfer. Weißt Du das gewiß, Scipio?

— Ich sicher! sagte dieser, gerade dort an Ecke.

— An Deinen Posten, Gottlieb, schnell! rief Rehfer, indem er seine Buchsflinte ergriff, ist's der Schurke, so soll er nicht lebendig fort; aber dort kommen wahrhaftig auch schon die Kreolen — gut, jetzt haben wir ihn sicher! — Du, Scipio, schleichst Dich an der Levée (der aufgeworfene Damm am Mississippi) hin! Hier! nimm den alten Säbel und hau dem Kerl in die Beine, wenn Du nahe genug kömmst; und Du, Gottlieb, bleibst hier hinter dem kleinen Busch liegen oder hinter dem alten Stamm dort, wo Du die Boote beschießen kannst — Du hast doch schon geschossen?

Gottlieb grunzte: ich were doch schießen können!

— Gut, kommt er zum Boot, so rufst Du ihm zu, sich zu

Digitized by Google

stellen, und thut er's nicht — Feuer! aber auch in die Beine — schont des Schurken Hals. Ich will indessen ganz offen auf der Straße hinuntergehn und pfeifen, als wenn ich von gar Nichts wüßte, bis ich ihm den Weg abgeschnitten habe — also an's Werk! —

Scipio war schon katzenartig, mit einem gewaltigen alten Cavalleriesäbel in der Hand, fortgekrochen und auch Gottlieb hatte seinen Platz eingenommen; die Creolen aber hielten einen Augenblick neben der Kirche, bei einem ihrer Bekannten, um diesen wahrscheinlich zur Theilnahme aufzufordern.

Banizet — die Gestalt, welche das scharfe Auge Scipio's über die Straße hatte gleiten sehn, — schlich indeß dicht am Wasserrande, unter dem Schutze einiger dort angeschwemmten Stämme, den Booten zu, die, wie er wußte, nie angeschlossen lagen, um wo möglich das andere Ufer zu erreichen und wenigstens der augenblicklichen Gefahr des Gefangenwerdens zu entgehen.

Daß der Eigenthümer der Boote gewarnt war, wußte er, denn er hatte das Pferd des Constables auf der Straße hinab galoppiren hören; er hoffte aber ihn noch nicht vorbereitet zu finden und näherte sich schnell den an der großen Fähre angehangenen Kähnen, dabei gleichwohl das Ufer und den über ihn hinausragenden Damm scharf im Auge behaltend, als er sich etwas hinter einem der Stämme bewegen sah; — es war Gottlieb, der, um bequemer zu sitzen, in seinem Verstecke herumrutschte und dabei die Flinte hoch emporhielt, damit sie nicht etwa von selber losgehen möchte. — Zu gleicher Zeit vernahm er das Pfeifen des Deutschen auf der Straße und sah sich augenblicklich entdeckt. Nur ein rascher Entschluß konnte ihn retten, und seine Verfolger nicht mit Unrecht alle unterhalb der Boote vermuthend, schlich er schnell und geräuschlos auf seiner Bahn fort, ließ sich, von einer alten Baumwurzel bedeckt, leise in das Wasser und bewegte sich langsam bis an die Boote hinan. Wohl sah er ein, daß es nicht möglich gewesen wäre, unter diesen Verhältnissen eins zu entführen, watete daher hinter ihnen hinauf bis zur Fähre, passirte diese ebenfalls und kroch nun gerade über diese an's Land. Seine einzige Rettung lag jetzt darin, die ihn verbergenden Felder und den Sumpf dahinter wieder zu erreichen, denn die Flucht über den Strom war ihm abgeschnitten, er kauerte sich also hinter eine dort am Ufer aufgesetzte halbe Klafter Holz nieder, strich mit den

Händen das Wasser aus den Haaren und Kleidern, zog sogar seine Stiefel aus, um auch diese von dem Wasser zu befreien, welches darin gesammelt, ihn auf der Flucht zu sehr gehindert haben würde, und war eben mit allen Vorrichtungen fertig, als er die Hufschläge der herangaloppirenden Creolen vernahm. Daß es seine Verfolger waren, wußte er, und es galt nun, das Aeußerste zu wagen, oder gefangen zu werden. Mit gewaltigem Sprung setzte er gleich beim Anlauf über einen dort liegenden Stamm hinweg und rannte die steile Uferbank hinauf.

Gottlieb, mit der Flinte in der Hand, hatte nun zwar aufgepaßt, aber keineswegs auf dieser Seite den Verfolgten vermuthet und erschrack so über das plötzliche Auftauchen des Flüchtigen, daß sein Finger unwillkürlich den Drücker berührte und der Schuß in die Luft ging. In demselben Augenblick erreichte Banizet den Kamm des niederen Dammes und sah sieben oder acht Reiter in gestreckter Carriere, durch den Schuß zur wildesten Eile angespornt, kaum hundert Schritt von sich entfernt, heransprengen; aber nicht minder nahe war ihm Gottlieb, der jetzt, seinen Fehler wieder gut zu machen, mit gehobenem Büchsenkolben herbeieilte. Von beiden Seiten bedrängt, blieb ihm keine Wahl, als die zehn Fuß hohe Fence, welche den Weg entlang lief, zu überklettern und ohne sich zu besinnen, durchmaß er mit wenigen Sätzen den Fahrweg und klomm an den übereinandergelegten Stangen katzenschnell empor. Aber auch die Creolen sprengten heran und Scipio mit seinem Säbel war kaum noch zwei Schritte von ihm, als er sich auf den obersten Riegel schwang. Unter ihm brach das morsche Holz zusammen, doch stürzte er in das Innere der Einfriedigung und floh im nächsten Augenblicke durch eine etwa hundert Schritt breite Wiese, die am anderen Ende ein eben solcher Zaun von den dahinter liegenden Feldern trennte. Zwar wurden, als er den offenen Raum durchlief, mehrere Pistolen nach ihm abgefeuert, glücklich erreichte er aber die zweite Fence und hatte auch diese schon erstiegen, als wieder ein Schuß fiel und der Flüchtling einen wilden Schmerzensschrei ausstieß. Es war Rehfer's Büchse gewesen. Dieser, der eben auf dem Kampfplatz anlangte, als Banizet über den eingefenzten Raum floh, hatte nicht eher zum Schuß kommen können, bis jener sich, an der steilen Fence emporkletternd, einen Augenblick stille halten mußte. Seine Kugel saß. Der Verwundete

Digitized by Google

sprang aber doch in das dahinterliegende Feld und war in wenig Augenblicken zwischen den Baumwollenstauden verschwunden.

Der Tag begann indeß zu dämmern und ein feuchter, dünner Nebel legte sich auf das niedere Land der Ansiedelung, der sich immer mehr verdichtend, bald in schweren undurchsichtigen Massen auf der Oberfläche des Stromes ruhte und, von den einzelnen Windstößen nicht getrennt, fast wie ein ganzer, in sich selbst zusammenhängender Körper, fortgeschoben zu werden schien.

Die Creolen waren sämmtlich von den Pferden gesprungen, befestigten diese an der Fence und wollten eben dem Flüchtigen folgen, als ein großer gelber Hund, von der Brakenart, heulend auf einer Fährte unterhalb des Hauses über die Fence sprang, zum Rande des Wassers lief, diesem aufwärts bis da, wo Banizet wieder an's Ufer gekrochen war, folgte, hier an dem aufgeschichteten Holz einen Augenblick stehen blieb, dann die Fährte seines Herrn, denn Alle erkannten ihn für Banizet's Hund, annahm und im Begriffe war, sich durch die Fence, die er nicht überspringen konnte, zu klemmen, als sich Scipio in demselben Augenblick, da er mit halbem Leibe hindurch war, auf ihn warf. Es gelang ihm auch, das aus allen Kräften sich sträubende und wild um sich beißende Thier, mit Hilfe einiger Anderen, die schnell seine Absicht begriffen, zu halten und eine Leine, die Rehfer aus dem Haus holte, um seinen Hals zu befestigen.

— Yah — yah — yah — lachte der Neger still in sich hinein, als der Hund endlich ein wenig ruhiger wurde. Jetzt keine Noth mehr — eigene Hund findet am Besten eigenen Herrn — Massa Hund halten — Scipio legt Fenz nieder; und damit beeilte er sich, als er mehrere der Creolen um den Hund beschäftigt sah, der immer noch sein Bestes versuchte, ihren Händen zu entgehn und der Spur des Herrn zu folgen, die einzelnen Fenzstangen auseinander zu legen, um einen Durchgang zu bilden. Bald war das geschehen, schnell die innere Einfriedigung durchschritten, wo das treue Thier den es an der Leine Führenden fast im Laufe hinter sich herzog und an der zweiten Fence wieder von Zweien gehalten werden mußte; jetzt aber witterte es den Fleck, auf den sein Herr niedergesprungen und der mit dessen Blute benetzt war. Es blieb stehen — beroch die Fence und dann die Erde — nachher die mit Blut benetzten Gräser und Blätter, — hob den Kopf in die Höhe und stieß dann ein solch

klagendes wildes Geheul aus, daß selbst die Creolen sich schaudernd ansahen und Keiner ein Wort zu sprechen wagte. Nicht lange aber dauerte bei dem treuen Thier dieser Ausbruch des Schmerzes; in rastloser Eile folgte es jetzt, so schnell es ihm die Leine verstattete, der Fährte des Entflohenen, durch das lange Baumwollenfeld bis zu der Stelle, wo es vom Sumpf begrenzt wurde, auch hier noch watete der Hund, hie und da die im Wasser sich verlierende Spur, an heruntergebrochenen Aesten und im Sumpfe umhergestreuten Stämmen wieder erkennend, weiter vorwärts, bis er endlich zu tieferen Stellen (einer der unzähligen natürlichen Lagunen, aus denen der größte Theil jenes Landstrichs besteht und die sich oft zu kleinen See'n ausdehnen) kam und diese nicht durchschwimmen wollte. Vergebens suchte er mit regem Eifer am Ufer hin und her, oft einhaltend und durch kurzes Geheul und Gebell seinen Herrn scheinbar zur Antwort auffordernd, immer kehrte er aber wieder zu der Stelle zurück, wo dieser das tiefere Wasser betreten und sich einen Durchweg gebahnt hatte. Vergebens blieben alle Versuche, den Hund zum Durchschwimmen dieser Wasserfläche zu bewegen; er witterte seinen grimmen Feind, den Alligator, und der Instinkt sagte ihm, daß er rettungslos verloren sei, sobald er sich diesem Preis gebe.

— Diable! fluchte einer der Creolen, (es war der Bruder der gemordeten Frau), sollen wir hier durch diesen schmalen Wasserstreifen aufgehalten werden und uns die sichere Beute entgehen lassen? Höll und Teufel, nein, den Schurken muß ich hängen sehen und wenn ich ein ganzes Jahr lang zwischen allen Alligatoren Louisianas umherwandern müßte, ich trage den Hund hindurch, wer folgt mir?

Alle Creolen, selbst Rehser, zeigten sich bereitwillig, Gottlieb aber und Scipio zogen vor, am Ufer zu bleiben und der Letztere meinte sehr ruhig:

— Alligator — gescheidtes Vieh — mag nicht weißen Mann — Nigger und junge Ferkel sein Leibessen!"

Gottlieb war dabei sehr zufrieden, in dem Schwarzen einige Gesellschaft zu finden, denn es würde ihm, wie er diesem offen gestand, höchst unbehaglich zu Muthe gewesen sein, zwischen all den langen schwarzen, umherschwimmenden „Beestern" allein zu bleiben, jener Creole aber nahm den Hund, der ihn kannte, auf die Arme und durchwatete, von den Anderen gefolgt, die etwa gürteltiefe Fluth.

Digitized by Google

Wohl schwammen Massen gieriger Alligatoren in dem warmen stehenden Wasser des Sumpfes herum, scheu wichen sie aber vor den sich ihnen nähernden Männern zurück. Nur einmal, als der Hund, durch den ihn Tragenden etwas gedrückt, winselte, wandten sich mehrere der kühnsten und größten und folgten den Männern, die jedoch bald das Ufer erreichten. Dort ließen sie den Hund wieder auf die Erde und in wenigen Secunden hatte dieser auch die Fährte seines Herrn auf's Neue gefunden, der er winselnd und am Seile zerrend folgte. — Sie brauchten nicht weit mehr zu suchen, kaum zweihundert Schritte vom Rande des Wassers, auf einem umgestürzten Stamm, den Rücken an eine junge Cypresse gelehnt, halb in dem grauen wehenden Moos, das von den benachbarten Bäumen herabhing, verborgen, saß der Unglückliche und erwartete ruhig seine Verfolger.

Kaum erblickten ihn diese, als sie den Hund frei gaben, der jauchzend auf seinen Herrn zu und an ihm hinaufsprang; der Arme konnte ja nicht ahnen, daß er gerade durch seine Treue der Verräther desselben geworden. Schlechter Dank und Gruß aber erwartete ihn hier; mit dem linken Arm umfaßte Banizet, der schnell ersah, auf welche Art seine Feinde ihn überholt hatten, das ihn liebkosende Thier und stieß ihm mit der rechten dreimal sein kurzes Messer in's Herz. Zusammenzuckend winselte der arme Pluto in seines Herrn Arm, leckte noch einmal die Hand, die ihm den Todesstoß gegeben, und fiel, als jener ihn freiließ, leblos und schwer zur Erde nieder.

Das Messer blinkte jetzt auf's Neue in des Creolen Hand und schon hob er es, sein eignes Herz damit zu treffen, feige Todesfurcht aber senkte die Waffe und widerstandslos ließ er sich von den früheren Freunden, seinen grimmigsten Feinden jetzt, ergreifen und binden.

Rehfer's Kugel war ihm durch den linken Oberschenkel gegangen und vom Blutverlust erschöpft, hatte er nicht weiter gekonnt, doch die Hoffnung gehegt, seine Verfolger durch den sumpfigen, mit Wasser gefüllten Boden, der nur hier und da kennbare Spuren zurückließ, zu täuschen. Gottes Hand lag aber auf ihm und sein treuster Freund mußte das Mittel werden, das ihn den Händen der Gerechtigkeit überlieferte.

Der Bruder der Ermordeten stimmte nun zwar dafür, ihn, um weiter keine Umstände mit ihm zu haben, augenblicklich an Ort und

Stelle zu hängen, das wollten aber die Anderen nicht zugeben, Rehfer besonders schien jetzt Mitleiden mit dem Armen zu fühlen, verband seine Wunde und sprach ihm Muth ein. Als sie ihn aufgehoben hatten und forttragen wollten, bat er die Männer, einen Augenblick einzuhalten und ihn seinen Hund noch einmal sehn zu lassen. — Es waren die ersten Worte, die er sprach; selbst bei dem Vorschlag, ihn an derselben Stelle aufzuhängen, hatte er keine Silbe erwiedert, sondern nur starr vor sich niedergesehn; so etwas Ernstes und fast Unheimliches lag aber in dieser Bitte, daß Alle schweigend und augenblicklich gehorchten und ihn auf den Stamm, auf welchem er eben gesessen hatte, zurückgleiten ließen.

Starr und sprachlos betrachtete er jetzt einige Minuten lang das schöne Thier, das ausgestreckt und mit Blut bedeckt zu seinen Füßen lag, dann bog er sich hinunter — ganz hinunter zu ihm, bis sein Mund die Schulter desselben berührte, drückte einen langen Kuß auf den erkaltenden Leichnam und flüsterte leise: Du warst mein letzter Freund! Zwei Thränen glänzten in seinen großen schwarzen Augen, er schien sich aber plötzlich der Schwäche zu schämen, richtete sich an dem Stamm in die Höhe, sah Alle im Kreise an und sagte:

— Messieurs, ich bin bereit!

Abwechselnd trugen ihn jetzt die Männer, erst durch die Lagune und später, von Scipio und Gottlieb unterstützt, über das trockene Land, dem Mississippi zu und lieferten ihn endlich ohnmächtig, denn die übergroße Aufregung und Anstrengung, wie die schmerzende Wunde hatten ihn betäubt, den Händen des Gefangenwärters und Vice-Sheriffs, eines Deutschen, Namens Fritz Haydt, mit dem Bedeuten aus, diesen besser zu bewahren, als die früheren Gefangenen, die er fast regelmäßig hatte entwischen lassen. Flucht war jedoch von Banizet nicht zu befürchten, seine Wunde würde ihn allein schon daran verhindert haben, darum schloß ihn sein Kerkermeister auch nicht weiter an, sondern verwahrte nur sorgfältig die schwere eichene Thüre, die zu seiner vergitterten Zelle führte.

Erst zwei Monate später fiel der Gerichtstag und der Gefangene mußte indessen geduldig seinem Schicksal entgegensehn; Weniges aber sprach, als endlich der entscheidende Tag heranrückte, im Verhör zu seinen Gunsten.

Eifersucht war es, die ihn, seiner Aussage nach, zu dem für V-

Digitized by Google

terlichen Verbrechen antrieb, ungegründete Eifersucht, aber in blinder Leidenschaft wollte er sie schuldig wissen und hatte an jenem unseligen Abend, spät aus der nur wenige Meilen entfernten Schenkwirthschaft heimkehrend, geglaubt, eine dunkle Gestalt über die Fence klettern zu sehn. Vom Wein erhitzt, stürmte er in das Haus, fand in dem Erschrecken, das sein tobender Eintritt der armen Frau verursachte, das Bekenntniß oder wenigstens den Beweis ihrer Schuld und schlug sie mit der unglücklicher Weise in der Stube lehnenden Axt zu Boden.

Das Gericht der Geschworenen fand ihn einstimmig für „schuldig" und verurtheilte ihn, „am Halse aufgehangen zu werden, bis er todt sei!"

Durch die ganzen Vereinigten Staaten von Nord-Amerika ist es das ausschließliche Amt des Sheriffs, den Urtheilsspruch des Gesetzes zu vollziehn, ausgenommen er hat einen Vice- oder Deputy-Sheriff, wie es hier der Fall war, dem dann das Geschäft des Aufhängens übertragen wird; Fritz Haydt aber, noch in dem alten europäischen Glauben erzogen, daß ein Menschenleben, auf gewaltsame Weise und obrigkeitlichen Befehl genommen, die Hände des den Befehl Ausführenden unehrlich mache, sah mit Entsetzen dem dritten Tag entgegen und Manche wollen behaupten, daß er schon Pläne gemacht, den Gefangenen, dessen Wunde jetzt vollkommen geheilt war, entwischen zu lassen, einzig und allein, um das Urtheil nicht selbst an ihm vollstrecken zu dürfen, als aus den Atchafelaya-Ansiedlungen herunter ein Krämer oder Pedlar, mit seinem grünlakirten zweispännigen Wagen angefahren kam und vor dem Ferry-Hotel hielt, um dort sowohl zu übernachten, als auch an die vielen Gäste, die sich der am nächsten Tage stattfindenden Hinrichtung wegen versammelt hatten, seine Waaren abzusetzen. Sein Name war Wolf.

Da er Fritz Haydt seit langen Jahren kannte, ging er noch vor dem Abendessen zu diesem in seine kaum dreihundert Schritte vom Hotel gelegene Wohnung hinüber, ihn zu besuchen und ein wenig mit ihm zu plaudern, fand diesen aber sehr niedergeschlagen und erfuhr bald die Ursache seiner Betrübniß.

— Funfzig Piaster gäb' ich drum, sagte der Deputy-Sheriff und schlug mit der Faust auf den Tisch, funfzig harte Piaster, wenn ich Jemanden fände, der mir den Dienst abnähme.

— Vorausbezahlt? frug Wolf und sah ihn mit zweifelndem Blicke an! —

— Vorausbezahlt! — hier auf der Stelle, rief Haydt, dem bei diesen Worten neue Hoffnung zu dämmern schien. Wolf? — Gold-Wölfchen? Wollt Ihr mit einem einzigen Knoten funfzig harte Piaster verdienen?

— Werden sie mich aber lassen? frug Wolf zweifelnd, da könnte ja doch Jeder kommen.

— Jeder kann kommen! unterbrach ihn mit ungeduldiger Hast der kleine Vice-Sheriff, Jeder kann kommen und wenn der Gottseibeiuns käme und wollte es sich zum besonderen Vergnügen machen, den Mann zu hängen, so hätte das Gericht Nichts dawider — Wölfchen! er soll ja nur gehangen werden, — wer ihn hängt, ist ganz egal.

— Ich weiß aber nicht, fuhr Wolf überlegend fort; es ist Einem doch ein ganz eigenes Gefühl, wenn man einen Menschen umbringen soll!

— Aber Ihr bringt ihn ja gar nicht um, Wölfchen! bat Fritz Haydt weiter, das Gericht bringt ihn um, Ihr steht blos auf der Leiter und macht eine Schleife; wenn nun das Gericht in diese Schleife eines Menschen Kopf hineinsteckt, da könnt Ihr doch Nichts dafür!

— Ja, das möchte noch gehn, sagte Wolf, aber nachher die Stütze unten wegzuziehn — daß die Klappe niederfällt — ich weiß nicht, das ist mir gar zu schauerlich.

— Ihr braucht Eure Hand nicht dran zu legen, redete ihm Haydt zu, das könnt Ihr mit dem Fuße thun und — es ist gerade wie beim Strick, mein bester Wolf; Ihr habt ja doch den Verbrecher da oben nicht hingestellt, das fällt doch immer wieder auf die Richter zurück!

— Nun meinetwegen! rief Wolf endlich, wenn man sich nachher wieder wäscht, wird's eben so gut sein!

— Ihr willigt also ein? frug Haydt.

— Hier ist meine Hand, sagte Wolf.

— Topp! schrie der Kleine und lief augenblicklich zu seinem Koffer, aus dem er die funfzig Dollars herausnahm und dem Krämer einhändigte.

— Aber mein längerer Aufenthalt hier in Pointe-Coupée, — wandte dieser ein — die lange Wirthsrechnung —

— Bezahle ich, unterbrach ihn Haydt, das soll weiter kein Hinderniß sein. Ihr könnt auch vielleicht noch in dieser Zeit gute Geschäfte mit Eurem Handel machen. Alle Einwohner von Bayon Sarah und St. Francisville gegenüber, alle Pflanzer von Fausserivière und Waterlow, wie aus der Pointe-Coupée-Ansiedlung und den Atchafalaya-Niederlassungen werden sich morgen hier einfinden.

— Gut! unser Handel ist geschlossen, erwiederte Wolf, schlug noch einmal ein und half Haydt nachher ein Paar Flaschen Rothwein leeren, die dieser aus einem Kistchen unter seinem Bette vorholte.

Nach dem Abendessen setzten sie ihr Gelage fort, der Deputy-Sheriff mußte dem Krämer aber sein Wort geben, keine Silbe ihres Vertrags gegen irgend Jemand, den Ober-Sheriff ausgenommen, zu erwähnen.

Hell und klar brach der andere Morgen an und eine ungeheuere Menschenmasse hatte sich, um der Execution mit beizuwohnen, in und um das Hotel aus der ganzen Nachbarschaft versammelt und betrachtete indessen den Galgen, der etwa funfzig Schritte vom Gerichtshaus, unfern eines kleinen massiven Gebäudes stand, das in früheren Zeiten, als die Spanier noch jenen Landstrich bewohnten, zu einem Pulverhaus benutzt worden war.

Endlich schlug die bestimmte Stunde — es war eilf Uhr — und aus dem Gefängniß herab führten zwei Sklaven den Verurtheilten dem Schaffote zu. Dicht hinter diesem ging der Ober- und Deputy-Sheriff, vom Constable und mehreren anderen Gerichtspersonen gefolgt und ein Gemurmel der Verwunderung durchlief die Menge, als sich auch der Krämer zwischen ihnen sehen ließ; noch ahnte aber Niemand den geschlossenen Handel. Der Zug hatte indessen den Fuß des Galgens erreicht, und der Verurtheilte, von dem zu ihm getretenen katholischen Geistlichen unterstützt, sein letztes Gebet gehalten, als er, indem er die Leiter betreten wollte, den Krämer dicht hinter sich sah und erstaunt stehen blieb.

— Was wollt Ihr? frug er diesen leise, aber mit deutlicher, fester Stimme!

Wolf zögerte verlegen einige Secunden, das Blut schoß ihm in

Strömen nach dem Gesicht und er stotterte einige unzusammenhängende Worte. Fritz Haydt trat aber in diesem Augenblick vor und erklärte, daß „Monsieur Wolf befugt sei, sein (des Sheriffs) Amt für heute zu versehen und daß der Obersheriff seine Einwilligung dazu gegeben habe." Wolf zog dann, während Vanizet's Gesicht leichenblaß wurde, den verhängnißvollen, schon zurechtgemachten Strick aus der Tasche und folgte dem langsam Voransteigenden, die Execution zu vollziehen.

Doch warum länger bei diesem schauerlichen Bilde verweilen? Der Urtheilsspruch wurde vollstreckt und der Leichnam nach einer Stunde wieder abgenommen und beerdigt, Wolf aber ging mit dem Deputy-Sheriff in dessen Zimmer, um dort, nach glücklich vollbrachter Arbeit, alle unangenehmen Gefühle, die sich etwa seiner bemeistern mochten, zu vertrinken.

Auf's Aeußerste empört waren übrigens sämmtliche Creolen und auch ein großer Theil der Bewohner von Bayon Sarah, dem gegenüber liegenden kleinen Städtchen, daß ein Mensch sich für Geld, für erbärmliche funfzig Dollar (denn durch den Obersheriff sowohl, als Fritz Haydt selber, war die Thatsache bekannt geworden) dazu hergeben könne, einen Anderen, und wenn er vom Gesetz verurtheilt sei, umzubringen. Nach und nach durch sich selber aufgeregt und erbost, machte Einer den Vorschlag, den käuflichen Henker zu züchtigen.

— Verdamm ihn, rief ein Creole in seinem gebrochenen Englisch — wenn ein Mann sein Geschäft hat — wenn ein Mann vom Gericht dazu befugt ist, anderem Menschen Strick um den Hals zu legen, so laß ich gelten — aber dam him — Schurke nimmt Geld — verdient tüchtige Schläge!

— Schläge! unterbrach ihn Einer der Bayon Saraher, Schläge? wenn das auf unserer Seite vorgefallen wäre, so hinge der Schurke jetzt schon, wenn auch nicht an demselben Galgen, denn ein Verbrechen hat er nicht begangen, aber an dem nächsten Baum, den man finden könnte, und ich denke, der eine große Nußbaum dort wäre stark genug, ein Dutzend solcher vermaledeiten Krämerseelen zu tragen. Macht's mit ihm, wie wir neulich mit dem Neger, der nach seinem Herrn schlug — gerade unten im Thal, wo wir ihn fingen, wurde

Digitized by Google

er [in die Höhe gezogen — dam him — er hängt noch und so lange sich der Wind nicht dreht, mag er auch hängen bleiben.

— Wir wollen abstimmen, rief ein langer Doctor aus Pointe-Coupée.

— Wozu das? schrie es von allen Seiten, ist ein Einziger hier, der dagegen stimmt, den käuflichen Schurken zu hängen?

Alles schwieg.

— Gut denn — fort mit ihm, tobie die Masse — wir haben der betrügerischen Krämer genug hier in Louisiana, fort an den Baum mit dem Schurken — laßt ihn erst ein Weilchen zappeln und dann mag er sich zu dem legen, mit dem er sein Sündengeld verdient hat!

— An den Galgen mit ihm, überschrie jetzt wieder ein anderer Theil die früheren — Banizet war ein braver, tüchtiger Kerl, ehe er den schändlichen Mord verübte — das Querholz ist nicht schlechter durch ihn geworden!

— Nein, an den Baum, riefen die Anderen dagegen!

Den Krämer zu hängen, waren Alle einig, das Wohin war noch der einzige streitige Punkt.

Und wo hielt sich indessen die Hauptperson aller dieser Verhandlungen auf? wo war der gute „Monsieur Wolf", wie ihn Fritz Haydt genannt hatte? Nicht ahnend, welches Gewitter sich über seinem unglücklichen Haupte zusammenziehe, hatte er eben mit dem kleinen Deputy-Sheriff die zweite Flasche beendet und tanzte seelenvergnügt durch den sogenannten „Weidegrund" dem Hotel zu, vor dessen Thüre, dicht am Ufer des Mississippi eben sein Todesurtheil von mehr als zweihundert Menschen so gut als unterzeichnet wurde. Rehfer begegnete ihm an der Hinterthür und zog ihn, da gerade jede Seele vor das Haus geströmt war, um dort der Versammlung beizuwohnen, in das Zimmer seiner Frau, das er augenblicklich hinter sich schloß!

— Aber Mr. Rehfer — um Gotteswillen, was machen Sie denn mit mir? warum schließen Sie mich ein? lallte der Krämer mit schon ziemlich schwerer Zunge; geben Sie mir lieber etwas zu trinken, ich bin merkwürdig durstig.

— Und wißt Ihr, was Euch droht? frug Rehfer, sich dicht zu ihm hinüber beugend — wißt Ihr, was jene Menschenmenge, die Ihr dort durch das Fenster könnt stehn sehn — geht nicht zu weit

hin — daß Euch Niemand erblickt — was jene Menschenmenge über Euch beschlossen hat?

— Nun? frug Wolf, und seine Kinnlade senkte sich bedeutend.

— Euch am Halse aufzuhängen, bis Ihr todt seid — sie sind nur noch nicht recht einig darüber, ob an den Galgen oder an den Nußbaum! was würdet Ihr vorziehn?

— Mr. Rehfer, stammelte der zum Tode Erschreckte, dem die Ausführung einer solchen That keineswegs unwahrscheinlich erschien, indem derartige Gewaltstreiche, besonders in der letzten Zeit, ziemlich häufig vorgefallen waren; Sie scherzen wohl? o, sehen Sie nicht so ernsthaft dabei aus — Madame Rehfer — Gott — wäre es denn wirklich wahr, aber — Sie werden, — Sie werden mich doch nicht ausliefern? ach um Gotteswillen, kann man denn nicht nach dem Constable schicken?

— Wenn ich mich nicht ganz in den Gerichten irre, meinte Rehfer kopfschüttelnd — so sind Richter sowohl als Constable schon um diese Zeit eine bedeutende Strecke von hier entfernt und übernachten heute Abend, Gott weiß wo, nur um von einer Sache Nichts zu hören, der sie doch nicht so leicht Einhalt thun können, vielleicht nicht einmal gerne wollen — denn, hol's der Teufel, Wolf — es war ein erbärmlicher Streich von Euch, da für die paar lumpigen Thaler den Henker zu machen, ich habe wahrhaftig nicht übel Lust —

— Ach bester Mr. Rehfer — bat der jetzt ganz nüchtern gewordene Krämer in Todesangst — retten Sie mich — schimpfen Sie mich, machen Sie mich schlecht, schlagen Sie mich — ich hab es verdient — aber — liefern Sie mich den Menschen nicht aus — und damit warf er sich auf die Kniee und verbarg sein Gesicht in den von dem breiten Bett herniederhängenden Decken.

Er hatte recht gehört, die Berathung war beendigt und die Masse wälzte sich in das Haus und um die Gebäude herum und schreiend und tobend riefen sie nach Rehfer und dem Krämer.

— Retten Sie mich um Jesu Christi Willen, flehte der Pedlar in Todesnoth auf seinen Knieen und versuchte Rehfer's Hand zu ergreifen.

Digitized by Google

— Retten Sie mich, wenn Ihnen Ihr eigenes Seelenheil am Herzen liegt — ach Madame Rehfer, Sie wollen mich doch hier nicht mit kaltem Blute morden sehn?

— Wo ist der Krämer? Heraus mit dem Krämer! tobte der Haufen!

— Retten Sie mich, flüsterte der Unglückliche mit verhaltener, zitternder Stimme; verlassen Sie mich nicht, wenn Sie nicht Gott in Ihrer letzten Stunde verlassen soll.

— Rehfer — Vater — rette den Mann! bat die Frau, Du wirst doch nicht zugeben, daß sie ihn aus Deiner Stube schleppen?

— Wo ist der Krämer — heraus mit dem Hund! schrie jetzt dicht unter den Fenstern die Menge!

— Pack ihn in das Bett, Emilie! flüsterte der Deutsche schnell seiner Frau jetzt zu — pack ihn gut weg — nimm aus dem einschläfrigen Bett dort noch die schmale Matratze und lege sie auf die unsrige, hinter die kann er sich legen und an sie andrücken — dort werden sie ihn auch nicht vermuthen, ich will indessen suchen, die Bluthunde auf eine falsche Fährte zu bringen!

— Engel — Retter! lallte der Krämer und wollte seine Hand ergreifen — dieser aber stieß ihn von sich — fort, rief er leise mit unterdrückter Stimme.

— Spart Euren Dank — ich thu's nicht gern, denn — Gott verzeih mir die Sünde — aber — ich glaube, ich möchte Euch selber hängen sehn!

Damit trat er hinaus vor die Thür, um weiter keinen Verdacht zu erregen und die tobenden Männer zu beruhigen, die jetzt wie eine wogende Fluth das Haus umrasten und den Pedlar verlangten.

— Wo ist er — Rehfer — gebt ihn heraus — damn it es kann Euch selber schlecht gehn, wenn Ihr gemeinschaftliche Sache mit ihm macht — liefert ihn aus oder wir durchsuchen Euer ganzes Haus und stecken es an, wenn wir den Schurken finden.

— Zum Henker noch einmal, rief Rehfer, der seine Leute kannte — steckt es doch an, wenn Ihr's wagt, dem Ersten aber, der sich mit einem Brande naht, schieß ich eine Kugel vor den Kopf — was zum Teufel weiß ich von dem Krämer? Ihr habt doch Alle gesehn, daß er gleich nach der Execution zu dem Deputy-Sheriff gegangen

ist — da werdet Ihr ihn wahrscheinlich finden. Fritz hat guten Wein und es sollte mich gar nicht wundern, wenn —

— Hinüber in's Courthouse (Gerichtshaus), tobte die Menge — hinüber zu Fritz — hurrah — hurrah! Und hinüber strömten sie in unaufhaltsamer Fluth, einen Akt der Gerechtigkeit, wie sie es nannten, auszuüben und den in ihrer Meinung Schuldigen für seinen Frevel büßen zu lassen.

Rehfer eilte jetzt schnell an's Wasser, um zu sehen, ob die Boote frei wären, vorsichtig genug aber waren an diesen Wachen ausgestellt, um dem, dem Tode Geweihten jeden Versuch zur Flucht abzuschneiden, ja sogar vertheilten sich einige Posten schon um sämmtliche Fencen, die das Hotel und daran grenzende Gerichtshaus umgaben und umzingelten förmlich den Platz. Jede Aussicht auf Flucht war abgeschnitten, denn daß die einmal Gereizten selbst nicht Rehfer's Zimmer verschonen würden, wenn sie den Krämer nirgends anders fanden, war vorauszusehn; Rehfer kehrte daher ziemlich niedergeschlagen zu seiner Frau zurück und theilte ihr seine Befürchtungen mit.

— Hier könnt Ihr nicht bleiben, wandte er sich zuletzt an den Krämer, der leichenbleich und mit stieren Augen dem Bett entstieg, es hilfe Euch Nichts, ich glaubte im Anfang, es sei mehr ihr Plan gewesen, Euch zu erschrecken als wirklich zu hängen; wie aber jetzt die ganzen Maßregeln getroffen sind, so unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß sie es auf Euer Leben abgesehen haben; ein Fuchs könnte nicht mehr hindurch schlüpfen — und ich fürchte, es bleibt uns kein Ausweg als an die Gnade des Haufens zu appelliren!

— Gnade? schrie entsetzt der Krämer — Gnade? Hätten Sie die Wollust gesehn, mit der sie den Neger drüben aufhingen, wie sie dabei jubelten und tanzten; hätten Sie wie ich gesehn, wie dasselbe amerikanische Volk vor etwa einem Jahr einen Mulatten in St. Louis verbrannte —; wären Sie dabei gewesen, wie ich es war, als sie den Pferdedieb in Tenessee an einen Baum banden und zum Ziel für ihre Büchsenkugeln machten, Sie würden nicht von Gnade reden, nicht an Gnade denken — der Panther übt eher Gnade, wenn er vierzehn Tage gehungert hat und ein Lamm fängt, der Wolf eher, der halbverhungert in eine Heerde einbricht — Herr Rehfer — retten Sie mich — Sie wissen noch einen Ausweg. Sie müssen noch

einen wissen — es ist ja nicht möglich, daß ich auf solch elende, schreckliche Art sterben soll —!

Er hielt die Hände vor das Gesicht und schluchzte laut.

— Rehfer — bat dessen Frau — kannst Du ihn nicht in die Cisterne verbergen.

Der Krämer horchte hoch auf.

— Ja bei Gott, rief der Wirth — an die hab' ich nicht gedacht — dort drinnen suchen sie Euch schwerlich, aber sie ist halb voll Wasser — Wolf, könnt Ihr schwimmen?

— In meinem Leben hab' ich's nicht versucht, antwortete dieser zitternd.

— Nun es lehnt eine Stange drin, an die könnt Ihr Euch halten, sagte Rehfer; das Wasser ist acht Fuß tief, ich habe es erst heute Morgen gemessen, wir wollen nach einer Weile die Pferde tränken und ich denke, ich kann, ohne Verdacht zu erregen, drei Fuß herauslassen, aber schnell, das Hurrahgeschrei drüben kündet ihr Wiederkommen an, schnell, ehe es zu spät wird, und klammert Euch nur an die Stange an, die wird Euch über Wasser halten; wenn es dunkel wird, erlös ich Euch wieder!

— Wie soll ich Euch je danken, schluchzte der Krämer.

— Fort, fort, keine Redensarten mehr, hinein in's Wasser und laßt die Stange nicht los.

— Aber wenn es zu tief ist? frug Wolf ängstlich.

— Ihr kennt das alte Sprichwort, entgegnete Rehfer. Was hängen soll, ersäuft nicht, das mag Euch trösten.

Damit trat er zuerst vor die Thür, um sich zu versichern, daß kein unberufener Zeuge den Verfolgten gewahren möchte; Niemanden aber als die um das Hotel herum postirten Wachen konnte er sehen, und diesen verbarg eine Pfirsichbaum-Anpflanzung den Ort, wo sie standen.

Die Cisterne war ein großes, rundes und hohes Gefäß, nach Art der Feuerfässer gearbeitet, von etwa acht Fuß oben wie unten im Durchmesser, circa sechzehn Fuß Höhe und zur Hälfte mit Wasser gefüllt, stand aber nicht eingemauert in der Erde, sondern frei, dicht neben dem Haus, durch starke, eiserne Reifen umschlossen, im Garten, mit einem Hahn unten daran, das Wasser leicht herauslassen zu können und war nur mit einzelnen, lose darüber hingelegten Brettern

bedeckt, um die Luft dem Wasser nicht zu entziehen und dieses zu verderben.

Eines dieser Bretter hob Rehfer jetzt, da das Haus höher als die Cisterne stand und er den oberen Rand derselben, wenn er sich über die Galerie bog, gerade mit der Hand erreichen konnte, in die Höhe, Wolf schlüpfte darunter durch und die Stange, von der sein Retter gesprochen hatte, mit den Händen ergreifend und daran hinunterrutschend, ließ er sich bis an den Hals in das keineswegs kalte Wasser hinab. Es war aber die höchste Zeit gewesen, denn kaum hatte Rehfer wieder die Thüre seiner Stube hinter sich in's Schloß gedrückt, als die Menge heranstürmte und, ohne erst um Erlaubniß zu fragen, das ganze Haus von oben bis unten hin, den Entflohenen oder Versteckten zu finden; durchschwärmte. Kein Kamin, kein Schornstein wurde vergessen; unter das, auf vier Fuß hohen Backsteinsäulen gebaute Haus krochen sie nach allen Richtungen, die Ställe, die Küche, die Vorrathskammer, die Negerwohnungen, Alles, Alles ward auf das Genaueste untersucht; selbst die Betten in Rehfer's Stube entgingen nicht, wie dieser richtig vorhergesehn hatte, der allgemeinen Visitation. Es war aber umsonst, der Pedlar blieb verschwunden, denn an die mit Wasser gefüllte Cisterne dachte Niemand.

— Hol's der Henker, Rehfer, meinte endlich ein Sattler von St. Francisville, den die Anderen „Kapitän" nannten, Ihr müßt den Burschen gut versteckt haben, oder er kann sich unsichtbar machen. Verdammt will ich sein, wenn ich weiß, auf welche Art er fort ist, bei Fritz steckt er auch nicht, da leg ich einen Eid drauf ab, jeden Winkel haben wir durchsucht, selbst die Gefängnisse hat er aufschließen müssen, aber das ist gewiß, zum Vorschein soll er wieder kommen, denn wir gehen nicht vom Platze weg, bis er da ist!

— Nun, sagte Rehfer, dann richten Sie sich nur auf eine lange Zeit ein; ich glaube nicht, daß Der Luisiana oder wenigstens den Feliciana- und Pointe-Coupée-Parish je wieder mit seiner Gegenwart beehrt, er hat ein Haar darin gefunden — aber —

— Hollah — was ist das? rief der Kapitän, aufmerksam werdend, plätscherte nicht etwas in der Cisterne? Der Hund wird doch nicht —

— Ich habe einen jungen Alligator darin, entgegnete Rehfer mit seltner Geistesgegenwart.

— Einen Alligator? sagte der Kapitän und sah den Deutschen forschend an. Rehfer, Rehfer, wenn der Schuft in der Cisterne stäcke —

— Seid Ihr unklug, zürnte, sich ärgerlich stellend, der Wirth, es sind acht Fuß Wasser darin!

— Gebt mir eine Stange, rief der Sattler, irgend ein Stück Schilf oder eine Latte!

— Ja eine Latte, eine Stange, dort eine von den Fenzstangen, schrien jetzt Mehrere aus dem Haufen, die sich um die Sprechenden gedrängt hatten, wir wollen in die Cisterne gucken.

— Nun Ihr glaubt doch wahrhaftig nicht, daß ein Mensch unter Wasser leben kann! rief der Deutsche, jetzt ernstlich besorgt, daß sie den Schlupfwinkel des Unglücklichen entdecken möchten, gebt mir die Stange, Ihr sollt Euch überzeugen, wie tief das Wasser ist, und damit stieg er auf die Brüstung, welche die Andern umstanden; klettert nicht herauf, Kapitän, es ist Alles morsch und verfault hier oben, rief er dabei diesem zu, der im Begriff war, ihm zum Rande des Wasserbehältnisses zu folgen, Ihr könnt Hals und Beine brechen!

— Kümmert Euch nicht um meinen Hals, lachte der Sattler, erst will ich sehn, ob dort nicht ein Hals drin steckt, den wir hier draußen brauchen.

— Nun denn, so kommt und seid verdammt! fluchte Rehfer und hob das Brett in die Höhe, unter welchem hindurch der Krämer in die Cisterne gestiegen war. Mit ihm erreichte der „Kapitän" zu gleicher Zeit den Rand und schaute hinab, unten herrschte aber Todtenstille, nicht das Mindeste war auf der glatten Wasserfläche zu sehn und nur die Stange lehnte noch wie früher in dem Behältnisse, Rehfer sah den Amerikaner mit stummem Entsetzen an.

— Euer Alligator scheint auf dem Boden zu sitzen, sagte dieser, indem er auf die trübe Fluth niederschaute.

— Ja! hauchte Rehfer und behielt kaum Stärke genug, sich oben an der Cisterne festzuklammern, als der Kapitän, ihn anblickend, sein plötzliches Erbleichen bemerkte und gerade noch zur rechten Zeit hinunter sprang, den Sinkenden in seinen Armen aufzufangen.

— Was zum Teufel, rief er diesem zu, was fehlt Euch denn,

Ihr werdet ja so blaß wie eine Leiche, he Wilkins — Long — George — helft mir doch — bei Allem, was heilig ist, Rehfer wird ohnmächtig!

-- Laßt's nur gut sein! bat dieser, mir ist schon besser, ich bin den ganzen Tag nicht recht wohl gewesen, es war nur ein Augenblick, aber kommt, kommt, wir wollen einmal trinken, mich dürstet, kommt nur mit mir!

Die Männer begleiteten ihn an den Schenkstand und tranken mit ihm, wollten dann aber unbedingt auf ihre Posten zurückkehren, doch hatte sich jetzt das Blut der meisten schon abgekühlt, sie fluchten und schimpften noch gehörig auf den Krämer, brachen seinen Wagen auf und zerstreuten und zerstörten den größten Theil seiner Waaren, traten aber dann doch, freilich erst spät, theils auf der Fähre ihren Rückweg nach Bayon Sarah, theils auf ihren kleinen Mustangs den Fluß hinab oder hinauf ihren Heimweg an.

Lange schon war der letzte Hufschlag verklungen und das Plätschern der sich weiter und weiter entfernenden Ruder verhallt. Todtenstille lagerte auf der stillen Ansiedlung und nur der eintönige Ruf des Loon schallte von der gegenüber am Flusse liegenden Insel wie leise Todesklage herüber, aber immer noch saß Rehfer vor seinem Hause auf der Galerie, die den Strom überschaute und starrte mit leichenähnlichem Antlitz und glanzlosen Augen auf die breite, trübe Wasserfläche. Anderthalb Stunden waren so dahin geschwunden, sein Weib hatte ihn mehrere Male gebeten, in das Haus zu kommen, er rührte sich nicht, antwortete auf keine ihrer Bitten; endlich scholl der hohle Laut der in das Boot geworfenen Ruder zu ihm herauf, die Fährleute waren zurückgekehrt und kamen jetzt, die Segelstange, Ruder und Leine tragend, in die Gartenthür. Wie Rehfer diese erblickte, stand er leise auf, winkte ihnen und sagte:

— Kommt, wir wollen den Leichnam begraben!

Mit wenigen Worten machte er nun die Männer mit dem fürchterlichen Schicksal des Unglücklichen bekannt und zog mit ihrer Hülfe den leblosen Körper des Armen aus der Cisterne.

Seine Hände waren fest geballt, ein Krampf mußte ihn unfehlbar ergriffen oder der Schlag gerührt haben; leise aber und jedes Aufsehn vermeidend, trugen sie ihn durch das Baumwollenfeld zurück

in den Sumpf und verscharrten ihn in einem schnell aufgeworfenen Grabe.

— Funfzig Dollar mit hinein? frug Scipio, als sie den Leichnam ausgestreckt hatten.

— Willst Du das Sündengeld? wandte sich Rehfer gegen ihn.

— Ich — Massa — nein by golly, rief der Schwarze; ich nicht das Geld anrühren und wenn's fünftausend wären.

Das Grab war schnell vollendet, schwere Stämme und Aeste wurden nachher oben draûf gewälzt und bald kreiste nur die Eule einsam und allein über dem öden verlassenen Platz.

Oft frugen nach dieser Zeit dort einkehrende Gäste Rehfer, ob er den Pedlar nicht wieder gesehen habe, er antwortete aber nie auf diese Frage und war lange Zeit nach jenem Vorfall still und in sich gekehrt.

Am nächsten Tag sprang der Kessel eines nach New-Orleans gehenden Dampfbootes, (des North St. Louis) wobei mehrere Menschen ihr Leben verloren, und da sich der Pedlar später nie wieder sehen ließ, ja nicht einmal durch Andere seinen Wagen und seine Pferde zurückverlangte, hieß es bald allgemein, er sei auf das Boot geflüchtet und dort von seinem Schicksal ereilt worden.

Der Wagen blieb unbenutzt stehn und die Pferde liefen frei auf den dortigen Weiden herum, bis im nächsten Jahr ein anderer Krämer, der ebenfalls Wolf hieß oder wenigstens vorgab, so zu heißen, sich als Erbe meldete und Beides, da ihm Niemand widersprach oder sich überhaupt um die Sache kümmerte, in Beschlag nahm.

Die preußischen Provinzialstände und die Reichsstände.

Dieselbe Macht der Geschichte, welche an die Stelle der überlieferten Sitte die Gründe wägende Einsicht gesetzt hat, und eine öffentliche Meinung an die Stelle der Standesmeinung — eben sie ist es, welche die alten Landstände zusammenrücken heißt zu einer Volksvertretung, die allgemein verbindliche Gesetze und Geldabgaben bewilligt.

Dahlmann.

Die preußischen Provinzialstände sind weder „Provinzialstände im Geiste der ältern deutschen Verfassung", noch entsprechen sie der „Eigenthümlichkeit des Staats" und dem „wahren Bedürfniß der Zeit." Nach der ältern deutschen Verfassung hatten die Stände das Recht der Steuerbewilligung. Die Steuerverweigerung war reichsgesetzlich anerkannt, wie J. J. Moser beweist. „Das wichtigste Recht der Landstände", versichert der kurhannoversche Kanzler Struben, „besteht darin, daß ohne ihre Genehmhaltung keine Steuern von den Unterthanen beigetrieben werden können." Die Provinzialstände entsprechen der Eigenthümlichkeit des preußischen Staates nicht, der durch Centralisation aller Kräfte erstarkte, indem sie statt zur Einheit zur Auflösung des Staates in Provinzen führen. Sie sind dem „wahren Bedürfniß der Zeit", das keine Standes- und Kastenunterschiede anerkennt, das eine gleiche Berechtigung Aller fordert, nicht gemäß. Die Provinzialstände haben nur das mit der ältern deutschen Verfassung gemein, daß nicht das Volk, sondern Particularinteressen einzelner verschieden berechtigter Stände und Provinzen durch sie vertreten werden, wodurch ein Geist der Versumpfung in Privat-, Standes- und

Digitized by Google

Provinzialinteressen erzeugt wird. Sie haben das mit der ältern deutschen Verfassung gemein, daß das Uebergewicht bei der Vertretung durchaus auf Seiten des privilegirten Grundbesitzes sich findet, der dadurch veranlaßt wird, nach Ausdehnung seiner Gewalt und seines Einflusses zu streben, sowohl nach unten hin, gegen das Volk, wie nach oben, gegen die Regierung. „Wenn die Fürsten", sagt Hegel in seiner Kritik der Verhandlungen der würtembergischen Landstände im Jahre 1815", wenn die Fürsten der neuen Reiche ihre Völker recht gründlich hätten betrügen und sich Ehre, so zu sagen, vor Gott und Menschen erwerben wollen, so hätten sie ihren Völkern die sogenannten alten Verfassungen zurückgegeben."

Die Provinzialstände stehen im Widerspruch mit den Prinzipien, die den preußischen Staat geschaffen und groß gemacht, durch ihre Zusammensetzung im Widerspruch mit der Zeit, indem nur das Grundeigenthum, also nur eine Art des Vermögens, mit Ausschluß der Intelligenz und aller andern Arten von Vermögen, vertreten wird, und zwar je nach den Provinzen wird den Ständen ein sehr verschiedenes Maß des Grundeigenthums.

Provinzialstände machen Reichsstände nicht entbehrlich. Reichsstände sind vielmehr die nothwendige Consequenz der Provinzialstände, wenn der Staat nicht in eine Verbindung mehrerer Staaten zerfallen, wenn er Ein Staat werden und bleiben soll. Eine „Repräsentation des Volks," die „dem Bedürfnisse der Zeit gemäß", ist zugesagt. „Eine höhere Nothwendigkeit aber", bemerkt Hegel, „als in dem positiven Bande eines Versprechens, liegt in der Natur der zu allgemeiner Ueberzeugung gewordenen Begriffe, welche an eine Monarchie die Bestimmung einer repräsentativen Verfassung, eines gesetzmäßigen Zustandes und einer Einwirkung des Volkes bei der Gesetzgebung knüpfen."

Von den Gesetzen über die Provinzialstände sagt Gans in seinen Beiträgen zur Revision der preußischen Gesetzgebung: „Diese Gesetze sind nicht das, was sie sein sollten, eben so wenig als sie sein sollen, was sie sind, aber auch abgesehen davon, erkranken sie an einem Grundübel, das unheilbar erscheint: sie erschaffen nämlich Kategorien, die nicht mehr existiren, die frühere Gesetze schon aufgehoben haben, die aber wiederum, als beständen sie noch, eingeschoben werden und somit eine falsche Repräsentation bilden. Die Ge-

setze von 1807 haben die drei Stände, welche in den Provinzialständegesetzen wiederum von den Todten erweckt werden, ausgelöscht." Durch die Gesetze über die Provinzialstände ist „das Uebergewicht einzelner Klassen von Staatsbürgern, ihr vorherrschender Einfluß auf die öffentliche Verwaltung," den Friedrich Wilhelm III. beklagte, „da dieser gleichmäßig vertheilt sein sollte", erweitert und vergrößert und wieder hergestellt; der vorwiegende Einfluß des großen privilegirten Grundbesitzes,*) der Gutsherrn, die nicht nur ihre Privilegien zum Nachtheil des Gemeinwohls zu erhalten bemüht sind, sondern auch mehr Privilegien und Vorrechte von der Allgemeinheit für sich zu erhalten streben. Das beweisen die Verhandlungen über die Provinzialrechte, über Jagd- und Forstordnungen, die Gesetze über Jagdparzellirung, über die Benutzung der Privatflüsse, über die Landgemeindeordnung Westphalens, die Ablösungsgesetze in den vormals westphälischen Landestheilen, die Wiederherstellung der gutsobrigkeitlichen Polizeigewalt, wo sie schon aufgehoben, das Ausscheiden der Rittergüter aus dem Communalverbande, und die damit verbundene Befreiung der Rittergüter von den Communallasten. Selbst das Gesetz über die Ermäßigung des Salzpreises, diese von den Rittern, Bürgern und Bauern berathene Wohlthat für die Armen, bringt den Rittern am meisten Vortheil. Hauptzweck sollte aber ursprünglich Erleichterung der ärmern Volksklassen sein. — Die Provinzialstände vertreten nur das Grundeigenthum. Nur die Grundbesitzer werden durch sie am öffentlichen Leben, bei der Berathung der Gesetze, betheiligt. Das Wesen der Menschen verlangt aber, daß kein einziger Bürger ganz von der Schöpfung und Weiterbildung des Rechts ausgeschlossen sei.

Durch die ständischen Ausschüsse sollte eine Weiterbildung der Provinzialstände zur Einheit erstrebt werden. Aber die Ausschüsse sollen nur „Gelegenheit geben, auch zu der Zeit, wo die Provinzialstände nicht versammelt sind, ständische Organe mit ihren Gutachten zu hören." Es sind also nur provinzialständische Kommissionen, welche die Thätigkeit der Provinzialstände fortsetzen. Die Provinzialstände sollen die Interessen und Bedürfnisse, die in dem particulären Boden

*) Die Gesammtzahl der Mitglieder aller Landtage aus dem Stande der Herrn und Ritter beträgt 277, der Städte 182, der Landgemeinden 124.

Digitized by Google

ihrer Provinz wurzeln, geltend machen. Für sie existirt eigentlich kein allgemeiner Staat. Die Ausschüsse sind aber nur kommittirt von diesen Provinzialständen. Die Mitglieder dieser Ausschüsse sind nicht aus der Gesammtheit der Provinziallandtage durch Stimmenmehrheit gewählt, sondern aus den einzelnen Ständen durch ihre Standesgenossen. Sie sind nur Vertreter dieser Stände. Bei der Zusammensetzung der Ausschüsse ist das den Provinzialständen zu Grunde liegende Prinzip beibehalten, daher das Uebergewicht des großen privilegirten Grundbesitzes. Von 96 Mitgliedern der Ausschüsse gehören 44, also fast die Hälfte, zu den Standesherrn und Rittern. Durch das Interesse des Gemeinwohls ist es gerechtfertigt, daß so zusammengesetzten Ausschüssen keine Macht beigelegt ist, daß sie nur über ihnen vorgelegte Gegenstände ihr Gutachten abzugeben haben. Ihre Befugnisse sind noch geringer als die der Provinzialstände, und so erscheinen die Ausschüsse als zweck- und bedeutungslos.

Eine weitere Ausbildung der Ausschüsse zu Reichsständen mit beschließender Gewalt, oder überhaupt Reichsstände, deren Grundlage die jetzigen Provinzialstände, würde von den bedenklichsten Folgen für die allgemeine Freiheit sein, zur Unfreiheit und Knechtung des Volks durch privilegirte Schollenbesitzer führen, die Bevormundung des Volks durch den Adel vermehren, das Volk in seiner Unmündigkeit erhalten. Ueberall hat die Aristokratie nach dem Motto gelebt: Freiheit und Reichthum für uns, Knechtschaft und Armuth für das Volk. „Die reine Despotie," sagt Nauwerck sehr wahr, „ist der öffentlichen Freiheit viel weniger gefährlich, als wenn sie netzartig einen zahlreichen Adel über das Volk ausspannen kann. Ohne diesen ist sie eben so leicht gestürzt wie entstanden." — Das Streben des Adels, als Vormund „an der Spitze der Nation" zu stehen, das Volk in ungleich berechtigte Klassen zu theilen, über diese durch Ungleichheit getrennten, verschieden berechtigten Stände zu herrschen, seine Privilegien und Steuerfreiheiten zu erhalten, ist deutlich genug hervorgetreten. Reichsstände, aus den jetzigen Provinzialständen hervorgegangen, würden nur dem Adel und dem großen privilegirten Grundbesitz ein Uebergewicht geben. Sie würden uns nur einen Schein politischer Freiheit — nicht aber die wahre, volle und ganze politische Freiheit — bringen, indem sie die Intelligenz, die große Masse des Volks von der lebendigen Theilnahme am

Staatsleben, auf das jeder Mensch ein Recht hat, ausschließen würden. Reichsstände, aus den Elementen der jetzigen Provinzialstände gebildet, die nicht aus allen Klassen der Staatsbürger hervorgegangen, würden, wie die Provinzialständeverhandlungen beweisen, die Privilegien, den Provinzialgesetzwirrwar und die Feudalzustände zu erhalten suchen, sie würden die Steuerbefreiungen des großen Grundeigenthums, die Patrimonialgerichtsbarkeit und die gutsherrliche Polizeigewalt vermehren, die Ablösungen und Befreiung des Grundeigenthums erschweren, das Volk in seiner Rathlosigkeit, in seinem vereinzelten Dahinleben zu erhalten suchen. Sie würden Ruhe, Gehorsam und Unterthänigkeit gegen die hohe, von Gott eingesetzte Obrigkeit für die ersten Bürgertugenden erklären. Von Reichsständen mit gesetzgebender Gewalt, aus den jetzigen Provinzialständen gebildet, würde gelten, was Hegel sagt: „So unerläßlich es für den Begriff eines monarchischen Staates, daß Landstände in demselben seien, so wäre gar keine zu haben, doch besser als die Fortdauer jener Privilegien, jener Bedrückung, Täuschung und Verdumpfung des Volks zu dulden, ohnehin besser als Landstände zu haben, welche die Vertreter der Privilegien dieser Aristokratie."

W. Lüders.

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Ist Frankreich katholisch? — Die Kirche und die Noblesse in der Mode. — Mme. Weiß und ihre Truppe. — Die Ausweisung der Deutschen; Herr von Bornstedt und die Gesandten.

Ist Frankreich katholisch? Römisch? Gallicanisch? Jansenistisch? Voltairisch? In Deutschland glaubt man häufig das Letzte, aber in Paris steigen gewichtige Zweifel dem Beobachter auf. Die Journale, die Cafés, die Theater, der Salon, kurz Alles, was klirrt und schwirrt und auf der Außenwelt schwimmt, ist ohnstreitig antikirchlich. — Im Theater wird Tartüffe häufiger als je gegeben und fanatischer als je beklatscht. Der Constitutionel gewinnt Tausende von Abonnenten, weil er einen Jesuitenroman in seinem Feuilleton druckt, Michelet schreibt ein Buch voll Uebertreibungen und in zwei Tagen ist die Auflage vergriffen, weil es gegen die Priester donnert. Les prêtres und wieder les prêtres hört man von allen Seiten schimpfen. Aber die Kirchen sind voller als je, die Bischöfe sprechen in einem Tone wie anno 1816, ein Handbuch des Kirchenrechts, von einem berühmten Staatsmann und Juristen, welches mehrere Jahre alt ist, wird plötzlich bei seiner vierten Auflage von zwei Bischöfen in den Bann gethan. Die Geistlichen gehen mit sicherem Schritt und stolzerem Nacken durch die Straßen. Woher dies Alles, wenn Frankreich wirklich voltairisch wäre? Würde die Hierarchie diese Kühnheit zeigen, wenn sie nicht auf Kräfte zählen könnte? Es ist mit dem französischen Glauben, wie mit der französischen Sittlichkeit. Wenn man die Romane und Dramen liest, welche seit 1830 erschienen sind; wenn man den Assisenverhandlungen beiwohnt, die tagtäglich lang und breit beschrieben werden, so müßte man denken, Frankreich sei der größten Zahl nach von Ehebrechern, Giftmischerinnen und Straßendieben bewohnt. Aber wer in das innere Familienleben dieses Frankreichs ge-

drungen, wer durch die äußere Rinde des frivolen Paris sich durchgebissen und zum Kern der Bevölkerung gelangt ist, der wird gestehen, daß das häusliche Leben dieser tüchtigen Nation eben so reich an Würdigkeit, Treue, Innigkeit und sittlicher Kraft ist, wie Deutschland. Sollte es nicht derselbe Fall mit der Religion sein? Diese Frage ist nicht so bestimmt zu beantworten, wie die Sittlichkeitsfrage.

Eins ist nicht zu läugnen: die Kirche wird wieder Mode! Dasselbe Journal des Debats, welches in seinen Vorderspalten den Bischöfen den Krieg macht, zeigt unter seinen kleinen Tagesneuigkeiten gewissenhaft an, heute wird der Abbé So und So in der Kirche da und da predigen. Die Herzogin X, die Marquise Y, die Gräfin Z u. s. w. werden dabei die Sammlung (für ein religiöses Institut oder für die Armen) machen. Man kann sicher sein, daß eine solche Reclame nicht geringere Massen in die Kirche So und So führt, als wenn man das Auftreten der Rachel und der Elsler in einem neuen Stücke ankündigte. Denn wohl gemerkt, auch die Noblesse wird wieder Mode. Die Faubourg St. Germain hat nicht nur aufgehört, ein Ziel des Spottes zu werden, sie spielt vielmehr wieder eine wichtige Rolle. In allen neuern Romanen figurirt sie als ein Heiligthum mit einer Gloriole umgeben, in allen Salons ist sie tonangebend. Wenn die Herzogin X und die Marquise Y in die Kirche gehn, so ist die Banquiersfrau, die Deputirtengattin nicht mehr zu Hause zu halten. Man buhlt um die Ehre, neben diesen hochbetitelten Damen gleichfalls als Lady patroness in den Listen der Journale und der Wohlthätigkeits-Bureaux zu figuriren. Nichts kann dem Voltärianismus mehr schaden, als wenn es heißt, der Epicier hängt ihm an. Die Banquiersfrau stellt den Verfasser des Dictionaire philosophique bereits in eine Reihe mit Paul de Kock; es zeigt von schlechtem Ton, ihn gelesen zu haben. Comment Monsieur, croyez vous que je m'occupe d'une telle lecture? fi, c'est marchand! Die Mode ist eine Propaganda, welche der katholischen Hierarchie oft trefflich zu Stande kam und ihr eben jetzt wieder die Bagagewagen bespannt.

Die Geschichte mit der Madame Weiß und den sechs und dreißig Wiener Tänzerinnen hat eine ernste Wendung genommen. Man hat Anfangs geglaubt, es sei blos wegen einer Förmlichkeit des Passes, (den die Tänzerin von Wien aus blos nach Frankfurt zu reisen erhielt), weshalb die österreichische Gesandtschaft in Brüssel und jetzt auch in Paris das weitere Visa versagte und die Rückreise verlangte. Jetzt hat sich die Sache aufgeklärt. Die Köchin der Madame Weiß, deren Töchterchen gleichfalls unter den 36 Ballettkindern sich befand, empörte sich wegen der strengen Behandlung und unzureichenden Beköstigung ihres Kindes. Sie reiste endlich mit diesem zurück nach Wien und die dort lebenden Eltern der übrigen kleinen Tänzerinnen

wurden durch ihre Erzählung allarmirt und wendeten sich an die Regierung mit den dringendsten Klagen, daß Madame Weiß keinen Contract und kein Recht habe, ihre Kinder so weit fortzuschleppen, und daß man sie daher anhalten möge, die Mädchen wieder ihren Eltern zurückzustellen. In Brüssel schlüpfte Mad. Weiß noch durch, aber hier, wo mittlerweile neue und drängendere Reclamationen an die öster. Gesandtschaft eingelaufen waren, schrieb Graf Appony an den Minister des Innern und verlangte, daß die Pässe der Mad. Weiß nicht nach London, wie sie verlangte, sondern zurück nach Wien visirt werden. Der Minister schrieb hierauf an Graf Appony zurück, daß ihm das französische Gesetz nicht gestatte, einem Reisenden seinen beabsichtigten Weg abzuschneiden, wenn nicht entscheidende Motive zu Grunde liegen. Der österreichische Gesandte schickte hierauf dem Minister die Reclamationen der Eltern zu, worin Mad. Weiß als eine Entführerin dieser Kinder geschildert wird, da ihr dieselben blos zu einem Ausflug nach Deutschland für den Sommer, keineswegs aber auf so weite und anstrengende Reisen anvertraut wurden, die sie aller Beaufsichtigung entziehen. Der Minister hat darauf sogleich die Ausfertigung des Passes der Mad. Weiß verweigert. Zum Ueberflusse sind noch drei Väter aus Wien angelangt, mit Vollmachten versehen, ihre eigenen Kinder und mehrere andere zurückzuführen. Wie groß muß die Besorgniß dieser armen Leute sein, wenn sie diese kostspielige Reise antraten; denn die Eltern, die ihre Mädchen diesem Handwerke hingaben, sind natürlich keine Millionäre. Aus diesem Allen können Sie ersehen, daß Mad. Weiß kein politisches Märtyrthum zu bestehen hatte, wie mehrere Blätter sogleich ausschrien. Leider sind einige andere Personen, die sich jetzt wegen ihrer Ausweisung aus Frankreich in eigenhändig verfaßten Correspondenzartikeln als politische Märtyrer hinstellen, auch nicht viel heiliger als die Wiener Balletunternehmerin. Der Einzige, dem Unrecht geschehen, ist Marr, der übrigens keine Schritte gethan hat. Dagegen ist gegen die Ausweisung des Herrn von Bornstedt Nichts zu sagen, da er selbst in den Augen der radicalsten Männer sein Schicksal verdient hat. Herr von B. wird allgemein als der Verfasser jener Skandalartikel in dem Corsaire-Satan genannt, die unter der Ueberschrift Courier des Ambassades das häusliche Leben und die Privatverhältnisse sämmtlicher hiesiger deutschen Gesandten in einer Weise schilderte, die weder eine liberale noch eine sonstige Tendenz hatte, nur die: Skandal zu err gen. Oder ist vielleicht irgend einer Partei damit gedient, wenn Herr v. B. von dem wackern freisinnigen General Fleischmann (dem würtembergischen Gesandten) erzählt, daß er früher Tenorist gewesen und daß er dieses oder jenes Privatabenteuer bestanden, welches mit seiner jetzigen Würde nicht in Einklang steht? Deutschland genießt hier eben keiner besondern Achtung: wem dient man damit und welche Art von Patriotis-

mus ist es, wenn man es in jeder Person und in jeder Sache unnöthigerweise herabzerrt. Der sächsische Gesandte hat sich Ruge's, der würtembergische hat sich Herwegh's angenommen. Für die Ausweisung Bornstedt's haben sie jedoch gemeinsam sich verwendet und die hiesige Regierung hatte auch ihren Grund dazu, da Bornstedt für die legitimistische Sache und für die legitimistischen Journale schrieb.

II.

Aus Breslau.

Entstehung des Constitutions-Mythus. — Bisherige Thätigkeit des Landtages. — Das Ministerialrescript des Grafen von Arnim und die Veröffentlichung desselben in der Deutschen Allgem. — Unzufriedenheit über Diepenbrock's Berufung. — Die kirchlichen Bewegungen, der Staat und Anton Theiner. — Holtei's Abgang. —

Ein kleines Mißverständniß ist Schuld daran, daß wir keine Constitution bekommen haben. Sie werden auch in der Weser-Zeitung gelesen haben, daß der Schles. Landtags-Marschall, Prinz von Hohenlohe-Ingelfingen, in seiner Rede an die versammelten Stände die Ermahnung gerichtet, sie möchten nur diesmal den König nicht mit Anträgen bestürmen; auf diese Weise werde S. Majestät am ehesten Concessionen geben. Das wurde natürlich in der Stadt erzählt, und ein Zeitungsschreiber, einer von jenen Leuten, denen das Gehör stets mit dem Herzen davon geht, verstand statt Concession — Constitution und schreibt sein Mißverständniß nach Bremen. Die Nachricht durchwandert alle Zeitungen und verbreitet Freude in den Landen, nur nicht bei den scharfhörigen Breslauern und namentlich nicht bei dem fürstlichen Landtags-Marschall, dessen Loyalität dadurch auf's Empfindlichste verletzt ist. In einer der nächsten Sitzungen hält er über den Zeitungs-Artikel Gericht und zeiht ihn der Lüge. Somit stände der Staatswagen wieder in dem Geleise der historischen Entwickelung. — Soll ich Ihnen über die Thätigkeit unseres Landtages wirklich etwas schreiben? Zumuthen kann ich Ihnen eigentlich nicht, daß Sie die breitspurigen officiellen Berichte in unsern Zeitungen lesen, schon deshalb nicht, weil der provinzielle Dorfschulzen-Styl mit Constructionen wie: „außer ihrer Zeugnisse" und Redewendungen wie: „zur Erleichterung der Schiffsknechte sind Gesindebücher in Anwendung zu bringen" Ihnen in Sachsen kaum geläufig sein wird. Hören Sie also, was ich aus den bogenlangen Referaten bis jetzt für mich herausgelesen habe. Durchgegangen ist in der Landtagsversammlung eine gelinde Züchtigung der Dienstboten; durchgefallen die Schlöffelsche Petition um größere Sicherstellung der persönlichen Freiheit, der Antrag um Erweiterung der Befugnisse der ständischen Ausschüsse — — ich dächte, damit hätten Sie genug. Das Ministerial-Rescript des

Digitized by Google

Ministers des Innern, Grafen v. Arnim, in Bezug auf Veröffentlichung der vor den Landtag zu bringenden Petitionen reichte hin, um all die schönen Hoffnungen und Wünsche, welche sich diesmal um den Landtag gruppirten, vollends einzusargen. Das ist wieder so eine der seidenen Schnuren, welche von Zeit zu Zeit ausgeschickt werden, um die seit 1840 in Thätigkeit gekommenen Lebensadern der Presse zu unterbinden. — Es ging hier seit einigen Tagen das Gerücht, man beabsichtige das Verbot der Deutschen Allg. Ztg., weil sie dies Rescript abgedruckt habe. Heute lese ich in den Zeitungen eine officielle Widerlegung, worin es heißt: „die preußischen Behörden sind nicht von der Art, daß sie das Bekanntwerden der von ihnen getroffenen Maßregeln scheuen." So was übersteigt doch alle Begriffe! — Die Nachricht, daß von Diepenbrock die fürstbischöfliche Würde nachträglich angenommen, wird jetzt eben so ungern hier vernommen, als die anfängliche Ablehnung. Man will nämlich wissen, daß v. Diepenbrock auf Veranlassung des erzjesuitischen Domherrn Ritter die Annahme der Wahl von der Nichtanerkennung der neuen katholischen Gemeinde von Seiten der Regierung abhängig gemacht habe. Und da die neue Gemeinde unser Augapfel ist, so können Sie sich die Größe unserer Besorgnisse denken. — Man hat sehr wohl gefühlt, daß es den heutigen kirchlichen Bewegungen an einem Manne fehlt, der mit Charakterfestigkeit, Muth und Gelehrsamkeit zugleich ausgerüstet, die annoch disparaten Elemente zur Einheit führt, und hat den von 1826 her berühmten Anton Theiner als einen solchen bezeichnet und ihn auch durch öffentliche Ansprachen in den Kampf rufen wollen. Aber Theiner hört nicht, Theiner schläft weiter, sagen die Blätter. Mit Verlaub, ihr Herrn, Theiner hat nie geschlafen. Durch die Regierung in seinen reformatorischen Bestrebungen gehindert, trat er damals vom öffentlichen Schauplatze ab. Hundsfeld, ein Marktflecken, eine Meile von Breslau entfernt, wurde das Asyl, welches den von seiner Zeit und seinem Volke verlassenen Mann aufnahm. Hier vergrub er sich wieder in seinen Folianten und stand nur in so fern mit der Welt in Verbindung, als er hin und wieder hinaushorchte, ob seine Zeit noch nicht gekommen sei. Die jetzigen Bestrebungen innerhalb der kathol. Kirche begrüßte er mit Jubel im Herzen, aber er mochte nicht Theil nehmen, weil er nicht wußte, ob die Regierung nicht abermals Kehrt! commandiren würde. Dieses Mißtrauen gegen die weltliche Macht ist es allein, welches ihn noch schweigen heißt. Ich kann Ihnen die beste Versicherung geben, daß Theiner, sobald von oben her ausdrücklich freies Terrain gegeben wird, mit den Früchten eines fast zwanzigjährigen anhaltenden Fleißes in der Oeffentlichkeit erscheint. Die hiesige Domgeistlichkeit, wohl wissend, welche ihr feindliche Geistesmacht in dem Manne wohnt, behandelt ihn mit ungewöhnlicher Zuvorkommenheit, aber Theiner ist für die Schmeicheleien seiner Feinde ebenso unem-

pfänglich, als für die seiner Freunde. — Denken Sie sich einen stämmigen, wohlgenährten Landmann mit langem, schlichtem Haare und breitem Gesichte, dessen Normal-Ausdruck die Milde ist, geben Sie dieser Gestalt eine grobe, unschöne, fast zu ärmliche Dörflertracht, malen Sie sich ein kaum wohnliches Zimmer in einem alten wüsten, schloßähnlichen Pfarrgebäude mit allen Emblemen der Gelehrsamkeit aus, mit ungeheueren Folianten, staubigen Repositorien, Bücherhaufen unter dem Ofen, dem ärmlichen Lager, auf dem Sopha — versetzen sie diesen Mann in diese Umgebung, so haben Sie Theiner in seinem Studirzimmer. Leiten Sie ein Gespräch mit ihm ein, so ist er anfangs bei den gewöhnlichen conventionellen Redensarten schüchtern und unbeholfen, aber hat er Sie als Geistesverwandten erkannt und kommt er auf die Hierarchie, auf Rom und den Clerus zu sprechen, so steht ein ganz anderer Mann vor Ihnen, ein Mann, der in beredter Zunge den Schatz seines Wissens vor Ihnen ausbreitet, der nicht müde wird, stundenlang zu peroriren und mit jeder Minute die Aufmerksamkeit und Bewunderung des Hörers reizt. — Was ich Ihnen vor nicht langer Zeit prophezeiht habe, ist eingetroffen: Hr. v. Holtei tritt, nachdem er unsere Theaterzustände gründlich confundirt hat, von seinem Dirigenten-Posten ab. Wohl ihm und wohl auch uns, Holtei lebt nur, wenn er wandert; er ist nicht er selbst, wenn etwas, was man im gewöhnlichen Leben Geschäft nennt, ihn an einen Ort fesselt. Wahrscheinlich treten die Hrn. Kiesling und Dr. Leop. Schweitzer an seine Stelle.

X.

III.
Aus Berlin.

Politische Stimmung im Februar. — Bettina und ihr Buch der Armuth. — Die Gräfin Hahn und Bettina als Aristokraten. — Gesellschaft in Berlin und die deutschen Salons. — Das Haus des Grafen Westmoreland. — Steffens und die Aristokratie der Geistreichen. — Der Blaubart und die Waise von Lucca. — Die vornehmen Tartüffes des Liberalismus. — Jesuitenliteratur; Rutenberg. — Für Herrn P. Ackermann. —

Den verflossenen Monat wird man einen sehr merkwürdigen und eigenthümlichen in dem berlinischen Leben nennen müssen. Das Constitutions-Gerücht hatte sich so allgemein und lebhaft verbreitet, daß es an manchen Tagen schien, als hätte Berlin das Ohr an das Schlüsselloch des königlichen Kabinets gelegt. Eine so athemlose Stille war über die Stadt gebreitet. Die seltsame Spannung, die sich der ganzen Bevölkerung bemächtigt, war auf allen Gesichtern, in allen Reden, in allen Gesellschaften, an allen öffentlichen Orten, auf allen Straßen möchte man sagen, ausgedrückt. Es war auch fast

Digitized by Google

eine Unmöglichkeit, diese Spannung nicht zu theilen; sie lag wie eine ansteckende Krankheit in der Luft. Ich kenne Leute, die sich ihren Unglauben an die Sache, wie Cholerabinden um ihr politisches Bewußtsein gewickelt, oder die neuesten Erlassungen des Königs wie Essig in den Mund genommen hatten, um sich vor den Einwirkungen dieses Gerüchtes zu schützen; dennoch aber habe ich sie davon nicht selten in einem hohen Grade inficirt gesehen. Selbst Personen, die nicht zu den leichtgläubigen und ununterrichteten gehören, habe ich mit einer gewissen Zuversicht Mittheilungen darüber machen hören. — Einerseits, wurde gesagt, besitzt der König den löblichen Ehrgeiz, sich einen geschichtlichen Namen erwerben zu wollen. Andrerseits, hieß es, sieht er sich auch in die Nothwendigkeit versetzt, Anleihen zu machen, weil der Schatz erschöpft und neue Zuschüsse ein Bedürfniß geworden. Zuletzt endlich, ward bemerklich gemacht, habe er eine so große Pietät für seinen verstorbenen Vater und eine so hingebende Verehrung für sein Volk, daß er sich nicht entbrechen könne, die gegebenen Versprechungen des Erstern dem Letztern in Erfüllung gehen zu lassen. — Dem Allen mag nun sein, wie ihm will, so steht doch fest, daß sich aus der bloßen blauen Luft so etwas nicht hat gestalten können, sondern daß gewisse, wenn auch nur leise und für jetzt unmerkliche Bewegungen in der preußischen Monarchie entstanden sein müssen. Für eine Constitution des bloßen Lari-fari, wie Bettina von Arnim sagt, ist die Aufregung doch eine zu große und allgemeine gewesen. Wenn auch eine gewisse politische Geheimthuerei und die, von mir schon früher einmal charakterisirte Politik des Schweigens mehr und mehr in Berlin gäng und gäbe geworden sind, so sind beide doch durchaus nicht geeignet, meine Annahme zu entkräften; denn beide sind gleichsam nur eine dicke Atmosphäre, welche innere politische Evolutionen aus den verschlossenen Räumen der Büreaukratie auszuströmen gezwungen haben. Sie sind der Rauch, der uns ein Feuer verräth, das zu sehen bisher uns noch verwehrt worden ist.

Aber selbst wenn man annehmen will, daß an dem ganzen Gerücht nichts Wahres, und daß der Februar in Berlin le mois des dupes gewesen ist, selbst dann ist er nicht ohne Bedeutung für unsere Zeitgeschichte. Daß Berlin an dieses Gerücht mit vollem Ernst hat glauben können, ist ein klares Zeugniß seiner Wünsche, ein Beweis seiner Hoffnung. Im Fall dieser Glaube eine Täuschung ist, so ist er eine erfreuliche zu nennen und mehr werth, als eine kleinliche Erfüllung.

Zu Denjenigen, die sich am enthusiastischsten diesem Glauben hingegeben, wird auch Bettina von Arnim gerechnet, wie man sagt: zu nicht geringem Mißfallen ihrer nächststehenden Verwandten. Seit lange soll dieselbe mit anhaltendem Fleiße an dem „Buche der Ar-

Digitized by Google

muth" arbeiten. Ihr Eifer und ihre Liebe dafür sollen einen so hohen Grad erreicht haben, daß sie sich fast ganz ihren Freunden, allen Gesellschaften und Zirkeln entzogen, nur um statt dessen ihre Zeit und ihren Umgang den Nothleidenden und Verzweifelten zuzuwenden. Ganze Tage soll sie mit ihnen verkehren, um ihnen die Erzählungen ihrer Leiden und ihres Jammers für ihre neuesten Schriften abzulauschen. Auf diese Weise also hätten wir von ihr nächstens ein Märchenbuch des Elends, ein Evangelium der Armuth zu erwarten. — Wenn man die geniale Frau in einer solchen Art beschäftigt sieht, wird man es erklärlich finden können, wie sie eine, von einer dritten Person vermittelte Annäherung der Gräfin Ida Hahn-Hahn vor längerer Zeit von der Hand zu weisen vermocht hat. In den hiesigen Zirkeln war man nicht wenig darüber erstaunt. Man sollte gerecht genug sein, die verschiedenen Naturen dieser bedeutenden Frau sich einander gegenüber zu denken. Um so mehr, wenn man sich vorstellt, was es auf Bettina von Arnim für einen Eindruck gemacht haben muß, wenn die Vermittlerin ihr die Gräfin Ida Hahn-Hahn mit den Worten ankündigte: „Sie müssen sie sehen, unsere Gräfin, das süße Wesen, mit den kleinen Füßchen und den herrlichen Händen."

Wenn der Aristokratismus bei Bettina von Arnim auch dann und wann einmal zum Vorschein kommt, — was sich neulich wieder in der Angelegenheit ihres Sohnes zeigte, der einen Prozeß gegen ein königliches Kassenamt einleitete, weil dasselbe ihm seinen Gehalt unter der Adresse: Herrn von Arnim und nicht Herrn Baron von Arnim zugesendet hatte — so geschieht ihr dies doch nur wie jener Katze, die in eine Prinzessin verwandelt, es nicht unterlassen konnte, den Mäuschen nachzuspringen, die sich zufällig in ihre Nähe wagten. Der Aristokratismus ist bei Bettina von Arnim nur eine angeerbte Gewohnheit, bei der Gräfin Ida Hahn-Hahn ist er bewußtes Prinzip, auf welchem ihre ganze Natur basirt ist. Bei ihr ist der Adel nicht nur Stand, sondern auch Race. Von dem Adel als Race aber hat Bettina von Arnim keinen Begriff und deswegen müssen ihr natürlich jene aristokratischen Werthlegungen auf kleine Füße und schöne Hände lächerlich vorkommen. So angenehm es sein mag, solche Schönheiten zu besitzen, so komisch ist es auch, diese Schönheiten gleichsam nur als Privilegium des Adels anerkennen zu wollen. Die Berlinerinnen, die meist große und flache Füße haben, besitzen nicht selten die schönsten und eleganteſten Hände, ohne von Adel zu sein; Stirn und Hände sind bei ihnen fast durchgehend von den edelsten und überraschendsten Formen.

Was die berlinische Gesellschaft im Ganzen betrifft, so ist sie das Geringste, auf welches stolz zu sein Berlin das Recht hat. In Berlin existirt eigentlich noch keine Gesellschaft, sie fängt erst an sich zu

Digitized by Google

bilden. Die Wirthe besitzen hier noch zu wenig jene Kunst, die schon Ludwig Börne für die seltenste und schwerste erkannte und welche darin besteht, daß liebenswürdige Leute in ihrem Hause auch ihre Gäste liebenswürdig zu machen wissen. Die Hauptschwierigkeit hier liegt, wie mir eine geistreiche Dame erklärt hat, in der Aengstlichkeit, mit welcher der Herr oder die Frau des Hauses in Deutschland gezwungen sind, auf Küche und Keller zu sehen. Die Dehors dieser beiden sind lästiger als die des Salons. In Frankreich wird wenig Werth darauf gelegt, in Deutschland umgekehrt, weil die Deutschen nur liebenswürdig sind, wenn sie gut gegessen haben. Sie sind wie Ludwig Tiecks Kaiser Abraham Tonelli der Meinung, daß man gute Laune und Witz für die Tischzeit aufheben müsse, weil beides außerdem weggeworfen sei. Ist bei Tisch nun irgend etwas verfehlt, schloß meine gracieuse Docentin, so ist Alles verloren, denn die aufgesparte gute Laune und der gesammelte Witz sterben am Mißbehagen des Magens hin. — Und es ist in der That erstaunenswerth, wie wenig angenehm man sich in Berlin in den Zirkeln zu bewegen weiß. Leute, die man als liebenswürdig unter vier Augen kennt, sieht man nicht selten linkisch und einsilbig in der Gesellschaft. Freilich ist der Deutsche auch nur liebenswürdig, wenn er herzlich werden kann.

Zu den Ausnahmen in gesellschaftlicher Beziehung gehört das Haus des englischen Gesandten, des Grafen Westmorland. Abgesehen von den interessanten Konzerten, die er zu veranstalten weiß, hat er neulich auch einen Kinderball gegeben, auf welchem die kleinen Gäste in historischen und theatralischen Kostümen erscheinen mußten. Man sah dort unter andern einen kleinen Falstaff, eine kleine Maria Stuart, einen kleinen Alexander den Großen.

Die Gesellschaft der Aristokratie der Geistreichen verlor durch den Tod Henrich Steffens eines ihrer Häupter und den Mann, der sie mit der oben gegebenen Bezeichnung creirt hat. In ihr ist er bis zum letzten Augenblick bedeutsam gewesen, weniger war er es für die Wissenschaft, der er nur zu Anfang seines Auftretens neue und wichtige Elemente zuzuführen verstanden hatte. Selten aber wird einem Menschen vom Schicksal verstattet, sich in dem Maße auszuleben, als es ihm vergönnt gewesen ist. Rührend ist es, daß er selbst dies empfunden und kurz vor seinem Tode, nachdem er den letzten Band seines Werkes „Was ich erlebte" vollendet, die Aeußerung that: ich weiß eigentlich nun nicht mehr, was ich auf Erden soll, da ich mit meinem Leben so ganz vollständig fertig geworden bin. — Seine hinterlassene Frau und Tochter, hör' ich, werden sich der Häuslichkeit Ludwig Tieck's anschließen und mit diesem jetzt eine Familie ausmachen.

Der Blaubart Ludwig Tieck's, der zu Anfang dieses Monats auf der königlichen Bühne zur Aufführung gekommen ist, hat nur in seinen beiden letzten Akten, und dies auch nur des vortrefflichen Spie-

les der Charlotte von Hagn als Agnes wegen, Beifall gefunden. Nicht uninteressant war es zu sehen, wie Tieck, um seinem Stücke Geltung zu verschaffen, es über sich vermocht hatte, die Travestie auf die Tragödie aufzugeben und in der Hauptrolle der Agnes dieselbe zu einer wirklichen Tragödie umgestalten zu lassen. — Ein anderes Stück „Die Waise von Lucca" von Wiener, hat hauptsächlich des guten Spieles der Clara Stich in der Titelrolle wegen Beifall und Anerkennung gefunden. Es ist nicht ohne eine gewisse theatralische Geschicklichkeit gearbeitet. Für ein erstes dichterisches Erzeugniß ist es mir im Ganzen zu altklug; ich habe kein Zutrauen zu einer Poesie, die nicht ihre Flegeljahre aufzuweisen hat. Am meisten mißtrauisch bin ich dagegen geworden, seit ich gehört, daß Ludwig Tieck für dieses Stück Interesse gezeigt. Es ist bekannt, daß er ein solches bisher nur Mittelmäßigkeiten zuzuwenden vermocht hat.

Es ist merkwürdig, wie stets das Schicksal dafür Sorge trägt, selbst die abgesperrtesten Menschen die Meinung ihrer Zeit vernehmen zu lassen. Auch Ludwig Tieck muß das erfahren, denn mitten durch die chinesische Mauer der Verehrung, mit welcher das Glück ihn zu umgeben gewußt hat, bringt dann und wann der schneidende Luftzug der heutigen Kritik, und zwar in Gestalt von Briefen seiner Tochter, die in Schlesien verheirathet, nicht unterlassen kann, dann und wann ihrem Vater mitzutheilen, was über ihn gesagt und geschrieben wird.

Nichts ist zudringlicher als die Kritik. Ich weiß nicht, von welchem großen Gelehrten man mir einmal erzählt hat, daß er, nachdem er sein ganzes Leben hindurch vermieden, eine Zeitschrift in die Hand zu nehmen, aus Angst, einer mißliebigen Recension seiner Schriften zu begegnen, kurz vor seinem Tode, als er den Kragen von einem Rocke schnitt, den er zehn Jahre lang getragen, eine solche in das Futter desselben eingenäht gefunden hat. Gott, mein Gott, soll der Gelehrte damals gerufen haben, bin ich nur darum allen kritischen Anfeindungen ausgewichen, um sie zehn Jahre meines Lebens auf dem Buckel herumzutragen! Auf dem Buckel tragen aber die Meisten ihre Kritik und zwar am öftersten die, die ihr geflissentlich auszuweichen bemüht sind. Es gibt deswegen nicht leicht etwas Komischeres, als wenn man gewisse Leute sich damit brüsten hört, daß sie es verschmähn, sich um die Kritik zu bekümmern. Am Lächerlichsten wird dieses Schmähen dadurch, daß es sich nicht selten auf die ganze journalistische Richtung ausdehnt. Ich kenne zum Beispiel einen Herrn vom Hofe, der nie beredter ist, als wenn er auf die junge Presse schimpfen kann, der sich aber die Sohlen abläuft, wenn er von einem Blatte gehört, das seine neuesten Reiseskizzen besprochen hat.

Die junge Presse ist aber die würdigste, die Deutschland bisher besessen hat. Erfreulich ist die Anerkennung, die ihr durch die zahlreichen Unterschriften der Petition um Preßfreiheit an die hiesige Stände-

Digitized by Google

versammlung geworden ist. Erbärmlich aber erscheint die Art und Weise, wie mehrere bedeutende Männer, die gern für liberal gelten, sich der Unterschrift zu entziehen gewußt haben. Nur eine schlecht angewendete Discretion ist es, die mich veranlaßt, ihre Namen zu verschweigen, die zum Theil freilich in dem Heine'schen „Wintermärchen" ihre eigenste Würdigung schon gefunden haben. Sie sind die eigentlichen Jesuiten des Liberalismus, denn sie benutzen den letzteren ebenso wie die Jesuiten den Namen Jesu.

Gegen die Jesuiten ersteht in Berlin eine eigene für sich abgeschlossene Literatur. Zu den neuesten Werken dieser Gattung gehört das in der Vossi'schen Buchhandlung erschienene Buch von Rutenberg: „Die Jesuiten des neunzehnten Jahrhunderts," welches klar, faßlich und würdig gehalten ist.

Zum Schluß will ich nicht unterlassen, meine Mittheilung über die Herausgabe der Werke Friedrichs des Großen von Paul Ackermann zu widerrufen. Der Letztere hat mir auf Ehre versichert, daß man ein falsches Gerücht ausgesprengt habe, um ihn zu verleumden und ihm zu schaden. Die Orthographie wird, wie er mir sagte, streng nach dem Dictionär der französischen Akademie gehandhabt und gibt keine Veranlassung zu einem Umdruck der bisher gesetzten Bogen.

Feodor Wehl.

IV.

Aus Dresden.

Struensee und das Hervorrufen der Dichter im Theater. — Julius Cäsar und das moderne Rom. — Die Deutschkatholischen. — Anekdote. — Verhältnisse der neuen Gemeinde. —

Ihre Bemerkung, daß die Aufführung des Struensee am 9. Februar mit dem glänzendsten Erfolg vorübergegangen sei, kann ich nur bestätigen; der anwesende Dichter selbst ward nach dem vierten und fünften Akte mit großer Beharrlichkeit gerufen, erschien jedoch nicht, sondern dankte zuletzt durch unsern Oberregisseur. Die Dresdener haben darüber die Nasen gerümpft: ich meinestheils kann es nur billigen. Der Dichter einer historischen Tragödie ist für seine Person stets im entschiedenen Nachtheil gegen sein Stück Helden im Costüm ließ er über die Bühne schreiten und tritt darauf selbst modern in den leeren Rahmen. Das stört den durch das Vorangegangene erzeugten Eindruck, der Dichter in Person wird stets als die personificirte Negation der Illusion erscheinen, welche seine Dichtung lebendig machte. Zeigt er sich nun etwa vollends im Rock, da heißt es von der einen Seite: Na, der hätte wohl auch Anstands halber einen Frack anziehen können. Oder ist dies geschehen, tritt der Mann mit dem spitz geschoossten Convenienzkleide heraus, da ruft die andere Seite: Aha! er hat darauf gerechnet, sich vorbereitet! Eitelkeit, Selbstvertrauen u. s. w.

Das Stück fand, wie gesagt, ungetheilten Anklang, und zwar nicht nur zu ebener Erde, sondern auch im ersten Stock, d. h. bei Hofe; namentlich soll sich die Königin besonders beifällig darüber ausgesprochen haben. Da sind denn allerdings die Bedenklichkeiten schlagend widerlegt, hinter welche sich die Direction gegen das Stück verschanzt hatte. Dieses Stück hat mannichfache Vorzüge, aber meistens solche, die nicht eben geeignet sind, es populär werden zu lassen. Sein special-historischer Stoff ist der größeren Menge zu wenig bekannt, und die Bezüglichkeiten auf deutschen Volkscharakter, welche namentlich in der Zeichnung des Helden selbst sowohl, als seines Nebenbuhlers des Grafen Ranzau liegen, sind zu wenig auf den Effect für die Masse berechnet. Der Zuschauer wird sich geneigter fühlen, das Schwankende in diesen Charakteren als einen Mangel der dichterischen Zeichnung hinzunehmen, als in ihnen ein Spiegelbild des Nationalcharakters zu erblicken. Das letztere läßt ja schon die liebe Eitelkeit nicht zu.

Unsere Theaterdirection vergißt über dem Modernen nicht das Classische; sie führt uns in diesen Tagen: „Julius Cäsar" vor. Julius Cäsar — seltsames Spiel der Bühne mit der Zeit. Während diese an dem Sturze eines Gewaltigen in Rom mächtig arbeitet, während sich Hand der Hand reicht zum Bündniß gegen die hierarchische Oberherrschaft des Bischofs von Rom, zeigt man uns hier auf der Bühne, wie vor neunzehnhundert Jahren auf dem Capitol ein Mann fiel, der sich die Freiheit eines Volkes zu seinem schönsten Opfer ausersehen hatte. Muß es da nicht einen ungeheuer ironischen Eindruck machen, wenn Cäsar dem Antonius zuruft: Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein, mit glatten Köpfen und die Nachts gut schlafen, der Cassius dort hat einen hohlen Blick: er denkt zu viel: die Leute sind gefährlich. Freilich wohl mögen den Machthabern in der Hierarchie solche Männer nicht bequem sein, die viel lesen, große Prüfer sind, und das Thun der Menschen durchschauen. — Aber so hart bedrängt durch den deutsch-katholischen Separatismus der Papst auch sein mag, noch ist er nicht so weit, daß er rufen müßte: Auch Du, mein Sohn Brutus! Jene Regungen selbstbewußter Glaubensfreiheit stehen bis jetzt in Norddeutschland noch zu vereinzelt da, als daß sie durch das Imposante eines äußerlich geschlossenen Ganzen drohend nach Süden wirken könnten. So lange die einzelnen, sich constituirenden Gemeinden noch für ihre eigene Existenz im Staate zu kämpfen haben, so lange sie hier noch nicht auf festem, unerschütterlichem Fuße stehen, so lange kann auch an eine entschiedene Niederlage des römisch-katholischen Elements nicht gedacht werden.

In unserer Residenz hat sich nunmehr auch eine deutsch-katholische Gemeinde constituirt. Darüber lassen sich an eine Anekdote, die herumgetragen wird, weitere Betrachtungen knüpfen. Ein hiesiger Handwerker, Katholik, kommt zu einem Gönner mit der Bitte um

guten Rath, ob er wohl mit zu den „Schneidemüllern" gehen solle. Jener meint, dies sei eine Sache, über die er mit seinem Gewissen ernst zu Rathe gehen müsse. Der rathbedürftige Convertit ist jedoch mit dem innern Theile der Frage fertig, nur über den äußern ist er noch nicht auf's Reine. Es macht ihm Bedenken, daß die Sache vielleicht viel kosten und er möglicherweise gar darüber die Hofkundschaft einbüßen werde. Und als nun der Gönner diese Bedenken allerdings nicht unbegründet findet, da spricht der andre schnell entschlossen: Nein, da will ich's doch vor der Hand lieber bleiben lassen. — Die Zahl der hiesigen katholischen Glaubensgenossen ist verhältnißmäßig klein; ein nicht unbeträchtlicher Theil derselben steht in näherer und fernerer Beziehung zum Hofe. Erwägt nun ein solchergestalt abhängiger Mann, wie sein Beitritt zur Separatistengemeinde seine bürgerliche Existenz gefährden könne, wie er außer den Parochiallasten der bestehenden Kirche, deren Vergünstigungen er nicht weiter beanspruchen kann, auch die gewiß bedeutenderen der neuen Gemeinde mit zu übertragen hat, sieht er um sich ein Häuflein Kinder, für deren Ernährung und Erziehung ihn seine Vaterpflichten verhaften, dann läßt sich nicht verkennen, daß für ihn ein Zwang vorliegt, wenigstens den Lauf der Dinge abzuwarten. So sind denn auch bis jetzt der neuen Gemeinde nur etwa hundert und etliche vierzig Mitglieder beigetreten, meist aus dem bürgerlichen Gewerbstande; keine literarische, keine künstlerische Notabilität, doch einzelne wohlhabende Männer. Einer, ein Rittergutsbesitzer, hat für die Besoldung eines Geistlichen sofort die Zinsen eines Capitals von fünftausend Thaler angewiesen. Auch wird dem Vernehmen nach der Stadtrath der Gemeinde eine der unbenutzten evangelischen Kirchen zum gottesdienstlichen Gebrauche bis auf Weiteres überlassen. Ein sehr wichtiger Punkt ist noch die Herstellung der Schule, und hier wird die Kostenfrage sofort bedenklich hervorspringen. Doch bei dem redlichen ruhigen Eifer, mit welchem hier das Werk angefangen worden ist, läßt sich erwarten, daß man den kleinen Keim zu einer kräftig gedeihenden Pflanze heranziehen werde. Mit allgemeinem Beifalle ist es aufgenommen worden, daß der interimistische Vorstand, Prof. Wigard, den sofortigen Beitritt eines Protestanten abgelehnt und diesen auf die über die Glaubensconversion bestehenden gesetzlichen Vorschriften verwiesen hat. Daneben aber macht es einen betrübenden niederschlagenden Eindruck, daß der neukatholischen Gemeinde untersagt worden ist, ihre constituirenden Versammlungen, wie bis jetzt im Locale der Stadtverordneten geschehen, öffentlich zu halten.

*.

VI.

Notizen.

„Rococo oder die alten Herrn" auf der Leipziger Bühne. — Marlinski. — Prutz gefangen! — Minkwitz und die verhängnißvolle Gabel. — Brieflich aus Prag. — Germanien's Völkerstimmen von Firmenich. — Hermann Kothe. —

— Am 7. März ging hier Laube's „Rococo" zum ersten Mal über die Bühne und bewährte sich als eine tüchtige Komödie, die höchst fesselnd und anregend, wenn auch nicht immer erheiternd wirkt; die ersten beiden Acte ließen vor lauter Spannung zu keinem freien Genuß kommen, die letzten drei dagegen waren so blendend durch komische und ernstere Effecte, daß ein allgemeiner, zuweilen stürmischer Beifall sie bis an's Ende begleitete. Oft freilich weiß man nicht: will der Autor durch dies kunstvolle Gewebe von Intriguen dich mit dem liebenswürdigen leichten Lebensmuth des alten Frankreich erfüllen? dann ist die Intrigue zu gehäuft, zu ernsthaft, zu derb; Intriguen, die um Infamie oder Ehre, um Ruin oder Rettung gespielt werden, hören auf komisch zu sein. Soll dieser Abgrund von Schlechtigkeit uns ein Bild jenes ancien règime geben, über welches die blutige Sündfluth von a. 93 kommen mußte? Letztere Annahme ist wohl die richtige, wie sich im 5. Acte zeigt; aber erst im 5. Acte, die Wendung, welche hier der Geist des Stückes nimmt, fanden wir zu wenig vorbereitet. Abgesehen von diesen etwas unvermittelten grellen Farben des Stückes, ist Rococo sowohl durch Situationen wie durch Charaktere ungemein wirksam; viele große und kleine Scenen sind meisterhaft gearbeitet; die Figuren; sind voll Leben und beziehungsreichem Ausdruck. Die Pompadour und das naive Kind Melanie, der scheinheilige Abbé und der simple Baron Gerard, halb Cavalier, halb Industriel, der Parlamentsrath endlich, seiner nichtssagenden hohlen Ehrbarkeit, ein Repräsentant der künftigen Philisteraristokratie, geben ein trefflich abgerundetes Zeitgemälde. Ueber Alle ragt jedoch der Marquis von Brissac hervor, ein echter Edelmann vom altfranzösischen Schlag, durch den man am meisten vom Humor des Rococo wegbekommt. Herzliche Komik entwickelt Tulpe; dafür schienen uns Victor, der natürliche, und Prosper, der eheliche Sohn des Parlamentsraths, gar zu unbedeutend. Ueberhaupt ist die Licht- und Gegenseite zu den frivolen „alten Herrn" etwas schwach vertreten. — Die Darstellung war eine der besten, welche die neue Leipziger Bühne bis jetzt zu Stande brachte. Marr als Marquis und Meixner als Abbé zeichneten sich durch Auffassung und Durchführung ihrer Rollen besonders aus; Frln. Baumeister als Melanie, Frau Dessoir als Pompadour, Ballmann als Baron Gerard, Berthold als Tulpe, Stürmer als Parlamentsrath u. s. w. bildeten ein treffliches Ensemble, um welches Marr als Regisseur noch ein Extraverdienst hat. Wäre die Leipziger Bühne in der Tragödie so gut beschlagen, wie sie sich

Digitized by Google

in der Komödie zeigt, so könnte man sie bald zu den Theatern ersten Ranges zählen.

— Der dritte Band von Marlinski's Skizzen aus dem Kaukasus (deutsch von Ph. Löbenstein, Leipzig, bei Thomas) — die ersten 2 Bände erwähnten wir bereits — bringt vier Piecen. Die erste schildert eine halsbrecherische Fahrt zu dem Stamm der Koissubulinen, nach der Erzählung eines russischen Offiziers, der in Gefangenschaft gerathen und nach vielen Drangsalen glücklich entkommen war. Die Koissubulinen gelten selbst den übrigen Kaukasusvölkern für auffallende Naturmenschen, sie wissen Nichts von Krieg, Nichts von Religion, aber kennen doch das Eigenthum und ehren das Gastrecht; ihre Frauen tragen keinen Schleier, was im Orient von besonderer Bedeutung ist und mehr als buchstäblichen Sinn hat. Es ist nicht zu übersehen, daß Marlinski, gleich Puschkin, durch alle poetische und tiefe Naturschwärmerei immer den gesättigten, raffinirten und — wenn man will — frivolen Cavalier durchblicken läßt. Eine andere Seite des poetischen Weltmanns, — die skeptisch melancholische — zeigt Marlinski im zweiten Bilde: „Er wurde erschlagen;" das ist lyrische Tagebuchpoesie, aber mitten drin frappirt uns eine Petersburger Salonscene; die Aristokratie medisirt nämlich über einen armen Teufel von Poeten; offenbar nach dem Leben copirt. Welcher Aufwand und welche Mischung von glänzender Bosheit und gemeinem Witz steckt in der kleinen Scene! Wenn man den Grad der Civilisation nach dem Luxus ihrer Giftblüthen bestimmen will, so ragt St. Petersburg hoch über alle Babels europäischer Civilisation empor. Der „Abschied vom kaspischen Meere" ist ein Schwanengesang des Dichters, der bald, nachdem er seine Caspia so besungen, im Kampf mit den Tscherkessen erschossen wurde. „Ein Abend in den kaukasischen Bädern" endlich erzählt in sehr pikanter Weise einige Schreck- und Geistergeschichten. Die russischen Geister sind eben nicht sehr mondscheinig oder metaphysisch, dafür um so wirksamer.

— Prutz wollte Preußen den Gefallen thun und auf einige Zeit nach Belgien gehen; dies war die bequemste Gelegenheit, um die ganze wunderliche Untersuchungsgeschichte bei Zeiten wieder einschlafen zu lassen. Die Berichtiger konnten dann schreiben: „Prutz wolle mit Gewalt den Verfolgten spielen, sein Prozeß sei bereits niedergeschlagen gewesen, und es hindere ihn Nichts, zurückzukehren u. s. w." Eben so wollten ja gewisse Correspondenten die „Fahndung" auf Freiligrath, nachdem man ihn nicht kriegen konnte, für eine Fabel erklären und den Entflohenen — vielleicht durch second sight — in Elberfeld gesehen haben. Wir begreifen die Prutz'sche Zuvorkommenheit nicht; noch weniger aber die komische Taktlosigkeit, mit der man

sich auf die fliehende Beute stürzte. Der „Majestätsbeleidiger“ war noch nicht in Aachen, als seine Ankunft schon per Telegraphen signalisirt und die ganze Polizei auf den Beinen war. Prutz aber ist nun erst recht Märtyrer geworden, und in Berlin wird man genöthigt sein, zur Erbauung von Nord- und Süddeutschland, das unglückselige Flötenspiel zu Ende zu spielen, welches nie hätte beginnen sollen. Denn was schaut bei dem Prozeß heraus? Nur Prutz kann dabei gewinnen, ob er zu ein Paar Monaten Festung verurtheilt oder ob er freigesprochen wird.

— Aus Berlin schreibt man uns: Der bekannte Philolog Johannes Minkwitz, der die von Freiligrath aufgegebene Pension erhalten hat, soll bemüht sein, Platen's „verhängnißvolle Gabel“ hier auf die Bühne zu bringen. Man glaubt, daß seine Bestrebungen nicht erfolglos bleiben werden.

— (Brieflich aus Prag.) Aus Hartmann's „Kelch und Schwert“ coursiren hier viele einzelne Lieder in czechischer Uebersetzung, natürlich als Manuscript. Gegen das Original dagegen ist die polizeiliche Strenge größer, als sie je gegen ein im Auslande gedrucktes Werk war. Mehrere Buchhändler sind sogar, weil sie das Buch mit dem hussitischen Titel verkauften, in Kriminalprozesse verwickelt.

— „Germaniens Völkerstimmen“ von J. M. Firmenich (Berlin, bei Schlesinger) sind mehr als eine gewöhnliche Compilation; in sprachlicher Hinsicht ist diese Sammlung sinniger Proben aus den zahllosen deutschen Mundarten gewiß von Werth; wie Viel von ursprünglichen Lauten aus den Dialekten noch für das Hochdeutsche zu gewinnen ist, läßt sich kaum übersehen. Die „Völkerstimmen“ sind aber auch durch die sorgfältige Zusammenstellung von Sagen, Sprüchwörtern und Liedern das sprechendste, bis in's Kleinste detaillirte Bild der Sitten und Bräuche des deutschen Volkes. Die 5. Lieferung, die uns eben vorliegt, beschäftigt sich mit den niederdeutschen Mundarten aus und um Westphalen.

— Reventlow, der Mnemotechniker, hat überall in Deutschland Proselyten gemacht; in Leipzig ist einer seiner eifrigsten Jünger der Schriftsteller Hermann Kothe, der zweimal öffentlich interessante Proben in dieser Geistesturnerei abgelegt und die Reventlowsche Methode mit Leichtigkeit Andern beigebracht hat. Gewisse Dinge aber vergessen die Deutschen doch stets, und wenn sie alle zu leibhaftigen Reventlows werden.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Rede an die Freimaurer,

von Ludwig Börne.*)

So oft unsrer göttlichen Kunst ein neuer Tempel erbaut wird, kann man sich einer Betrachtung nicht erwehren, die das Herz betrübt und den Geist gefangen nimmt. Warum muß die Wahrheit hinter Mauern flüchten, wo des Lebens frische Lüfte sie nicht berühren, wo der Sonne Strahl sie nicht beleuchtet, wo sie beim Dämmerschein der Kerzen hinschmachtet und ihre Farbe der Gesundheit verbleicht? Wie lange noch wird die Göttin, der Beschwörung des Eingeweihten allein folgend, dem Rufe des Profanen ungehorsam bleiben? Wie lange noch soll das himmlische Licht, in die engen Schranken eines Dreiecks gebannt, der Menge unzugänglich sein, die dürstend nach der Quelle eilt? Ist dieses Weltall nicht geschmückt genug, daß es uns zum Tempel dienen könne? Sind die Säulen des Rechts und der Liebe nicht stark genug, um das ewige Firmament der Wahrheit zu tragen, und lehrt die blühende Natur nicht jede Wissenschaft schöner und lebendiger als stumme Zeichen, auf todte Leinwand gemalt? — — Solche Zweifel hegend, kam ich zu einem frommen Priester der

*) Durch einen glücklichen Zufall kamen wir in Besitz einer interessanten, als Manuscript für Maurer gedruckten Schrift, die den Titel führt: „Festgaben, dargebracht von Brüdern der Loge zur aufgehenden Morgenröthe im Orient zu Frankfurt a. M. zur Feier ihres 25jährigen Jubiläums 1833." Unter den Festgaben fanden wir Börne's Rede. Dies edle Wort eines der edelsten Bürger von Pere la Chaise wird nur Wenigen bekannt sein — auch im Börne'schen Nachlaß ist es nicht enthalten —; wir beeilen uns daher, es der Oeffentlichkeit zu übergeben.

D. Red.

Digitized by Google

Maurerei und bat um Belehrung. — Was er mich lehrte, will ich treu verkündigen.

Nachdem das heilige Wort entsendet, das der Welt ihr Dasein gab, ward das Chaos geboren. Dunkel war sein Leben, doch liebevoll; öde, doch ohne Sehnsucht; einförmig, doch nicht allein, denn ihm stand Nichts gegenüber. — Verschwistert waren alle Kräfte, und der Schöpfung einziger Sohn schlummerte in Träumen der Kindheit und der Unschuld. Nun ward das Licht, und der Friede — starb. Die Elemente begannen ihren fürchterlichen Kampf, und aus dem Schooße der allumfassenden Mutter stiegen Geschöpfe, feindlich gesinnt im Sein und im Werden. Das Licht, das Alles bindet und Alles löst, zeugte zwei Söhne: das Leben und den Tod, den Tag und die Nacht. Die Morgenröthe spottete die Nacht des Trugs und des Wahns hinweg, und am Abend schwang der Himmel sein blutiges Panier, und die verscheuchte Finsterniß kehrte siegreich zurück. — Dasein kämpfte gegen Dasein, Liebe gegen Haß, Treue gegen Verrätherei, und der Tod gegen Alles. Die Natur hatte ihre ganze Kraft verschenkt, es gab kein herrenloses Gut mehr. Was das Eine erwarb, mußte das Andere verlieren; jeder Athemzug war ein Diebstahl, jeder Pulsschlag war ein Mord. So sproßte die Pflanze der Zwietracht, mit ihren Zweigen den Himmel berührend, und ihre Blüthe war — der Mensch.

Wie das Herrlichste der Schöpfung in dem Menschen sich offenbart, so auch das Verworfenste; denn die höchsten Bäume sind's, die am tiefsten wurzeln. Wenn die sinnlosen Geschöpfe der Natur in ihren Kämpfen sich bewußtlos anfeindeten, wenn ihren Schmerz weder Erwartung noch Erinnerung begleitete, so war beim Menschen nicht die That allein, auch der Wille war blutig; Reue folgte der Sünde nach, und vor dem Uebel ging die Furcht drohend einher. Die Herrschaft ward geboren, und mit ihr die Sklaverei. Das Recht mußte der Stärke weichen, das Glück ward der Habsucht geopfert, und die Unschuld der Bosheit preisgegeben. Jeder Baum der Freude trug die vergiftete Frucht des Neids, und unschuldsvolle Geschlechter mußten den Jammer ernten, den Andere gesäet. Der Wahnsinn hatte den Menschen ergriffen; er vergaß, daß nur ein Herz im Busen der Menschheit sich bewege; mit selbstmörderischem Beginnen

zerriß er seine eignen Glieder, — der Mensch erschlug seinen Bruder.

So ward Jahrtausende der Kampf fortgeführt; der Besiegte verlor, doch der Sieger hatte Nichts gewonnen, und nur Leichen behaupteten das Schlachtfeld. Das Gut, um welches man stritt, ward Keinem zu Theil, der karge Becher der Freude ward im Taumel umgeschüttet, und früher als man es selbst verlangte, gab man der schadenfrohen Erde ihre Beute hin. — Was war die Quelle dieser ewigen Feindschaft, und was war ihr Ziel? Es war nicht der Preis des Siegs, um den man kämpfte, man kämpfte um die Lust des Kampfes, denn oft kehrten die Völker gesättigt vom Streite zurück, gestillt war jede Sehnsucht, und jeder Wunsch befriedigt. Todesstille herrschte über Leichenfelder, und die Morgenröthe des Friedens ging glänzend auf. Darob erschracken die Bösen und hielten ihren sündlichen Rath. — „Soll unser Reich zu Grunde gehen? Ist Nichts vorhanden, das die erloschne Kampfbegierde wieder anfacht, und hat der Himmel keine Blitze, um die Welt des Friedens zu entzünden?" Sie suchten solche Blitze und fanden sie auch. Das Heiligste, was die Erde und der Himmel trägt, das schönste Gut, das der Mensch besaß, stahlen sie frech, warfen es hin auf den Kampfplatz, und die Flamme des Kriegs loderte von Neuem auf. — — — Was war jenes Heilige, das dem Blödsinn zur Folie dienen mußte? Wie hieß das Göttliche, das der Mensch zum Wetzstein seiner Bosheit herabwürdigte? Wie es hieß? Keiner frage mich darnach. Ich weiß es wohl, doch darf ich es nicht sagen. Ich mag in diesem Hause des Friedens und der Freude das Wort nicht aussprechen, das wie ein böser Zauber den Vorhang vor einer blutigen Vergangenheit hinwegzieht; ich mag das Wort nicht nennen, das in wenigen Silben das Schrecklichste bezeichnet: den Mord, den Mörder und den Gemordeten zugleich. —

Solches sahen die Guten und die Besten jeder Zeit, wie die Menschheit in ihren eignen Eingeweiden wühle; sie sahen es und trauerten. Sie trauerten, doch sie verzweifelten nicht. Denn das Kraut des Heils sproßte in ihrem Herzen, und die Hoffnung des Genesens machte sie gesunden. Sie beschlossen die vertriebne Vernunft wieder in ihre Rechte einzusetzen. Sie sprachen zu dem Volk der Finsterniß, und Worte des Friedens und der Versöhnung ström-

ten von ihren Lippen: „O, Könige der Natur, habt Ihr das „Leben auf eine Ewigkeit gepachtet, daß Ihr Jahrhunderte, dem Hasse „vergeudet, nicht für verloren haltet? Werdet Ihr Euren Kindern „einen Balsam hinterlassen, um die Wunden zu heilen, die ihre Väter „schlugen? Habt Ihr ein Zauberwort, das die Geschlechter wieder „hervorrufe, die Ihr getödtet; das die Ruhe wieder herstellt, die „Ihr getrübt; das die Narben ausglättet, die die Schande Eurer „Ahnen der Nachwelt überbringen? Oh! kehrt zum Frieden zurück und liebt Euch!"

So redeten die Guten in ihrer Frömmigkeit. Doch von der ehrnen Brust der Bösen hallten ihre Worte nachspottend zurück. Gehört hatte man sie, aber nicht verstanden, und Verfolgung war ihr Lohn. Doch keine Saat geht durchaus verloren, und nicht ganz fruchtlos war ihr Bemühen. Alle die, welche Gott im Herzen und die Wahrheit im Geiste trugen, traten hervor und folgten dem Ruf. Sie reichten sich die Hände, und der Bund des Lichts war geschlossen. Keine Zeugen hatten ihn beurkundet, kein Unterpfand hatte ihn versichert; das heilige Wort ging von Mund zu Mund, und um den Altar des Rechts zog sich der geheimnißvolle Kreis und wehrte den Zutritt. — Wie heißt das Bündniß, das die Edlen an einander kettet, das den Geist dem Herzen vermählt und dem guten Willen die That zusichert? — Es heißt hier in diesem heiligen Tempel, dem Herkommen gemäß, Maurerei. Anders nennt man es im Leben; doch nennt es wie Ihr wollt, es spricht sich stets als das Würdigste aus.

Ja, meine Brüder, die Maurerei ist die heilige Quelle, wo die verblühte Schönheit ihre Huldigung, wo die getrübte Weisheit ihre Helle, wo die geschwächte Kraft ihre Fülle wiederfand. Sie ist das Asyl der geängstigten Treue, die Versöhnerin der beleidigten Unschuld, die Vergelterin der unbezahlten Liebe. Die verworrenen Rechte des Lebens soll sie ordnen, das bestochene Urtheil der Leidenschaft soll sie strafen, die Handlungen des Herzens soll sie richten. Was die plumpe Hand des Blödsinnes wild untereinander gemengt, das soll sie sondern und mit ihrem Geiste beleben; was die Feuerkraft der Begierde zu heiß umarmt, das soll sie mit ihrer Milde erquicken; und was die unkundige Menge zu streng verdammt, das soll sie mit ihrem Schilde schützen. — Sie stürzt die Scheidewand ein, die das

Vorurtheil zwischen Menschen und Menschen aufgerichtet; sie zieht das goldne Kleid hinweg, das einen seelenlosen Leib bedeckt; sie stellt Herz gegen Herz, Geist gegen Geist, Kraft gegen Kraft und gibt dem Würdigsten den Preis. Sie lehrt den Baum nach seinen Früchten schätzen; nicht nach dem Boden, der ihn trägt, nicht nach der Hand, die ihn gepflanzt. Sie sichert das Glück vor den Pfeilen des tückischen Zufalls, sie ergreift das Ruder bei den Stürmen des Lebens und führt das lecke Schiff in den sichern Hafen ein. —

So, meine Brüder, sollte die Maurerei handeln, so sollte sie sein. Doch so war sie selten, so ist sie nicht. Nicht der Göttin, dem Priester opfert man. Man ward es müde, das Kunstwerk anzubeten, man wollte den Künstler verehren. Nun trat man keck hin vor die Göttliche und sprach: Sag uns doch, wo kömmst Du her? Wohin gehst Du? Wer hat Dich gemacht, und für wen bist Du verfertigt? Doch der Himmel verschmäht es, der Erde Rechenschaft zu geben, und keine Antwort erfolgte. Jetzt warf der Maurer das Senkblei seiner Wißbegierde aus, — grundlos war das Meer. Das wilde Herz pochte an die Schranke der Erkenntniß und forderte den Ausgang; doch die Schranken blieben stehen, und die Pforte öffnete sich nicht. Zu den Sternen schaut er hinauf, wo die Wahrheit quillt — das Leuchten sah er wohl, doch nicht das Licht. Jetzt wendet er rückwärts seinen Blick; die Vergangenheit soll ihm die Gegenwart lösen; doch die ernste Sphinx im Osten schaut ihn verschlossen an, und hinter dem Schleier der Isis lauscht der Tod. Nun irrt der betrogne Maurer in der Weite umher und kann die Heimath nicht mehr finden. Da ließ eine Stimme sich hören aus dem Innersten seines Herzens. Sie sprach zu ihm: Bethörter Mensch, Du hast Dein eignes Haus verlassen und suchst Ruhe in der Fremde. Du bist der Wahrheit treulos geworden und suchst Heil bei der Lüge, Du bist der Quelle entflohen und suchst Erquickung in der Wüste. — Kehre schnell zurück! Mensch, erkenne Dich selbst. — Der Maurer hörte wohl die Stimme seines Herzens, doch er gehorchte ihr nicht. Der Puls seiner Neugierde war fieberhaft gespannt; er wollte der Maurerei Herz und Nieren prüfen. Da ergriff er im Wahnsinn das kritische Messer; er öffnete, er zerlegte sie; er ging ihren Adern nach, er sonderte ihre Nerven. Nun ja, jetzt lagen ihre innern Theile klar und zergliedert vor seinen Blicken; doch eine Leiche war sie ge-

Digitized by Google

worden, der Geist entfloh. Er hatte die Quelle der Maurerei entdeckt, doch nur vertrocknet fand er sie; er war ihrem Bette nachgegangen, doch versiegt war der Strom. — Anfänglich war man freilich etwas betrübt über den Tod; doch bald tröstete man sich, man setzte sich hin und schrieb — — Maurerische Systeme. — Systeme! — Ja der Mörder glaubte seine That gebüßt zu haben, wenn er seinem Schlachtopfer eine Leichenpredigt hielt. Man spannte das Gemälde des gotterfüllten Künstlers in einen langweiligen Rahmen ein, und einer bemalten, vielfarbigen Natur gleich, blickt uns das göttliche Bild der Wahrheit lächerlich an und läßt weder die Anbetung in unserm Herzen noch die Bewunderung in unserm Geiste aufkommen.

Man hat innerhalb des Tempels der Maurerei Vorhänge aufgehängt, und wieder Einen, und noch Einen. Meine Brüder! kann denn das Heilige noch heiliger sein? Hat die Wahrheit ihre Stufen, hat die Seligkeit ihre Grade, und kann die Sonne heller leuchten als helle? — Man will die Unwürdigen abhalten — o unnöthiges Bemühen! Die Sehkraft erfaßt die Dinge, das Licht bietet sie nur an; dessen Auge trüb ist, wird auch nur Trübes schauen; seid unbesorgt, Jedem wird nur so viel Licht zu Theil, als ihm gebührt. Stürzt die Mauern ein, der Schwache wird doch Nichts erbeuten. Oeffnet die Pforte: die Sehnsucht bleibt doch stets das Maß der Befriedigung. —

Meine Brüder, wenn Lüge gegen Wahrheit, wenn Tugend gegen Laster streitet, dann bleibt das Herz des Zuschauers nicht ganz ohne Trost; denn wo Ungleiches mit Ungleichem kämpfet, da muß eines unterliegen. Man weiß, wohin man seine Neigung zu wenden, und wenn auch das Verderben den Gerechten trifft, so endet doch der Schmerz mit der That, die ihn hervorgebracht. Wenn aber Wahrheit mit Wahrheit, wenn Tugend und Tugend sich feindlich begegnen, woher soll man alsdann Beruhigung nehmen? Wem soll man den Sieg, wem den Untergang wünschen? Ist nicht die Freude des Einen die Trauer des Andern? — So ist es in der Maurerwelt. Systeme kämpften gegen Systeme; Logen gegen Logen; Brüder gegen Brüder. Ja wunderbar ist es zu sehen; Alle wollen sie die Wahrheit suchen, doch Jeder will allein sie finden. Alle wollen die gefundne Wahrheit mit Allen theilen, doch Jeder will allein sie

Digitized by Google

suchen. Das Licht ist in seine Bestandtheile zerfallen, und Farbe kämpft gegen Farbe. Die' Weisheit hat sich mit der Standhaftigkeit verbunden und hält standhaft die Einigkeit von sich entfernt. Die Morgenröthe, die das Licht verkündigt, wird vom hohen Mittag verspottet, — verachtet; denn das stolze Sonnenbild hat seine Wiege vergessen und schämt sich seiner Mutter. —

Meine Brüder, wann wird der Tag erscheinen, den alle Maurer mit einem Herzen begrüßen? Wann geht der Mittag auf, der uns zur gemeinschaftlichen Arbeit führt, und wann bricht die Nacht heran, wo alle Brüder Arm in Arm entschlummern? — Er wird kommen, der Tag des Lichts! Mögen immerhin Pygmäengesinnungen in einen Kampf sich einlassen mit dem Riesengeist der Wahrheit; wir lächeln und sind des Siegs gewiß, doch, — auch die Wunde des Siegers schmerzt. Darum, meine Brüder, laßt uns mit lindernder Hand Balsam träufeln in die Wunde der siegenden Wahrheit, damit, wenn man das neunzehnte Jahrhundert noch einmal erröthen sieht, man sagen möge: Die Farbe der Freude ist's, die es verklärt, nicht die Farbe der Scham!

Ungarische Skizzen.

I.

Deutsche Bildung, aber keine Germanisirung in Ungarn. — Bedeutung des Landes für die russisch-orientalische Frage. — Der Landtag, Klagen über die Passivität der Regierung. — Der Schutzverein. — Censur. — Die Entwürfe zu einem Ständehaus. — Das Nationaltheater.

Mit Befremden bemerkt man, daß die Grenzboten, die sonst aus den interessanten Punkten Europas regelmäßige Mittheilungen erhalten, auf Ungarn nur spärliche Streiflichter werfen und mit Ausnahme einiger Skizzen des Reichstages Nichts von Bedeutung über dies Land gebracht haben. Mag sich auch Ihre Zeitschrift die Berücksichtigung deutscher Zustände zur Haupttendenz gestellt haben, so dürfen Sie doch nicht vergessen, daß Ungarn in seiner engen Verbindung mit dem alten deutschen Kaiserhause ein Faktor deutscher Zukunft geworden ist und mit den Leiden und Freuden Deutschlands eng verschwistert bleibt. Zudem ist das Land an der mittleren Donau, in dem über eine halbe Million Deutsche leben, ein Ableger deutscher Bildung und Gesittung und wie sehr auch in dem letzten Jahrzehent der lärmende Ultramagyarismus diese Thatsache hinwegläugnen möchte, die Wirklichkeit überbietet den Fanatismus der Meinung und noch in dieser Stunde hat das deutsche Wesen bei uns keinen wesentlichen Abbruch erlitten, die Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur nimmt in demselben Maße zu, als die Bildung selbst im Lande wächst. Sind aber erst die Eisenbahnlinien, die an die deutsche Grenze führen, fertig, so wird die deutsche Bildung ihre Fortschritte in Ungarn mit der Schnelligkeit des Dampfes machen. Doch darf man unter diesen Fortschritten keine Germanisirung Ungarns verstehen; diese

Digitized by Google

ist eben so unmöglich, als sie nutzlos wäre; die Nachwirkungen nationaler Berührung sind jedenfalls den unheilvollen Siegen eines ungerechten Zwangsystems vorzuziehen, bei dem blos die Nationaleitelkeit gewänne, die wirklichen Interessen aber unfehlbar zu kurz kommen würden.

Zuletzt ist es noch die politische Wichtigkeit, welche Ungarn, im Besitz einer zwar sehr mittelalterlichen, aber historisch festgewurzelten Verfassung, hart an der russischen Grenze für alle jene haben muß, die ihr Auge dem ungewissen Norden zukehren, in dem keine Asen, sondern die Ukasen regieren, was dem deutschen Leser, trotz der mannichfachen Stimmen über ungarische Zustände, jeden unbefangenen Bericht willkommen machen muß. Ungarn war von Alters her der Zusammenstoß der Völker von Ost und West und wird diese traurige Bestimmung wahrscheinlich auch in der Folge bewähren; Türken und Tartaren haben hier ihren Tummelplatz aufgeschlagen. Für die Weltkämpfe des Westens mögen Deutschland und Italien die Wahlstatt bleiben: die orientalische Frage wird in Ungarn entschieden werden, was auch mehr als Einer schon jetzt im Geiste ahnt. Daß diese Lösung der orientalischen Frage aber auch das endliche Geschick Ungarns entscheiden wird, das begreift jeder, den die Stellung dieses Landes in der eingekeilten Lage zwischen den beiden mächtigen Lagern des deutschen und slavischen Volksstammes lebhaft beschäftigt und welcher über den Gang der modernen Entwickelung nachgedacht hat. Doch wie dem auch sei, möge Ungarn einst wie ein zweites Polen fallen oder seine staatliche Würde verlieren, wie Böhmen, oder endlich unter einem kräftigen Herrscherthum ein großes Reich werden, das von den Karpathen bis zum schwarzen Meere reicht, wie ehemals: die Gegenwart ist es, in welcher sich diese verschleierten Gestaltungen der Zukunft mehr oder minder offen vorbereiten, und darum ist es von Interesse, die Bewegungen und Kämpfe dieser Gegenwart festzuhalten, denn sie sind ohne Zweifel die Vorrede zu dem Geschichtsbuche der Zukunft. Mögen die kommenden Geschlechter dieses für uns verschlossene Buch durchblättern, wir müssen desto eifriger die Vorrede lesen.

Der Landtag hat den Erwartungen des Landes in keiner Weise entsprochen; denn hat man auch in einigen Dingen sehr erhebliche Concessionen errungen, so waren es doch durchweg solche, die nur den

moralischen Interessen zu Statten kommen, Religion, Nationalsprache und Aemterbefähigung. Allein die materielle Stimmung begnügt sich jetzt nicht mehr mit derlei geistigen Siegen, deren sichtbare Entwicklungen zu spät an's Tageslicht kommen; diese werden wohl von der politischen Partei jubelnd begrüßt und als Trophäen ausgehängt, die Masse des Volkes aber verlangt nach andern Reformen, die seine allerdings nicht beneidenswerthe leibliche Lage verbessern; sie will nicht blos die Freiheit zu reden, zu glauben und zu heirathen, sondern auch die zu essen und zu behalten, was es sich verdient. Man ist der magyarischen Opposition an beiden Tafeln das Geständniß schuldig, daß sie den besten Willen hatte, die Steuerfrage auf dem letzten Landtage zur Entscheidung zu bringen, und ihr kann man es unter keinen Umständen zum Vorwurf machen, wenn diese für das Heil des Landes und seine ganze Zukunft so wichtige Angelegenheit ein so kleinliches Ende genommen. Dagegen trifft die Regierung wenigstens der Vorwurf, sich in dieser großen Frage gänzlich passiv verhalten zu haben, während es ihr doch sonst nicht an Mitteln gebricht, wo es gilt, ihren Einfluß geltend zu machen. Ueberhaupt fangen viele Patrioten über die Theilnamslosigkeit der Staatsregierung zu klagen an; sie wollten sich gern derselben anschließen und ihre Mitwirkung zusagen, wenn man sich Oben nur entschließen wollte, ein Programm zu machen und aus den Bestrebungen der Parteien ein fertiges System zusammenzustellen, welches den Fortschritt repräsentiren würde, wenn auch ohne die Exaltirten zu befriedigen. Eine solche liberale Partei, durch den Einfluß der Regierung verstärkt und durch die staatswirthschaftlichen Erfahrungen derselben unterstützt, würde das Land in zehn Jahren weiter bringen, als dies jetzt, wo hundert Reibungen die Bewegung hemmen oder irreleiten und die Regierung blos die Rolle des aufmerksamen Zuschauers gewählt hat, in langen Jahren möglich ist. Dazu wäre freilich nothwendig, daß die Regierung sich der Ansicht entschlüge, als würde sie sich durch Identificirung mit einer noch so ehrenwerthen Partei der Freiheit ihrer Stellung begeben und zum bloßen Werkzeug der Majorität herabsinken. Daß man eine solche Ansicht der Verhältnisse hegen kann, beweist, wie wenig man geneigt ist, die echt constitutionelle Bahn zu beschreiten. Doch Ungarn hat keine Minister, wie sie andere Verfassungsstaaten besitzen, und von Verantwortlichkeit ist nun vollends keine Rede. Bei

Digitized by

den Landtagsverhandlungen sitzen keine Minister auf der Bank, welche Erklärungen abgeben oder den Gang der Debatte durch das Gewicht ihrer Rede leiten könnten; der königliche Personal ist Alles in Allem und er soll Präsident und Minister zugleich sein. Daher die vielen schiefen Ansichten unter den Deputirten, so oft es sich nicht um Prinzipien, sondern um Zahlen, Verhältnisse und Verwaltungsgegenstände handelt; da ist Niemand, der dem Irrthum sogleich die Wahrheit entgegenstellte, Niemand, der die Absichten der Regierung gegen die Angriffe der Opposition verträte, Niemand, welcher, wo die Erörterung auf Abwege geräth, durch ein schlagendes Wort den Zusammenhang retten könnte. Denn unmöglich wird man sich auf die Redner der Regierungspartei berufen wollen; diese Redner, wie bedeutend auch ihre rhetorische Begabung sein möge, wie gut unterrichtet in den Beweisführungen der Regierungslogik, besitzen einmal jenes Ansehen nicht, welches der Berather der Krone hat; sie erscheinen den Volksvertretern stets wie Miethlinge, die um eine fette Pfründe das unbeneidenswerthe Amt der Vertheidigung übernommen, und zwei Worte aus dem Munde eines Ministers wirken mehr als tausend Tiraden aus dem Munde von Abgeordneten. Ich will damit nicht sagen, als wäre das Wort ergebener Mitglieder, wenn sie anders Talent besitzen, ohne Werth, aber mit der Autorität ist es in keiner Weise zu vergleichen, die ein Minister bei der Versammlung hätte. So aber muß jede Anfrage, welche leicht mit einigen Worten abgethan sein könnte, den weitesten Umweg zur Regierung machen und diese schriftliche Nöthigung bringt die Mündlichkeit um ihre herrlichsten Wirkungen.

Es ist erklärlich, daß die Opposition, nachdem sie auf dem Landtage selbst ihre auf die materielle Landeswohlfahrt gerichteten Pläne nicht verwirklichen konnte, dieses außerhalb des parlamentarischen Wirkens mittelst Vereinskraft zu bewerkstelligen suchte, um nur dem Volke zu zeigen, daß von ihrer Seite Alles geschehe, die Unfruchtbarkeit des Reichstages gut zu machen. Aus dieser Quelle entsprang der Industrie-Schutzverein, über dessen Grundidee und Organisation ich mich später auslassen will. Jetzt nur so viel, daß die Regierung dieses Aufflackern des Associationsgeistes ohne bestimmte Controle kaum dulden dürfte, weil dadurch leicht sich eine zwingende außerparlamentarische Macht festsetzen könnte, an der das königliche Veto

und der Magnatenwiderstand scheitern würde. Und in der That hören wir, daß die Statuten der in Ungarn entstandenen Vereine zu Wien der Finanzhofstelle zur Prüfung übergeben worden, was jedenfalls eine wesentliche Umgestaltung ihrer Organisation erwarten läßt.

Unsere magyarischen Censurverhältnisse, wie sie sich seit vier Jahren unter der Leitung des verstorbenen Hofkammerpräsidenten Mednyansky, dessen vereinte literarische Thätigkeit mit dem berühmten Verfasser der „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege" auch in Deutschland bekannt sein dürfte, herausgebildet haben, sind befriedigend zu nennen, und wie verlautet, hat der eben angekommene Nachfolger Graf Szögyny, früher bei der ungarischen Hofkanzlei in Wien, die Weisung erhalten, in demselben Geiste zu verharren, was auch das Verhalten in Betreff des Schutzvereines zu beweisen scheint, welcher in der magyarischen Journalistik sehr heftig besprochen wird, obschon derselbe nach dem Publicandum der Stadthalterei aller rechtlichen Grundlagen entbehrt, so lange die Statuten nicht vom König bestätigt sind. Unsere deutsche Presse bleibt jedoch geknebelt wie überall.

Gerechten Tadel findet das gegen alle Begriffe von Ehre und Recht streitende Verfahren des ständischen Ausschusses, welcher eine Preisausschreibung für Einlieferung des besten Entwurfs zu einem Ständehaus in Pesth erließ und nun, da er die Einsendungen hat, auf welche viele Künstler des Auslandes Zeit und Mühe verschwendet hatten, erklärt, alle wieder zurückschicken zu müssen, da der Marktplatz von Pesth, dessen Localität zu Grunde gelegt wurde, kaum der Ort sein dürfte, auf dem das projectirte Ständehaus seine Stelle finden wird, indem der Magistrat den über neuntausend Quadratklafter bemessenen Markt unentgeldlich nicht herausgeben mag, weil er, an Private veräußert, eine Million Gulden abwürfe und der Stadt Pesth kein einseitiges Opfer zugemuthet werden kann. Diese Argumentation wird die fremden Baukünstler kaum zufriedenstellen, und es läge darum im Interesse des genannten Ausschusses, die für Ungarn keineswegs ehrenvollen Erläuterungen der auswärtigen Presse über dies Verfahren durch pünktliche Erfüllung der gestellten Bedingnisse zu ersticken, so lange es noch Zeit ist, denn, wie wir hören, sind die Herren Sicardsburg und von der Näll in Wien gesonnen, den Rechtsweg zu beschreiten. Ein Deutschungar. —

Digitized by Google

Ueber die Lügen unserer Zeit.

I.

Unsere Zeit, so reich an Parteiungen, wie nur je eine früher in der Weltgeschichte, ist eben so reich an Stichwörtern, an denen die Parteien ihre Unterscheidung suchen. Parteien sind nie der Wahrheit besonders hold, wenn gleich ihr Kampf nicht selten dieselbe an's Licht fördert. Es ist ihr Unglück (zuweilen auch ihr Glück), daß ihre Stellung sie nöthigt, weiter, als sie wollten, und es für ihre eigentlichen Zwecke taugen mag, ihre Prinzipien auszudehnen, denn Consequenz ist noch das Einzige, was eine Partei zusammenhalten kann. Sobald sie ihren Weg verläßt, d. h. sobald sie in irgend einer Richtung von demselben abweicht, legt sie dem Verfolgen ihres Ziels selbst ein Hinderniß in den Weg und befördert nur ihre Auflösung und ihren Untergang. So gewiß dies ist, so gewöhnlich ist doch eine solche Erscheinung in der Geschichte. Nicht selten kommt es vor, daß eine bis zu einem gewissen Grade glückliche Partei plötzlich zurückgedrängt wird, weil sie stillestand oder eine falsche Richtung einschlug. Die großartigsten Ideen sind dadurch gehemmt, die herrlichsten Pläne gescheitert, und oft ist dem Unverstand, der Bosheit und dadurch dem Verderben Thor und Thür geöffnet worden. Das ruhmwürdigste Werk Deutschlands, die Reformation, sie, der es gelang, verjährte Fesseln zu brechen, an deren Zerstörung seit Jahrhunderten die mächtigsten Kaiser, die klügsten Köpfe vergebens gearbeitet hatten, warum mußte sie im Lande ihrer Geburt nicht blos stille stehen, sondern noch dazu schon erobertes Feld sich entreißen lassen? Sie hatte aufgehört, ihren Prinzipien treu zu sein, sie hatte schon früh begonnen, selbst der Geistesfreiheit Schranken zu setzen und für *einen* viele Päpste aufzustellen. Warum ist sie in unsern Tagen

von Neuem bedroht? Weil sie im Begriff ist, sich selbst noch größere Schranken anzulegen, und die Bedingung ihres Daseins noch mehr verkennt. Warum hat der Katholicismus im vorigen Jahrhundert so ganz darnieder gelegen? Weil er aufgehört hatte, sich selbst ähnlich zu sein, weil seine denkenden Köpfe unbewußt dem Geiste der Zeit, den durch die Reformation hervorgerufenen freiern geistigen Bestrebungen anhingen, weil sie eine Kirche verbessern wollten, deren Dasein auf Unveränderlichkeit beruht. Rom weicht nicht zurück; am Sitze des Statthalters Christi galten diese Tendenzen nicht, und sonderbar genug ging man selbst so weit, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Als wenn Rom zurückweichen könnte! Rom's Macht ist grade sein Prinzip. Der Katholicismus beginnt in unsern Tagen wieder einen Aufschwung zu nehmen, nicht blos wegen der Fehler seiner Gegner, sondern auch, weil er sich wiedergefunden, es wagt, sich wieder mehr in seiner Gestalt zu zeigen, weil er wieder consequenter wird. Aber es bleibt uns doch noch der Trost, daß er darum nicht siegen wird, denn völlig offen darf er sich nicht zeigen, sein wahrer Geist steht zu sehr mit den Fortschritten des menschlichen Geistes im Widerspruch, als daß er je in der reinen Consequenz des Mittelalters, auf der er gebaut ist, wird auftreten können. Hier wird er stehen bleiben und scheitern.

Klar zeigt uns also die Geschichte, daß es für Parteien nur ein Heil gibt: consequent in ihren Prinzipien zu verharren und furchtlos jede Folgerung daraus anzunehmen, oder zu weichen. Als in der französischen Revolution Gemäßigte und Terroristen einander gegenüberstanden, mußten jene unterliegen, eben weil sie gemäßigt waren und die Folgen der Grundsätze, auf denen die Staatsumwälzung beruhte, nicht durchführten, sondern bei einem willkürlich von ihnen gesteckten Ziele stehen bleiben wollten. Nie wird eine Partei Erfolge erringen können, so lange sie sich hinter Formen versteckt, die ihre Natur wesentlich beeinträchtigen können. Und doch finden wir nichts Gewöhnlicheres als dies, und unsere Zeit gibt davon ein großartiges Beispiel. Die Umstände, Mangel an klarem Nachdenken, am häufigsten Selbsttäuschung sind daran Ursache. Man fürchtet, sich in der öffentlichen Meinung bloszustellen, wenn man offen seine Absichten ausspricht; man will vielleicht bestimmte Pläne verbergen und zieht eine Maske vor, man will sich den einmal herrschenden

Digitized by Google

Ideen nicht widersetzen, — wer kann alle die Verhältnisse aufzählen, unter denen eine Partei ihren wahren Charakter zu verstecken sucht. Mangel an Nachdenken führt Selbsttäuschung herbei, die um so leichter entsteht, je geneigter man ist, das für wahr zu halten, was man wünscht. Eine solche Lage führt aber für eine Partei manche Gefahr herbei. Im umgekehrten Fall sind die Handelnden wenigstens ihres Zweckes sich bewußt, hier hält man aus Ungeschicklichkeit das verkehrte Ziel für das wahre. Aber unerbittlich wird die Zeit im Verlauf der Begebenheiten alle Irrthümer aufdecken, und wehe dem Schwachen, der vor seinen eignen Consequenzen erschrickt! Es gibt aber noch eine besondere Art von Selbsttäuschung, und an dieser ist unsere Zeit besonders reich. Sie besteht darin, daß man zwar entfernt die Consequenzen mehr oder weniger deutlich sieht oder ahnt, aber es nicht wagt, sie klar zu denken oder gar auszusprechen. Meistentheils haben daran die Zeitumstände Schuld, in denen es gefährlich ist, gewisse Bestrebungen geradezu an's Licht zu bringen. Diese Parteien haben ihre Stärke und ihre Schwäche. Ihre Stärke darin, daß sie ihres Zwecks nicht ganz unbewußt sind, also von einem richtigen Gefühl geleitet, das Verderbliche abzuwenden und ihre Zwecke zu befördern wissen; ihre Schwäche aber, daß sie, wenn es darauf ankommt, sich klar auszusprechen und die Consequenzen ihrer Systeme hinzunehmen, scheu zurückweichen und sich vielleicht durch neue, den alten ähnliche Waffen zu retten suchen. Nicht uninteressant möchte es sein, eine Geschichte der Lügen unserer Zeit zu schreiben. Eine wahre Musterkarte derselben könnte man zu Tage fördern, deutliche und versteckte Lügen. Man würde erstaunen über die Kühnheit einiger dieser Lügen, lachen über die Wendungen, die andere wieder nehmen, um als Wahrheit zu erscheinen. Mit Selbstgefälligkeit treten einige hervor, mit Bescheidenheit andere, listig die einen, täppisch die andern. Dabei wechseln sie fortwährend die Rollen, heute gilt diese, morgen jene; keine, die nicht ihre Verehrer zählt, keine, die nicht trachtet, der andern den Sieg streitig zu machen.

Das aber grade ist das Unglück unserer Zeit, daß wir von so vielen Lügen umgeben, gleichsam belagert sind, und noch mehr, dies nicht einmal wissen wollen. Beides ist aber Feigheit, mag man vor den Resultaten seines eignen Nachdenkens erschrecken, mag man sie nicht anerkennen wollen. Freilich liegt in diesem Verstecken oft alle

Hoffnung auf Erfolg, oft auch nur die ganze Existenz einer Parteiansicht. Alle diese Lügen machen dem unbefangenen Beobachter die größten Schwierigkeiten. Wo soll man das Wahre erkennen, wenn Alles strebt, sich zu verhüllen, wo das Unwahre bezeichnen, wenn Nichts wahr ist? Wie soll man über eine Partei urtheilen, die sich selbst nicht erkennt, wie Bestrebungen würdigen, deren Ziel sich versteckt? Hier gilt es zu unterscheiden und sich nicht blenden zu lassen. Schwierig genug mag ein solches Auseinanderhalten sein, denn mit oder ohne Absicht verwirren sich die Parteien selbst, handeln verkehrt, weil sie den rechten Zweck nicht erkennen, thun nur Halbes, weil das Ganze gefährlich ist; mit einem Wort, Alles braust in einem unendlichen Wirrwarr durch einander. Statt Thaten gibt man Worte, statt die Sache bei ihrem Namen zu benennen, wählt man schönklingende Phrasen; und was das Schlimmste ist, während man sich bestrebt, Andere zu belügen, glaubt man am Ende selbst an die Lüge. Nun wird aller Halt verloren, und blindlings stürzt man dahin, wo man das Ziel zu finden glaubt — und sieht enttäuscht, daß man ein ganz Anderes erstrebt, als man wollte. Oft ist Reue nicht mehr möglich, denn den Gang der Begebenheiten hält Niemand auf; wo sie es ist, ist jedenfalls eine Menge Zeit und Kräfte auf ein untergeordnetes oder gar ein verkehrtes Streben aufgewandt. Man wagt zuweilen auch nicht, nunmehr den rechten Weg zu verfolgen, denn man ist in Selbsttäuschung und Täuschung Anderer so weit gegangen, daß man vielleicht grade das abgeläugnet, was sich jetzt eigentlich im Hintergrund zeigt. — Es gibt auch Geister, die die Wahrheit recht wohl erkennen, aber noch nicht glauben, sie erreichen zu können; zufrieden mit einer bescheidenen allmäligen Annäherung daran, lassen sie es sich gefallen, einstweilen das Kind mit einem falschen Namen zu taufen. Das sind politische Köpfe, aber sie sagen absichtlich eine Unwahrheit, um am Ende doch nicht viel mehr als die Andern zu erlangen. Und im Grunde sind sie in einer Beziehung wenigstens noch schlechter daran: denn während diese in redlichem Streben furchtlos ihr Ziel verfolgen, können sie allmälig das Richtige erkennen und sind vielleicht dann kühn genug, auch jetzt nicht mehr zurückzuweichen; diese hingegen werden sich in der Art, wie sie ihren Plan verfolgen, selbst stets Hindernisse bereiten. Es gibt noch mehr Combinationen und Verschiedenheiten, in denen die

Digitized by Google

Lügen unserer Zeit sich darstellen — wer kann sie alle zählen? — Aber die bisherigen Andeutungen genügen schon, um zu sehen, wie groß und umfassend das Feld ist, das sie einnehmen, wie schwer, aber auch wie nöthig es ist, sie zu bearbeiten. Ob alle Parteien bei einer solchen Arbeit ihre Rechnung finden würden, ist um so weniger zu vermuthen, da fast eine jede ihre besondere Lüge besitzt, sei es durch freie Wahl, sei es durch andere Lügen des Gegenparts. —

II.

Wenn man sich zum Geschichtschreiber der Lügen unserer Zeit machen will, so ist es nur halbe Arbeit oder eigentlich gar Nichts damit gethan, sie zu benennen, zu schildern und etwa ihre Verzweigungen im Leben nachzuweisen; die Hauptsache ist vielmehr, so parador dies auch klingen mag, zu untersuchen, was daran wahr sei. So wie man Erzählungen fabriciren kann, voll von Wunderbarem und Abenteuerlichem, und doch noch einiges Wahre dazwischen mengen, wo Beides, Lüge und Wahrheit, genau von einander sich trennen lassen, so läßt sich dasselbe Verfahren in gewisser Rücksicht auch auf die Lügen anwenden, von welchen hier die Rede ist. Zwar sind es keine Thatsachen, selbst oft nicht einmal einzelne Meinungen, es sind nur gewisse Begriffe, an denen unsere Zeit bestimmte Ideenverbindungen, oft ganze Systeme anknüpft. Darum sind es specifisch noch keine Lügen, nur in bestimmten Beziehungen werden sie zu solchen, dann sind es aber auch wahre, eigentliche Lügen. In diesen Umständen aber liegt es, daß eine solche Lüge eine Verwandtschaft mit der Wahrheit hat, d. h. daß derselbe hier wahre Begriff dort unwahr wird. Grade hierin aber liegt die Bedeutsamkeit dieser Lügen, denn hierdurch erst erhalten sie einen Werth. So erst wird es möglich, sie theils gar nicht für Lügen zu halten, theils ihnen, wenn sie ihr Wesen etwas deutlicher zeigen, immer noch einen Schein der Wahrheit geben zu können. Nichts hat die Selbsttäuschung in politischen Begriffen so sehr befördert, als dieser Umstand. Man hat sich an die Seite des Dinges gehalten, die die liebste war, und ließ das Andere in einem geheimnißvollen Dunkel, grade wie der Vogel Strauß, der, wenn er seine Verfolger nicht mehr sieht, auch sich für gesichert hält.

Diese Verbindung der Lüge mit der Wahrheit macht es daher

zu einer der ersten Pflichten, dieselbe in ihren einzelnen Punkten auseinanderzusetzen. Man wird dann sehen, wie geschickt man oft das Unwahre durch das Wahre zu bemänteln suchte, wie man den Wolf in die Lammeshaut steckte. Kein falscher Schein, keine ehrliche Miene darf den Beobachter täuschen, kein noch so schöner Name darf ihn in Verwirrung setzen, kein Winkelzug und kein Versteck ihm unbemerkt bleiben. Sorgfältig muß er das wirklich Gute aussondern, um alsdann Wahrheit und Dichtung einander gegenüberstellen zu können.

Aber nicht blos bei den Parteien, sondern auch im ganzen Treiben der Jetztzeit läßt sich so manche Lüge nachweisen, meistentheils Erzeugniß des für unsere Zeit so charakteristischen Industrialismus. Die Industrie hat sich nicht blos des Materiellen, sondern auch der Idee bemächtigt. Sie, die in Anfertigung von Büchern ihren Lebensunterhalt sucht, die die Wissenschaft zur Milchkuh macht, ist auch eine Lüge, denn sie bietet Schein für Wahrheit. An ihr hat es nicht gelegen, wenn sie keinen größern Platz einnimmt, als ihr bis jetzt Gottlob geworden, der gesunde Menschenverstand läßt sich soweit noch nicht berücken. Aber eine wahrhafte Industrie wird mit den politischen Ideen selbst oft getrieben. Um bestimmte Zwecke zu erreichen, braucht man uns Deutschen nur den Anschein einer unsern Wünschen, unsern Bedürfnissen (leider haben wir deren gar viele) angemessenen Idee vor Augen zu führen, so sind wir mit wahrhaft südländischer Gluth bereit, sie zu verarbeiten, zu erweitern, zum Erkennungswort einer Partei zu bilden, sie selbst wesentlich zur Lüge zu stempeln. Manche dieser zuweilen sehr beliebten Ideen sind als Lügen geboren, sie sagen entweder an sich etwas Unwahres, oder noch öfter, ein ganz Anderes verbirgt sich hinter der genommenen Maske. Am vortheilhaftesten stehen sich die politischen Blätter dabei, (nicht immer grade deren Leser), da gibt es lange Tiraden, Abhandlungen, Gedanken, Meinungen, Ideen, Vorschläge, Angriffe, Wünsche, Alles, was das Herz nur wünschen kann. Da wird das aufgegriffene Wort gequetscht wie ein nasser Schwamm, gedreht, in die Länge gezogen; man fühlt sich bedrückt und geängstigt von dem Strudel, und wenn man meint, es habe sein Ende, so kommt ein nachträgliches Wort, ein gutgemeinter Gedanke, die Sache zu lassen, was natürlich die Folge hat, daß man beweist, die Sache dürfe noch nicht gelassen werden. Wir Deutschen streben nach *politischer* Bildung, wir haben

Digitized by Google

Recht dazu, denn Viel bleibt uns noch nachzuholen, aber diese Manier, mit unendlichen Worten auch das Geringfügigste auszudreschen, zeigt am Besten, wie große Neulinge wir noch in dieser ganzen Materie sind. Freilich gestatten unsere Zustände uns oft nicht mehr als das Wort, und noch öfter auch dies nicht einmal, aber warum uns denn über das, was zu besprechen übrig bleibt, außer Athem reden? Und nun die Folgen eines solchen Treibens! Selbst das Beste, das Schönste muß seinen Glanz verlieren, wenn man sieht, wie seicht, wie langweilig, wie abgeschmackt man darüber herfährt. Wie wird es nun gar mit dem dürren Zweige! Was hat das unglückliche Deutschland nicht Alles vom Mäßigkeitsvereine erdulden müssen, der, wir wollen es zu seiner Ehre glauben, aus rein philanthropischen Bestrebungen entsprungen ist, obgleich das Muckerthum zu demselben eine auffallende Neigung manifestirt! Und nun gar der Kölner Dombau! Nein, es ist unmöglich, daß bei einer andern Nation als der deutschen dasjenige hat geschrieben und gelesen werden können, womit wir namentlich vor zwei Jahren über diesen Gegenstand heimgesucht wurden. Wahrlich, Nichts spricht so sehr zu Gunsten des Zollvereins, als daß er ohne empfindlichen moralischen Nachtheil das hat ertragen können, was über ihn geschrieben und gefaselt wurde. Gewiß ist es ein höchst eigenthümliches Zeichen für unsere Bildungsweise und noch mehr für unsere Bedürfnisse, daß ein von Natur so wenig idealer Gegenstand, wie ein Zollverein, nicht blos begeisterte Schwärmer, sondern selbst glühende Fanatiker hervorrufen konnte. Es liegt hierin der Beweis, daß der Idee des Zollvereins noch eine zweite, ganz andere substituirt wird, die eben jenen Fanatismus hervorrief. Das ist auch lügenhaft.

Es ergibt sich leicht aus dem bisher Gesagten, wie groß, wie umfassend das Feld der Lügen unserer Zeit sei, mit welchen Schwierigkeiten der zu kämpfen habe, der es unternimmt, sie zu schildern. Dies ist um so mehr der Fall, da sie sich in einander verwickeln, ja verändern. Oft liegt mehreren Lügen dieselbe Idee zu Grunde, oft verschiedene Ideen einer Lüge. Und doch ist es unmöglich, die Verhältnisse klar aufzufassen, wenn man sie nicht einzeln untersucht, weil sonst in der Untersuchung dieselbe Verwirrung herrschen würde, wie in der Sache selbst. Man könnte nun dabei allerdings von

den Grundideen unserer Zeit im Gegensatz der Parteiworte ausgehen, aber man müßte hier dasselbe verschiedenen Punkten öfter unterordnen; häufig fände man das Kind gar nicht bei seinem erwarteten und bekannten Namen bezeichnet. Besser ist es, man geht vom Namen der Sache aus, um so jede einzelne Lüge in ihren Ursachen, ihrem Wesen, ihren Umgebungen, ihren Folgen zu beurtheilen. Dann werden sich bei jedem Gegenstande die Anknüpfungspunkte an ein Bekanntes schon finden.

Dr. Gottfried Cohen.

Hamburg.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Kiel.

Allgreen-Ussing's Antrag, die Kieler Adresse und die Adresse der holsteinischen Stände. — Prügelschlacht in Hadersleben. — Der große und kleine Krieg zwischen dänischen und deutschen Blättern. — Eisenbahn nach Altona. — Dampfschifffahrt nach Petersburg; ein künftiger deutscher Kriegshafen. — Universitätswirren. — Der Kieler „Umschlag." — Der Ball der Herzogin Wilhelmine und der holsteinische Adel. — Theater. — Kieler Tivoli.

Wenn ich Ihnen so lange Zeit aus unserer Ultima Thule keinen Bericht zukommen ließ, so geschah es nur, weil in der letzten Zeit der Stoff in Schleswigholstein, das jetzt ein wahres Eldorado für Correspondenten geworden ist, sich so in Masse darbot, daß alle deutschen Zeitungen, von der Hamburger Neuen bis herab zur Ober-Postamtszeitung, Berichte über Berichte von hier brachten, und ich daher annahm, daß man auch ohne mich von den Details unserer Zustände im deutschen Vaterlande au fait gesetzt worden sei. Eben daher wird es auch genug sein, wenn ich jetzt nur ein Resumé der Hauptbegebenheiten zu geben versuche. — Die internationalen Streitigkeiten zwischen den unter demselben Scepter vereinigten deutschen Herzogthümern und dem dänischen Königreich, die sich lange Zeit durch oft sehr gehässige Zänkereien über Sprachverhältnisse, Finanzwesen, Militär- und Beamten-Angelegenheiten Luft gemacht, kamen zum offenen Ausbruch durch den bekannten übel berechneten Antrag des Bürgermeisters Allgreen-Ussing in der Roeskilder Ständeversammlung, wornach die Herzogthümer ihrer durch Jahrhunderte behaupteten Selbständigkeit beraubt, mit dem Königreich zu einer engen Staatseinheit mit derselben Erbfolge verbunden, und alle Discussionen über diese Verhältnisse den Unterthanen verboten werden sollten. Dieser Antrag, der selbst von dem königlichen Commissär in Roeskild, dem Staatsminister Oerstedt eine gewisse zweideutige Unterstützung fand, rief in den Herzogthümern die entschiedenste Entrüstung hervor, die sich nicht weniger in der hei-

Digitized by Google

mischen Presse und an alle deutschen Zeitungen versandten Correspondenzen, als in einer großen Anzahl von Adressen kund gab, die aus den verschiedenen Städten oder Landdistrikten an die damals in Itzehoe versammelten holsteinischen Stände eingingen und diese zum lautesten Protest gegen jegliche, aus dem Ussingschen Antrag hervorgehen könnende Folge aufforderten. Kiel ging in dieser Beziehung voraus und reichte die erste Adresse ein, die freilich so entschieden abgefaßt, so gründlich motivirt war, daß sie ein geschichtliches Aktenstück für unser Land geworden ist, die jedoch leider dadurch an ihrem Werth verlor, daß sie nur von einem Theil unsrer Bevölkerung, von der sogenannten Intelligenz, (wie sich dieselbe in der „Harmonie," einer sehr exclusiven Gesellschaft zusammenfindet), ausging und unterschrieben ward. Sie vereinigte so zwar viele Namen, die im Lande einen guten Klang haben, eine Menge von Professoren, städtischen Beamten, Advocaten, Geistlichen u. s. w., dagegen war der Bürgerstand, mit Ausnahme einzelner zu jener Gesellschaft gehörenden Kaufleute, nicht vertreten. Nichts desto weniger machte das Erscheinen dieser Adresse einen bedeutenden Eindruck, ihr folgten eine Menge anderer von allen Seiten des Landes, aus Schleswig nicht minder, wie aus Holstein, die alle die höchste Indignation über das Ussingsche Unternehmen aussprachen, und in deren einigen zugleich die Gelegenheit benutzt war, manchen zeitgemäßen Wunsch, namentlich den nach einer freieren Verfassung, auszusprechen. Die holsteinischen Stände, ihrer wichtigen Stellung sich bewußt, erließen nun eine Adresse an den König, die das tüchtige, wenn auch hyperaristokratische, aber eben daher auf die Selbständigkeit des Herzogthums vor Allem eifersüchtig wachende Ständemitglied Graf Reventlow-Preetz abfaßte, in welcher eine eben so freimüthige, als sachgemäße Sprache waltet und durch welche der König von der wahren Stimmung seiner deutschen Unterthanen, von ihrer Anhänglichkeit an ihren angestammten Königherzog, aber auch von ihrer Liebe zur Selbständigkeit und von ihrer festen Entschlossenheit in der Wahrung ihrer Rechte unterrichtet wird. Gewiß wird diese Adresse einen entschiedenen Einfluß auf den etwaigen Entschluß des Königs über die von den Roeskilder Ständen in Folge des Ussingschen Antrages, nach langen Debatten, in bedeutend moderirter Weise gemachte Eingabe ausüben. — Daß unter solchen Umständen die Spannung zwischen Dänen und Schleswigholsteinern sich immer mehr steigerte, läßt sich denken. Es fehlte nicht an den ungehörigsten Bethätigungen dieser Mißstimmung, zu denen namentlich eine skandalöse Prügelschlacht gehört, die in der halb dänischen, halb deutschen Stadt Hadersleben, in einem öffentlichen Wirthshauslocal geliefert ward, deren Entstehungsgrund einzig und allein politische Differenzen waren und in welcher Peter Hjort Lorenzen eine Hauptrolle spielte. — Aber auch die Presse beider Parteien setzte bei dieser Gelegenheit ihren Beruf weit

aus den Augen und statt durch leidenschaftslose und gediegene Erörterungen verständigend zu wirken, ward durch sie blos das Feuer des Streites angefacht. Wenn man das einzige Kieler Correspondenzblatt ausnimmt, so gibt es in der ganzen Tagespresse, weder diesseits noch jenseits der Belte, kaum ein einziges Organ, das nicht auf's allereinseitigste, oft in leidenschaftlicher und nicht selten in sehr unwürdiger Sprache sich bei dem Streit betheiligt. Jenes eben genannte Blatt hat zwar auch bei dieser neusten Gelegenheit die deutschen Interessen auf's wackerste vertreten, aber dies ist stets in würdiger Haltung geschehen; dagegen wüthen die dänischen Blätter und namentlich die dänisch gesinnten Organe in den Herzogthümern, z. B. die Dannevirke, die in höchst ungeschickten, ihre Sache compromittirenden Händen sind, rücksichtslos gegen Schleswigholstein, während von hier aus die vielen Wochenblätter nicht viel würdiger zu antworten wissen und sich namentlich in Entstellung der Thatsachen und in Nichtbeachtung gegnerischer Gründe auszeichnen. Das Rendsburger, Oldesloer und besonders auch das Sonderburger Wochenblatt, das im Solde des Herzogs von Augustenburg stehn soll, dessen Interessen es vorzugsweise vertritt, so wie die Lyna sind Hauptkämpen in dem Feldzuge gegen die dänischen Zeitungen, namentlich gegen das „Fädrelandet", das allerdings tüchtige Mitarbeiter zählt, sich aber oft durch blinden Eifer verleiten läßt, seinen Spalten Mittheilungen zu öffnen, die ihm keineswegs zur Ehre gereichen. Das Itzehoer Wochenblatt, das in Folge günstiger Verhältnisse, namentlich durch seine Intelligenz——Nachrichten, das verbreitetste Blatt im ganzen Norden geworden ist, (es geht in fast 10,000 Exemplaren!) — benutzt seine Stellung nur dazu, sich auch durch Ueberlegenheit in der allergröbsten Polemik hervorzuthun. Außerdem fehlt es nicht an Broschüren, (Pamphlets), Spottliedern und Karrikaturen, die viel öfter von nordischer Grobheit und Ungelenkheit, als von wirklichem Witz Zeugniß geben. So durch politische Demonstrationen in- und außerhalb der Ständeversammlungen geweckt, durch Plänkeleien der Presse in beständiger Spannung gehalten, befindet sich unser Volk aller Stände in einer bedeutenden Aufregung, die jedenfalls das Gute haben wird, daß ein gewisses Bewußtsein zum Durchbruch kommt, wie es bisher unsern ziemlich indifferenten und etwas materialistischen Landsleuten fehlte. Daß die bei Einzelnen hervorgerufenen Ansichten oft eben so einseitig, schroff und verkehrt sind, ist freilich nicht weniger zu beklagen, als der Einfluß, den diese Differenzen oft bis in's Innere des Familienlebens hinein äußern. — So viel über die allgemeine Stimmung in unserm Lande, der ich noch einige Specialien über unsre Stadt Kiel hinzufügen will. Kiel, das als Sitz der Universität und des höchsten Landescollegiums, als Residenz eines Herzogs schon lange den Brennpunkt der Intelligenz und der

Digitized by Google

höhern Geselligkeit für die Herzogthümer bildete, schwingt sich in der letzteren Zeit auch in materieller Beziehung immer mehr und mehr zu größerer Bedeutung herauf. Die Eisenbahnverbindung mit Altona hat den Handelsverkehr auf hier, zum Nachtheil Lübecks und anderer Ostseehäfen, bedeutend vermehrt und gibt für eine ausgedehnte Verbindung mit russischen und schwedischen Häfen günstige Aussichten. Eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen hier und Petersburg wird schon diesen Sommer eingerichtet werden, und gerne wollen wir die reichen Moskowiter mit ihren Banknoten und Goldstücken bei uns an's Land steigen sehen, wenn wir auch sonst wenig Sympathien für das Land des weißen Czars hegen. Wenn, wie ziemlich gewiß zu erwarten steht, der Glückstadter Hafen, sei es von Seiten der Regierung, oder durch Privatunternehmer, die gehörige Erweiterung erhalten haben und dadurch eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen England und dort zu Stande kommen wird, dürfen wir auch von dorther eines bedeutenden Verkehrs gewärtig sein, da die englischen Waarenzüge für die Ostsee, mit Umgehung des Stader-, wie des Sundzolls und der Hamburger Vermittlung, direkt per Eisenbahn auf hier und dann weiter gehn werden. Die natürliche Beschaffenheit des Kieler Hafens bietet alle Erfordernisse für einen ausgebreiteten Verkehr, und wenn einst die Idee einer deutschen Flotte weniger wie jetzt ein luftiges Phantom ist, das man durch ein winziges Schifflein auf komische Weise verwirklichen wollte, bietet jedenfalls die Kieler Föhrde den schönsten Platz zu einem deutschen Kriegshafen. — Auf unserer Universität fielen vor einiger Zeit Mißhelligkeiten zwischen der Akademischen Behörde und den Studenten vor. Eine Anzahl der letztern hatte einen Professor, der sich bei ihnen mehrfach unbeliebt gemacht, in seinem Colleg ausgescharrt, und als später hierüber eine Untersuchung eingeleitet ward, eine mit vielen Unterschriften versehene Eingabe gemacht, in welcher jenes Verfahren durchaus gebilligt ward. Da wurden einige zwanzig Studenten auf ein halbes Jahr consilirt; die übrigen gaben den Verwiesenen ein glänzendes Comitat und besuchten während einer ganzen Woche kein Colleg, bis endlich, nachdem auch die Bürger zu Gunsten der Studenten bei der Akademischen Behörde intervenirt hatten, eine Art von Transaction zu Stande kam, wonach die Studenten sich mit einem Gesuch direkt an den König wandten und die Begnadigung ihrer Commilitonen erreichten. Von den Studenten, die sich übrigens bei dieser Gelegenheit ebenso einträchtig als consequent und ehrenfest benahmen, ist eine kleine Broschüre herausgegeben worden, welche die ganze Angelegenheit auseinandersetzt. — Der diesjährige Kieler Umschlag, eine noch aus den Zeiten des alten Hansabundes her datirende Art von Messe, auf der die wichtigsten Geldgeschäfte, Güterkäufe und Verkäufe für beide Herzogthümer abgeschlossen werden, und wodurch in der Mitte des Januarmonats eine

Digitized by Google

bedeutende Anzahl von Fremden hier zusammenströmt, war diesmal besonders lebhaft, theils weil die Geldgeschäfte lebhaft gingen, theils aber auch weil die politischen Angelegenheiten zu mancherlei Verhandlungen und Berathungen Veranlassung gaben, deren Mittelpunkt der ebenfalls hier anwesende Herzog von Augustenburg war. Die zahlreichen, größtentheils sehr begüterten Mitglieder der Schleswigholstein'schen Ritterschaft, die hier im Umschlag regelmäßig ihre Geldangelegenheiten regeln, oder von ihren Administratoren regeln lassen, pflegen ihre Familien mitzubringen, da um diese Zeit der Geburtstag der Herzogin von Glücksburg fällt, wo Feste aller Art die haute-volée des Landes versammeln. Selten sieht man an einem Duodezhofe eine so glänzende Reunion, wie auf dem Ball, den die Herzogin Wilhelmine jedes Jahr am 18. Januar gibt, denn der Adel in unserm Herzogthum ist nicht bloß reich und an geistigen Vorzügen vor den benachbarten Junkern in Mecklenburg und Hannover hervorragend, sondern die meisten Geschlechter zeichnen sich durch ein sehr vortheilhaftes, aristokratisch imponirendes Aeußere aus; viele Familien haben lange im Auslande und in großen Residenzstädten gelebt. Für diejenigen Umschlagsgäste, denen diese hocharistokratischen Kreise nicht zugänglich sind, bieten sich alle jene bunten Vergnügungen, wie sie jede Messe auch überall und anderswo bringt; Gaukler aller Art, vor Allen aber Harfensyrenen und Orgeldreher ziehen in Massen hierher, um reiche Umschlagsernte in den vielen Caffeehäusern und Weinkellern zu halten, wo die wohlhabenden und lebenslustigen Landleute, aus den Marschen und in den reichen Gegenden in Wagrien und Angeln manchen harten Thaler drauf gehen lassen. Selbst das hiesige Theater sieht um diese Zeit seine Räume angefüllt. Außer dieser Zeit ist dies weniger der Fall, denn die Direction entspricht immer weniger den Anforderungen des Publicums. Ein schlechtes Repertoir, dessen Hauptbestandtheile Birch-Pfeiffersche Knallstücke machen, und ein Schauspielerpersonal, aus dem man die einzelnen guten Subjecte, wenn sie gebührende Ansprüche auf die Kasse der Unternehmer machen, entläßt, sind wenig im Stande zu befriedigen. Hoffentlich wird es bald dahin kommen, daß ein Comité aus intelligenten und gebildeten Männern das Theaterunternehmen an sich zieht, wie dies durch ein Geldopfer, für das sich Kiels Bewohner wohl bereit finden dürften, leicht zu erreichen sein mag. Uebrigens sieht man an dem Wege, der von der Stadt nach dem reizend gelegnen Gehölz, der Düsternbrock, führt, ein neues Etablissement entstehen, das eine große Sommerwirthschaft, Theater, Rutschbahn u. s. w. in der Art des Tivoli von Hamburg, enthalten wird, und für dessen Bestehn man namentlich auf Vergnügungsreisende rechnet, die die Eisenbahn in der Sommerzeit unsrer reizenden Gegend zuführen soll. —n.

II.

Aus Wien.

1.

Preußens Eroberungen im Frieden. — Politik der Ordens- und Medaillenvertheilung an die Industriellen. — Die künftige Wiener Gewerbeausstellung. — Was Oesterreich Noth thut. —

Ich muß Ihnen vor Allem melden, daß die „Politischen Gespräche aus Wien von einem Preußen," welche Nr. 9. der Grenzboten uns brachte, hier großes Aufsehen erregen, theils weil man die darin sprechenden Personen zu erkennen glaubt, theils weil seit langer Zeit kein Artikel unsere Stellung zu Preußen und Deutschland in so scharfen und gedrängten Umrissen gezeichnet hat. Daß Preußen uns in allem Frieden den Krieg macht und uns in Deutschland mit jedem Tage mehr Terrain — moralisch gesprochen — abzugewinnen sucht und wirklich abgewinnt, darüber kann sich Niemand mehr täuschen. Als Friedrich II. gegen Schlesien zog, da waffnete sich die ganze österreichische Monarchie, durch sieben Jahre floß Blut in Strömen und doch hat Preußen jetzt ohne Schwertstreich mehr erobert, als Schlesien uns gewesen ist. Der Zollverein, als dessen Haupt und Führer, ich möchte sagen, als dessen constitutioneller Monarch Preußen sich immer mehr und mehr gerirt, hat ihm die Hegemonie Deutschlands gesichert, wie höflich und diplomatisch auch die preußische Regierung gegen einen solchen Ausdruck protestirt. Man kann nicht umhin, der preußischen Politik Bewunderung zu zollen, wenn man sieht, mit wie kleinen Mitteln sie große Resultate hervorzubringen weiß. Ich will nicht auf die Entstehungsgeschichte des Zollvereins zurückkommen, wie unscheinbar damals das große Vorhaben dargestellt wurde, ich will nicht von der in diesem Augenblicke noch schwebenden Constitutionsfrage sprechen, bei welcher man, wie die erwähnten „Politischen Gespräche" sich trefflich ausdrücken, Oesterreich so geschickt vorschiebt. Gebe der Himmel, daß Letztere keine Komödie ist und daß die Constitution eine Wirklichkeit werde, wie der Zollverein. Aber von diesen großen Dingen soll hier nicht die Rede sein; unsere Reflexionen beschränken sich blos auf einen kleinen unbedeutend scheinenden Akt, den Preußen in den letzten Tagen ausgeführt, ich meine die Ordens- und Medaillenvertheilung an die vorzüglichsten Industriellen des Zollvereins und der Bundesstaaten, welche in Berlin ausgestellt haben. Dieser schönen Aufmunterung deutschen Gewerbsfleißes, die äußerlich als ein reiner Ausfluß patriotischen Gefühls, als Feuereifer für deutsche nationale Größe erscheint, liegt innerlich eine kluge lächelnde Politik zu Grunde, welche die Schwäche der Deutschen kennt und welche weiß, daß derlei Auszeichnungen am geeignetsten sind, ihren

Digitized by Google

Mann zu fassen. Wenn erst der Deutsche gewohnt ist, welchem Staate er auch angehöre, von Berlin aus die nationale Belobung und Belohnung zu erhalten, ist dann nicht die Eroberung moralisch vollendet? Auch in Mainz fand eine Ausstellung des deutschen Gewerbfleißes vor drei Jahren Statt. Damals gingen die Ausstellenden leer aus und Preußen fühlte sich politischer Weise nicht berufen, der hessischen Regierung, die nicht selbst darauf verfiel, den freundschaftlichen Wink zu ertheilen, die Zollvereins-Industrie durch äußere Ehren aufzumuntern. Man wartete, bis die Ausstellung in Berlin Statt finde. — Berlin ist gewissermaßen jetzt schon die Hauptstadt des deutschen Zollvereins, der constitutionelle König, der, nachdem er die Zustimmung der verschiedenen Kammern erhalten, die executive Gewalt ausübt, Krieg und Frieden stiftet, (vide Hannover) Geschäftsträger absendet, Negociationen einleitet u. s. w. Warum sollte es nicht die Prärogative der Ordensverleihungen ausüben? Allerdings steht dies auch den andern Zollvereinsstaaten zu, aber wenn diese jetzt dem Beispiele nachfolgen, so sind sie doch nur die Nachahmer, und die Ehre der Initiative gehört unstreitig Preußen. Auch in Wien wird nächstens eine große Gewerbeausstellung stattfinden, zu der die deutsche Industrie als Gast geladen ist. Aber in welchem Nachtheile befindet sich Oesterreich bei dieser Gelegenheit! Abgesehen, daß man bei uns, um der Würde des Kaiserstaates Nichts zu vergeben, sich scheuen muß, als bloßer Nachahmer Preußens aufzutreten, hat auch Oesterreich keinen rothen Adlerorden vierter Klasse. Der Theresienorden wird seinen Statuten gemäß nur an Militärs und auf dem Schlachtfelde selbst ertheilt. Der Leopoldsorden führt, wenn ich nicht irre, den Freiherrn-Titel mit sich.

Preußen hat unter dem doppelten Titel als Zollvereins- und als Bundes-Staat seine Gaben mit beiden Händen austheilen können; Oesterreich kann nur unter letzterem Charakter auftreten. Zudem hat Preußen bei den großen Vorschritten seiner eigenen Industrie so viel an seine eigenen Unterthanen zu vertheilen gehabt, daß es ohne Hintenansetzung derselben auch seine äußern politischen Zwecke verfolgen konnte und den Industriellen anderer Staaten großmüthig sich angenehm machen durfte;*) Oesterreich, dessen Industrie noch in manchen

*) Sogar nach Oesterreich hat Preußen seine Gnadenbezeugungen geschickt. Der Tuchfabrikant Ritter von Mord in Klagenfurt, der Professor J. Reuter am Wiener polytechnischen Institut und der Wiener Seidenfabrikant Hornbostel haben den rothen Adlerorden vierter Klasse erhalten. Der Fabrikant Leitenberger in Reichsstadt und die Harachsche Glasfabrik in Neuwald (beide in Böhmen) erhielten die goldene Medaille; Der Brünner Tuchfabrikant Offermann, der Seidenfabrikant Moring, die Druckwaarenfabrik Bracht und Konigs, der Schawlfabrikant Zeisel, der Platinafabrikant Machts, alle vier in Wien, die Handschuhfabrik Bou-

Branchen zurück ist, müßte, wenn es den verdienstvollen deutschen Ausstellern ähnliche Ehrenbezeugungen erweisen wollte, weit mehr Kreuze an andere als an seine eigenen Industriellen vertheilen, was wie eine Satyre auf sich selbst aussehen würde.

Das Resultat dieser Bemerkungen sind zwei Dinge. Vorerst der oft wiederholte Rath, auf den man aber nicht oft genug zurückkommen kann, daß Oesterreich, wenn es während der hoffentlich noch lange dauernden Friedenszeit in Deutschland nicht mehr einbüßen soll, als ihm ein Krieg rauben könnte, sich so schnell als möglich beeilen muß, dem Zollvereine beizutreten; zweitens daß die österreichische Staatsklugheit endlich alle ihre Sinne zusammennehmen soll, um durch eine freudige That, durch eine eclatante Initiative in den deutschen Verhältnissen seine Stellung an der Spitze des einigen Deutschland Hand in Hand mit Preußen wieder einzunehmen.

Z. — von Z . . .

2.

Eisgang; Vernachlässigung der Donau; der Ludwigskanal. — Gräffer und die Pariser Polizei. — Der Dichter Hugo. — Ein Festbuch. — Keine Illumination; Denkmal des Kaisers Franz. —

Man befürchtet hier eine Wiederholung jener furchtbaren Ereignisse, die 1830 die Bevölkerung in Noth und Schrecken gesetzt, denn ist auch der Winter nicht eben hart, so bietet er doch einen so grellen Wechsel der Witterung, daß das kaum gebrochene Eis immer wieder plötzlich stocken muß. So entsteht im Donaubett eine ungewöhnliche Anhäufung von Eisstücken, die haushoch und mit Schnee bedeckt dastehen und nur des warmen Südwindes harren, um mit Gepolter zusammenzustürzen. Wird einmal die Anhäufung dieser Eisklumpen an einer flachuferigen Stelle zu groß, so entsteht nothwendig eine Ueberfluthung, wie 1830 in Wien und 1837 in Pesth. Hier trifft das Schicksal blos einen kleinen, meist von reichen Leuten bewohnten Stadttheil, die Leopoldstadt, die auf einer von der Donau gebildeten Insel sehr niedrig liegt, doch ist der Schaden darum nicht geringer und der Verkehr mit den nördlichen Ländern leidet darunter stets empfindlich. Diesmal steht der Eisstock, dessen Losbruch man erwartet, einige

---

logen in Prag und die Bleiweiß-Fabrik von Herbert erhielten die silberne Medaille. Viele andere erhielten die eherne Medaille. Komisch ist, daß drei Kaiserliche Hammerwerke zu Imbach, zu Eisenerz und zu Weyer an der Ens durch silberne Medaillen aufgemuntert wurden. — Im Ganzen war die Berliner Ausstellung nur sehr gering von Oesterreich beschickt und es ist ein gutes Zeichen für unsere Industrie, daß unter diesen Wenigen so viele Preise sich befinden. —

Digitized by Google

Stunden oberhalb der Stadt in der Nähe des Stiftes Klosterneuburg, und der Erzherzog Albrecht, gegenwärtig commandirender General von Niederösterreich, ist vor einigen Tagen in Begleitung des im Fache der Hydrotechnik ausgezeichneten Obersten Birago in diese Gegend geritten, um das Terrain und die Gefahr in der Nähe zu besehen. Das in der Leopoldstadt kasernirende Reiterregiment hat den Befehl erhalten, die Insel zu verlassen und andere Quartiere zu beziehen Auch befindet sich Tag und Nacht auf der Bastei in der Nähe der Donaubrücke ein Detaschement Soldaten mit Kanonen, um im Falle der Gefahr durch Lärmschüsse zu warnen. Dem Vernehmen nach soll bestimmt sein, den Eisenbahnflügel von Stockerau, da, wo er ein altes, verlassenes Flußbett eines Donauarmes durchschneidet, zu durchbrechen, um durch Wegräumung des Dammes dem andringenden Wasser hier ein unschädliches Geleise zu ebnen. Diese fast jährlich wiederkehrenden Gefahren sind eine Folge der argen Vernachlässigung, welcher die Donau fast auf ihrem ganzen Laufe seit jeher überlassen war. Wäre der Donau dieselbe Sorgfalt gewidmet worden, wie dem Rhein, so könnten die Urenkel jetzt ohne Besorgniß zu Bette gehen. Jetzt freilich dürfte die Versäumniß kaum mehr nachgeholt werden können, weil die Kosten eines tüchtigen Strombaus die gesammten Staatseinkünfte auf einige Jahre im Voraus verschlingen würden. Um nicht ungerecht zu sein, muß man auch gestehen, daß die Verwahrlosung der Donau im Vergleich zu dem trefflichen Zustand des Rheins lediglich die Wirkung der falschen Richtung war, welche der Welthandel in Europa genommen. Anfangs hatten Venedig und Genua den Zwischenhandel mit dem Orient an sich gerissen, in verkehrten zur See und machten ihre Sendungen nach dem Norden über Baiern, von wo dieselben dem Rheine zukamen, der bald der Canal wurde, welcher die Waaren des Südens überlieferte, indeß Belgien wieder den Rhein benutzte, um seine ostindischen Güter dem Continent zuzuführen. Später, nach der Entdeckung Amerikas, als die italienische Handelsmacht in Verfall gerieth und England und Holland den Weltmarkt beherrschten, war es abermals der Rhein, dem die Spedition dieser Großkäufer zu Statten kam, während die Donau, obschon der größte Strom Europas, ein Stiefkind blieb, die verachtete Aschenbrödel, von der Niemand dachte, daß gerade sie die geradeste Verbindung der nordwestlichen Kaufmannschaft mit dem Waarenhaus der Levante sei und jeder andere Weg aus dem Norden und Westen nach Smyrna und Konstantinopel ein unbegreiflicher Umweg. Wir glauben nicht, daß dies bald anders werden wird, obschon noch in diesem Jahre der Ludwigskanal in seiner ganzen Ausdehnung eröffnet werden soll; denn um einen solchen radicalen Umschwung in das europäische Verkehrsleben zu bringen, dazu ist mehr nothwendig als Rinnsal und Schleußen; politische Fragen müssen gelößt, die orientalischen Verhältnisse geordnet werden, bevor

sich alle möglichen Wirkungen entwickeln können, und hat König Ludwig von Baiern auch die Idee Karls des Großen ausgeführt, so hat er doch nicht die Macht und das Ansehen, welches Karl der Große hatte und womit dieser seinen Canal geschützt haben würde.

Die Nachricht von der Ausweisung der deutschen Schriftsteller in Paris hat auch hier gewaltiges Aufsehen gemacht. Von Oesterreichern befindet sich meines Wissens blos Börnstein unter den Ausgewiesenen und dieser hat Freunde gefunden, welche seinen Pariser Aufenthalt auch fernerhin möglich machen; indeß Ruge anfänglich von der französischen Polizei mit ihm auf gleichem Fuß behandelt ward, bis der Schrei der Entrüstung über dieses gegen einen Mann von Charakter und literarischer Tüchtigkeit beobachtete Verfahren sogar in das Ministerhotel drang und diese ihren Fehler verbesserten. Ueberhaupt hat es sich bei dieser Gelegenheit wieder gezeigt, wie wenig die Franzosen eigentlich von Deutschland wissen. Wer möchte es glauben, daß unser gutmüthige, alte Gräffer, den Sie selbst kennen, diese loyale Seele, die ganz in den Erinnerungen der Vergangenheit schwelgt, und welcher von Alxinger und Ratschky noch immer mit der wärmsten Begeisterung spricht, daß dieser Mann, der ruhig in seinem Wiener Buchladen sitzt, von der Pariser Polizei als deutscher Demagog mit legitimistischer Idiosynkrasie gegen das Haus Orleans in allen Arrondissements emsig gesucht wird. Und dennoch geschah es; vierzehn Tage lang war die Polizei auf den Füßen, um die Wohnung des Monsieur Gräffer, revolutionair allemand, zu erkunden. Sie hatte nämlich die Weisung, sämmtliche Mitarbeiter des deutschen Journals „Vorwärts" fortzuschaffen, der Präfect ließ sich deshalb diese Zeitschrift bringen und alle Namen herausschreiben, worunter sich denn auch der Name Gräffer befand, von dem in dem deutschen Pariser Blatte ein den hiesigen „Sonntagsblättern" entlehnter Aufsatz über den Herzog von Reichstadt unter dem Titel „das Pensum" abgedruckt war. Dies reichte hin auf Gräffer zu fahnden, der indeß wie gewöhnlich frühstückte und seine weiße Halsbinde umlegte, ohne sich von der Rolle etwas träumen zu lassen, die er ganz unbewußt in Paris spielte.

Ein Bruder des in Paris verweilenden Börnstein lebt hier als Medicinä Doctor und hat sich in der jüngsten Zeit unter dem Namen Hugo durch die Herausgabe e niger Dramen, wie: „die große Fibel," „der Stein der Weisen" bemerkbar gemacht. Doch scheinen die Produkte, die sich durch einen gewissen philosophischen Anstrich und Kälte der Sprache auszeichnen, sich mehr im deutschen Ausland als in Oesterreich selbst Anerkennung verschafft zu haben, wenigstens liest man in auswärtigen Blättern rühmende Kritiken, indeß die hierortigen derselben kaum Erwähnung thun.

Zu der Feier des 70. Geburtstages des Grafen Moritz Dietrichstein, welcher Präfect der Hofbibliothek ist, haben die zehn Beam-

Digitized by Google

ten dieses Instituts eine Decas literarischer Kleinodien herausgegeben und ihrem Chef gewidmet. Weil diese Schrift in der That Sachen von Werth mittheilt, so stehe ich nicht an das Festbuch näher zu schildern. Der Hofrath Baron Münch-Bellinghausen hat ein Fragment seines neuesten Dramas „König Wamba" mitgetheilt, wirkungsreiche Scenen, beseelt von der Poesie mittelalterlichen Aberglaubens; Ritter von Eichenfeld bietet fünf lateinische Distichen aus dem dreizehnten Jahrhundert, welche dem Manuscriptenschatz der Hofbibliothek entnommen sind, indeß Ritter von Bartsch drei Briefe von drei berühmten Malern gespendet hat; die Briefsteller heißen: Giulio Romano, Tizian und Mantegna. Der Custos Schmid widmete die vom Hoforganisten Kaiser Maximilian I. Paul Hoffheymer componirte erste Ode des Horaz in heutiger Notenschrift, Custos Wolf bis jetzt unbekannt gebliebene Romanzen des Spaniers Juan Timoneda mit schätzenswerthen Nachweisungen über das Leben dieses echten Dichters. Scriptor Birk steuerte Chiphenwergers Klage um König Albrecht 2., deren Text aus einem im Kloster Mansee gefundenen Pergament hergestellt wurde, Scriptor Krafft bringt einen Apolog des Humajunname in der türkischen Ursprache und in deutscher Uebersetzung. Von Karajan finden wir ein Bruchstück aus Ottokars Reimchronik, in der der Hoftag zu Augsburg (15. August 1575) geschildert wird, von Selliers von Moranville vier Sonnette der venetianischen Edelleute P. Giustiniano, Gabriello, Zorni und T. Giustiniano. Zuletzt begegnet man noch zwei ungarischen Volksliedern: Erste Liebe und „Erinnerung" in deutscher Nachbildung von Pachler und einer Homilie in altslavonischer und griechischer Sprache von dem Dr. Miklosch veröffentlicht. Als Vignette dient der Niello-Papierabdruck eines sehr seltenen und kostbaren Kupferstichs, die Apotheose Pellegrini's da Cesena darstellend, aus der Kunstsammlung der Hofbibliothek, welche seit dem Jahre 1819, wo Graf Dietrichstein die Verwaltung derselben antrat, an Raum und Personal gewonnen hat, wie nicht minder an Umfang und innerer Bedeutung, besonders was spanische, orientalische und chinesische Literatur betrifft.

Von der projectirten Illumination der Stadt zur Feier der kaiserlichen Entschließung in Betreff der Militärkapitulation hat es inzwischen sein Abkommen gefunden, da der Kaiser in Betracht der bedeutenden Unkosten, die auf eine halbe Million Gulden veranschlagt wurden, sich diese Ehre verbeten hat, sowie auch den Fackelzug der Studenten und es steht jetzt zu erwarten, ob diese Summe, da sie einmal bewilligt war, den hiesigen Wohlthätigkeitsinstituten zu Statten kommen oder für andere öffentliche Zwecke benützt werden soll. Am Geburtsfeste des Kaisers wird auch die Enthüllung des Denkmals des verstorbenen Kaisers Franz auf dem innern Burgplatz im

Amalienhofe Statt finden. Marchese hat nun auch die symbolischen Nebenstatuen und die Basreliefs vollendet und der Guß des Standbildes selbst ist bereits fertig.

III.

Aus München.

Blätterfall. — Rescript des Königs an die Universität. — Ronge's Bild. — Zucht- und Irrenhaus. — Bilderverloosung. — Geier, Simonsen, Albrecht Zimmermann, Schelve, Etzdorf ꝛc. — Museumsvorlesungen von Söltl, Schaffhäutl, Aschenbrenner und Steub. — Münchner Geheimnisse. — Dr. Hagen über den bairischen Pauperismus. — Oberbairischer Verein zur Besserung entlassener Sträflinge.

„Fallen seh' ich Zweig auf Zweige" oder vielmehr Blatt auf Blatt. In meinem vorigen Briefe habe ich schon über das Loos berichtet, das bei uns die „Züricher Zeitung" getroffen, und in diesem muß ich wieder über zwei ähnliche Loose sprechen: Es sind die „Deutsche Allgemeine" und das „Frankfurter Journal", denen das bairische Postdebit entzogen wurde. Diese Maßregeln, aus confessionellen, nicht aus politischen Rücksichten hervorgegangen, haben keinen günstigen Eindruck hervorgebracht. Von vielen Seiten jedoch glaubt man, daß der König selbst diesen Maßregeln ferne stehe, da bei jeder Gelegenheit des Königs Wille sichtbar wird, die confessionellen Differenzen zu beseitigen. So gelangte noch vor Kurzem ein Rescript des Königs an unsere Universität, nach welchem zu dem Genusse der Unterstützung aus einem schon im Jahre 1832 gegründeten Stipendiumfond alle diejenigen zugelassen werden können, die ihre Moralität und ihre Kenntnisse dazu befähigen, ohne Unterschied des Standes, der Heimath und des Religionsbekenntnisses. Dieses Rescript ist um so bemerkenswerther, als des Genusses an diesem Stipendium auch Juden theilhaftig werden können, diese Parias unserer Gesellschaft, deren Loos, wenn es schon im ganzen deutschen Vaterlande nicht zu den beneidenswerthesten gehört, in Baiern vollends das trostloseste ist. In der Ronge'schen Angelegenheit sind hier alle Schriften strenge verboten, sowohl die für als gegen den Reformator, sein Bildniß jedoch hängt hier an mehreren Buchläden zum Verkaufe aus und soll sich eines starken Abgangs erfreuen. — Eine Concession, die man bei uns schon im vorigen Jahre den Anforderungen der Zeit gemacht, hat nicht verfehlt, die besten Früchte zu tragen. Im Correctionshause in der Vorstadt Au nämlich hat man seit einem Jahre die körperliche Züchtigung abgeschafft, und dem Berichte zufolge, den die betreffende Behörde abgestattet, hatte man noch keinen Augenblick Ursache, die Einführung der humanen Reform zu bereuen. Es sind nie weniger Excesse unter den Sträf-

Digitized by Google

lingen vorgefallen, nie hat mehr Subordination unter denselben geherrscht als eben seit dieser Zeit. Wenn man diesen Verbrechern ihr unglückliches, ob auch verdientes Loos durch Milderung ihrer Strafe zu erleichtern suchte, um wie vielmehr verdiente das traurige Schicksal jener Unglücklichen eine Milderung, deren Geist von Nacht umhüllt ist! Aber in diesem Stücke ist man bei uns noch weit zurück. Im Irrenhause des benachbarten Gräsing spielt noch immer die Zwangsjacke die Hauptrolle; von jener milden Behandlung dieser Unglücklichen, wie sie der milde Geist unseres Jahrhunderts fast allenthalben eingeführt und die sich auch überall als so trefflich bewährt hat, davon weiß man bei uns Nichts. Abgesehen davon, daß die Anverwandten eines Geisteskranken erst nach langem Petitioniren es dahin bringen können, diesem eine Zufluchtsstätte im Irrenhause zu verschaffen, wird die Familie selbst, welcher der Unglückliche angehört, wenn sie anders einiges Mitleid mit demselben fühlt, sich nur von der äußersten Nothwendigkeit zwingen lassen, ihren Verwandten dieser Anstalt zu übergeben. — Mitte Februars fand im Locale unseres Kunstvereins die Bilderverloosung statt. Daß man bei einer Anzahl von 115 Gemälden nicht lauter Meisterstücke erwarten durfte, versteht sich von selbst: so entschieden Mittelmäßiges aber als in diesem Jahre kam noch nie seit dem Bestehen des Vereins zur Verloosung. Der Kunstverein ist allerdings eine Anstalt, bestimmt, junge und strebende Talente durch Ankauf ihrer Bilder aufzumuntern und zu unterstützen, gänzliche Talentlosigkeit aber sollte entschieden zurückgewiesen werden; eine Versorgungsanstalt für Geistesarme und phantasieinvalide Kunstjünger ist der Verein doch wahrlich nicht. Das haben auch die Mitglieder des Kunstvereines eingesehen und haben die Bestimmung festgesetzt, daß von nun an dem Schiedsgerichte (allerdings im Widerspruche mit seinem Namen) nur ein berathendes, dem Ausschusse aber ein entscheidendes Votum beim Ankaufe der Bilder zustehe. Das hervorragendste Gemälde war auch in diesem Jahre wieder ein Bild von Geier in Augsburg, „die Concertprobe", das dem Componisten Pentenrieder zufiel und welches von Kennern dem „ärztlichen Concilium" desselben Meisters, das im vorigen Jahre vom Vereine angekauft wurde, noch vorgezogen wird. Allgemeines Interesse erregten auch ein „Seeräuberschiff" von Simonsen, in Colorit und Ausführung gleich ausgezeichnet, eine „Abendlandschaft" von Albrecht Zimmermann, ferner die Bilder von Schelver, Etzdorf, Adam und And. Als Geschenk für seine Mitglieder bestimmte der Verein für das Jahr 44 einen Kupferstich von Thäter, darstellend: „Friedrich Barbarossas Zusammenkunft mit dem Pabste in Venedig" nach einem Gemälde Schnorr's im Festsaal der Residenz. — Während der Monate Februar und März findet in unserm Museum ein Cyclus von Vorlesungen statt und bereits wurden schon vier Vorträge abgehalten. Diese Vor-

lesungen wechseln mit den „musikalisch-declamatorischen Abendunterhaltungen", welche die Herrn Faubel und Mittermaier, Mitglieder der hiesigen Hofcapelle, ebenfalls im Saale des Museums veranstalten, in der Art ab, daß die letzteren Mittwoch, die ersteren aber Samstag Abends in jeder Woche der genannten Monate abgehalten werden. Der Zudrang unseres Publicums besonders zu den Vorlesungen zeigt hinlänglich die Empfänglichkeit desselben für derartige geistige Genüsse. Den Cyclus der Vorlesungen eröffnete Professor Söltl mit einem Vortrage über „Aesthetik der bildenden und redenden Künste", in welchem er als Prinzip derselben die Darstellung des Wahren und Charakteristischen mit Unterordnung der Schönheit durch erläuternde Beispiele geltend zu machen suchte. Er zeigte nämlich, daß es nur die völlige Uebereinstimmung des Dargestellten mit der den Künstler oder Dichter beseelenden Idee sei, worin der eigentliche Reiz jedes wahren Kunst- oder Dichterwerkes sich offenbare. Mehr Interesse erregte noch der Vortrag des Professors Schaffhäutl über „antike Musik". Er ging auf die Entwicklung der Tonkunst ein, nach der Folge der Zeiten und Charaktere und erläuterte seinen Vortrag durch eine Reihe von historischen und musikalischen Tonsätzen unter Mitwirkung des Sängers Dr. Hadtinger und der Damen Dietz und Hetzenecker. Er begann mit dem arabischen und hebräischen, ging dann auf den römischen und griechischen, von da auf den französischen und italienischen und endlich auf den modernen Tonsatz über. Dr. Aschenbrenner hielt einen Vortrag über „das Recht der Frauen, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Verdienste um Natur- und Heilkunde.„ Er begann mit der ägyptischen Isis, ging auf Circe und Medea über, zeigte, daß auch in der Neuzeit besonders fürstliche Frauen sich thätig in diesen Fächern erwiesen hätten, ging dann auf die Emancipationsfrage in Betreff der Frauen über, die jedoch mit einigen vagen Phrasen beseitigt wurde. Endlich hörten wir Dr. Steub, bekannt als Verfasser „der Bilder aus Griechenland" über „Volkssagen in Baiern". Nachdem er den Begriff der Volkssage überhaupt erörtert, ging er auf die zwei wichtigsten Sagen in Baiern über, auf die von der Geburt Kaiser Karls in der Reismühle bei Gauting und auf die vom Aufenthalte des Kaisers im Untersberge bei Reichenhall. Der eigenthümliche Humor, mit dem Dr. Steub seine Vorlesung zu würzen verstand, erregte die ungetheilteste Heiterkeit. — Mord und Raub nehmen seit kurzer Zeit bei uns auf eine schreckliche Weise überhand. Es sind nicht weniger als fünf Mordthaten im Laufe einiger Monate, theils hier, theils in der nächsten Umgebung verübt worden. Wer unsere „Geheimnisse" zu schreiben verstände, könnte Dinge enthüllen, die der Feder des französischen Romantikers in keiner Weise unwürdig wären. Und solchen sprechenden Thatsachen gegenüber wagt es ein S. in der „Allgemeinen" „aus Baiern" in

Digitized by Google

einem Aufsatze voll hohler Phrasen unser Land als ein Elysium darzustellen, wo Pauperismus und Proletariat kaum dem Namen nach gekannt sind! Wenn man es denn doch nicht wagt, mit der Wahrheit herauszurücken, warum nicht lieber schweigen? Und hat nicht Dr. Karl Hagen in den „Constitutionellen Jahrbüchern" das Ueberhandnehmen des Pauperismus und des Proletariats in unserm Lande durch Ziffern bewiesen, die mehr wiegen, als all das leere Gerede? Es wird gewiß Niemand so thöricht sein, diese Schäden unserer Gesellschaft der Regierung zur Last legen zu wollen, Schäden, die mit den Verhältnissen unseres gesammten Vaterlandes zu tief verwachsen sind, als daß überhaupt eine einzelne Regierung energisch dagegen wirken könnte. Ihr Pariser Correspondent hat diese Verhältnisse mit wenigen treffenden Worten geschildert und ich kann mich deshalb jeder weitern Auseinandersetzung enthalten. Daß unsere Regierung bemüht ist, das Loos der untern Volksklassen wo möglich zu erleichtern, hat sie erst neuerdings durch ein Rescript bewiesen, wornach in allen Regierungsbezirken die Errichtung von Vereinen für die Besserung und Versorgung entlassener Sträflinge und Zwangsarbeiter angeregt werden soll. Ein solcher Verein existirt bereits in Oberbaiern, seine Satzungen haben bereits die Genehmigung des Ministeriums erhalten, ich werde in meinem nächsten Briefe ausführlicher darauf zurückkommen.

Z.

IV.

Aus Breslau.

Politik und Wetter. — Adeliger Champagner. — Geistliche Damen und Ronge-Attentate. — Untersuchungen. — Die Krautjunker-Zeitschrift. — 12 Gedichte. — Holtei.

Merkwürdig, wie die Politik mitunter mit dem Wetter übereinstimmt. Wir glaubten, es solle Frühling werden. Die Berliner Correspondenten-Lerchen stiegen in die blaue Luft und wirbelten Constitutionshoffnungen nieder und sangen manch schöne Variation zu dem alten Liede, das dem Volke noch immer in den Ohren summt. Trotzdem wir schon so oft von Berliner Sprechern und Schreibern angeführt worden waren, glaubten wir doch dem prophetischen Gezirpe, entledigten uns der Resignations-Jacken und zogen die plumpen Stiefeln des langsamen Fortschritts und des beschleunigten Rückschritts von den Füßen, glaubend, die Sonne werde warm darnieder scheinen. Und siehe da! Mit einem Male fängt's an zu schneien und schneit mehr als sieben Tage und sieben Nächte lang lauter Enttäuschungs-Schnee, in dem wir waten müssen, in dem wir kneten müssen, so daß sich unsere leichtfüßige Logik die Füße erkältet und wir einen erbärmlichen Stockschnupfen kriegen. Wir sind alle krank geworden und

Digitized by Google

werden lange Zeit sehr sorgsam gepflegt werden müssen, ehe wir uns wieder in's Freie wagen. Was wenigstens Ihren Correspondenten betrifft, so ist er ganz unglücklich über das abscheuliche Wetter. Wenn nun so eine Revolution entstände unter den Berliner Schneidergesellen „von wegen des nicht erlobten Rochens uf die Jassen", es würden ihnen ja die Hände erfrieren, eh' sie durch die Schneelage zum Steinpflaster kämen. Denn wie gut unterrichtete Berliner Correspondenten melden, soll Berlin eben so verschneit sein als Breslau. Unsere Straßen gleichen im Augenblicke einer romantischen Gletscherlandschaft und die Menschen sind Gemsjäger, welche sich mit Lebensgefahr von einem Zacken auf den andern schwingen. Wenn man so mit ansieht, wie die Leute den Schwindel kriegen und schwanken, so sollte man glauben, die Polizei wäre verreist oder krank geworden, was zum Glück der Menschheit nicht der Fall ist. Ein Mann war letzter Tage so naiv, an das Militär die inständigste Bitte zu richten, es möge doch die Schaufel in die Hand nehmen und die Stadt vom Schnee befreien. Der Commandant soll hierauf gemeint haben, die Soldaten seien für Gott, König und Vaterland da, und vom Schneeschaufeln stände Nichts auf den Patrontaschen. Er hat Recht. Wir sind ein Militär-Staat, und wenn die Soldaten in Ungelegenheit kommen, so muß ihnen der Bürger aus der „Pantsche" helfen, wie Anno 13 und 14, und nicht umgekehrt. Der Bürger ist der Soldaten wegen da, und wieder nicht umgekehrt; denn wovon sollte der Soldat dann existiren? — Wenn uns die Sonne nicht bald die Passagen bessert, so verlernen wir noch das Gehen. Im Gebirge soll's vollends arg sein, und den armen Webern geht's wie den Krähen, die in kalten Tagen immer sehr schwer ihres Leibes Nothdurft finden. Sie — nämlich die Weber — sollen unserem Landtage auch eine Petition um Abhilfe ihres traurigen Zustandes eingereicht haben. Er wird ihnen wohl nicht helfen können, er müßte denn zuvor selbst um Abhilfe seines eigenen Zustandes petitioniren und Gewährung finden. Zu Beiden ist wenig Aussicht vorhanden. Die letzte Sitzung des Landtags soll übrigens doch interessant gewesen sein. Es lag die Petition um größere Vertretung der Land- und Stadtgemeinden vor, wogegen die Fürsten und Ritter energisch protestiren. Da tritt ein Männlein auf und fragt die hohen Herrn in's Angesicht, wo die Stärke des Staates, der Kern des Vaterlandes eigentlich ruhe, im hohen Adel oder im Bürger- und Bauernstande? 1806 deute beinahe darauf hin, daß der letztere es sei. Hierauf ist eine große Bewegung unter den Rittern und Fürsten entstanden, und man hat den kühnen Redner ausgetrommelt. Jemand meinte, diese Wahrheit sei schon zu bekannt, sie dürfe nicht erst ausgetrommelt werden, wie in Schilda eine magistratualische Bekanntmachung. —

Digitized by Google

Da der Winter sich dießmal nicht verabschieden will, so sind auch seine Vergnügungen noch immer en vogue. Die sechshundert Kränzchen und Tanzklubs, in welche sich das bürgerliche Leben jeden Winter zersetzt, ähnlich einem Topfe Milch zu Zeiten eines Gewitters, sind noch in voller Thätigkeit begriffen, während die höhere Bourgeoisie und der Adel jetzt erst recht seine Amüsements anzufangen scheinen. Selbige unterscheiden sich wesentlich nur dadurch, daß die adeligen Freuden durch Champagner, die hochbürgerlichen durch Rothwein zu Stande gebracht werden. Sie müssen nämlich wissen, daß unsere Geldaristokraten die unendlich lächerliche Krähwinklerei besitzen, das Champagnertrinken in Damengesellschaft für einen Luxus zu halten. Ein junger Kaufmannssohn, der in der Börsentanzgesellschaft sich einen echten Grüneberger Mousseux „zulegen" wollte, würde den Gänsen, die das Capitolium der Sitte und des guten Geschmacks bewachen, sechs Tage Stoff zum Schnattern geben, wovon das Resultat wäre, daß eine Mütter-Conspiration ihn für einen Verschwender erklärte, der die Hand einer Goldtochter nicht verdiene. Ich bin auch nicht für's Champagner-Trinken, aber aus anderen, als aus Fraubasen-Rücksichten.

In unseren Salons — verzeihen Sie, wenn ich einmal Berlinisch spreche — wird die religiöse Frage sehr eifrig ventilirt, namentlich von den Damen, die ihre Hand dabei im Spiele haben; denn eine tüchtige Anzahl heirathsfähiger katholischer Geistlichen würde mit der Zeit den Ueberfluß an Jungfrauen zu absorbiren wissen. Neulich war ich bei der ersten gottesdienstlichen Feier der hiesigen Neukatholiken — was da für Damen waren, und wie diese ihre Pfeile nach den zwei ledigen „allerliebsten" Priestern schossen —! Unsere Elegants bedauern sehr, daß sie nicht katholische Priester geworden, sie könnten jetzt auch reformiren und Herzen erobern. Wenn die jungen Damen auf das Herz des Hrn. Ronge Attentate machen, so wagen die älteren Angriffe auf sein Leben. Es ist nämlich nichts Seltenes, daß ein Klub Kaffeeschwestern ihn auf diese oder jene Art umkommen läßt, bald durch eine Pechlarve, die man ihm auf's Gesicht gedrückt, bald durch vergifteten Wein, oder lange blinkende Messer —

Kaum ist die Untersuchung gegen das Mitglied unserer Stadtverordnetenversammlung, Hrn. Linderer, zu Ende, so hat man schon wieder Jemanden ausersehen, an dem man die Vortrefflichkeit des Inquisitions-Prozesses erproben will. Hrn. Wander, einem unserer ausgezeichnetsten Volkslehrer, sind plötzlich seine sämmtlichen Papiere mit Beschlag belegt worden und — merkwürdig! — fast an demselben Tage, wo die Schlöffelsche Petition um eine Habeas-Corpus-Akte bei unserem Landtage durchfiel. Das Gerücht, „der Schatten des Faktums," nennt mit rühriger Zunge schon wieder einen Mann,

der, im Falle der Kelch an Wander vorübergeht, als Glied der Untersuchungskette sich anreiht. Wir sind ein Volk der prohibitiven Maßregeln, ein Volk, dem man den Brunnen zudeckt und die Nägel abschneidet — und doch sollen wir immer das Wasser getrübt, und die Mutter beim Liebkosen gekratzt haben. —

Nachdem sie schon lange Zeit gesiecht, ist sie endlich gestorben nämlich die „Zeitschrift für Recht und Besitz," die zu redigiren zwei Landjunker sich unterstanden hatten. Weil die Regierung nicht mit redigirte, d. h. weil sie „der sogenannten Verstandesreligion, die sich in jedem Individuo anders entwickelt," nicht entgegentrat. „Die Regierung," sagt die Krautjunker-Redaction, „ging uns im Unterdrücken dieser Richtung nicht voran, und darum sind wir einstweilen fertig." Wie gefällt Ihnen dieser Schwanengesang? Wenn jede Redaction aufhören wollte sobald die Regierung nicht mit ihr ginge, dann könnten wir unsere Politik aus China beziehen. — Unsere Buchhändler machen mit dem Verlage von theologischen Streitschriften ganz hübsche Geschäfte. Es ist kaum glaublich, wie gierig man nach Allem greift, was auf diese religiöse Frage Bezug hat. In allen schlesischen Städten, ja sogar auf den Dörfern haben sich Vereine gebildet, welche alle Brochüren pro und contra unter ihren Mitgliedern circuliren lassen Leute, die außer der Bibel und dem Gesangbuche, sonst keinen gedruckten Buchstaben zu Gesicht bekamen, sind im Besitze von fußhohen Lagen dieser Ephemeren, die allerdings auch sehr wohlfeil sind. — Unter den Breslauer Buchhändlern hat sich in Bezug auf Confession derselben und die Art ihrer Verlagsartikel ein merkwürdiger Umstand herausgestellt. Die meisten Protestanten verlegen nur streng katholische Sachen, und die Katholiken diejenigen Erzeugnisse, welche sich für die Neuerungen aussprechen. Und doch kann man nicht grade sagen, daß dies aus Gründen der Gesinnung geschieht, wiewohl es bei Einzelnen den Anschein hat, als wenn das Geldgewissen nach und nach die eigene Ueberzeugung aufzehre. Wegen Strenge der hiesigen Censur wandern die meisten Brochüren nach Leipzig, um sich von dort Imprimatur zu holen. So hat die Schulzsche Buchhandlung eigentlich sämmtliche Schriften Ronge's in Verlag, gleichwohl erschienen sie in Leipzig und später in Altenburg. Man rechnet dieser Handlung nach, daß sie wenigstens 30,000 Thlr. an Ronge verdient habe, obwohl sie nur mit der Hälfte am reinen Gewinn participirt. — Nachdem die neuesten Vorgänge innerhalb des Katholicismus in jedem Genre der Darstellung entweder angegriffen oder vertheidigt worden sind, hat es ein junger Schlesier unternommen, sie vor den idealisirenden Hohlspiegel der Poesie zu stellen. Dies ist in einer Weise geschehen, wie wir es von einem Dichter Schlesiens, das in der letzten Zeit ganz poesielos geworden zu sein schien, nicht erwartet. Die „zwölf Gedichte, unserer Zeit gewidmet

Digitized by Google

von Friedrich Siegmund" (Leipzig, in Commiss. bei K. F. Köhler) machen uns mit einem Dichter von entschiedenem Talente bekannt, oder flößen uns vielmehr das Verlangen ein, ihn kennen zu lernen, denn bis jetzt hält er sich noch hinter der Maske der Pseudonymität. — Bis jetzt ist Hr. v. Holtei von der Leitung unserer Bühne zwar noch nicht zurückgetreten, es steht jedoch fest, daß er dies unter allen Umständen thut. Vermöge der dramatischen Vorlesungen, welche er hier veranstaltet, scheint er die Zeit und das Publicum fragen zu wollen, ob er zu etwas Anderem mehr tauge, als zu einem Theater-Dirigenten. Der Erfolg sieht wie eine günstige Antwort aus. Gewiß trägt er aus Breslau wieder einen tüchtigen Sack voll Stoff zu seinen Memoiren mit fort. Wehe denen, welchen er durch das Schlüsselloch geguckt, wehe Allen, die nicht Palmen streuten, wehe auch Ihrem Correspondenten, der nicht umhin konnte, über die Holteische Direction die Wahrheit zu sagen. Da also, wie gesagt, Hr. v. Holtei noch dirigirt, so ist über unsere Theaterzustände nichts Neues zu sagen. Die Rädersche Posse „der artesische Brunnen" übt jetzt am meisten Zugkraft aus, wobei jedoch unser treffliche Decorateur, Hr. Pape, und der eben so vortreffliche Komiker Hr. Wohlbrück das größte, wenn nicht einzige Verdienst haben. Die ersten Kräfte des Dramas, wie Hr. Hegel, Hr. Hennig ꝛc. liegen brach, weil Holtei die neuesten Zeitstücke, wie „Urbild," „Pugatscheff" ꝛc. an Hrn. Emil Devrient's Gastspiel versagt hat. Dadurch macht er natürlich die Stücke todt und lähmt zugleich das künstlerische Streben der hiesigen Bühnenmitglieder. †

V.

Das Bollwerk von Tyrol.

Siehe die Franzensveste bei Brixen Grenzboten No. 6.

Die mächtige Veste, welche Oesterreich im Eisakthale baut, um Tyrol gegen Invasion von Süden her zu schirmen, ist schon einmal in diesen Blättern besprochen worden. Der Verfasser jener schätzenswerthen Mittheilung, in welcher auch ohne nähere Angabe der Militär unverkennbar ist, stellt, indem er die vortreffliche Lage der Franzensveste schildert, die Voraussetzung hin: „dafern sie nicht mit leichter Infanterie umgangen werden könne." Dieselbe Betrachtung drängte sich mir auf, als ich im vorigen Spätsommer über den Brenner nach Italien reiste, und was ich an Ort und Stelle darüber vernommen habe, mag vielleicht als Supplement zu der oben erwähnten Mittheilung dienen.

Der imposante Bau mit seinen beiden Forts, zwischen denen die Straße im verengten Eisakthale dahin läuft, hatte mein Interesse im

höchsten Grade erregt. Zu rasch rollte der Wagen an den Werken vorüber, als daß sich etwas Genaues über deren System hätte erkunden lassen. Links von der Straße liegt das bedeutendere Fort, das die nach S. sich senkende Straße mit einer gewaltigen Geschützfront in mehrern Etagen beherrscht, während rechts vorgeschoben, eine höher gelegene Befestigung durch concentrisches Feuer und gegenseitige Unterstützung den Punkt fast unnehmbar zu machen scheint, da der Feind im engen Gebirgsthale einen Geschützkampf nur unter den ungünstigsten Verhältnissen beginnen könnte. — Eine Stunde weiter gen S. breiten sich die starren Bergränder, in denen man vom Brenner herab eingeschachtelt, mit der wildtosenden Eisak zur Begleiterin, fährt, in ein weites, freundlich grünes Thal auseinander, in welchem Nußbäume und Kastanien, Weinreben und wieder Gartenblumen wachsen. Der Doppelthurm der Domkirche verkündet den Bischofsitz, eine riesige Trauerweide hängt über dem Eingange von Brixen und scheint mit ihren langen, wehenden Zweigen ein Willkommen zu winken — oder: Gäre! Denn drinnen ist es keineswegs so lieblich, als draußen.

Ich wollte mich sogleich einem jungen Triestiner anschließen, welcher den Weg zu Fuß wieder hinauf machte, um die Franzensveste genau zu besehen, indessen sagte man mir, daß dazu eine Legitimation als Oesterreicher gehöre, mein Paß legitimirte mich aber als preußischen Militär und so mußte ich denn auf nähere Einsicht in die Construction jener interessanten Werke verzichten. Auf meinen Streifereien suchte ich Gelegenheit, mit Eingebornen, besonders Bergsöhnen aus dem Eisak- und Pusterthal — die letztern unverkennbar an ihrer schwarzgrünen Tracht mit den nackten Knieen — über die Veste zu sprechen und was ich hier vernommen habe, scheint allerdings die Gewißheit zu geben, daß sie umgangen werden kann.

Mehrere hohnlächelten, wenn ich davon sprach, daß keine Maus unzermalmt durch den Paß laufen würde. — „'s isch scho' Recht!" sagte Einer. „Aber — wer braucht's?" Dabei zeigte er auf die Höhen des linken Thalrandes.

Ein Anderer sagte achselzuckend: „Schad' um's Geld! Man kann d'rum her!" Und als ich genauer fragte, behaupteten sie, wie eine ausgemachte Sache, daß die Veste auf Bergpfaden zu umgehen sei. „Mit ganzen Massen?" fragte ich eifrig.

„Nun, so viel Lust haben. — Auf einmal nit!" antworteten sie lachend. Also einzeln, wie es scheint.

Es läßt sich freilich nicht annehmen, daß ein so kostspieliger Bau ohne die gewissenhafteste Recognoscirung des Terrains unternommen worden ist und ich erzähle nur, was ich gehört habe, ohne die Wahrheit der Sache selbst zu verbürgen. Zwar lockte es mich, letztere zu

Digitized by Google

untersuchen, aber meine Reise verfolgte andere Zwecke, und Brixen hat für längern Aufenthalt wenig Annehmliches, als etwa die dreihundert Sorten Weintrauben, welche der Fürstbischof in seinem über alle Beschreibung fruchtbaren Garten baut: mich aber zog die Sehnsucht, je näher, desto stärker nach Süden.

Hinzufügen will ich noch, daß jene Erzählung der Bergbewohner mir auch von Städtern, jedoch mit leiser Stimme und vorsichtiger Verwahrung, bestätigt wurde. Vielleicht aber fühlt sich nur der gerechte Stolz des tapfern Volkes gekränkt, daß man, nachdem es zweimal — 1703 und 1809 — solche leuchtende Beweise seiner Heldenkraft und Treue gegeben, für die Vertheidigung von Tyrol ein anderes Bollwerk sucht, als die Brust seiner Bewohner.

„Sackerl!" sagte Einer, ein prächtiger Bursch von hohem Wuchs, mit rothen Backen und gutmüthigen braunen Augen. „Wollen's denn von den welschen Confinien bis hierher alteriren?" (retiriren.)

Ueber die Schilderhebung von 1809 wurden mir in Salurn noch einige nicht uninteressante Mittheilungen, die ich, soweit die Discretion gegen die Erzähler gestattet, vielleicht ein andermal bringen werde. Bernd von Guseck.

VI.

Ein deutscher Krieger, von Bauernfeld,
auf der Leipziger Bühne.

„Dies also ist — das Ereigniß? Dies ist der deutsche Krieger, von dessen kühnem Schritt die Bretter des Burgtheaters in Wien erzitterten? Armes, glückliches, kindliches Wien!" — Mit so unschmeichelhafter Verwunderung äußerte man sich hier nach der ersten Aufführung des deutschen Kriegers, der in Wien so große Sensation gemacht hatte. Die Verwunderung galt nicht dem Drama selbst, denn dieses war auch von Wien aus als eine der schwächern Productionen Bauernfeld's angekündigt worden;*) sie galt der Gesinnungsmanifestation, die man erwartet hatte. Eben die Tendenz, welche in Wien die Schwächen des Stückes verdeckte, konnte man hier nicht entdecken; und als man sie entdeckte, fand man sie so unschuldig, daß die Verwunderung von Neuem begann. Wer Wien nicht näher kennt, kann allerdings die Bedeutung nicht ahnen, welche schon die blasse Färbung

*) Trotzdem hat es hier in vielen Einzelnheiten sehr freundlich angesprochen; und es hätte einen entschiedenern Erfolg gehabt, wären die beiden Hauptrollen: der deutsche Krieger und Frau von La Roche eben so gut gespielt worden, wie die komische Nebenrolle des Hans von Herrn Meixner und der Kurfürst Johann Georg von Herrn Marr gespielt ward. Der deutsche Krieger war nicht passend besetzt und die Rolle der de la Roche wurde von Frau Dessoir sehr vernachläßigt.

Digitized by Google

dieses deutschen Kriegers für die Augen eines Burgtheaterpublicums hat. Selbst wer nur eine Reihe von Jahren aus Kaiserstadt und Kaiserstaat fort ist, muß sich erst wieder in die dortige Atmosphäre zurückdenken, um den Wiener Jubel über dies „Tendenzstück" zu begreifen.

Unmittelbar vor dem Abschluß des westphälischen Friedens kämpft der sächsische Freischaarenhauptmann Götze im Elsaß gegen die Franzosen. Er haßt diese „Erbfeinde Deutschlands," als hätten sie schon damals Straßburg geraubt, das liebe heilige römische Reich gesprengt und den Rheinbund gestiftet. Eine Frau von la Roche, die einflußreiche Verwandte des französischen Gesandten in Dresden, will er sogar erschießen lassen, wenn er sie erwischt; doch ist er großmüthig genug, da er sie erwischt, sie nicht erkennen zu wollen, wodurch er ihr Dankbarkeit und später Liebe einflößt. Ja, dieser Götze will einen glorreichen Friedensschluß, er will Deutschland einig, groß und siegreich — machen? das kann man wohl nicht sagen, denn man frägt: wodurch, wo sind die Mittel, was sind die Pläne dieses „sächsischen Wallenstein," wie ihn Dohna nennt? Er haut blos um sich und denkt, wenn er, der Hauptmann einer Freischaar, die Feindseligkeiten nicht einstellt, den Krieg von Neuem anzufachen; er überschreitet die Ordres seines Herrn, des Kurfürsten von Sachsen, und will die Veste Zabern stürmen. Frau von La Roche kommt als Parlementär zu ihm und hat die Uebergabe der Veste schon mit Wort und Handschlag zugesagt, als plötzlich der Friede verkündet wird. Graf Dohna, der Diplomat, des Kriegers Gegenstück, zugleich ein Bewerber um die Hand der La Roche, tritt auf und dem Götze in den Weg; jetzt beginne das Regiment der Feder, heißt es. Der deutsche Krieger, der „Bauernsohn," wie er selbst sich mit stolzer Bescheidenheit nennt, schilt auf die kalten, unpatriotischen Diplomaten. Gewiß mit Recht, aber was thut er gegen sie? Nun, er verdirbt es mit dem Dohna, wird ab- und in Anklagestand gesetzt und findet ein Asyl bei dem guten Pächter Büttner, der mit ihm aus dem Elsaß in die Nähe von Dresden gezogen. Ist dies Alles nicht rührend deutsch? Der ehrliche Mann wird mit Undank und Verfolgung belohnt, der Federfuchser und Intriguant mit Gnadenketten und hohen Würden. Doch das ist Weltlauf, könnte man sagen. Allein es ist auch darin deutsch, daß der ehrliche Kerl immer ein bischen bornirt und der Gescheidte die personificirte Selbstsucht sein muß. Glückliches Volk, die Franzosen; bei ihnen sind selbst die Spitzbuben patriotisch, bei uns nur die Schlemiehls; selbst die Diplomaten intriguiren dort nur für das Vaterland, bei uns aber glaubt man fast, Klugheit und Ehrlichkeit müßten sich im Leben immer befeinden und die Einfalt müsse stets auch einfältig sein. Unsere Tugend ist oft nur eine Mitgift des Temperaments, eine Entschädigung, welche die Beschränktheit erträglich machen soll. — Die Fran-

Digitized by Google

zösin aber, diese Frau de La Roche, welcher unser Götze sehr modern nachgewiesen hat, daß die Franzosen „kein Gemüth hätten," so wenig wie das Wort dafür, sie ruht und rastet nicht, bis sie dem geliebten deutschen Krieger, seinen deutschen Neidern und Feinden zum Trotz, Genugthuung verschafft und den Kurfürsten Johann Georg ihm wieder versöhnt hat. Johann Georg kommt durch Zufall auf das Gut des Büttner, läßt sich da als Wilddieb von dem jungen Hans erwischen und zeigt sich ganz als gutmüthigen Polterer und patriarchalischen deutschen Landesvater. Er spricht auch gern von seiner guten Dorothea Sybilla, als wäre sie eine Hausfrau, wie andere. Zuletzt gesteht Götze, daß er ein Hitzkopf gewesen, und der Kurfürst gesteht, daß auch er ein großes Deutschland wünschte und das Traurige des westphälischen Friedens einsehe, aber „wenn er nur gekonnt hätte, wie er wollte!" — das besiegelt die Versöhnung; dieses gemüthliche Zugeständniß seines fürstlichen Freundes entzückt den deutschen Krieger, hebt ihn über allen Zwiespalt hinaus und wirft ihn in die Arme der de la Roche, führt ihn in den Hafen der Familie, die in Deutschland zuletzt für Alles entschädigt. Denn dies ist ja doch das Höchste, und weiter kann's Keiner bringen, meint Büttner. — Braucht es noch eines Beweises, daß „Oesterreich deutsch ist?" —

Die vorhergehende Skizzirung der Fabel sollte nur dazu dienen, die politische Seele des Stückes errathen zu lassen. Sonst leidet es, wie man sieht, an Unwahrscheinlichkeiten und einer losen Composition, hat aber auch Bauernfeld's bekannte Vorzüge: einen liebenswürdigen, leichten, natürlichen Dialog und eine heitere, oft sehr sinnige Komik, hier namentlich in den Nebenfiguren und episodischen Scenen.

Jetzt, indem ich an den Gang des Stückes noch einmal zurückdenke, überkommt es mich selbst, als müßte seine Aufführung auf dem Burgtheater doch ein Ereigniß genannt werden. Auf jenen weltbedeutenden Brettern, wo bisher die wirkliche Welt ignorirt werden mußte, eine so deutliche Abspiegelung der deutschen Welt, ja eine unmittelbare Anspielung auf die Gegenwart! Schon daß von einem Deutschland die Rede ist, wo sonst nur die passive Loyalität sich an den Begriff: das Kaiserhaus, klammern durfte, ist von großer Bedeutung. Der Spott auf „die geheime Registratur," die Satyre über „das Verbrechen, in Ungnade zu sein," das Geißeln der gesinnungslosen Diplomaten, das Alles ist für uns Kleinigkeit und gewiß auch für das Parterrepublicum des Burgtheaters, wenn es dergleichen — liest; aber dies Alles hat noch ganz andern Sinn im Munde kaiserlicher Schauspieler und im Angesicht der Hoflogen. Diese leisen Töne, die in einer freiern Luft unbeachtet verhallen, klingen ganz anders unter der großen Glasglocke; da erscheinen sie als das erste Echo mächtiger Frühlingstöne der Zukunft. Daß die Aufführung des deutschen Kriegers in Wien für ein wichtiges Zugeständniß an die Zeit

galt, wird den Norddeutschen nur eine Idee beibringen von dem Zwang, der dort geübt wird. Nach der ersten Darstellung des deutschen Kriegers wollte der Rothstift über einzelne Scenen desselben herfallen; der brave Autor aber wehrte sich mannhaft und drohte, auf die Tantieme zu verzichten und das Stück ganz zurückzunehmen. Der Rothstift mußte weichen, und das Publicum jubelte. Auch das gehört zur Würdigung des deutschen Kriegers als Tendenzstück und seiner Aufnahme beim Wiener Publicum.

Man hat für die österreichischen Dichter keinen Maßstab, von ihrem Verhältniß zu den Zuständen keinen Begriff in Norddeutschland. Man versetze Bauernfeld — und dasselbe gilt auch von einigen andern österreichischen Talenten — in freiere Kreise, und er wird in kurzer Zeit weit Höheres, Mächtigeres, Treffenderes leisten. Der gebildete Theil des Wiener Publicums berücksichtigt gar wohl die Schranken, innerhalb deren sein Dichter sich bewegen muß, und weiß es zu schätzen, daß er bei ihm ausharrt, mit ihm lebt und auf seine Gedankenkreise eingeht. Das Wiener Publicum legt auch großes Gewicht darauf, daß der Dichter des Tendenzstückes ein Oesterreicher ist, einer von den Seinen, dessen ernsthafte und aufrichtige Gesinnung erprobt ist. Bauernfeld gehört zu den seltenen Charakteren in Oesterreich, die, ohne äußere Mittel und dem kleinen, avancementsbedürftigen Beamtenstand angehörend, sich stets ihre Unabhängigkeit zu wahren wußten*).

VII.

Notizen.

Junge Türkei. — Tout comme chez nous. — Jordan. — Grenzboten-Verbot in Hessen. — Urbild des Tartüffe in Berlin. — Prutz und Müller. — Wiener und Wiesner. — A. Weill und der Polizeicommissär. — Die Redactionen und die Landtagsverhandlungen. — Deutsche Feinde. —

— Die ganze mohamedanische Welt ist, durch den Koran, Ein großer Antithierquälerverein. Daher sind die frommen Moslems, die keinen Floh beleidigen, während sie den Giaour gemüthlich spießen, empört über die Franken, die eine geheime Verbindung gegen die „natürliche Polizei" von Konstantinopel gebildet und eine Unzahl herrenloser Hunde vergiftet haben. — Khosrew Pascha, der Mann des mohamedanisch-türkischen Staats, und die ultramontanen Ulemas halten allein noch den Sultan ab, eine zeitgemäße Constitution zu geben; die islamitische Mutterkirche, klagen sie, wird auf das Grausamste verfolgt

*) Bauernfeld ist der Erste, der in Wien einen offenen unmittelbaren Schritt gegen den Censurdruck, durch seine Denkschrift: pia desideria, wagte, und hat erst neulich wieder eine Petition zu demselben Zweck zu Stande gebracht.

und man möchte Krokodilthränen weinen, wenn man sieht, daß sie nicht einmal die Renegaten mehr köpfen darf. Eben so klagen die griechischen und armenischen Christen, daß sie ihrerseits die Renegaten nicht mehr wahnsinnig erklären und lebenslänglich einsperren dürfen. (Factisch!) So schwer wird Beiden, Christen und Türken, das Bischen Toleranz. — Auf Reschid Pascha's Seite steht „die junge Türkei", die aber für unnational und unhistorisch gilt. „So schwanke ich," sagte der tiefblickende Sultan Abdulmedschid, „zwischen zwei Heubündeln. Die Gründlichen sind wie die Menschenfresser und die Menschenfreundlichen sind so flach!"

— Unlängst kam im englischen Unterhaus die Brieferöffnungssache wieder auf's Tapet. Eine unserer großen Zeitungen betonte sehr auffallend: das freie England! Dies sollte ein leiser Triumph sein und heißen: Die Ihr von Freiheit faselt, seht, in England ist's tout comme chez nous. — Allerdings im freien England ließ ein Minister einigen zwanzig Leuten ihre Briefe erbrechen. Aber ein polnischer und ein italienischer Flüchtling ließen diesen Minister im Unterhaus zur Verantwortung ziehen; das ist wohl auch tout comme chez nous? Der Minister gestand offen sein Verfahren ein und berief sich dabei auf eine bestehende Vollmacht, sowie auf die dringendste politische Nothwendigkeit — ist das vielleicht tout comme chez nous? Ganz England petitionirte, die großen Blätter agitirten gegen den Mißbrauch, — unsere Allgemeinen Zeitungen werden es wohl auch so machen? Endlich beschloß die Regierung, das geheime Postcabinet aufzuheben, — und das ist gewiß auch tout comme chez nous!

— Schon vor einigen Monaten hörte man, Sylvester Jordan sei von der Instanz losgesprochen. Das Gerücht verlor sich wieder; ein Deutscher muß Geduld haben. Jetzt endlich kehrt es wieder, reducirt sich aber darauf: Vom Oberappellationsgericht kam der Befehl an den Marburger Kriminalsenat, den Prof. Jordan, der in dem dortigen Schloß gefangen sitzt, auf freien Fuß zu setzen gegen eine Caution von 2000 Thlrn. und gegen das Ehrenwort, daß er das Weichbild der Stadt bis zur Erlassung des Endurtheils nicht verlassen werde. — Wann aber wird das Endurtheil erlassen werden? — Und dieses Endurtheil ist am Ende nur eine Lossprechung von der Instanz d. h. Jordan bleibt stumm für die Kammer, stumm für den Lehrstuhl; er ist unschädlich gemacht. — Unschädlich hat den armen Jordan wohl schon der Kerker gemacht, der Untergang seiner Familie, die Zerrüttung seiner Gesundheit. Fast könnte Einen seine Freisprechung nicht mehr freuen; denn wer weiß, ob er nicht frei wird, blos um nicht im Gefängniß zu sterben.

— Sollten etwa Bemerkungen, wie die vorhergehende, einem Journal zur Ehre verhelfen können, in Hessen-Cassel verboten zu werden? Wir brachten ähnliche Notizen über Jordan, gleich andern deutschen Blättern, und erklärten uns daraus den Umstand, daß seit Januar 1845 alle Grenzbotenexemplare aus Hessen uns zurückgesandt wurden. Jetzt lesen wir im „Telegraphen," daß die Grenzboten wegen eines Artikels über die Universität Marburg von Dronke in Hessen zu leicht befunden worden sind. Es scheint also immer noch gefährlicher, den Nimbus deutscher Professoren anzutasten, als die deutscher Minister. Oder thun wir den Marburger Professoren Unrecht und sind sie, statt als unsere Ankläger aufzutreten, nur als Sündenböcke vorgeschoben worden? Das wäre doch wahrlich nicht der Mühe werth.

— Man schreibt uns aus Berlin: Gutzkow's „Urbild des Tartüffe" ist hier mit großem Beifall gegeben worden. Diese Arbeit des nie ruhenden Schriftstellers ist reich an Talent und Erfindungskraft. Will man ihr aber einen Tadel anhängen, so dürfte wohl der der gegründetste sein, daß der Präsident Lamoignon sich in dem Stücke durchaus nicht als Heuchler und schlechter Mensch beweist, sondern daß man nur aus seinen Worten auf seine Thaten schließen muß. Wenn der Darsteller dieses Charakters, Herr Hoppé, denselben falsch auffaßte und weit mehr eine Maske, als einen Menschen gab, so möchte er darin durch die passive Rolle, welche Gutzkow dem Lamoignon zugewiesen, ziemlich bestärkt worden sein. Uebrigens liefert dieses neue Werk Gutzkow's den deutlichen Beweis, wie unveränderlich der Dichter in seinem Streben geblieben und wie er es verstanden hat, in den kritischen Stürmen des Lebens sich die eigentlichen Wurzeln zu decken. In der Figur des Molière erschien uns der ganze Gutzkow; wie er seinen Haß und seine Liebe schon früher einmal einer dramatischen Person, dem Steele, in den Mund legte, so fand er diesmal in Molière eine Gestalt, in der sich seine kritischen Elemente und seine dramatisch-productiven Bestrebungen vermitteln.

— Wir müssen leider unsere Notiz im vorigen Hefte über Prutz's Gefangennehmung widerrufen, d. h. nicht es thut uns leid, daß Prutz nicht verhaftet worden ist, sondern daß wir eine Taktlosigkeit rügten, welche die Behörden zufällig nicht begangen haben. Wir können uns mit der sonst doch glaubwürdigen Allgemeinen Zeitung entschuldigen, welche die Nachricht zuerst mittheilte, sie also durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten rechnete. Einige Tage darauf hieß es, nicht Prutz, sondern ein gewisser Müller sei es, den die Polizei in Aachen unter ihre Flügel nahm. Aufrichtig gestanden, wir hätten,

Digitized by Google

durch die erste Täuschung gewitzigt, bald auch der Berichtigung keinen Glauben geschenkt; denn Müller — so kann Jeder heißen. — Allein Prutz selbst erklärt jetzt in der Deutschen Allgemeinen, daß er nicht jener Müller ist, sondern ruhig in Halle sitzt, ja sogar nach Berlin übersiedeln, also gleichsam unmittelbar unter die Kanonen des Feindes rücken will. Denn daß ihm, „wegen Majestätsbeleidigung," der Prozeß gemacht wird, daran ist leider Nichts zu berichtigen.

— Wir fangen an, sehr loyal zu werden: d. h. wir bringen noch eine Berichtigung. Den Verfasser der „Waise von Lucca," Dr. Wiener hielten wir (siehe voriges Heft) für identisch mit dem Verfasser der „russisch-politischen Arithmetik" Dr. Wiesner in Wien. Er ist es aber nicht. Dieser Dr. Wiener ist vielmehr gar kein Wiener, sondern ein Berliner, und hat sich bereits durch einen Roman bekannt gemacht, dessen Heldin eine Somnambule ist. Dr. Wiesner hat übrigens auch Dramen geschrieben, von denen Inez de Castro, wie im vorigen Hefte bemerkt ist, in Wien und Weimar gegeben wurde.

— Die Ausweisung deutscher Schriftsteller aus Paris datirt nicht etwa erst von heute. Vor ohngefähr zwei Jahren ließ A. Weill im Telegraphen gegen Louis Philipp einige Artikel drucken. Bald darauf wurde er auf die Polizei in Paris berufen. — Sie sind deutscher Schriftsteller? frug ihn der Commissär? — Ja, mein Herr! — Sind Sie der Verfasser dieses Artikels? — Ja, mein Herr! — Nun wohl so werden Sie sich bereit halten, Frankreich binnen fünf Tagen zu verlassen. — Nein, mein Herr. — Das wollen wir sehen; haben Sie Ihren Paß bei der Hand? — Nein, mein Herr! — Wie, Sie haben keinen Paß? — Nein, mein Herr! — Sind Sie politischer Flüchtling? — Nein, mein Herr. — Nicht? und mit welchem Rechte wollen Sie hier bleiben? — Ich bin Franzose, mein Herr! — Franzose? — Ja, mein Herr! — Und Sie schreiben deutsch? — Ja, mein Herr. — Wo haben Sie Ihren Geburtsschein? — Da, mein Herr. — Ah, Sie sind aus dem Elsaß! — Ja, mein Herr! — Das ist eine andere Sache. Ich bitte sehr um Entschuldigung. — Guten Tag, mein Herr!

— Bei dem confusen Durcheinander, welches in den gedruckten Verhandlungen der preußischen Provinziallandtage herrscht, bei der Schwierigkeit für den Laien, sich diese namenlosen Hin- und Herredner, diese lückenhaften Sätze in dramatischer Klarheit vorzustellen, wäre es die Aufgabe der Zeitungs-Redactionen, ein deutliches Resumé der jedesmaligen Sitzung den ausführlichen Verhandlungen voran zu schicken, damit das große Publicum, welches noch nicht an derlei parlamentarische Proceduren gewöhnt ist, vieler Voraussetzungen entbehrt,

Digitized by Google

und manchen juridischen Fachausdruck, manche Beziehung auf ein bestehendes Gesetz nicht versteht, einen deutlichen Begriff davon erhalte, was die Herren Deputirten eigentlich in ihren Sitzungen wollen und — nicht wollen. Die französischen Journale, die doch die Kammerreden vollständig liefern, mit Nennung der Personen und zwar in einer klaren eleganten Sprache, ohne jene barbarische Syntax und handwerksmäßiges Kauderwelsch, welche die preußischen Parlaments- (!) Berichte auszeichnen, bringen doch jedesmal in ihrem Premier Paris eine kurze beleuchtende Uebersicht über den Gegenstand und das Resultat einer jeden Sitzung, wobei sie den Vortheil haben, das letztere von ihrem Gesichtspunkte aus zu beleuchten und zu kritisirrn. Vielleicht ist es aber gerade das letztere, welchem die deutschen Journal-Redactionen ausweichen wollen oder ausweichen müssen. Gut! (d. h. schlicht!) laßt die Kritik bei Seite, aber gebt wenigstens das Resultat dem Leser und erleichtert ihm das halsbrecherische Klettern auf der holperigen Verhandlungsleiter. — Die an den Landtagen mit der Redaction der Verhandlungen beauftragten Deputirten könnten sich übrigens ihr schwieriges Geschäft erleichtern. Wenn es auch verboten ist, die Namen der Redner zu nennen oder durch Anfangsbuchstaben zu bezeichnen, so könnte man doch jedem wenigstens eine Ziffer geben. Statt in einer langen Periode sagen zu müssen; „Hierauf entgegnete der oben erwähnte Redner aus dem Stande der Städte" so könnten sie schreiben: hierauf ermahnte der Deputirte A. oder B. — Es sind oft ein halbes Dutzend Redner aus dem Stande der Städte u. s. w. oben erwähnt und man weiß nicht, meint man oben am Anfang, oben in der Mitte oder oben unten.

— Sieht man sich genau um, so ist Deutschland von allen Seiten mit Feinden versorgt und es kann ihm nie an Opponenten fehlen, wenn es um den nationalen Doctorgrad disputiren will. Zuerst Rom. Der Streit mit Rom hat die Hohenstaufen ruinirt und Deutschland gespalten, weil die Resultate immer nur halbe waren. Die Kämpfe mit Frankreich haben uns mehr genützt; sie brachten auch eine Entzweiung hervor, indem sie den politischen Liberalismus weckten, aber allem Anscheine nach wird dieser einen ganzen Sieg erfechten und so die Einheit wieder herstellen. Mit Rußland begannen wir, zunächst auf dem Papier, zum ersten Mal anzubinden, als Rom, „unsere alte Liebe," dazwischen kam. Rußland ist wie vergessen, und doch versprechen wir uns von einer ordentlichen Affaire mit ihm am meisten Heil für Deutschland. Als Lückenbisser in Nebenstunden haben wir Dänen, Ungarn, Slowaken ɛc.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **I. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google